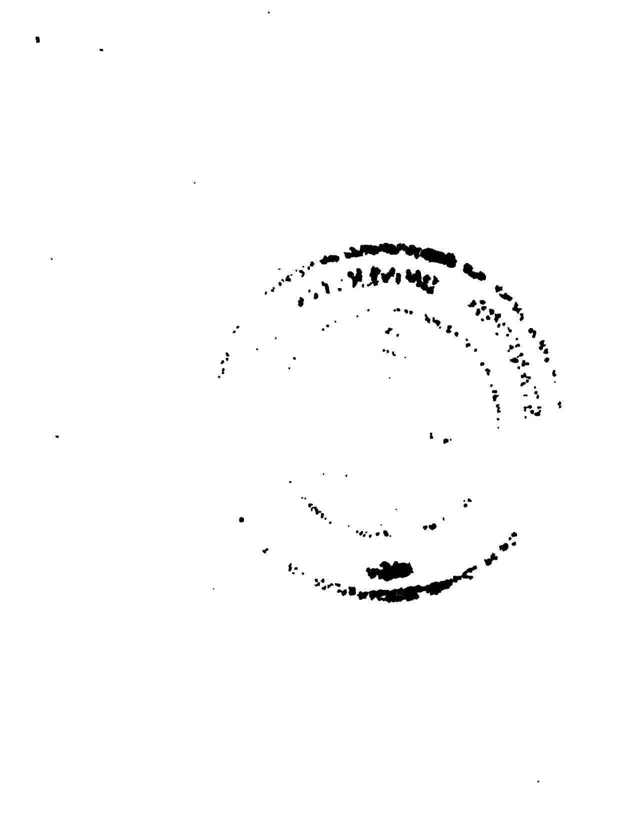
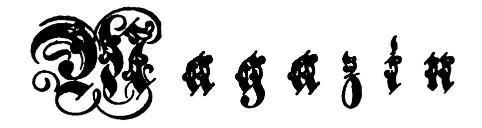



STANFORD UNIVERSITY LIBRARY









für

die neueste Geschichte

der evangelischen

Missions- und Bibel-Gesellschaften.

Jahrgang

1850.

Basel.
Im Verlag des Missions-Institutes.
Druck von Felix Schneider.

Jahrgang
1850.
Erstes Quartalheft.

Die Entwicklung der evangelischen Missionen im östlichen Africa.

Erste Abtheilung.

Der Missionsversuch und die Reisen der Missionare in Schoa.

V o r w o r t.

Der Herausgeber hat diesesmal die Leser des Magazins um freundliche Nachsicht zu bitten, weil er durch gefährliche und anhaltende Krankheit genöthigt, die Ausarbeitung des ersten Quartalhefts bis jetzt hat verschieben müssen. Er glaubt auf die freundliche Nachsicht seiner Leser deshalb rechnen zu dürfen.

Basel, den 30. April 1850.

W. Hoffmann.

Einleitung.

Im Jahr 1834 enthielt das Missions-Magazin einen von Missionar Gobat geschriebenen ausführlichen Bericht über die Mission in Abessinien, der mit dem Ende des Jahrs 1832 schloß. Seitdem sind verschiedene unglückliche Versuche gemacht worden, um in dem Lande, das so große Hoffnungen erregt hatte, wiederum anzuknüpfen; allein die Darstellung derselben kann um so eher im Magazin nur kurz berührt werden, weil Missionar Isenberg einen Theil davon in einer eigenen Schrift erzählt hat, die zu Bonn vor einigen Jahren erschienen ist. Wir nehmen aus der spätern Missionsgeschichte Abessiniens die höchst anziehende Erzählung von Schoa heraus und übergeben sie unsern Lesern. In einem der nächsten Hefte werden wir uns bemühen, Ihnen im Zusammenhang mit der neuen Mission in Ostafrica die kürzeren Angriffsversuche zu schildern, die theils von denselben Männern, welche früher dort arbeiteten, theils von andern unternommen wurden. Einen Blick würden wir dabei auch auf die Geschichte der katholischen Missionen gerne werfen. Da aber diese schon von Gobat in seiner Darstellung berührt sind, so glauben wir es unterlassen zu dürfen, und führen im Folgenden unsere Leser sogleich mitten auf den Schauplatz der Begebenheiten.

Erster Abschnitt.

Isenberg's und Krapf's Reise von Zeila nach Schoa. — Zeila: die Somalen. — Tadschura: der Sultan. — Wüstenreise: die Dankalis. — Der Salzsee Assal. — Hyänen. — Der Hawaschfluß: Nilpferde. — Ankunft in Schoa: Ankobar. Der König. — Angollala. — Rückkehr nach Ankobar. — Eine Taufe.

Nachdem die Missionare im Jahr 1838 aus Tigre, im nördlichen Abessinien, vertrieben und nach Egypten zurückgekehrt waren, dachte Missionar Krapf, es dürfte jetzt an der Zeit seyn, einer Einladung, welche die Brüder in Adowa vom König von Schoa, im Süden Abessiniens, erhielten, Folge zu leisten und sein Land zu besuchen. In dieser Absicht begab er sich Anfangs 1839 mit Br. Isenberg durch das rothe Meer nach Zeila, am Meerbusen von Aden, von wo wir nun ihr Tagebuch beginnen lassen.

2. April 1839. Zeila. — Unser hiesiger Aufenthalt ist hoffentlich jetzt zu Ende. So Gott will werden wir morgen mit unserm kleinen Boot nach Tadschura segeln. Bis hieher hat uns der HErr geholfen. Der hiesige Statthalter hat uns freundlich behandelt. — Zeila ist eine alte Burg und war früher von größerer Bedeutung, jetzt aber liegt es meist in Trümmer. Es ist von einer Mauer umgeben und auf der Landseite mit sieben Kanonen besetzt, die nach den Somalen gerichtet sind, mit welchen der Ort in beständigem Verkehr, dabei aber, wie es scheint, nicht im besten Vernehmen steht, da die Leute, welche den Ort vom Lande her mit Wasser zu versehen haben, jedesmal von einem Trupp Soldaten begleitet werden. Der Ort besteht aus etwa 100 Strohhütten und acht Steinhäusern. — Bei

unserer Ankunft hier wurden wir gleich von einem Haufen Menschen, meist Kindern umringt; aber unsere gute Aufnahme beim Statthalter hielt sie in Ordnung. Am folgenden Morgen begleitete uns ein Trupp von etwa 50 bewaffneten Soldaten, und so oft wir in den Ort kamen, ging gewöhnlich ein Soldat vor uns her, bis zuletzt die Neugier der Leute uns in Ruhe ließ. Während unsers Hierseyns wohnten wir auf dem Schiff, das uns hieher gebracht.

Die Somalen haben eine eigene Liebhaberei für rothes HauptHaar, und brauchen oft Mittel um schwarzes Haar roth zu färben. Ihr Haar scheint von derselben Beschaffenheit wie das der Abessinier zu seyn; sie kräuseln es künstlich. Sie schmieren es auch mit Butter, flechten es aber nicht; wenigstens haben wir noch keine geflochtenen Haare gesehen. Die Frauen gehen meist unverschleiert, nur mit einem Tuch, gewöhnlich blau, um den Kopf gebunden; ihre Tracht ist von der in Abessinien und der arabischen ganz verschieden.

3. April. Diesen Morgen gegen 10 Uhr fuhren wir mit noch drei andern Booten, die nach Tadschura gingen, ab, und langten den

4. April Nachmittags in Tadschura an. Hier begaben wir uns sogleich zu dem sogenannten Sultan und trafen ihn vor seinem Hause mit dem Rücken an die Mauer gelehnt im Schatten sitzen nebst mehrern seiner Diener auf beiden Seiten von ihm. Er begrüßte uns durch Zeichen und wir überreichten ihm unser Empfehlungsschreiben vom Statthalter von Zeila, das er stillschweigend zu Handen nahm. Nachdem wir eine Weile gesessen, gab er uns ein Zeichen uns zu entfernen, worauf wir unserm Führer Mahomed Ali nach einem Hause folgten, das uns zur Wohnung angewiesen wurde. Dasselbe bestand aus Reisern, innen und außen mit Matten bedeckt, und war in vier Gemächer getheilt, wie die Häuser in Arkiko.

6. April. Diesen Morgen früh mit der (französischen) Brigg „Euphrasia" abgesegelt. Tadschura ist ein noch viel elenderer Ort als Zeila. Alle Häuser sind aus Reisern

errichtet. Es sind etwa 50 zusammenhängende Höfe hier, von welchen jeder einige Reiserhütten umschließt. Die Einwohner sind Danakils, ihr Oberhaupt ist Sultan oder Dar-dar Mahomed. Dieser Sultan, der sich bei unserm ersten Zusammentreffen mit ihm ein solches Ansehen gab, besuchte uns heute und bat um ein Geschenk; allein sein Unterthan Mahomed Ali brachte ihn bald zum Schweigen.

8. April. Gestern hatten wir einen verdrießlichen Tag. Nachmittags kam der Sultan mit seinem Visier und Kadi um mit uns einen Vertrag wegen der Kameele und Maulthiere für unsere Reise zu schließen. Während diese Herren bei ihm saßen, ließ der Sultan den Brief des Statthalters von Zeila holen. Der zurückkehrende Bote legte den Brief seinem Herrn zu Füßen, und der Sultan steckte ihn hierauf in seinen Turban. Dies sollte seine königliche Würde an das Licht stellen. Nun entstand ein langer Streit über die Miethe dér Kameele und Maulthiere. Sie forderten 20 Thaler für jedes Maulthier und wollten um nichts herunter. Für jedes Kameel wollten sie zuerst 26 Thaler, und als wir uns auf das Versprechen des Statthalters von Zeila beriefen, daß wir die Thiere zu dem gewöhnlichen Carawanenpreise haben sollten, hieß es, der Carawanenpreis für ein Kameel sey eine Sclavin. — Endlich kamen sie auf 23 Thaler herunter, und wir beschlossen zuletzt zwei Maulthiere zu kaufen und nur so viele Kameele zu miethen als wir durchaus nothwendig hatten.

16. April. Wir sind durch Krankheit unsers Führers Mahomed Ali bis heute aufgehalten worden. Der Handel mit den Maulthieren nnd Kameelen hat uns wegen unserer geringen Geldmittel viel Noth bereitet. Der Sultan ist gegen uns von Tag zu Tag freundlicher geworden und brachte uns einmal eigenhändig einen Topf Milch und ein andermal einen Bock. Als Geschenk von uns erbat er sich nur ein Stück Basta, um sich ein Kleid machen zu lassen, und versprách uns Kameele zu 15 Thaler. Als er uns jedoch gestern Abend wieder besuchte bestimmte er den Preis zu 17

Thaler, was wir diesen Morgen zusagten, um fernere Verzögerung abzuschneiden.

27. April. Gestern kam es endlich zur Abreise. Früh ein Viertel vor 7 Uhr waren unsere Kameele gesattelt und wir erreichten nach drei Stunden Ambabo, anderthalb Stunden von Tadschura, wo wir uns unter einigen Palmbäumen lagerten. Unser Führer blieb mit Ali Arab zurück, indem er sagte, er wolle uns Nachmittags einholen und dann bis Düllül mit uns gehen. Als sie dann aber Abends 5 Uhr kamen, hieß es, wir könnten erst am nächsten Morgen weiter. Auf unsere Vorstellungen sagte er, der Weg gehe dem Ufer entlang und sey diesen Abend wegen der Fluth ungangbar. Diesen Morgen standen wir um 3 Uhr auf und kamen raschen Schrittes um halb 6 Uhr nach Düllül und eine halbe Stunde später nach Sukta und dann nach Saggallo. Diese Orte sind nicht bewohnt und dienen bloß als Carawanenstationen, weil Wasser da ist. Der Weg von Tadschura bis Saggallo ist etwa 5 Stunden.

28. April. Als wir diesen Morgen weiter wollten, hieß es, ein Kameel hätte sich verlaufen und wir müßten warten bis es gefunden sey; die Carawane, bei der wir waren, wollte ebenfalls darauf warten. Mahomed Ali scheint ganz entschlossen zu seyn unsere Reise zu verlängern, um seine Kameele zu schonen. Indeß fand sich das Thier im Lauf des Vormittags, und Nachmittags sollten wir weiter gehen.

Die Dankals dieser Gegend haben viel Eigenthümliches. Sie gehören zum Schohostamme und sind in Sprache und Gesichtsbildung von demselben wenig verschieden. Eine ihrer Eigenthümlichkeiten fiel mir besonders auf. Wenn sie einander grüßen oder mit einander reden, wiederholt der Angeredete gewöhnlich jeden Satz des Redenden oder wenigstens das letzte Wort, das sie meist abkürzen und davon manchmal nur die letzte Sylbe aussprechen; oder der Angeredete gibt seine Theilnahme nach jedem Satz durch ein lang gedehntes „hmm" zu erkennen. Sie sind bigotte Muhammedaner.

1. Mai. Wir zogen in südwestlicher Richtung, aber wegen der Rauheit des Bodens mußten wir oft fast entgegengesetzte Richtungen nehmen. So stiegen wir endlich zum Salzsee Assal hinab, dessen Ufer mit einer dicken Salzkruste bedeckt sind. Hier versehen sich viele Carawanen mit Salz, um es nach Abessinien zu führen, für welchen Handel die Danakils das Alleinrecht ansprechen. Der See ist fast eirund, von Norden nach Süden etwa zwei Stunden lang, seine größte Breite eine Stunde.

16. Mai. (Immer noch auf der Reise durch die Wüste.) Jede Nacht kommen Hyänen ganz dicht zu unsern Lagern heran, und doch ist es uns noch nie gelungen eine zu tödten. Unser Führer Mahomed Ali behauptete gestern, daß Leoparden nie mit Hyänen in einer Gegend zusammen wohnen, und als wir das nicht glauben wollten, erzählte er, er habe einmal auf einer seiner Reisen gesehen wie ein Leopard mit einem Schaf zwischen seinen Zähnen einer Hyäne begegnete; der Leopard floh auf einen Baum, und da die Hyäne ihm nicht dahin habe folgen können, so stand sie darunter Wache. Als nun aber der Leopard die Leute in der Ferne kommen sah, kam er herab, die Hyäne fiel über ihn her und zerriß ihn und das Schaf. Die Leute fanden die Ueberbleibsel, nachdem die Hyäne entflohen war. Er versicherte uns die Hyänen seyen viel stärker als die Leoparden, sie flöhen aber die Menschen, während die Leoparden diese anfielen.

17. Mai. Vormittag halb 9 Uhr erreichten wir Hasnadera, wo Scheik Ali, Mahomed Ali's Vater, wohnt, und machten Halt. Während wir unser Zelt aufschlugen brachten uns einige Kinder Gras um es darunter zu streuen und baten um Korallen dafür. Als wir mit dem Aufschlagen fertig waren, brachte man uns einen Sack geronnener Milch. Wir werden wenigstens heute hier bleiben, und dann wird mit unserm neuen Führer wahrscheinlich ein neuer Abschnitt unserer Reise anfangen. Der HErr sey gepriesen, der uns so weit geholfen hat! zwar nicht ohne Noth, sind wir doch noch am Leben.

Gestern Abend sahen wir gegen Südwesten die Berge von Horror mit Wolken bedeckt vor uns. Die Stadt Horror soll nur zwei und eine halbe Tagreise von hier seyn. Schon sind wir in der Nähe der Alla Gallas, welche Scheik Ali Abe von Errer vertrieben und sich bis hieher verbreitet haben. Schreckliche Leute, die ihre Ehre im Mord suchen! — Sollten wir solchen elenden Satanssclaven das Evangelium des Friedens vorenthalten? In zwei Tagen werden wir bei ihnen seyn, und fünf Tage lang mitten durch sie hin reisen ehe wir nach Hawasch kommen.

20. Mai. Diesen Morgen übergab uns Mahomed Ali der Leitung seines Vaters für den Rest unserer Reise, bei welcher etwas formellen Verhandlung Ali Arab als Vermittler diente. Wir schieden als Freunde. Die bevorstehende Reise scheint ziemlich gefährlich, nicht bloß wegen der Gallas, deren nördliche Grenze wir berühren werden, sondern vornehmlich wegen der feindlichen Mudiatus, durch deren südliche Grenze unser Weg führt. Aus diesem Grunde erklärte Scheik Ali er wolle um der Sicherheit willen ein Geleit seiner Leute mitnehmen.

21. Mai. Nachdem wir durch ein von Dabanis bewohntes Dorf gekommen, erreichten wir eine Anhöhe, wo wir eine Frau mit ihrem Kind und einem Beduinenzelt auf einem Kameel reitend trafen. Diese zeigte uns den Weg zu dem Lagerplatz einer Carawane die auf unsere Ankunft wartete. Etwa halb 11 Uhr erreichten wir diese Station, in der Nähe der Tränkstätte Hamuissa, von der diese ganze Gegend den Namen hat, und hier trafen wir die Carawane. Sie hatte Tadschura am Tag unserer Ankunft daselbst verlassen und war erst gestern Abend hieher gekommen. Unsere Leute hatten lange den Anschluß an sie gewünscht und ihr daher gestern Nachricht geschickt, in deren Folge sie heute auf uns wartete, sonst wäre sie schon weiter gezogen. Wir werden nun wahrscheinlich die übrige Reise zusammen machen. Unsere neuen Gefährten sagen, sie wollen jetzt schneller reisen als bisher. Es gibt hier herum viele

Elephanten, die des Nachts in großer Anzahl zum Wasser kommen und keine Menschen hinzulassen.

25. Mai. Diese Gegend scheint reich an wilden Thieren zu seyn. Wir kauften ein Zebrafell für fünf Nadeln und einige Pfefferkörner. Wir wurden heute reichlich mit Milch versehen für Nadeln, Pfeffer und Schnupftabak. Besonders nach letzterm sind die Leute hier sehr begierig. Wir sind den ganzen Tag von Leuten umringt; ihr Betragen ist aber keineswegs unartig.

29. Mai. Morgens ein Viertel nach 4 Uhr aufgebrochen, erreichten wir in südwestlicher Richtung ein Viertel nach 6 Uhr den Hawasch-Fluß. Bei Melkukuju setzten wir hinüber. Obschon dies die trockene Jahreszeit ist, war das Wasser doch 2—4 Fuß tief; die Breite ist etwa 60 Fuß, und die Höhe der Ufer, so weit wir zu beurtheilen vermochten, zwischen 15 und 20 Fuß. Der Fluß lauft gegen Nord und Nordost. Das rechte Ufer ist von Allas, Ittus, und Mudaitus, das linke von den Danakils bewohnt, welche ostwärts an Schoa gränzen. Nach dem Mittagessen gingen wir einen kleinen See zu sehen, der westlich vom Hawasch liegt und etwa 10 (englische) Meilen lang und fünf breit ist. Hier sahen wir wohl hundert Flußpferde im Wasser spielen. Wir schossen einigemal nach ihnen; nach jedem Schuß fuhren sie plötzlich unter das Wasser, und sobald sie wieder auftauchten bliesen sie einen Wasserstrahl aus ihrer Nase wie ein Wallfisch und schnaubten wie Rosse. Es gibt auch viele Krokodille in diesem See. Unsere Leute durchbohrten ein 9 Fuß langes Krokodill, das nahe am Ufer war. Leviathan und Behemoth sind auch hier beisammen.

31. Mai. Ein Viertel nach 4 Uhr aufgebrochen. Nach Sonnenaufgang kamen wir in ein schönes Thal Namens Kokai, mit hohen Bäumen, vortrefflichem Wasser, vielem Vieh und einer großen Mannigfaltigkeit von Vögeln. Nachdem wir mehrere Hügel, die Vorsprünge der Gebirge Abessiniens, überstiegen hatten, kamen wir gegen 8 Uhr an den Grenzort Dinomali, wo wir bald nach unserer Ankunft von Soliman Mussa, dem Zolleinnehmer, und Abbagaz

Mahomed, dem Grenzstatthalter besucht wurden, die uns und unser Gepäck in Augenschein nahmen. Mit ihnen kam auch Debtera Tekla Sion, der Secretär des Salzhandels. Während dieses Vorgangs kam Hadschi Adam, derselbe, den Bruder Krapf voriges Jahr in Mocha als königlichen Botschafter getroffen; er sagte, er sey wieder auf der Reise nach Mocha und habe einen Brief und eine Sclavin für uns. Bald darauf brachte er beides. Die Sclavin konnten wir natürlich nicht annehmen, daher sie nach Ankobar zurückgesandt wurde. Der Brief war an mich; er betraf des Königs und meine eigene frühere Mission; sprach des Königs Wunsch nach Arzenei, einer Flinte, Maurern u. s. w. und wo möglich meiner eigenen baldigen Ankunft aus, und enthielt zugleich das Versprechen, daß alle meine Wünsche, die ich dem König vortragen möchte, erfüllt werden sollten; unserer Missionsarbeiten aber geschah ganz keiner Erwähnung. Dieses Zusammentreffen war ganz zufällig, verursachte uns aber nicht wenig Schwierigkeiten. Sofort wurde ein Brief an den König abgefertigt, mit der Meldung, daß die zwei Personen, an welche die Botschaft des Hadschi Adam gerichtet war, angelangt seyen. Nun wurde uns im Dorfe Farri Wohnung angewiesen bis Antwort vom König käme, wenn wir weiter reisen könnten.

2. Juni. Heute verließen wir Farri und begannen das Hochland von Schoa hinan zu steigen. Nachdem wir über einige Vorberge und Thäler und die beiden Flüsse Hatschani und Melka Dschebdu gekommen, erreichten wir ein Dorf und District, Aliu Amba genannt, auf einem steilen Felsen gelegen, wo wir den ersten christlichen Statthalter, Jaunatu, trafen, der uns freudig als Christen bewillkommte.

3. Juni. Heute nahmen wir in Aliu Amba andere Träger und Esel, da unsere Reise von Farri an auf des Königs Kosten geht, und erstiegen den hohen Berg, auf dessen einem Gipfel die Hauptstadt des Landes, Ankobar, steht. Auf einer der Anhöhen dieses Berges hatten wir nach allen Seiten eine weite Aussicht: gegen Osten lag die Ebene über die wir gekommen und jenseits der Hawasch,

gegen Westen Schoa bis in weite Ferne. Wir gingen um eine Seite des Gipfels herum auf dem Ankobar liegt und kamen durch einen Theil der Stadt. Die Häuser sind meist von Holz, mit Strohdächern, meist von einem Garten umgeben und schneckenförmig um den Gipfel her gebaut. Der obere Theil der Stadt ist von langen mit Reisern verbundenen Pfählen wie mit Pallisaden eingehägt und zu oberst ist des Königs Haus, aus Stein und Kalk erbaut und mit Stroh gedeckt. Die Lage, der reiche Pflanzenwuchs, die frische, kühle Luft, war ganz entzückend. Der König hatte Befehl gegeben uns schnell zu ihm zu führen, und da er in Angollala, eine Tagreise von Ankobar, weilte, so war unsers Bleibens hier nicht. Wir machten uns sofort auf den Weg und nahmen Nachtquartier in einem armen kleinen Dörflein Namens Metatit, in einer Strohhütte oder besser in einem Stall, in welchem großes und kleines Vieh mit Menschen unter einander lag, und wo der Rauch von brennendem Kuhmist und Schilf so widerlich war, daß nur die Kälte draußen mich zwingen konnte darin zu schlafen, während Br. Krapf und Ernst in einen kleinen runden Schafstall krochen.

7. Juni. Diesen Morgen verließen wir Metatit und machten gegen 1 Uhr in einem Thale bei Islam Amba Halt, wo des Königs Zelt von länglichrunder Form, von schwarzem grobem Zeug, schon zu seinem Empfang aufgestellt war; denn hier sollte er auf seiner Reise von Angollala nach Ankobar, wohin er den Todestag seines vor 28 Jahren gestorbenen Vaters Wussen Segged zu feiern ging, durchkommen und die Nacht zubringen. Wir hatten uns noch nicht lange gelagert, als wir einen Reiterzug den Berg westlich herabkommen sahen, und in ihrer Mitte den König, über dessen Haupt ein scharlachener Traghimmel gehalten wurde. Sobald er in seinem Zelt angelangt war, ließ er uns zu sich rufen. Wir hatten unsere Geschenke gerüstet, und betraten mit bebendem Herzen sein Zelt, wo er auf einem mit Seide überzogenen kleinen Diwan saß und uns freundlich empfing. Unsere Namen waren den Leuten schon bekannt, und ein Bote, den er einst mit Kiddam Mariam nach Gondar uns

entgegengeschickt hatte, erkundigte sich nach Hrn. Blumhardt. Zuerst übergab ich ihm den Brief des Obersten Campbell, den ich auf dem Schiff ins Amharische übersetzt hatte, und er las ihn mit Aufmerksamkeit durch. Hierauf überreichten wir ihm unsere Geschenke, worunter ihm das prächtig gebundene Amharische Testament mit den Psalmen besonders gefiel. Indeß gab er zu verstehen, daß ihm äthiopische Bücher lieber gewesen wären als amharische. Er fragte ob wir diese Bücher geschrieben und gebunden hätten; eine ähnliche Frage that er an Krapf, als dieser ihm seine Doppelflinte überreichte. Wir erwiederten, bei uns zu Hause hätte jeder sein besonderes Geschäft; unser Beruf sey ausschließlich die Predigt des Evangeliums, und nur in dieser Eigenschaft seyen wir hieher gesandt worden; aber außerdem wollten wir gerne seine Leute auch in andern nützlichen Dingen unterrichten, auch würden wir allen, die es bedürfen und wünschen, mit ärztlicher Hülfe beistehen; letzteres gelte uns jedoch nur als ein Mittel zur Förderung der Erkenntniß Christi. Nun hieß er alle Anwesenden hinausgehen und klagte uns seine körperlichen Beschwerden, indem er fragte, ob wir ihm helfen könnten. Wir versprachen ihm zu thun was wir könnten, bemerkten aber zugleich, der Erfolg hänge nicht sowohl von den Mitteln als vom Segen Gottes ab, um den wir beten wollten. Er sagte dann, über unsern Hauptzweck wolle er sich später mehr mit uns unterhalten, da wegen dieser Sache allerlei zu bedenken sey. Jetzt möchten wir einstweilen in unser Zelt gehen und ausruhen, Tags darauf dann nach Angollala gehen, wo er uns gleich nach seiner Rückkehr von Ankobar sprechen wolle. Der König gebot seinen Leuten uns zu dienen, uns als seine Gäste und Freunde zu behandeln und uns mit allem Nöthigen zu versehen. Er gab uns auch einen Diener bei mit dem Auftrag, alle Zudringlichkeit der Leute von uns abzuhalten, damit wir auf keine Weise belästiget würden.

8. Juni. Diesen Morgen sehr früh machte sich der König nach Ankobar auf den Weg, und wir nach Angollala, wo wir Nachmittags 2 Uhr ankamen. Bald nachher kam

auch der König zurück, wies uns gleich eine Wohnung an und sandte uns eine Kuh, die wir schlachteten.

9. Juni. Der König ließ uns sehr früh zu sich rufen, und bat um Arzenei. Wir ergriffen diesen Anlaß auch ihn zu bitten uns eine Anzahl Knaben zuzuweisen, damit wir sie in den Lehren der Bibel und in andern nützlichen Kenntnissen unterweisen könnten. Er versprach uns zu willfahren.

12. Juni. Wir hatten diese drei Tage verschiedene Unterredungen mit dem Könige. Wir sollten ihm als Aerzte, Baumeister, Künstler u. s. w. dienen. Wir bemerkten ihm jedoch, daß wenn wir ihm in solchen Dingen so weit als möglich, was aber wenig sagen wolle, dienten, wir es allein um des HErrn und seines Evangelii willen thäten; zugleich baten wir ihn, uns Gelegenheit zum Predigen und Jugendunterricht zu geben. Darauf antwortete er gewöhnlich: „ich weiß das und will mich gelegentlich mit Euch darüber besprechen."

13. Juni. Heute sahen wir den König zu Gericht sitzen. Er saß auf einer erhöhten Stelle und die Betheiligten standen am Eingang des königlichen Hauses. Vier Richter hören die Klagen an und richten darüber. Ist der König mit ihrem Urtheil nicht zufrieden, so entscheidet er selbst. Hiezu verwendet er mehrere Tage in der Woche. Nachher wurden wir zu des Königs Werkleuten geführt. Schmiede, Weber und andere Handwerker sind in einem großen Raume beisammen, wo jeder die ihm angewiesene Arbeit verrichtet; so wie einer damit fertig ist, zeigt er sie dem König, und wenn sie diesem nicht gefällt, so muß er sie besser machen.

17. Juni. Heute sandte ich dem Könige das gestern vollendete amharische A B C-Büchlein. Der König begehrt vielerlei von uns, nur nicht das Eine das noth thut. Da er übermorgen auf eine Unternehmung auszugehen gedenkt, so baten wir ihn vorher noch zu bestimmen, wie weit er uns in unserm Werk behülflich seyn wolle, und uns einige Knaben in Unterricht zu geben.

24. Juni. Heute Morgen forderte ich mein Maulthier vom Pferdhalter Aitu Melku, dessen Pflege der König unsere Maulthiere übergeben hatte. Aber er wollte es ohne besondern Befehl des Königs nicht hergeben. Wir sind also nicht Herr über unser Eigenthum. Alles, auch das Geringste, hängt vom Willen des Königs ab. Ohne seinen Befehl darf einem Fremden kein Becher Wein gereicht werden. Es empfangen gegenwärtig gegen 200 Personen ihren täglichen Unterhalt ganz von ihm.

30. Juni. Sonntag. Ich ging diesen Morgen in die Kirche. Wir halten es für gut oft zu gehen, theils damit man uns nicht als Verächter ihrer Kirche betrachte, theils um mit dem Volk und den Priestern bekannt zu werden, sowie um ihren Gottesdienst recht kennen zu lernen. Beim Eingang mußte ich meine Schuhe ausziehen, und drinnen bat man mich neben den Alaka zu sitzen und gab mir einen langen Stab, wie ihn die Priester haben, und worauf sie sich in der Kirche stützen. Ihr ganzer Gottesdienst besteht in einem fürchterlichen Gebrüll, das sie Singen heißen, und dabei hüpfen sie, schlagen mit ihren Stöcken an einander und rühren Cymbeln und Trommeln. Zwischen hinein wird ein Abschnitt der heiligen Schrift gelesen.

1. Juli. Seit des Königs Rückkunft haben sich mehrere Knaben bei uns um Unterricht gemeldet; der König dagegen hat sein Versprechen, uns Knaben zu senden, nicht gehalten.

12. Juli. Heute machten wir einen Ausflug an den Fluß Tschatscha, etwa anderthalb Stunden von Angollala. Wir sahen einen seiner Fälle von etwa 70 Fuß Höhe. Der Tschatscha fließt durch ein tiefes Thal zwischen zwei Bergen; er scheidet die Gallas von Schoa. So sind wir also an der Heiden Grenze. Der HErr gebe, daß dieses heidnische Volk im Centrum von Africa bald ein Volk Gottes werde! Seit der Weg nach Schoa offen ist, ist auch ein großer Theil der Gallas zugänglich. Es sind uns bei 40 ihrer Stämme dem Namen nach bekannt worden. Die Gallas haben kein Religionssystem; sie wissen nur von einem

Wesen, das sie Wake nennen, und dem sie bei gewissen Anläßen eine Kuh oder ein Schaf opfern.

13. Juli. Heute feiern die Abessinier das Fest, Selassie genannt, zu welchem der König nach Ankobar zurückkehrt. Darum wurden wir angewiesen Angollala zu verlassen. Unsere Empfindungen dabei waren gemischter Art: einerseits dankten wir Gott, daß Er das Herz des Königs uns geneigt gemacht hatte; andererseits waren wir unbefriedigt, weil wir in unserm heiligen Beruf so gehindert waren. Doch wir wandeln im Glauben, nicht im Schauen. — Gegen 10 Uhr verließen wir Angollala und kamen, nachdem wir wieder in Metatit übernachtet, Tags darauf den

14. Juli in Ankobar an. Beim Eingang in die Stadt wurden wir von des Statthalters Leuten angehalten mit dem Bedeuten, wir müßten warten bis der Statthalter von unserer Ankunft in Kenntniß gesetzt sey und Befehl zu unserm Einlaß gegeben hätte. Nachgehends kam ein Bote vom Statthalter und führte uns in unsere Wohnung.

16. Juli. Heute sandte der König seinen Knaben zu uns und ließ fragen, ob wir Thaler prägen könnten. Statt der Antwort baten wir um Einführung beim König. Als wir vor ihn kamen, sagten wir, wie bei einem frühern Anlaß, wir wären Boten des Evangeliums und ließen uns in kein ander Geschäft ein, befaßten uns also auch nicht mit Geldprägen; falls er uns aber Auftrag gäbe, würden wir ihm gerne dienen, und an unsere Freunde in Europa schreiben, die ihm willig allen möglichen Beistand leisten werden, wenn er uns nicht hindere in seinem Lande zu lehren. Zugleich machte ihn Br. Isenberg mit seinem Entschluß bekannt, im October Schoa zu verlassen und nach Europa zurückzukehren, wo er unsern Freunden den Wunsch des Königs mittheilen würde. Er war mit allem zufrieden was wir sagten. — In unsere Wohnung zurückgekehrt, kam bald des Königs Knabe und führte uns in ein anderes Haus, in dem des Königs Vater ehemals gewohnt hatte. Wir waren froh über den Tausch, da wir im ersten von

den Leuten viel belästigt wurden. Sogleich kam ein Muhammedaner Namens Nasir, von einem Gallastamm, uns zu besuchen. Er ist der Sohn des Statthalters seines Stammes. Derselbe brachte einen Christenknaben mit sich, der von uns unterrichtet zu werden wünschte; er heißt Guebra Georgis und ist etwa 14 Jahre alt. Sein Vater ist ein Debtera (gelehrter Abessinier). Ich erhielt beim ersten Gespräch mit diesem Knaben einen guten Eindruck von ihm. Er ist der einzige Knabe, der ein wahres Verlangen nach Unterricht zeigt und ist sehr verständig. Sein Vater hat ihn zum Priester bestimmt und will ihn zur Ordination nach Gondar schicken, wenn der Abuna kommt.

22. Juli. Ich bin im Lesen mit Guebra Georgis bis in die Mitte des Evangeliums Matthäi gekommen. Ich habe auch Geographie mit ihm angefangen. Diesen Abend kam ein etwa neunjähriger Knabe und sagte seine Eltern seyen todt; sein Vater hätte ihm nur zwei Stücke Salz hinterlassen, die ihm die Leute des Hauses gestohlen und ihn überdieß noch aus dem Hause vertrieben hätten. Da wir vom König keine Knaben erhalten können, so entschlossen wir uns jeden aufzunehmen, der wirklich nach Unterricht verlangt.

30. Juli. Da wir gestern wieder einen Knaben in unser Haus aufgenommen hatten, so entstand heute eine kleine Störung. Serta Wolda, dessen Pflege der König die Fremden befiehlt, hatte, als er vernommen, daß wir einen zweiten Knaben aufgenommen, unserm Diener wiederholt geboten, Niemand zu uns zu lassen. Wir setzten den König hievon in Kenntniß, und sofort gab er Befehl, Niemanden, der unterrichtet zu werden wünschte, von uns abzuhalten. Seitdem haben unsere Schüler an Zahl zugenommen.

5. August. Ein Mann unsers Hauses gab uns heute folgende Auskunft, den König und seine Familie betreffend. Sahela Selassie wurde in seinem zwölften Jahre König von Schoa und regiert nun 27 Jahre. Er ist der siebente König von Schoa. Er hat zehn Töchter von mehreren Frauen. Der älteste Sohn ist 12 Jahre alt. Die Söhne

des Königs werden zu Quatscho, an der Ostgrenze von Schoa, gefangen gehalten. Beim Tode des Königs wird der älteste Sohn aus dem Gefängniß geholt und vom Malasia Agafuri, dem ersten Thorhüter, der den König zu krönen hat, als König eingeführt.

15. August. Heute waren viele Schüler hier: drei Knaben von der Medhanalien-Kirche, mehrere Personen von St. Maria, mehrere Priester von St. Michel, und die Priester von Debra Libanos. Ich las Joh. 1 mit ihnen. Ein Blinder, der nach Unterricht begierig zu seyn scheint, war mit ihnen.

20. August. Heute sandte uns der König 50 Salzstücke. Wir sind sehr dankbar für alles, was uns der König schenkte, da wir kein Geld mehr haben. Unsere Tücher, Papier, Tinte, Geld und alles ist fort; und unser Gepäck, das wir in Tadschura gelassen, kann noch 3 bis 4 Monate ausbleiben, und wenn es kommt, haben wir nichts, um den Fuhrlohn zu bezahlen.

21. August. Ein Priester, Namens Guebra Selassie, brachte das Gespräch auf die Schaltjahre. Er sagte in Abessinien benenne man die Jahre nach den vier Evangelisten: in den Jahren von Matthäus, Markus und Lukas fügten sie 5 Tage zum Jahr, aber im Johannis-Jahr 6. Jetzt sind wir im Johannisjahr. Die Evangelisten sind die Alakas oder Beherrscher der Jahre; darum gibt man einem auf die Frage, wenn Jemand geboren sey, zur Antwort: im Matthäus- oder Markus- oder Lukas- oder Johannis-Jahr.

22. August. Da gestern die Mariafasten zu Ende gingen, so war heute ein großes Freudenfest, an dem die Leute nach Herzenslust aßen und tranken. Der König sandte uns eine Kuh und einige Hühner und Eier. Dieses Fest hatte einen schlechten Einfluß auf unsern Unterricht, denn Niemand kam.

29. August. Da etwa acht Schüler hier waren, so las ich im Evangelium Johannis mit ihnen. Bruder Isenberg hat seine in Angollala angefangene Geographie in amhari-

scher Sprache vollendet. Er hat im Sinn eine kurze Weltgeschichte zu schreiben. Ein A B C-Buch hat er in Angollala verfaßt. Von den durch Abessinier geschriebenen Büchern haben wir Abschriften gemacht.

1. September. Sonntag. Ging heute früh in die St. Michaelskirche. Als der Alaka Wolda Mariam mich sah, bat er mich neben ihn zu sitzen. Ich gab ihm ein amharisches Neues Testament, was ihn sehr freute; indeß fragte er, ob ich kein äthiopisches hätte. Da er den schönen Einband des Buches bewunderte, so nahm ich Anlaß ihm von den Segnungen seines Inhalts zu sprechen, erzählte ihm dann kürzlich die Geschichte der Reformation, indem ich ihm zeigte, daß unsere Vorfahren in gleicher Finsterniß gesessen, wie die Abessinier heut zu Tage, wie sie aber durch das Licht des Wortes Gottes von derselben befreit worden seyen; und endlich sprach ich auch von den irdischen Segnungen, deren wir seit der Reformation unserer Kirchen uns erfreuen. Ich habe große Hoffnung, daß sie uns erlauben werden in ihren Kirchen zu predigen; für jetzt trachte ich einstweilen Bekanntschaft mit ihnen zu machen.

11. September. Heute ist bei den Abessiniern der erste Tag des Jahres 7332. Da ein Priester in der St. Georgskirche amharisch reden sollte, so ging Br. Isenberg hin ihn zu hören, kam aber sehr betrübt über den gehörten Unsinn zurück.

23. September. Diesen Morgen kamen wir mit dem König zusammen. Er gab seine Genehmigung zu Isenbergs Abreise. Hierauf sagten wir ihm, daß ich hier zu bleiben wünsche, um mit der Zeit zu den Gallas zu gehen und ihnen das Evangelium zu verkündigen. Er sagte, das gehe nicht an, die Gallas würden mich tödten. Das Volk von Schoa versuchte die Heiden durch Krieg und Zaubersprüche zu bekehren; sie wollten aber nichts vom Christenthum wissen.

30. September. Seit die Leute wissen, daß Isenberg fortzugehen gedenkt, kommen sie sehr zahlreich um Arzenei zu bitten. Diesen Morgen kam einer unserer Abschreiber

und bat für einen Mönch um solche, bei welcher Gelegenheit Isenberg mit ihm über das Mönchsthum sprach. Abends kam der Sohn von Alaka Wolda Serat und bat, ihn Geographie zu lehren. Mehrere Knaben und Priester waren hier. Ich habe mit Guebra Georgis die Geographie durchgemacht, und in der Weltgeschichte sind wir bis zu der Reformationszeit vorgerückt; auch habe ich mit ihm die Evangelien von Matthäus, Markus und Lukas gelesen.

2. October. War auch heute wieder von Patienten überlaufen. Debtera Guebra Selassie brachte seine Frau zur Heilung. Diese Frau steht der ersten Classe der königlichen Spinnerinen vor, deren es 200 sind, welche die feinere Baumwolle für das königliche Gewebe zu spinnen haben, womit sich der König kleidet und das er seinen Freunden, Frauen, Statthaltern u. s. w. schenkt. Eine zweite Classe besteht aus 400 Spinnerinen, die gemeine Baumwolle für Soldaten und Andere spinnen. Außerdem hat der König in jeder seiner Residenzen, in Ankobar, Angollala, Debra Berhan und Kundi, mehrere hundert Sclaven, besonders weibliche. So hat der König z. B., ich glaube, 300 Müllerinnen in Ankobar; seine Wasserträgerinnen sind noch zahlreicher; Köchinnen hat er, meine ich, 200. Auch hat er einige hundert Weiber, die ihm Bier und Honigwasser bereiten, so daß die Zahl der Sclavinnen in Ankobar, bloß in des Königs Besitz, weit mehr als Tausend ist. Eine große Menge männlicher Sclaven dienen hauptsächlich zum Holztragen. Weniger zahlreich sind die Sclaven an den drei andern Residenzen. Die meisten sind von Gurague, andere sind Gallas, Schankelas, aus dem Zindscherolande, von Enarea und Kaffa, und viele Abessinier von Schoa.

5. October. Diesen Abend kam ein Bote vom König, der uns auf morgen nach Angollala zu kommen aufforderte, wo dann wahrscheinlich meine Abreise bestimmt wird.

8. October. Vorgestern Morgen regnete es so heftig, daß wir fürchteten, nicht nach Angollala gehen zu können; da es sich aber Nachmittag aufheiterte, machten wir uns auf den Weg. Noch waren wir aber nicht weit gegangen

als es abermals gewaltig herunterzuschütten begann, so daß wir nur mit großer Gefahr über den Fluß Airara, etwa eine Stunde westlich von Ankobar, kamen. Die Straße war so schlecht, daß wir in Metatit bleiben mußten. — Gestern Morgen 7 Uhr verließen wir Metatit und langten Nachmittags 3 Uhr in Angollala an. Während unser Wärter sich um ein Haus umsah, ging ich Herrn Rochet besuchen, den der König in sein Haus aufgenommen hatte. Der Hof war voller Leute, denn der König hatte Gäste bei sich. Serta Wold führte mich beim König ein, der mit großem Gepränge zu Gericht saß. Der Balcon, wo er saß, war mit einer großen Mannigfaltigkeit gefärbter Tücher und der untere Boden, wo seine Staatsleute und Statthalter, Richter, Alakas u. s. w. saßen und standen, mit persischen und türkischen Teppichen bedeckt. Ich machte dem König mein Compliment von unten; er antwortete mir sehr freundlich und hieß mich auf die Teppiche sitzen. Da Krapf unterdessen auch angekommen war, so besahen wir ein neues Haus, das für den König gebaut wurde und gingen dann Hrn. Rochet besuchen, der am Fieber litt.

10. October. Diesen Morgen ließ uns der König rufen, um wegen meiner Reise mit uns zu reden. Er fragte, was er mir auf die Reise geben solle; ich dankte ihm für seine Freundlichkeit und bemerkte, es sey unser Grundsatz Niemand zu belästigen, weil er aber so großmüthig gegen uns sey, so würde ich mit Dank annehmen, was er mir geben wolle. Er bot mir drei oder vier Sclaven; da ich aber nicht wußte, ob er männliche oder weibliche Sclaven meinte, so lehnte ich solche ab aus den allgemein anerkannten Gründen, die er aber nicht begreifen kann, obwohl wir sie ihm mehrmals auseinander gesetzt haben. Als er nun fragte, was man denn bei uns gern hätte, nannte ich Handschriften und Kunstwerke, woraus man ersehen könne, wie weit es die Abessinier in solchen Stücken gebracht hätten. Nun sollte ich ihm sagen, welche Handschriften ich zu haben wünschte; als ich sie ihm aber nannte, äußerte er sein Bedauern, daß er sie mir nicht geben könne, da er sie selber brauche. Er

sagte, er habe 50 Thaler nach Gondscham geschickt, um zwei Exemplare ihres chronologischen Werkes „Abuschaker" zu erhalten. Wegen unsers Mundvorraths, sagte er, habe er schon Befehl gegeben, wie auch wegen zweier Maulthiere, für mich und meinen Knecht. Als ich ihn bat, mir zu sagen, was er aus unserm Lande zu haben wünsche, sagte er, er wünsche weiter nichts als einen Geldprägapparat. Hierauf entließ er uns. — Bald hernach brachte mir Serta Wold zwei hübsche Körbe vom Könige, und Nachmittags zwei schöne Maulthiere nebst 50 Thaler für mich und 10 für den Knecht, als des Königs Geschenk auf die Reise.

13. October. Heute kam ich mit Br. Isenberg, der vom König Abschied genommen, von Debra Berhan nach Ankobar. Der König bezeigte sich ihm sehr freundlich und versprach, nicht nur für Br. Isenberg auf der Reise zu sorgen, sondern auch mich immer als seinen Sohn zu behandeln.

19. October. Es kamen mehrere Knaben, mit denen ich zuerst im Neuen Testament las und die ich dann mit der Weltgeschichte im Amharischen bekannt machte. Auf meine Frage, wie viele Knaben in der Schule von St. Georg seyen, sagten sie, 20 Knaben lernten singen, 10 andere lesen, und 30 übten sich in Gedichten, und diese alle würden von 6 Lehrern unterrichtet. Wenn der Abuna komme, werden alle nach Gondar gehen, um sich ordiniren zu lassen.

25. October. Diesen Morgen wurden wir zum Statthalter Ailo Zanna gerufen. Er sagte, er habe strengen Befehl vom Könige, Isenberg nicht eher gehen zu lassen, als bis er ihm ein großes Geheimniß enthüllt habe. Auf Erkundigung, worin das Geheimniß bestehe, zeigte er uns ein Bein, worauf arabische Schriftzüge standen, und bat uns ihm zu sagen, wozu das Bein gut sey, der König wolle es wissen. Isenberg sagte ihm, er möge das Bein nur wegwerfen, es sey zu nichts nütze; ein Schelm müsse es dem König gegeben haben in Hoffnung einer guten Belohnung.

29. October. Diesen Nachmittag wohnte ich der Taufe von zwei erwachsenen Personen bei, beide muhammedanischer Religion und Sclaven: ein Mann von Gurague und ein vierzehnjähriges Mädchen aus dem Dankali Lande, nebst zwei kleinen Kindern, einem Knaben und einem Mädchen. Die Handlung wurde unter Bäumen im Kirchhofe von St. Georg verrichtet. Zugegen waren mehrere Diakonen und Schulknaben, die Täuflinge mit ihren Pathen und Pathinnen, für jedes eine Person seines eigenen Geschlechts, und der Priester Zeddu, im Ganzen etwa 20 Personen. Zeddu nebst einem Diakon waren hauptsächlich thätig dabei. Die Handlung begann, während Alles in der größten Unordnung durcheinander lief. Ein Diakon fing an zu singen und forderte zum Gebet auf; worauf Alle ein großes Geschrei erhoben, indem sie das Wadassin Mariam sangen. Nun wurde ein großes zerbrochenes Gefäß gebracht, und nachdem noch etwas gesungen worden, fragte der Priester Zeddu nach den Täuflingen, ihren Pathen und Pathinnen, und legte dann seine Hände auf die Häupter der Täuflinge. Hierauf wurde das nicänische Glaubensbekenntniß und das Unservater hergesagt und das dritte Kapitel des Evangeliums Johannis gelesen, alles mit der äußersten Hast. Dann wurde das Taufgefäß mit Wasser gefüllt und auf folgende Weise geweiht. Zeddu hielt es über eine mit Weihrauch gefüllte Kohlpfanne, indem er in einer Hand ein eisernes Kreuz hielt und über das Wasser sich verbeugend sang: „Gelobet sey der Vater, und der Sohn, und der heilige Geist;" dann mit möglichst lauter Stimme rief: „Ein heiliger Vater," wobei er das Kreuz in der Form eines Kreuzes durch das Wasser zog, und das Gefäß an vier entgegengesetzten Puncten berührend ein Kreuz machte — „und ein heiliger Sohn" — dieselbe Ceremonie wiederholend — „und ein heiliger Geist" mit denselben Bewegungen, während die Anwesenden sangen. Jetzt traten die Täuflinge von ihren Pathen geführt oder getragen herzu. Zeddu und der assistirende Diakon nahmen nun den Pathen jeder einen Täufling ab, indem sie die Kinder unter dem Arm trugen, und ließen sie in einem

Kreis nach den vier Himmelsgegenden hin den Vater, den Sohn und den heiligen Geist anbeten. Dann wurden die Kinder bis an die Hüften in das Wasser getaucht, zuerst in dem Namen des Vaters, dann in dem Namen des Sohnes, und in dem Namen des heiligen Geistes; hernach aber mit den Worten: „N. N. ich taufe dich in dem Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes," ganz untergetaucht. Die beiden Erwachsenen hieß man sich ganz ausziehen und auf den Boden sitzen. Nun wurde dreimal ein Becken voll Wassers über sie ausgegossen, wobei sie sich so waschen mußten, daß jeder Theil des Körpers naß wurde, während der Priester bei Jedem die Taufworte wiederholte: „N. N. ich taufe dich" u. s. w. Dann überreichte man dem Priester ein Horn voll heiligen Salböls, worein vier Baumwollenschnüre getaucht wurden; diese nahm der Priester, eine nach der andern, machte damit auf der Stirne jedes Täuflings das Zeichen des Kreuzes, und band sie ihnen dann um den Hals, indem er über Jeden einen Segen sprach. Hierauf wurde wieder gesungen und damit war die Handlung zu Ende. Nach diesem gingen Alle in die Kirche, um zu sehen, wie dem Neugetauften die Communion gereicht wurde. Ich ging auch hinein, um es zu sehen; da es mir aber zu lang währte, so blieb ich nicht bis zu Ende.

Zweiter Abschnitt.

Isenbergs Abreise. — Krapfs Aufenthalt in Ankobar, vom 6. November 1839 bis 22. Januar 1840. — Krapf begleitet den König auf einem Steuereintreibungszug gegen die Gallas. — Rückkehr nach Ankobar. — Aussichten für eine Mission unter den Gallas.

6. November 1839. Heute ist Bruder Isenberg abgereist. Ich begleitete ihn bis Farri, an der Grenze von Schoa.

12. November. Diesen Morgen verabschiedete ich mich von Br. Isenberg und empfahl ihn für seine lange Reise

unserm Bundesgott. Ich war tief gerührt und weinte, da ich nun allein in diesem Lande war. Dabei trösteten mich aber die Worte Christi: „Siehe ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende."

13. November. Der König ist von seinem Zuge gegen die Gallas in Mugher zurückgekommen; Herr Rochet, der ihn begleitete, erzählte mir Einiges davon. Sie seyen durch die Stämme Abetschu, Gelan, Woberi, Betscho, Mugher und Fadscha gezogen; im Stamme Fadscha hätten sie auf einem Berge 12 Kirchen und viele Christen gefunden, die lange mitten unter wilden Heiden erhalten blieben. 20 Gallas seyen bei diesem Zuge um das Leben gekommen.

14. November. Alaka Sekima besuchte mich diesen Morgen. Er sprach von Heiligen der alten Zeit, die ihre Augen ausgerissen und Geiern hingeworfen, und die auf Löwen geritten seyen. Ich sagte, wenn sie das gethan, so seyen sie keine Heilige gewesen, denn ein Heiliger halte Gottes Wort, das uns nicht Verstümmelung des Körpers gebiete; ein ächter Heiliger demüthige sich unter der Gnade Gottes und verwende seine Kräfte Leibes und der Seele zum Dienste seines Schöpfers und zum Besten seiner Nebenmenschen. — Nachmittags ging ich zu Alaka Wolda Hanna, der krank war. Später brachte mir des Königs Knabe ein Schaf und Brod und fragte, ob ich sonst noch was brauche; da Br. Isenberg jetzt fort sey, so sey der König zärtlich um mich besorgt.

16. November. Machte mich an die Gallasprache. Las in den Bibelstunden Kolosser Kap. 2 und 3 und erklärte meinen Leuten die Pflichten der Kinder, Eltern, Dienstboten und Meister. — Zeddu sprach heute vom Samstag. Ich bemerkte ihm: „das Wort Gottes gebietet uns 6 Tage zu arbeiten und am siebenten zu ruhen; ihr aber sagt, man solle 5 Tage arbeiten, und 2 Tage ausruhen; ihr haltet weder Samstag noch Sonntag genau;" und bewies das Gesagte durch Berufung auf ihre Handlungen. Dann sagte ich ihm, wie es kam, daß die erste Kirche beide Tage gefeiert, später aber die Feier des Samstags abgeschafft habe.

Endlich zeigte ich ihm die Nothwendigkeit, **alle Tage in Gott** zu ruhen. Hierauf sagte er, Christus sey am Sonntag geboren, wie im Buch Sena Fetrat stehe. Als ich nach Beweisen des göttlichen Ursprungs dieses Buches fragte, schwieg er stille. Mein Gallaknecht sagte mir, sein Volk halte des HErrn Tag in hohen Ehren: sie arbeiteten nichts an demselben und ständen vor Tag auf, um zu Wake zu beten. Sie nennen den Sonntag Sanbata gadda, großer Sabbath, im Gegensatz zu Sanbata tena, kleiner Sabbath.

22. November. Zeddu kam heute und sprach vom Erzengel Michael, der die Israeliten durch das rothe Meer geführt habe. Ich entgegnete: „Ihr seyd mit dem Worte Gottes, 1 Kor. 10, im Widerspruch." Dann kam Aito Engeda dazu und wir lasen eine Stelle in dem Buch „Amada Mistir," über das ich Bemerkungen machte. Dieses Buch sagt, der Engel Gabriel sey in Gestalt eines alten Mannes nach Schoa gekommen. Auf meine Frage, ob das in der Bibel stehe, antwortete er verneinend. „Nun, warum lehrt ihr es denn, wenn ihr es nicht aus Gottes Wort beweisen könnt?" Aito Engeda bemerkte, ich hätte die Wahrheit gesagt. Anderswo heißt es in diesem Buch, die Menschheit Christi sey zu dessen Gottheit zurückgekehrt. Ich sagte, das sey eine unbiblische Verwirrung; Johannes sage: „das Wort ward Fleisch;" man könne aber nicht sagen, das Fleisch sey Gott geworden. Dann sprachen wir auch von Heiligen, es sey Sünde sie zu Mittlern für uns zu machen. Da entgegnete der Priester: „aber unsere Bücher kommen ja alle von euch Jerusalemiten." Ich: „ich weiß wohl, daß unsere Väter und die der morgenländischen Kirche in Manchem von der Wahrheit abgeirrt sind; Gott hat aber, dieses voraus wissend, Sein Wort gegeben und verheißen, uns durch Seinen Geist in alle Wahrheit zu leiten, auf daß wir seinen Willen wüßten und die Lehren unserer Väter prüften, auf welche wir unsern Glauben nicht zu gründen haben; wenn wir uns auf unsere Väter verließen, so könnten die Heiden dasselbe von ihrer Religion sagen. Was uns selber, die abendländischen Christen, an-

belangt, so haben wir vor 300 Jahren die Irrthümer unserer Väter verlassen und das lautere Wort Gottes befolgt; und weil wir so gegen alle menschlichen Ueberlieferungen und Zusätze protestirten, heißen wir Protestanten.“ Zeddu entgegnete: „Nun, dies zugegeben, so ist also die Hauptsache: Gottes Wort halten und Jedem von unserm Guten mittheilen, wie Christus sagt: Gib dem der dich bittet.“ Ich: „gibt Gott Seinen Geist gottlosen Menschen, die von ihren Sünden nicht lassen wollen?“ Er: „nein.“ Ich: „aber gibt Gott nicht den heiligen Geist denen, die Ihn wahrhaft verlangend darum bitten?“ Er: „Allerdings.“ Ich: „ebenso sollten auch wir denen geben, die unseres Beistandes bedürfen, wenn wir die Mittel dazu haben. Wenn Christus sagt: gib dem der dich bittet, so heißt das so viel als, daß wir unsern Nebenmenschen, wo und so viel wir können, helfen sollen.“ — Nachher hatte ich mit Guebra Georgis und Andern Kirchengeschichte. Dann kam Alaka Tessa und bat um einen amharischen Psalter, den ich ihm gab. Auch kamen zwei Debteras und fragten, ob es wahr sey, daß unser Psalter 300 Psalmen enthielte. Ich sagte, nein, wir begnügten uns mit 150; die sollten wir nur im Herzen bewahren und heilig werden wie David.

26. November. Herr Rochet theilte mir sein Vorhaben mit, nach Sentschero zu gehen und über Enarea zurückzukehren, und Abends brachte er mir einige Kartoffeln, die ihm der König gegeben, der sie in Adowa von Isenberg erhalten hatte. Ich habe sie gepflanzt und sie sind ganz gut gewachsen.

28. November. Ich las dem blinden Debtera das 10te Kapitel aus dem Römerbrief vor und besuchte hernach den hiesigen Statthalter. Da es hieß die Pocken herrschten im Norden von Schoa, so fragte ich Guebra, was man in Abessinien dagegen brauche. Er sagte, man mache in den Vorderarm einen Einschnitt, thue von der Lymphe eines Pockenkranken hinein und bedecke es mit Wolle. Guebra hatte die Wirksamkeit dieses Mittels selbst erfahren; die Narbe war noch auf seinem Arm zu sehen. Uebrigens neh-

men sie zur Einimpfung erst dann ihre Zuflucht, wenn die Krankheit in der Nähe ausgebrochen ist. Herrscht sie in Ankobar, so begibt sich der König nach dem Dorfe Machel Wans und läßt Niemand zu sich. Dann wird auch Reisenden der Eintritt in Schoa verwehrt.

30. November. Debtera Habta Selassie kam mich besuchen. Er sprach vom Busch Mosis und bezog ihn auf Maria, da sie Christum geboren habe, ohne verzehrt zu werden. Ich wies ihn auf die Nothwendigkeit einer geschichtlichen und grammatikalischen Auslegung der heiligen Schrift. Nachher fing unser Workie heftig mit mir zu streiten an und sagte es sey eine Frechheit zu behaupten, daß Maria außer Christo noch Kinder gehabt habe. Ich las Matthäi 1, 25; Mark. 3, 32—35; Joh. 1, 3; Apostelgesch. 1, 14; 1 Kor. 9, 5. und sagte, aus diesen Stellen sey zu schließen, daß Maria von Joseph Kinder gehabt habe. Da er aber bitter wurde und gegen die Protestanten eiferte, so gab ich dem Gespräch eine praktische Richtung. Er ist ein eigenliebiger und eigengerechter Mensch. Ich möchte nicht, daß seine Söhne, die in Dr. Wilson's Schule in Bombay sind, hieher kämen, so lange er hier wohnt, da er ihnen leicht ein Hinderniß würde.

1. December. Workie versuchte einen Angriff gegen die Lehre der englischen Kirche vom Abendmahl und sprach von den verschiedenen Secten Englands, von welchen er in Bombay gehört. Ich gab ihm freundlich zu verstehen, daß er weder unsere Lehren noch sein Herz kenne. Ich thue mein Möglichstes, um mit diesem stolzen Manne auf freundschaftlichem Fuße zu bleiben, da ich weiß, wie viel er meinem Werk in diesem Lande schaden könnte, wenn er seiner Bitterkeit gegen mich Raum gäbe. Wir brachten ihn von Cairo hieher, ohne irgend welche Verbindlichkeit gegen ihn einzugehen, da wir glaubten er könnte uns in Unterhaltung unserer Verbindung mit der Küste nützlich seyn; aber es hat sich später gefunden, daß er nur seinen eigenen Vortheil sucht.

Sentschar kam wieder, um über die drei Geburten Christi zu streiten. Er sagte in Lukas 2, 11 sey der Sohn

Gottes bei seiner Geburt Christus, Gesalbter, genannt worden. Daher, fürs Erste, seine ewige Geburt; fürs Andere, seine Geburt im Fleisch; fürs Dritte, die Salbung des heiligen Geistes im Mutterleibe, was sie die dritte Geburt nennen. Ich bemerkte, die angeführte Stelle beweise keineswegs die dritte Geburt, denn der Sohn Gottes heiße schon Psalm 2, 2. „Gesalbter," und auch Daniel (9, 26) gebe uns seinen Namen; folglich müßte Er nach ihrer Ansicht schon zur Zeit des Alten Testaments gesalbt worden seyn, als das Wort noch nicht Fleisch geworden war. So sey Er auch (Matth. 1.) Jesus genannt worden, ehe Er die Menschheit erlöst. Christus sey beider Naturen theilhaftig. Sein Name „Gesalbter" beziehe sich bloß auf seine Menschheit, welche gesalbt worden, als Er im Begriff war, das Werk der Erlösung zu vollbringen. Man dürfe den geschichtlichen Zusammenhang des Evangeliums nicht zerreißen. Christi Taufe und Salbung mit dem heiligen Geist ständen in Verbindung mit dem Anfang seines Werkes: Matth. 3 und 4; Lukas 3 und 4. — Sentschar ist ein übertriebener Monophysite, denn er sagte, die Gottheit sey in der Menschheit Christi gestorben und habe in ihr gefastet.

4. December. Diesen Morgen hatte ich Fieber. Ein Kranker ist hier zu Lande in erbärmlicher Lage, da die Leute gleich zusammenlaufen, weinen, ihren thörichten Rath ertheilen und von Teufeln und Zauberei sprechen.

5. December. War diesen Morgen viel besser. Ein Brechmittel und Chinin thaten mir gestern gut. Sentschar kam wieder zu streiten; allein ich wandte das Gespräch auf wahre Bekehrung nach Joh. Kap. 3. — Das todte Wesen der Abessinier schlägt oft ganz darnieder. Was sie mit einem Ohr hören, geht zum andern wieder hinaus. Ich beendigte in meiner Galla-Uebersetzung das erste Kapitel im Johannes.

11. December. Diesen Morgen kam ein Statthalter der Wollo Gallas und bat mich um ein Mittel gegen die Fallsucht; er habe den Versuch mit Amuleten, von Christen und Muhammedanern geschrieben, gemacht, sie hätten aber nichts geholfen. Nachher beendigte ich mit Guebra Girgis

die zweite Periode der Kirchengeschichte und sprachen über Pelagius, Augustin und Origenes, welch letzterer in Abessinien für einen Ketzer gilt.

14. December. Diesen Morgen dachte ich viel an die Gallas und mein Gehen zu ihnen; denn die Gleichgültigkeit der abessinischen Christen betrübt mich sehr; und ich faßte Muth zur Erlernung der Gallasprache. Auch dachte ich über die bei meiner Uebersetzung zu befolgenden Grundsätze. Ich hatte bisher die amharischen Buchstaben gebraucht; da ich aber fand, daß die Gallasprache keine semitische ist, daß die amharische Schrift manche Uebelstände hat, und daß vielleicht das Wort Gottes sich von den Gallas aus über ganz Abessinien verbreitet, so dachte ich, es wäre besser die lateinische Schrift zu gebrauchen, und diejenigen Wörter, die sich in der Gallasprache nicht finden, mit Buchstaben der abessinischen Sprachen zu schreiben, weil ja doch die Bewohner beider Länder mit einander verbunden sind. Ich weiß indessen wohl, daß ich beim Gebrauch einer fremden Schrift die abessinischen Priester gegen mich haben werde, da diese nur die äthiopische geschrieben wissen wollen.

15. December. Heute las ich mit dem blinden Debtera Habta Mariam den Brief Pauli an die Römer zu Ende. Ich wiederholte kurz den ganzen Inhalt, insbesondere die Lehre von der Sünde und Gnade, und ermahnte ihn zur völligen Uebergabe seines Herzens an Christum, der ihm geistliches Verständniß und ewiges Leben geben werde, wenn er die Lehren des Evangeliums in sein Herz aufnähme. — Im Lauf des Tages kamen mehrere Priester und baten um Bücher. Ich gab ihnen drei Neue Testamente und ein Exemplar der fünf Bücher Mosis. Sie wollten äthiopische Bücher, die ich ihnen aber nicht geben konnte.

18. December. Da der Vater des Guebra Georgis wünschte, daß ich das Evangelium Marci mit seinem Sohne im Aethiopischen lese, so that ich es, las es aber auch im Amharischen. Wenn wir mit der Kirchengeschichte fertig sind, so gedenke ich ihn in die biblischen Bücher einzuleiten, nachdem ich bereits eine Schrift übersetzt habe, die fol-

gende Titel abhandelt, die vielerlei Weisen, in denen sich Gott der Menschheit geoffenbart; — der Hauptgegenstand der biblischen Geschichte ist das Reich Gottes; — wie ist die Bibel entstanden? — Beweise, daß die Bibel das Wort Gottes ist; — wie die Bibel uns zugekommen; — wie sie zu lesen sey; — die Namen der Bücher und ihr Hauptinhalt.

19. December. Las mit Guebra im Evangelium; dann die Einleitung zur Bibel. Debtera Habta Selassie war dabei, bezeugte seine Freude an dieser Sache.

20. December. Guebra und Andere sahen in meinem Zimmer ein deutsches Schriftchen, betitelt: „das Herzbüchlein eines Sünders," mit Bildern; er erstaunte darüber und wünschte es samt den Bildern im Amharischen zu besitzen. Ich beendigte das erste Buch Mosis mit mehrern Knaben, die im letzten Monat regelmäßig zu mir kamen.

21. December. Heute erhielt ich Nachricht von Tigre, daß drei Europäer nebst mehrern katholischen Priestern in Adowa angelangt seyen.

25. December. Der Alaka von Mans, Namens Wolda Haimanot, kam mich besuchen. Er ist der Alaka von 38 Kirchen und einer der geachtetsten Priester in Schoa, der selbst beim König beliebt ist. Er sagte: „wir Abessinier trinken aus dem Brunnen des Patriarchen von Alexandrien." Ich versetzte: „wir, bei uns, trinken aus dem Worte Gottes, aus Christo, welcher sprach: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben." Anfangs glaubte ich, er käme um zu streiten; aber ich fand keine Bitterkeit in ihm. Ich gab ihm ein Exemplar der Briefe Pauli, das er dankbar annahm.

26. December. Da ein Priester von Gurague mich besuchte, so fragte ich ihn Einiges über die Gallas östlich von Gurague. Er sagte, der mächtigste Stamm seyen die Arroosi Gallas, die im Kriege ganz nackend föchten, um ihre Feinde zu schrecken; in ihrem Lande werde viel Salz gewonnen und nach Gurague und den benachbarten Galladistricten ausgeführt; es befände sich auch ein großer See, Laghi genannt, daselbst.

27. December. Diesen Morgen besuchten mich zehn Priester von Gurague, die gestern ankamen. Ich las mit ihnen im Evangelium und ermahnte sie, wahre Nachfolger Christi zu werden, damit sie tüchtig würden ihr armes Volk und die benachbarten Heiden zu lehren. Ich gab ihnen mehrere Neue Testamente. Sie sagten mir von einem Lande Namens Wolamo, jenseits Kambat, wo Christen wohnten, aber dermalen ohne Priester. In Gurague sey ein heidnisches Volk, Fuga genannt, ein wanderndes Geschlecht, das alles esse, was die Guraguaner verabscheuen.

28. December. Heute erhielt ich mein Gepäck von Tadschura. Der König hatte Lust zu mancherlei, und mehrere Priester, welche gehört, meine Bücher seyen angekommen, kamen mit äthiopischen Büchern, um sie gegen äthiopische Neue Testamente zu vertauschen.

29. December. Heute kamen viele Leute und baten um Bücher und Arzeneien. Ich sandte ein Neues Testament an den Statthalter von Gurague, Namens Nefhomus. Las mit einer Anzahl Knaben im Evangelium.

30. December. Ein Priester vom See Haik, im Stamme der Wollo Gallas, besuchte mich und sagte, sie hätten dort eine Kirche, St. Stephanus genannt, die 1300 Jahre alt sey. Ich gab ihm ein Neues Testament für ihn und eines für die Kirche. Ich sprach abermals mit dem König wegen meiner Reise nach Gurague; aber er wollte mich nicht gehen lassen, denn wenn ich ums Leben käme, würden meine Landsleute ihn dafür verantwortlich machen.

1. Januar 1840. Während ich Gott für alle geistlichen und leiblichen Segnungen des verflossenen Jahres dankte, kam des Königs Knabe und übergab mir 250 Thaler, welche Ali Arab gebracht hatte. Ich dankte Gott abermals, der alle Bedürfnisse der Seinen kennt. Es kommen beständig Leute und fragen nach Büchern. Hätte ich doch einen tüchtigen Vorrath!

6. Januar. Ging wieder zum König und bat ihn mir das empfangene Geld auszuwechseln, da vieles davon hier zu Lande nicht gangbar ist und er willfahrte mir. Es

kamen wieder Leute von Gurague, die Bücher wollten. Ich sprach mit ihnen lange über Joh. 3, und gab ihnen dann, was sie wünschten. Die Guraguaner sind arge Bettler. Sie fallen mir zu Füßen und betteln um ein Stück Salz. Sie kommen halb nackt nach Schoa und sagen, die Gallas hätten sie unterwegs beraubt; dann erhalten sie Kleider vom König, welche die Gallas nicht zu rauben wagen, da der König ihnen zürnen würde.

10. Januar. Der König ist nach Angollala gegangen. Diesen Morgen war der Cabaschi bei mir und bat um Medizin. Das Amt dieses Mannes ist, das ganze Land zu durchziehen und alle des Raubs verdächtigen Menschen zu packen. Er scheint ein Mann von großer Thatkraft zu seyn.

Abends gingen die Priester hinaus, um die Anstalten zum jährlichen Tauffest zu treffen. Die Tabots (heilige Archen) der fünf Kirchen von Ankobar wurden auf einem offenen Platz der Stadt, Arada genannt, aufgestellt; hier empfing sie der Statthalter, indem er sich samt dem Volk niederwarf. Priester und Volk waren gut gekleidet, weil sie das Tauffest in hohen Ehren halten. Die Kirchen theilen weiße Tücher aus, und die andern Leute entlehnen von einander, was sie erhalten können, um an diesem Tage zu glänzen. Dann zogen sie singend an den Bach Airara am Fuße des Tschakabergs. Dort angelangt schlugen die Priester jeder Kirche ein Zelt auf und sangen die ganze Nacht. Ich kehrte zurück mit dem Vorhaben, bei Nacht die Festlichkeit zu sehen.

12. Januar. Nach Mitternacht begab ich mich an den Bach Airara. Noch hatten die Festverrichtungen nicht begonnen, aber nach dem ersten Hahnenschrei wurde angefangen. Dies Jahr war die Reihe an den Priestern der St. Mariakirche. Sie hatten den Abend vorher den Bach gedämmt, so daß er am Morgen ziemlich angeschwollen war. Ein Priester trat mitten in das Wasser und segnete es; dann warf sich alles Volk, alt und jung, ganz nackend auch hinein; nachdem sich ein Theil eine Zeitlang darin herum=

getummelt, gingen sie wieder hinaus, und Andere folgten nach; Alle waren wie von Sinnen. Eltern warfen ihre kleinen Kinder in den Bach, denen die Kälte des Wassers lautes Schreien abnöthigte. Die Priester standen mit Lichtern um den Bach her und sahen dem Schauspiel zu. Ich wandte meine Augen davon ab und sprach mit Guebra's Vater von der Taufe mit dem heiligen Geist und dem Blute Christi zur Vergebung der Sünden. Mehrere Priester mischten sich in das Gespräch. Ich äußerte nun meinen Schmerz über solches Benehmen in einem christlichen Lande. Viele Leute gaben mir Recht. Darauf entfernte ich mich, während die Priester bis am Morgen blieben und dann singend und jauchzend nach Ankobar zurückkehrten.

13. Januar. Ein Debtera brachte mir ein Buch, betitelt Tarik. Es enthält eine Geschlechtstafel bis zum König Salomo hinauf und spricht dann von den Königen von Aethiopien, vom Ursprung der Gallas und von Mahomed Gragne, König von Adel. Ich bat ihn, mir eine Abschrift von diesem Buch zu machen, und er that es.

15. Januar. Ein Debtera brachte mir ein Buch, Wudassie Amlak genannt, das bei den Abessiniern in so hohem Ansehen steht, daß sie sagen, wenn dies Buch bei einem Sterbenden gelesen würde, so bedürfte er keines Priesters zum Beistand. Hernach machte ich mich an die Gallasprache. Mein Galla sagte mir von zwei Gottheiten der Gallas: Oglia und Atete. Der Atete, einer weiblichen Gottheit, brächten sie im September Opfer dar, und dem Oglia, einer männlichen, im Januar und April.

16. Januar. Ich besuchte Anka Jasus, den Alaka der St. Mariakirche, und gab ihm ein Exemplar der äthiopischen Evangelien für seine Kirche. Somit haben alle Kirchen in Ankobar von mir Bücher erhalten.

17. Januar. Debtera Workneh bat mich um Erklärung von Matth. Kap. 3. Ich sprach von der Taufe des Johannes und der unlängst von mir besuchten der Abessinier. Johannes habe zuerst die Leute gelehrt, ehe er sie taufte; er habe ihnen die Nothwendigkeit der Buße ans

Herz gelegt, um in das Reich Gottes eingehen zu können, und dann habe er seinen Zuhörern den großen Tag Christi, den Tag des Gerichts vorgehalten, und daß sie sich nicht auf ihre eigene Gerechtigkeit und äußere Ceremonien verlassen, sondern ihren Sinn wahrhaft ändern und sich vom heiligen Geist taufen lassen sollten.

22. Januar. Diesen Morgen gegen 9 Uhr trat der König von Angollala aus einen Zug gegen die Gallastämme im Süden von Schoa an, und ich mußte ihn in Gesellschaft von Hrn. Rochet begleiten. Um 10 Uhr setzten wir über den Fluß Tschatscha, der von Südosten nach Nordwest fließt, und wahrscheinlich in dem Gebirge von Bulga und Mentschar in der Provinz Fatagar entspringt. Auf einem nahen Hügel bemerkten wir ein großes Dorf, Wonabadera genannt, wo Aito Maretsch, der mächtigste Häuptling der Gallas im Süden von Schoa, wohnhaft ist. Der Gallastamm, durch dessen Gebiet wir zuerst kamen, heißt Abedtschu; er ist sehr groß und in mehrere Districte vertheilt. Das Land ist gut bevölkert und angebaut, aber baumlos und daher nicht so reizend als die andern Ländereien der Gallas, die wir später sahen. Es hat keine hohen Berge, sondern nur Hügel, ist reich an Bächen, Wiesen und weiten Thälern.

Das Heer des Königs, das ihn heute geleitete, betrug 5000 Mann. Der König war an der Spitze und hatte auf jeder Seite einen Mann, der einen großen rothen Schirm trug, und vor ihnen her gingen einige Gallas als Wegweiser. Hinter dem König ritten etwa 20 Weiber, um des Königs Küche zu bestellen, und in einiger Entfernung folgten die Alakas, die Priester und andere Leute von Rang. Diesen wurde auch ich beigesellt. Zuletzt kamen die Soldaten von ihren Offizieren geführt. Zur Linken des Heers ritten die Trommler auf Maulthieren und machten ihr eintöniges Gerumpel, und zur Rechten waren mehrere Weiber und sangen Lieder zum Preise des Königs.

Da meine europäische Tracht und Gesichtsbildung Aller Augen auf sich zog, so war ich beständig von Leuten um-

geben, die mich über mein Land befragten. Ich aber nahm bald Anlaß mit ihnen von dem Wege zu reden, der zum ewigen Leben führt. Da ein Missionar bei solchen Zügen Leute aus allen Theilen Schoa's um sich hat, so kann er Vieles thun. Alles, was er sagt, wird wieder Andern erzählt, wie ich häufig bemerkt habe. — Um 9 Uhr herum kamen wir über einen Fluß, Belat, genannt, der mit dem Tschatscha in gleicher Richtung fließt und wohl auch in demselben Gebirge entspringt. Der Weg war eben und angenehm. Wir sahen mehrere große Ahornbäume, unter denen die Gallas ihre Gottesdienste verrichten. Darum gelten diese Bäume für heilig, und Niemand kann sie anrühren, ohne zu sterben. Hier bringen sie ihren zwei Hauptgottheiten, Oglia und Atete, Opfer. — Nachmittags 2 Uhr lagerten wir in einer großen Ebene, Magel genannt, die von einem Bache gleichen Namens durchschnitten ist. Der König gab Serta Wold Befehl, mich mit einem Zelt zu versehen.

23. Januar. Diesen Morgen sehr früh ging ich mit Hrn. Rochet und meinem Gallaknaben in ein nahes Galladorf, und somit liefen alle Bewohner zusammen. Ich grüßte sie in ihrer Sprache und sagte ihnen dann durch meinen Galla, ich hätte in meiner Heimath gehört, die Gallas seyen, was meine Voreltern früher auch gewesen, unkundig des Weges zu ihrer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt; der Wake (Gott) habe uns den rechten Weg in einem Buche gewiesen, das Evangelium heiße, und es sey sein Wille, daß alle Menschen dieses Buch anhören, kennen und annehmen, um nach diesem Leben bei Ihm selig zu werden. Ich selbst hätte mir vorgenommen, ihre Sprache recht zu lernen und dann zu ihnen zu kommen, um ihre Knaben und alle, die den rechten Weg zu kennen begehrten, zu unterweisen. Mehrere sagten: „recht, kommt nur, so wollen wir Euch Schafe und was Ihr sonst braucht, geben.“ Ich liebe die Gallas, und bin überzeugt, daß ein Missionar, der unter ihnen wohnte, mehr Frucht seiner Arbeit sehen würde, als unter den Abessiniern.

Gegen 8 Uhr brach der König mit seinen Truppen auf, die durch Zuzüge von Bulga und Mentschar beträchtlich vermehrt worden waren. Wir zogen südwestwestlich in das Gebiet der Abedtschu Gallas. Um 11 Uhr setzten wir über den Fluß Sana Robi, welcher die Stämme Abedtschu und Gelan von einander trennt, zogen dann nordwestlich an den Fluß Sange Boka, den wir um 1 Uhr Nachmittags durchschritten und lagerten gegen 2 Uhr an einer Stelle, Gordoma genannt, im Stamme Woberi. Da die Stämme Woberi und Gelan sich mehrere Jahre bekriegten, so war diese Gegend wüste und wir sahen nichts als Ueberreste ehemaliger Dörfer. Als wir gelagert waren, fragte mich der König, wie viele Soldaten ich glaube, daß er jetzt beisammen habe? Ich sagte es möchten ihrer vielleicht 6 bis 7000 seyn; worauf er lachend bemerkte: „das ist nichts; sehen Sie nach einigen Tagen wieder und sagen Sie mir dann ihre Zahl.“ Wir hatten gegen Norden die Provinz Schoa Meda, wo Christen wohnen.

Abends kam der Statthalter Machfud zu mir in das Zelt. Da sie nur meine europäische Tracht sehen wollten, und viele unnütze Fragen an mich thaten, so lenkte ich nun die Rede auf das Wort Gottes, zu dessen Verkündigung die Christen meiner Heimath mich ausgesandt hätten. Sie hörten nun stille an, was ich von der Ausbreitung des Evangeliums in unserer Zeit, der heiligen Schrift in 170 verschiedenen Sprachen, und von den Künsten unseres Landes zu sagen hatte. — Ich bedaure auf diesem Ausflug keinen größern Vorrath amharischer Bücher mitgenommen zu haben, da ich viele Gelegenheiten zur Vertheilung hatte.

24. Januar. Da der König diesen Morgen sehr spät aufbrach, so hatte ich ein langes Gespräch mit den Leuten, die wohl 200 an Zahl um mein Zelt her standen. Mein Herz wurde warm, als ich sie sah. Mehrere fingen an vom Fasten zu reden, aber ich ging bald auf die Pflicht des Christen über, sich mit dem Worte Gottes, wie es im Alten und Neuen Testament enthalten ist, bekannt zu machen und das Leben hindurch von ganzem Herzen zu befolgen. Dann

bewies ich ihnen ihre Sündhaftigkeit und die Nothwendigkeit eines lebendigen Glaubens an Jesum Christum. Die Leute bezeigten ihr Gefallen an dem, was ich sagte und erklärten, sie hätten dergleichen nie von ihren Priestern gehört. Diese Umzüge, die der König des Jahres drei Mal, im Januar, Juni und September unternimmt, geben einem Missionar die beste Gelegenheit das Evangelium zu predigen, wie er sie sonst nicht haben könnte.

Wir zogen durch das Gebiet Woberi südwestwestlich. Im Südosten ließen wir die Berge Garra Gorfoa, die sich von Ost nach Nordwest erstrecken, in welcher Richtung wir alle Bäche fließen sahen, die wir beständig zu überschreiten hatten. Da seit gestern die Truppen vom nördlichen und westlichen Schoa anlangten, so ließ mich der König durch seinen Knaben bitten, einen Hügel zu besteigen, von wo ich die Truppen konnte vorbeikommen sehen, und dann möchte ich dem König sagen, wie hoch ich ihre Zahl schätzte. Während ich eine Stunde da ruhte, sah ich die Leute von allen Seiten anlangen; endlich ging ich meines Wegs. Es mochten ihrer etwa 15,000 Mann seyn. Indeß werden in einigen Tagen noch mehr von Schoa und dem Gallalande dazu kommen. Die schönsten Pferde und Maulthiere waren da zu sehen. Sahela Selassie könnte in der That ein mächtiger König werden, wenn sein Heer gehörig geübt und sein Volk gebildet würde! Gegen 1 Uhr überdeckte uns ein ungeheurer Heuschreckenschwarm, so daß wir weder die Sonne noch die Berge umher sehen konnten. Nachher regnete es. Die zweite Regenzeit, Tschernat genannt, ist nahe: man erwartet sie regelmäßig zwischen dem Januar und Februar. Die erste Regenzeit, Rat Kidan, fängt im Juni an und endet im September.

Ich sah diesen Nachmittag im Dorfe Mutschella zum ersten Mal ein Galla-Grab. Es war von einer etwa 3 Fuß hohen Mauer umgeben, auf der sehr schöne Aloepflanzen wuchsen; auch war das Grab etwa zwei Fuß hoch mit Steinen bedeckt. Ich hatte in Abessinien nie ein so hübsch geschmücktes Grab gesehen. Als ich meinen Gallaknaben

fragte, warum sie ihre Gräber so schön schmückten, erhielt ich eine Antwort, die mir alle Freude benahm. Er sagte mir, die Gallas hätten die Meinung, daß sobald die Aloe auf einem Grabe zu wachsen anfange, erwachse dem Verstorbenen Gerechtigkeit vor dem Wake und er gehe zu ihm. Indeß haben die Gallas einen Begriff von Vergeltung, denn sie glauben ein guter Mensch gehe zum Wake und ein böser zum Feuer des Setanat oder Gemi.

25. Januar. Wir machten uns diesen Morgen um 9 Uhr herum auf den Weg und zogen südsüdwestlich durch das Gebiet des Stammes Dschambitschu, wo gar keine Dörfer waren. Wir kamen über mehrere Bäche. Der König hielt mehrere Male an, um zu fischen. Gegen 2 Uhr lagerten wir in einer Ebene, Namens Sululta. Die umwohnenden Gallas heißen Sululta Gallas und ihre Nachbaren im Südosten Finfini Gallas, nach den hohen Bergen desselben Namens. Die Sululta-Ebene ist sehr gras- und wasser-reich aber ohne Holz. Ich bemerkte hier wie anderswo, daß die Gallas die Ebenen ihren Pferden, Schafen, Kühen u. s. w. überlassen, die sie wie ihre Kinder lieben, während sie ihren Unterhalt durch Anbau der Berge suchen. Dadurch erzielen sie eine vorzügliche Pferdezucht. Da die Sululta Gallas ihre Steuer an Pferden und Rindern nicht entrichteten, so gab der König Befehl, alle ihre Dörfer zu verbrennen. Ich kümmerte mich wenig um die Namen der Galladörfer, da sie fast bei jedem Durchzug des Königs zerstört werden. Die Soldaten plündern, was zu finden ist und zünden dann die Wohnungen an. Da die Ernte vorüber war, so konnte der König nicht, wie er gewöhnlich zu thun pflegt, die Früchte verbrennen, aber viel Waizen ging mit den Häusern zu Grunde. Die Gallas sind sehr thöricht, da sie durch Entrichtung der Steuer an den König, die unbedeutend ist, ihr Eigenthum retten könnten.

26. Januar. Diesen Morgen gegen 8 Uhr verließen wir Sululta und kamen um 9 Uhr in das Gebiet von Mulosalada, unter der Königin Tschamie, die in Wollenso,

einem großen Dorfe ihres Stammes, wohnt. Nachdem wir durch mehrere ganz baumlose und sehr wenig angebaute Landstrecken gekommen waren, so war es meinen Augen eine Erfrischung, große Wälder und angebautes Land zu sehen. Der König von Schoa hat die Tochter der Königin zur Frau, und ihr Sohn Tschara ist dem König sehr ergeben. Da dieser Stamm in der Mitte von Gallas ist, welche zwischen dem Hawasch im Süden und Schoa im Norden und Osten wohnen; da er in der Nähe des Nils, und Gotscham im Westen liegt; da sein Land sehr fruchtbar und gut gebaut ist; und da er vom König von Schoa völlig abhängig ist, so kam mir dieser Platz für eine Mission unter den Gallas als vorzüglich geeignet vor. Daher entschloß ich mich, mit dem Sohn der Königin Bekanntschaft zu machen und ihm meine Absicht mitzutheilen. Unterwegs empfing der König mehrere Häuptlinge, die ihre Steuern ablieferten.

Der König ist im Felde nicht minder thätig als zu Hause. Auf seinem Maulthier sitzend spricht er mit seinen Offizieren und andern Personen, empfängt die von Schoa und den Galla-Stämmen ankommenden Statthalter, welche, sowie ihre Truppen, vor dem König auf ihre Angesichter niederfallen. Er frägt sie freundlich nach ihrem Befinden, worauf der Häuptling herzutritt, neben des Königs Maulthier einhergeht und etwa eine halbe Stunde mit ihm besonders spricht. Ist dann der König geraume Zeit auf seinem Maulthier geritten, so steigt er ab und geht zu Fuß wie die Andern. Er spricht die Gallasprache ziemlich gut. Ehe er sich lagert, geht er mit einer Auswahl seiner Truppen auf einen Hügel um Augenschein zu nehmen, bis seine Zelte aufgeschlagen sind. Er ist in der That ein achtbarer Fürst, der Verstand und Erfahrung hat.

27. Januar. Diesen Morgen hatte ich eine lange Unterhaltung mit Leuten aus dem nördlichen Schoa, von Gesche, Ansokia und Efrata. Ich las ihnen mehrere Psalmen vor, denen ich kurze Erklärungen beifügte. Es freute sie, das Wort Gottes im Amharischen zu hören. Ich bin

überzeugt, die Abessinier würden einer Reformation nicht entgegen seyn, wenn erleuchtete Lehrer aus ihrer Mitte aufträten. Aber für das ist wenig Hoffnung, obgleich sie einer Rede über das Wort Gottes nicht ungerne zuhören. Ich suche ihnen immer zu zeigen, daß es in Bezug auf das Wort Gottes zwei Abwege gibt: entweder setze man hinzu oder man lasse aus; und beleuchte die Gefahr dieser Abwege mit dem Beispiel Adams und der Eva und andern biblischen Geschichten, wie auch aus der Kirchengeschichte.

Gegen 9 Uhr Morgens brachen wir auf, und nachdem wir gegen Nordwest durch einen großen Wald gekommen, stiegen wir in eine weite Ebene, Adaberga Tschamer genannt, hinab, in der die Gallas selbst alles Gras verbrannt hatten, um den König vom Lagern abzuhalten. Ein Galla wurde im Walde ergriffen, und drei andere wurden heute von den Tschara-Leuten umgebracht. Alle umliegenden Dörfer wurden den Flammen geweiht. Mein Knabe brachte mir eine eiserne Lanze, wie die hiesigen Gallas sie tragen. Gegen 3 Uhr lagerten wir an einem Fluß Namens Robi, der in den Nil fließt. Wir waren im Gebiete der Metta Gallas. Metta ist in mehrere Districte getheilt. Die um den Robi her wohnenden Gallas heißen Metta Robi Gallas. Sie entrichteten ihre Steuer nicht und waren auf die Gebirge entflohen. Das Metta Gelände ist überaus schön, wie Mulofalada und Adaberga. Im Allgemeinen wird die Gegend immer schöner, je südlicher man kommt. Wie schade für das Land, daß es von solchen Menschen bewohnt ist. Es ist Alles im Ueberfluß da, das Klima wie in Italien und so gesund, daß man von Krankheit nichts weiß.

28. Januar. Ich unterhielt mich diesen Morgen wieder mit den Gallas. Da ich mir vorgenommen auf diesem Zuge viel mit den Leuten zu sprechen, so hatte ich meine Galla-Uebersetzung des Evangeliums Johannis mit mir genommen, um zu sehen, ob es ihnen verständlich sey oder nicht, und ich hatte das Vergnügen zu bemerken, daß sie es so ziemlich verstanden. Ich fügte dem Gelesenen einige

Erklärungen bei, und sie bezeigten ihr Gefallen daran. Ich habe überall wahrgenommen, daß die Gallas zwischen mir und Herrn Rochet und den amharischen Leuten einen großen Unterschied machten.

Der König lagerte gegen 1 Uhr in der Ebene Darasu, am Flusse Gadisa; nachher ging er mit einer Abtheilung Soldaten in nordwestlicher Richtung, um den Stamm Wogidi Metta anzugreifen. Ich begleitete ihn, ungeachtet er mich wiederholt bat, im Lager zu bleiben. Wir gingen etwa zwei Stunden, bis wir auf einen hohen Berg kamen, von wo man bei reiner Luft Gotscham und den Nil sehen kann. Wir sahen im Norden die Berge von Mughir, an deren Fuß der Stamm Fadsa wohnt. Westlich von Wogidi Metta ist der Stamm Betscho Fugik, und westlich von diesem der Stamm Tscharso Daga am Nil. Da die Gallas geflohen waren, so ließ der König ihre Dörfer anzünden und kehrte zurück.

29. Januar. Gegen 9 Uhr Morgens wurde aufgebrochen, um zum Stamme Metta Robi zurückzukehren, wo wir vor zwei Tagen waren. Ich fragte mehrere Gallas, die in mein Zelt kamen, was sie von ihrem Urvater wüßten. Ihre Auskunft war, daß nach einer alten Sage ihr Urvater Wolab geheißen; er sey vom Wake aus Thon gebildet worden und habe nachher eine lebende Seele empfangen, und sein erster Wohnort sey am Hawasch gewesen. Mehr konnte ich nicht erfahren. Bei unserer Rückkehr brachten die Gallas, deren Häuser gestern verbrannt worden waren, ihre Steuer an Honig, Pferden und Rindern. — Wir lagerten um 12 Uhr. Hatte eine lange Unterredung mit Leuten von Machfud, Gesche, Morad, Bulga und Mentschar. Ich bemerkte, daß die von Bulgar und Mentschar die unwissendsten waren.

30. Januar. Da der König bis 10 Uhr der Ruhe pflegte, so hatte ich viel Zeit mit den Leuten zu sprechen. Zuerst zeigte ich, worin das Wesen und die Pflichten eines rechten Priesters bestehen; dann kam ich auch auf die Sclaverei zu reden, die in diesem Lande sehr häufig ist, daher

ich bei jeder Gelegenheit ihre Unverträglichkeit mit dem christlichen Grundsatz der Nächstenliebe hervorhebe. Weiter wurde der Unterschied zwischen Christen und Muhammedanern besprochen, wobei ich der Abessinier unchristliches Wesen an das Licht stellte. Zuletzt kamen auch noch die verschiedenen europäischen Künste und Gewerbe in Betrachtung, und ich sprach darüber gemäß 1 Tim. 4, 8.: „die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens." — Um 10 Uhr ward aufgebrochen. Nachmittags wurden wir abermals von einem ungeheuern Heuschreckenschwarm überzogen.

31. Januar. Diesen Morgen hatte ich das Vergnügen eines Besuches von Tschara, Sohn der Königin Tschamin von Mulofalada. Ich sagte ihm, warum ich nach Schoa und in das Gallaland gekommen sey. Wir in Europa seyen gar sehr glücklich geworden, seitdem vor mehr als Tausend Jahren unsere Väter die Erkenntniß aus den Büchern angenommen, die ich in meiner Hand hielt — ein Neues Testament und die Psalmen im Amharischen — und, da wir alle Menschen auf Erden als unsere Brüder liebten, so wünschten wir sie durch Erkenntniß dieses Buches eben so glücklich zu machen. Zudem habe Gott uns in diesem Buche befohlen, alle Völker zu lehren, da ohne die Erkenntniß Gottes und unserer Pflichten gegen Ihn wir ewig verloren seyn würden; darum sey ich aus fernem Lande gekommen, habe alle Schwierigkeiten, Beschwerden und Gefahren überwunden, um ihnen den Weg zu ihrer ewigen Wohlfahrt zu weisen. — Tschara nahm meine Bücher und küßte sie, gab sie dann seinen Dienern, die sie ebenfalls küßten. Alsdann sagte er: „Wir wollen von den Dingen, die in diesem Buch geschrieben stehen, wissen." Ich erwiederte, ich hätte es ihm gegeben, wenn er lesen könnte; wenn aber er und seine Mutter es mir erlaube, so würde ich kommen und sein Volk in seiner eigenen Sprache unterrichten und ihnen alles sagen, was in diesem Buche enthalten sey. Ich verlange von ihm gar nichts, als die Erlaubniß zu kommen, Schutz für meine Person und Förderung meiner

Zwecke in diesem Lande. Er versprach die Erfüllung aller meiner Wünsche, mit dem Beifügen jedoch: „wenn der König, mein Oheim, es zugibt." Mir gefiel das Gesicht und Betragen dieses jungen Mannes. Wir fühlten gegenseitige Zuneigung. Er sagte leise zu meinem Knecht: „das ist ein Mann Gottes." Endlich bat ich ihn, mir einige Knaben nach Ankobar mitzugeben, damit ich sie dort unterrichte, indem ich versprach, sie wieder nach Mulofalada zu bringen. Er antwortete: „Ich werde in einigen Monaten selber nach Ankobar kommen, dann wollen wir von der Sache reden, und Sie sprechen mit dem König darüber." Ich werde nicht ermangeln, den König bald möglichst hievon in Kenntniß zu setzen. Ich habe mit Alaka Serat viel über das Galla-Volk gesprochen, und er scheint nicht gegen dessen Unterricht zu seyn; aber ich fürchte, Andere werden den König abzuhalten suchen, mir seine Erlaubniß dafür zu geben, weil man weiß, daß wir den Gallas das Evangelium nicht nach abessinischer Weise bringen würden. Indeß werde ich dem König darlegen: erstens, daß es Christi Befehl sey, alle Völker die christliche Religion zu lehren; zweitens, die Schuld der Christen von Schoa, wenn sie sich nicht um das ewige Heil der Gallas kümmern; drittens, den großen Vortheil, der dem König aus der Bekehrung der Gallas erwachsen würde, da sie alsdann gute Unterthanen wären, die ihren König als in einem Glauben mit ihnen verbunden ansehen würden. Endlich werde ich ihn zur Förderung meiner Absichten und zum Schutz meiner Person um Erlaubniß bitten.

Diesen Morgen machten wir uns um 9 Uhr herum auf den Weg. Der König ließ einen Soldaten umbringen, der Tags zuvor einen Menschen getödtet hatte. Sie bringen oft ihre eigenen Leute um, um sagen zu können, sie hätten einen Galla getödtet, wofür sie vom König den Werth von 20—30 Stücke Salz, ein Schild, Pferd, Maulthier oder sonst etwas erhalten. — Der König nimmt auf jedem Zug 12 Sänger mit sich, die ihre Gesänge um Mitternacht beginnen und bis Tagesanbruch damit fortfahren. In An-

kobar sind 156 Sänger, welche Psalmen und Lobgesänge singen, meist zum Preise der Maria.

1. Februar. Morgens etwa 7 Uhr setzte sich der Zug wieder in Bewegung, aber gegen 10 Uhr gab der König Befehl zum Lagern. Als alles in Ordnung war, ging der König Büffel und Elephanten jagen, die in den Wäldern von Metta selten sind. Hr. Rochet und ich begleiteten den König. Um 11 Uhr ruhten wir ein wenig auf einem Berge, wo wir nach allen Seiten eine herrliche Aussicht hatten. Im Nordwesten sahen wir die majestätischen Berge im Gebiete von Maitscha mit ihren gewaltigen Wäldern, und im Südwesten hatten wir den hohen Berg Entoto vor uns, wo mehrere abessinische Könige gewohnt hatten, bis Gragne, der König von Adel, ihre Stadt zerstörte, deren Ueberbleibsel auf dem Gebirge noch zu sehen seyn sollen. Nebla Denghel soll der letzte dortige König gewesen seyn. Er floh auf den nahen Berg Ferrer, dann auf den Berg Bokan, bis er sich nach Tigre zurückziehen mußte, worauf die Gallas nach dem Tode Gragnes in diesen Theil von Schoa eindrangen. Sie nahmen die schönsten Provinzen in Besitz. Die Priester des Königs zeigten mir im Gebiete von Mulofalada mehrere Hügel, wo früher Kirchen gestanden haben sollen. Im Südosten sahen wir auch den hohen Berg Sekuala, wo, wie man mir sagte, das Grab eines berühmten Heiligen, Namens Guebra Mansus Redus, steht, zu dem das Schoa-Volk jährlich wallfahrtet. Dieser Heilige soll durch seine Gebete 500 böse Geister vernichtet haben. Gegen Süden erblickten wir die ungeheure Ebene des Hawasch, aus welcher ein einzeln stehender hoher Berg, Wata Dalatscha genannt, sich erhebt. Jenseits der Ebene sind die Berge von Sodado Gurague. — Um 1 Uhr erscholl ein lautes Geschrei, weil der König zu Pferde mit einer einzigen Lanze einen großen Büffel erlegt hatte. Darum priesen die Sängerinnen den König. Wer einen Büffel erlegt, ist ein Held, und es gilt ihm so viel, als hätte er fünf Gallas getödtet, darum hat er das Recht sein Haupt mit einem

Wachholderzweig zu schmücken. Um 3 Uhr kehrten wir in das Lager am Bache Tschamtscham zurück.

2. Februar. Diesen Morgen ging ich mit Hrn. Rochet in des Königs Zelt, um nach den Quellen des Hawasch zu fragen. Der König sagte, es läge zwischen den Soddo, Betscho Woreb und Mätscha-Stämmen ein großer Sumpf, aus welchem, so viel er wisse, der Hawasch entspringe. Da der König im Sinn hat gegen die Soddo und Maitscha-Stämme zu ziehen, so werden wir hierüber Näheres erfahren können. Um 10 Uhr herum kamen wir über einen Fluß, der die Grenze zwischen den Metta und Maitsch-Gallas bildet, und über den die Gallas ein hübsches Brücklein geschlagen hatten. Die Gegend zwischen Metta und Maitscha ist überaus schön, wasser- und holz-reich und fruchtbar, aber dennoch auf mehr als 12 Stunden Umfang weder bewohnt noch angebaut, da diese Stämme in Fehde mit einander stehen. Jetzt hausen Büffel, Elephanten und anderes Gethier darin. Das Maitschaland ist in 12 Stämme zertheilt, die sich beständig unter einander befeinden. Ihre Namen sind: Kuttai, zu denen wir heute gelangten, Nono, Sankalla, Wolliso, Guma, Gera, Guderu. Ueber die Uebrigen habe ich nichts erfahren. Südlich von Kuttai, in der Ebene des Hawasch, ist der Stamm Betscho Woreb.

Gegen 10 Uhr waren die Zelte aufgeschlagen, worauf der König einen Berg bestieg, von dem wir die ganze Ebene des Hawasch überschauen konnten. Wären die Bewohner dieser Gegenden gebildet, so könnte der Hawasch für den Handel von Bedeutung seyn, da er sich nahe an 200 Stunden von seiner Quelle bis Außa im Lande Adel erstreckt, wo er einen See bildet und wenigstens in der Regenzeit von der Quelle bis Außa schiffbar ist. Westlich vom Hawasch ist der Nil, der auch weithin schiffbar ist. Nachdem der König alle umliegenden Dörfer verbrannt, kehrte er zu seinem Lager bei Logagontscha, an einem Bach desselben Namens, zurück.

3. Februar. Morgens etwa 8 Uhr erhoben wir uns, um nach Angollala zurückzukehren. Wir zogen in südöst-

licher Richtung und setzten um 10 Uhr über den Fluß zwischen Metta und Maitscha, an welchem wir die Nacht zuvor gelagert. Um Mittag betraten wir das Gebiet Metta Tschamer, oder Metta Wotscheta, nach dem Berg Entoto, den die Gallas Wotscheta nennen. Um 2 Uhr lagerten wir am Fuße des Entoto in einer Ebene, genannt Tschaffe holata, wo der König eine Menge Dörfer verbrennen ließ. Bei Nacht sahen wir das Feuer, wodurch die Leute von Ababerga auf einem benachbarten Berge alle Dörfer verbrannten, die dem König ihre Steuer gebracht hatten. So thun sie mit allen Gallas, die mit dem Könige von Schoa Freundschaft halten.

4. Febr. Um 9 Uhr aufgebrochen und südöstlich weiter gezogen. Um 10 Uhr verließen uns die Leute von Tschamieh und kehrten nach Hause zurück. Als ich Tschara umkehren sah, flehte ich brünstig in meinem Herzen, daß der HErr ihm im Gedächtniß bewahre, was ich ihm über meine Zwecke mitgetheilt. Um Mittag stießen wir an das Gebiet von Adda, und gegen 3 Uhr lagerten wir bei Legemie im Gebiete von Finfini, in der Nähe des Berges Sekuala, auf dessen Westseite ein anderer hoher Berg, Namens Furri steht. Oestlich von unserm Lager hatten wir den Berg Ferrer. Der Sekuala, Entoto und Wata Dalatscha bilden ein hübsches westliches Berg-Dreieck; während der Furri, Sekuala und Ferrer in der Ebene des Hawasch ein östliches Dreieck bilden. Vom Lager aus konnten wir die Berge von Soddo und Gurague, so wie die Berge der Liban, Lumie und Arrusi-Stämme im Osten von Gurague ganz gut sehen.

5. Februar. Um 10 Uhr herum sahen wir auf unserm nordöstlich ziehenden Wege die heißen Brunnen im Gebiete Finfini, am Fuße einer Gebirgskette desselben Namens. Ich sah drei Brunnen, die sehr schweflicht und so heiß waren, daß ich meine Finger keinen Augenblick darin halten konnte. Es sind mehrere Dörfer in der Nähe. Der Boden ist sehr kahl und bietet dem Auge keine der schönen Ansichten dar, wie die Gebiete von Mulofalada, Adaberga, Metta und Maitscha; gleichwohl ist es gut bewohnt und bebaut,

und die Leute sind seit Jahren dem König ergeben. Um 11 Uhr etwa kamen wir in das Gebiet des Stammes Germama. Unterwegs empfing der König die Steuer der Ferrer-Gallas, in etwa 20 schönen Pferden und 40 Rindern bestehend. Am Fuße des Berges Ferrer ist das Dorf Roggie, wo ein großer Markt ist, auf dem die Gurague und benachbarten Gallas ihre Sclaven, Pferde, Rinder und andere Erzeugnisse aus dem Innern Africas verkaufen. Dieser Markt ist an der Straße nach Gurague, die bis zu dem Berge Sekuala und der Ebene des Hawasch ganz sicher ist. Auf dieser Ebene ist der Reisende in Gefahr durch die vom Westen kommenden Soddo-Gallas geplündert zu werden. Vom Sekuala ist es eine Tagreise bis Aimellele, das erste Dorf von Gurague, auf einem Berge, den ich heute gesehen. Der Statthalter der Ferrer-Gallas ist dem König sehr ergeben; ihm liegt ob die Kaufleute nach Gurague zu geleiten. Es sind noch mehrere Sclavenmärkte in der Nähe des Hawasch, die viel Ursache an den beständigen Kriegen zwischen den verschiedenen Stämmen sind, wo sie Sclaven machen und dieselben auf diesen Märkten um 3—5 Thaler verkaufen.

6. Februar. Etwa um 9 Uhr betraten wir das Abedtschu-Gebiet, zuerst den District Parra Berek und dann den District Wodermertu.

7. Februar. Morgens etwa 7 Uhr zog man weiter. Wir kamen über mehrere Bäche die nordwestlich fließen. — Unterwegs sprach ich viel mit Alaka Serat, Alaka Melat und Tekla Michael über die Sclaverei, und bemerkte, ihre Abschaffung habe vieles zum Fall der muhammedanischen Religion beigetragen. Alaka Melat ist sehr anhänglich an mich, und sagte, in Gegenwart Anderer, ich sey ihr Vater, wie Muallem, ein Armenier, der vor zwei Jahren starb und wie ein Abuna von Schoa war. Der König hatte ihn so lieb, daß er ihm ein großes Haus bauen ließ. Muallem ordinirte mehrere Diakonen durch Auflegung der Hände. Es würde mir nicht schwer werden, mir dasselbe Ansehen wie Muallem zu verschaffen; da ich aber um der Wahrheit

willen den Abessiniern widersprechen muß, so ist für mich kein solcher Einfluß bei ihnen zu hoffen.

8. Februar. Dies ist der letzte Tag unsers Feldzuges. Wir brachen nach 6 Uhr auf. Unterwegs sprach ich mit mehreren Gallas und trachtete noch etwas mehr von ihren religiösen Vorstellungen zu erfahren; aber sie konnten mir nichts sagen, das ich nicht schon wußte. Uebrigens irren diejenigen, welche meinen, die Gallas hätten gar keine religiösen Vorstellungen. Ausgemacht ist, daß sie einen Begriff von einem unsichtbaren Wesen haben, das sie Wake nennen; daß der Mensch, nach ihrer Meinung, nach dem Tode fortbesteht und den Lohn des gethanen Guten oder Bösen empfängt; daß sie zum Wake beten und den Gottheiten Oglia und Atete opfern; und daß sie eine Art Priester haben, Kalitschotsch genannt, und eine gewisse bürgerliche Ordnung. Es ist merkwürdig, daß sie des HErrn Tag sehr hoch achten und Sanbata Guda (großen Sabbath) nennen, an dem sie nicht arbeiten. Sie beten sehr früh Morgens zum Wake.

Um 9 Uhr setzten wir über den Fluß Tschatscha und kamen gegen 10 Uhr in Angollala an. Die ganze Priesterschaft empfing den König am Fuße eines Hügels, auf dem sein Palast steht. Sie beteten für ihn und segneten ihn. Da er einen Büffel getödtet hatte, so war er mit dem königlichen Geschmeide geschmückt, das er eine halbe Stunde vor seinem Einzug in Angollala angelegt hatte. Er trug ein Leopardenfell über seinen gewöhnlichen Kleidern; auf seinem Kopf hatte er ein Geflecht von Silber, das in kleinen Kettchen über sein Gesicht herabhing, und um seine Schultern hatte er drei goldene Ketten, als Bild der Dreieinigkeit. Hat er nichts getödtet, so empfängt ihn die Priesterschaft nicht. Nach dieser Ceremonie ging er in seinen Palast, während die Soldaten ihre Flinten abfeuerten und ein langes Freudengeschrei erhoben. So endete der Feldzug, der dem König wenig eintrug, da die Gallas ihre Steuer verweigerten und in die Berge flüchteten.

Ich schließe mit einigen Bemerkungen über das, was ich durch diesen Zug gewonnen zu haben glaube.

1. Da ich die Gegenden der südlichen Gallas von Schoa gesehen habe, so vermag ich besser über ihre Lage u. s. w. zu urtheilen als zuvor.

2. Ich habe mir einige Plätze gemerkt, die mir zum Beginn einer Mission unter den Gallas geeignet scheinen. Der erste ist im Stamme Mulosalada unter dem Schutz der Königin Tschamie. Ein Missionar wäre da mitten unter den Gallastämmen und zugleich fern vom Einfluß der abessinischen Priester. Um seine Verbindung mit den Brüdern in Schoa zu unterhalten, könnte er sich der Boten bedienen, welche die Königin beständig nach Ankobar schickt. Ein zweiter Ort für eine Galla-Mission ist Ferrer am Wege nach Guraque, in der Nähe von Bulga und Mentschar. Da würde ein Missionar sogar noch mehr Schutz genießen als bei Tschamie. Der Statthalter von Ferrer scheint mir für eine Missionsunternehmung in seinem Stamm günstig zu seyn, da er mit des Königs Knaben in Ankobar erzogen worden ist und sein Bruder, der Statthalter eines benachbarten Stammes, ein Christ ist. Ein dritter Ort für eine Galla-Mission wäre vielleicht Mughie in der Nähe von Debra Libanos und dem Nil; da ich aber den Statthalter dieses Stammes nicht gesprochen habe, so kann ich nichts weiter davon sagen. Der HErr gebe, daß die Zeit des Heils für die Gallas komme, und daß dieses große Volk vor Ihm leben möge! Dies war mein beständiges Flehen auf diesem Zug.

3. Auf diesem Zug bin ich sowohl dem Schoa- als dem Galla-Volk bekannt geworden. Ich sprach mit Leuten aus allen Provinzen von Schoa, mit Statthaltern, Priestern, Alakas, Schreibern des Königs und vielen Andern.

4. Die Gallas, so wie das Volk von Amhara, sahen mein Verhältniß zum Könige, der mir auf diesem Zuge Achtung erwiesen. Ich selbst lege nicht viel Gewicht hierauf; aber dem Volk ist es wichtig. Ich kenne des Königs Anhänglichkeit an seine Religion und seine Priester, und traue ihm nicht viel zu; aber ich könnte mir seine jetzige Freundlichkeit gegen mich zu nütze machen, um frischen Bo-

den für unsere Mission unter den Gallas zu gewinnen, da ich nicht weiß, wie sich der König in Zukunft benehmen wird, besonders wenn ein Abuna von Kairo kommt, der im Mai erwartet ist.

5. Ich habe gezeigt, wie ein Missionar bei den Umzügen des Königs nützlich seyn kann. Vormittags, ehe der König aufbricht und Nachmittags wenn derselbe ruht, kann er predigen und Schriften vertheilen; unterwegs kann er mit vielen Leuten sprechen, ohne, wie zu Hause, von Bettlern belästigt zu seyn.

Endlich nehmen diese Züge dem Missionar wenig Zeit weg, da er nach 15—20 Tagen zu seinen gewöhnlichen Arbeiten zurückkehrt.

Dritter Abschnitt.

Fortsetzung von Krapf's Tagebuch, vom 13. Februar bis 30. August 1840: Die Watos. — Die Tabiban. — Fest des Tekla Haimanot. — Brief des Königs von Schoa an die ostindische Compagnie. — Gebräuche der Gallas. — Zwei hebräische Schüler.

13. Februar 1840. Diesen Nachmittag waren mehrere Debteras von den Kirchen St. Maria und St. Georg bei mir. Die von St. Maria behaupteten, Christus werde nach Vollendung aller Dinge seinen Vater in seiner menschlichen Natur preisen; hingegen die von St. Georg meinten, Christus werde in seiner Gottheit richten und den Vater nicht preisen. Ich hörte ihrem ziemlich hitzigen Streit stille zu, um ihre Meinungen und ihre Art zu streiten kennen zu lernen. Als sie mich dann aber um meine Entscheidung baten, wer Recht habe, sagte ich, die von St. Georg seyen entschieden im Irrthum, in Bezug auf die Natur, in welcher Christus richten werde, denn aus Matth. 25, 31., Joh. 5, 2. 7. und Apgsch. 17, 31 sey es klar, daß Er in seiner verklärten Menschennatur richten werde; ob Er aber in dieser Natur Gott preisen werde, lasse sich aus der Schrift nicht hinlänglich beweisen, obschon

1 Kor. 15, 28 dafür zu sprechen scheine. Ich ermahnte sie alsdann, von ihren Streitigkeiten abzulassen, und sich auf den großen Tag, an dem wir unsträflich vor des Menschen Sohn zu stehen wünschen, gehörig vorzubereiten. Hierauf sagte ein Debtera, der Mönch Abba Sawold vergleiche in seinen Bibelstunden meinen amharischen Pentateuch immer mit dem äthiopischen, und er gefalle ihm sehr wohl. Ein anderer Debtera sprach von dem Buch, genannt Tethanegest (Gericht der Könige), und sagte, es sey zur Zeit Constantins des Großen vom Himmel gefallen.

28. Februar. Heute bereiten sich die Abessinier auf das vierzigtägige Fasten vor, wo sie ihr Küchengeräthe reinigen, insbesondere was zur Fleischbereitung dient. Als meine Magd etwas mit Oel zu schaffen hatte, sagte sie, alle männlichen Personen müßten sich entfernen, weil sonst das Oel durch ihren Schatten verderbe. Ich aber bestand darauf, daß sie da blieben; und siehe, das Oel verdarb nicht. Ich benützte diesen Anlaß ihren Aberglauben zu bestrafen, namentlich ihr Tragen von Amuletten, für welche sie manchmal 2—3 Thaler bezahlen, während sie kein Stückchen Salz für eine Bibel hergeben wollen.

7. März. Heute ist Hr. Rochet abgereist, mit Briefen und Geschenken an den König der Franzosen versehen. Ich ging nach Farri, um Hrn. Airston, einen Schottländer, zu besuchen, der vor einigen Tagen in Schoa angelangt und krank war. Isenberg hatte mir ihn als Missionsfreund beschrieben.

8—10. März. War bei Hrn. Airston in Farri. Da er über heftiges Kopfweh klagte, so ließ ihm Hr. Rochet zur Ader, worauf er besser wurde. Er bat mich dann schnell nach Angollala zu gehen, um den König von seiner Ankunft zu benachrichtigen.

12. März. Heute sprach ich den König, der sich besorgt nach Hrn. Airston erkundigte und mich bat, ihn bald möglichst nach Angollala zu bringen.

14. März. Als ich eben im Begriff war nach Farri zu gehen, erhielt ich die schmerzliche Nachricht, Hr. Airston

sey vor Tagesanbruch gestorben und in Aigabber, einem christlichen Dorfe in der Nachbarschaft, begraben worden. Er starb an einer Hirnentzündung in Folge ausgestandener Beschwerden im Lande Adel, besonders in der Ebene des Hawasch.

18. März. Der König bestellte mich nach Angollala und fragte mich, was er mit Hrn. Airston's Sachen thun müsse. Ich sagte ihm, in meiner Heimath pflege man das Eigenthum eines Verstorbenen seinen Verwandten zuzuschicken; da aber Hrn. Airston's Heimath sehr weit von hier sey, so rathe ich ihm an seine Verwandten zu schreiben und sie zu fragen, was er mit den Sachen thun solle. Der König aber befolgte meinen Rath nicht, sondern eignete sich alles, was dieser Herr mitgebracht, selber zu.

22. März. Debtera Habta Selassie besuchte mich und gab mir einige Auskunft über die abessinische Litteratur. Ihre Bücher seyen in vier Gubaiotsch oder Theile getheilt: der erste Theil bestehe in den Büchern des Alten Testaments; der zweite im Neuen Testament; der dritte in den Büchern der Liks oder vollkommenen Meister, als die Werke des Chrysostomus, Tethanegeß, und Abuschaker; und die vierte in den Schriften der Mönche. Aber keiner ihrer Gelehrten studiere alle diese Bücher, die Meisten lernten nur singen und einige Theile des Alten und Neuen Testaments.

1. April. Die vor einigen Tagen angelangten Guragueaner kamen mich besuchen. Ich las mit ihnen im Evangelium und gab ihnen hernach einige Testamente. Ich fragte einen Priester, ob ihr Statthalter das ihm gesandte Buch erhalten habe. Er sagte, derselbe habe sehr große Freude darüber bezeugt und es allen Leuten gezeigt; das Gerücht sey über das ganze Land verbreitet, ein Weißer sey über das große Meer herüber gekommen und habe viele Bibeln auf Kameelen mitgebracht; und in Kurzem würden die Leute von Kambat und Sentschero davon hören. Abends kam Tschara, der Statthalter des Gallastammes Mulofalada, und brachte mir einen Ochsen zum Zeichen der Freundschaft. Ich sagte ihm, das sey nicht, was ich wolle; mein sehnlicher

Wunsch sey, seine Landsleute das Wort Gottes zu lehren, wie ich ihm schon früher gesagt. Er sagte, er wolle mich mit des Königs Erlaubniß aufnehmen. Zuletzt versprach er, wenn er im September wieder nach Schoa komme, mich mit einem schönen Pferd zu beschenken. Ich entgegnete, es wäre mir lieb, wenn er mir einige Knaben brächte, um sie zu unterrichten.

6. April. Als ich mit dem Könige von meinem Vorhaben, die Gallas zu lehren, sprach, antwortete er: „Sie dürfen noch nicht gehen; erst müssen Sie mit mir nach Guragues und dort Bücher vertheilen; hernach mögen Sie zu den Gallas gehen." Lauter Ausflüchte, mich von den Gallas fern zu halten. Ich zeigte ihm das erste Kapitel Johannis von mir in die Gallasprache übersetzt und mit amharischen Buchstaben geschrieben; er hatte großes Gefallen daran und sprach: „Ihr seyd ein starkes Volk!" — Heute nahmen meine Knechte die gewöhnliche Arzenei gegen den Bandwurm ein, was sie alle zwei oder drei Monate thun. Sie sagten, sie hätten fünf verschiedene Mittel dagegen.

11. April. Ich besuchte den Alaka Walda Hanna, der mir ein Beispiel seiner Geschicklichkeit in der Schriftauslegung gab. Matth. 8, 20.: „die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester," erklärte er so: die Füchse sind Könige und Statthalter, die nur nach irdischen Dingen trachten; die Vögel aber sind Priester und Bischöfe, die in ihren Gebeten und heiligen Verrichtungen gen Himmel fliegen. Ferner Matth. 5, 29.: „Aergert dich dein rechtes Auge" u. s. w. Das Auge, sagte er, sey die Frau, die Hand der Dienstbote und das rechte Auge das Kind. Als ich ihm sagte, wie wir diese Stelle erklärten, erwiederte er: „Das ist aber nur *ein* Sinn, wir lieben *vielerlei* Sinn in der Schrift." Darauf wies ich ihm die üblen Folgen einer solchen Auslegung des Wortes Gottes nach, und daß Gott an uns Mißfallen haben müsse, wenn wir seinem Worte mehrere Bedeutungen unterschöben; wie der König von Schoa zürnen würde, wenn man seinen Befehlen verschiedene Bedeutung gäbe. — Ein armer Prie-

ster brachte mir seinen Sohn, Namens Sena Georgis, um ihn zu lehren und zu erziehen. Ich nahm ihn mit Vergnügen an. So habe ich nun drei regelmäßige Schüler. Noch kamen mehrere Priester aus verschiedenen Gegenden um Bücher, denen ich willfahrte.

24. April. Heute beginnt die Kenona der Abessinier. Das sind drei Tage, an denen sie weder essen noch trinken. Die Bala Dirgo, oder diejenigen, die ihren Unterhalt vom Könige empfangen, erhalten nur trockenes Brod, weil dies Bettage sind. Indeß erhielt ich meinen Antheil von des Königs Tische, wie gewöhnlich. Heute nahm ich noch einen Knaben auf, der zu lernen wünscht. Er ist von Dima in Gotscham. Ich habe also jetzt vier.

27. April. Diesen Morgen endete das strenge Fasten der Abessinier. Wer den Hunger nicht zu überwinden vermag, ißt eine Zitrone. Die Priester singen und beten Tag und Nacht in der Kirche; ich wundere mich, daß sie es so lange aushalten können. Diesen Morgen begaben sich die Priester der fünf Kirchen zum Könige, der mich kommen ließ, um Zeuge ihrer Ceremonien zu seyn. Nachdem die Priester jeder Kirche mit dem Lobgesang zu Ehren des Königs fertig waren, sagte jeder Alaka einen Spruch zum Preise des Königs her. Alaka Serat z. B. sagte, die Gallas, die früher den Abessiniern überlegen gewesen, seyen jetzt durch die Heldenthat des Sahela Selassie bis nach Maitscha hin geschwächt. Wolda Hanna, der Alaka von St. Georg, sagte: „Die Franken sind gekommen, den König von Schoa zu preisen und zu verehren." Wären diese Leute wider mich, sie könnten mir wirklich sehr schaden; denn bei solchen Anlässen sagen sie, was sie wollen, und alles Volk von Ankobar ist beisammen. Im Allgemeinen bin ich überzeugt, daß wenn sich ein starker Widerwille gegen unsere Mission erhübe, die Priester hier mehr Macht hätten, als in Tigre, da der König mehr unter ihrem Einfluß steht, als Ubie. Darum trachte ich, soweit das Wort Gottes solches gestattet, mir die Freundschaft der Priester zu erwerben; und zu Erreichung dieses Zweckes habe ich es für

sehr nützlich erachtet, das Wort Gottes mit ihnen zu lesen, und es einfach, klar und praktisch zu erklären. Zudem suche ich mit den Alakas der Kirchen freundlichen Umgang zu pflegen und sie zuweilen an Sonntagen in den Kirchen zu besuchen. Auch habe ich mir aus wohl erwogenen Gründen vorgenommen, an den Fasttagen (Mittwoch und Freitag) mich wenigstens der Fleischspeisen zu enthalten. Nachdem der König das ihm vom Alaka jeder Kirche hingehaltene Kreuz geküßt hatte, ging Alles nach Hause und das Fastaka (Essen und Trinken) begann. Der König sandte mir eine Kuh.

28. April. Diesen Morgen erhielt ich Besuch von zwei Watos. Die Watos sind Gallas, die auf dem Berge Wato-Dalatscha wohnen, den ich auf unserm Zuge nach Maitscha in der Nähe des Hawasch sah. Die Watos sagen, sie allein seyen reine Gallas, daher sie nicht mit andern Heirathen eingehen. Auf meine Frage, was ihr Geschäft sey, antworteten sie, es bestünde darin, daß sie segneten und fluchten. In dieser Absicht zögen sie von Stamm zu Stamm, und weder Gallas noch Christen rührten sie an, da sie überzeugt wären, daß diejenigen, welche die Watos segnen, gesegnet seyen, und die, welchen sie fluchen, verflucht seyen. Sie ermangeln auch nicht, Beispiele genug von dem Erfolg ihrer Segnungen anzuführen. Wenn die Watos in die Häuser der Gallas gehen, kommen ihnen diese, da sie ihren Fluch fürchten, sogleich zuvor. Indeß geben sie ihnen zu essen und zu trinken soviel sie wollen, weil die Watos ihnen sonst fluchen würden. Sie lieben besonders das Fleisch der Flußpferde, deren sie im Hawasch viele tödten; und hierin gleichen sie den Woitos in Amhara, deren ich früher erwähnt. Die andern Gallas lieben dieses Fleisch nicht, so wenig als das der Hühner, obgleich sie diese den bösen Geistern (Sarotsch) opfern. Sie sagten mir auch, sie opferten zuweilen dem Oglia eine weiße Kuh, und der Atete einen Ziegenbock; sie beteten viel am Sanbata Gudda und tränken an diesem Tag Kaffee zu Ehren Oglia's. Sowohl darum, als auch der Muhammedaner wegen, ist den Chri-

sten das Kaffeetrinken zuwider. Sie sagten, ich könnte furchtlos mit ihnen überall herum reisen. Auf meine Frage nach dem Ursprung des Hawasch, sagten sie mir, er entspränge aus einem Sumpf am Fuß eines Berges, Namens Entscheti, zwischen Maitschau Betscho Woreb. Da sie mich segnen wollten, sagte ich, ich wolle sie mit den Segnungen dessen bekannt machen, der Himmel und Erde geschaffen und die Menschen so geliebt habe, daß Er seinen Sohn Jesum Christum zur Versöhnung ihrer Sünden dahin gab, damit sie in dieser und in jener Welt selig würden, wenn sie nur an Seinen hochgelobten Sohn glauben wollten. Dann suchte ich ihnen das Wesen der Sünde darzuthun, sowie die Nothwendigkeit eines Erlösers, um mit Gott versöhnt zu werden. Die Christen, die mich mit Heiden von Christo und dem Glauben an Ihn sprechen hörten, waren recht froh darüber.

29. April. Alles Volk aß und trank, und in den Straßen wurde viel Unfug getrieben. Am ärgsten waren die Debteras. Einer hieb heute in der Trunkenheit seinem Freunde die Hand ab und entfloh. Am Abend durchzogen sie Almosen bettelnd die Stadt. Ich nahm hievon Anlaß, sie auf die übeln Folgen ihres Fastens aufmerksam zu machen.

5. Mai. Ging diesen Morgen das Tabiban-Kloster Mantek besuchen, das etwa zwei Stunden von Ankobar im Walde Mamra liegt. Im Dorfe angelangt, fragte ich nach dem Alaka. Nach einer guten Weile kam ganz zitternd ein alter Mann, der sich so vor mir fürchtete, daß er sogleich wieder in sein Haus zurückkehren wollte. Als ich ihm jedoch sagte, ich käme in keiner bösen Absicht, blieb er eine Weile stehen, aber immer noch an Händen und Füßen bebend. Er trug Eisen um seine Lenden und sein ganzer Leib zeigte Spuren der Selbstmarter, deren er sich sehr rühmte. Ich fragte nach ihren Büchern; aber die, welche ich sah, waren dieselben, die sich bei den andern Abessiniern auch finden, nämlich Organon Mariam, Melka Michael und einige Theile der Bibel. Alle waren äthiopisch geschrieben. Ich

suchte zu erfahren, ob sie auch Bücher in andern Sprachen hätten, aber sie verneinten dies beständig. Sie führten mich dann in den Versammlungssaal, der größer und besser eingerichtet war, als ich irgendwo in Abessinien einen gesehen, obgleich er sehr dunkel war. In diesem Saal waren an den Wänden hin erhöhte Bänke von Thon, auf denen sie in aufrechter Stellung schlafen, indem sie durch an der Wand befestigte Riemen angebunden sind, damit sie nicht fallen können. Sie rühmten sich ihrer religiösen Härte. Als ich sie aber nach der Ursache solcher Selbstpeinigung fragte, hieß es, um vor Gott gerecht zu werden. Hierauf wies ich sie nach Röm. Kap. 3 auf den einzigen Weg, um vor Gott gerecht zu werden. Sie sagten, sie fasteten jeden Tag, ausgenommen Samstag und Sonntag, und sie seyen nach Leib und Seele rein. Sie arbeiten sehr geschickt in Eisen und Thon. Darum ist ihnen der König gewogen. Aber die Abessinier haben große Furcht vor ihnen als vor Zauberern, und gehen weder in ihre Häuser noch essen sie mit ihnen. Ihr Alaka ist so gefürchtet, daß sie glauben, wenn er Jemand fluche, gehe sein Fluch sehr bald in Erfüllung. Mir scheint, die Tabiban unterhalten diese Furcht absichtlich, um sich dadurch vor den Verfolgungen der Abessinier zu schützen. Aeußerlich sind sie Christen, indem sie die Kirchen derselben besuchen; ihre Kinder werden getauft, und sie haben die Bücher der Abessinier; aber man hat starken Verdacht, daß sie Juden seyen. Sie sagten mir, sie würden mich an einem Samstag nicht empfangen haben, da sie an diesem Tage weder ausgingen noch Feuer anzündeten. Ihre Voreltern, sagten sie, seyen aus Geschen, im Norden Schoa's, gekommen. Ein Mehreres konnte ich diesmal nicht von ihnen erfahren. Sie setzten mir Brod und abessinisches Bier vor, das ich unbedenklich genoß, meine Begleiter aber nicht anrührten. Ich versprach, ihnen ein Neues Testament zu senden.

8. Mai. Alles geht zum Fest des Tekla Haimanot zu Debra Libanos, um aus dem Brunnen dieses Heiligen zu trinken, wodurch an den Festtagen dieses Mönchs alle Kranken genesen sollen. Ich hatte im Sinn hinzugehen,

um zu sehen, wie sich die Sache verhalte, aber der Unterricht meiner vier Knaben hielt mich in Ankobar zurück.

9. Mai. Heute schlachtet jeder Schoane ein Huhn. Damit wollen sie Krankheit und anderes Unglück von sich und ihrem Lande abwenden. Die Muhammedaner thun dasselbe. Sie betrachten dies als ein Mittel der Versöhnung mit Gott. Dieser Gebrauch rührt augenscheinlich von den Gallas her. Dergleichen Dinge lassen mir immer wenig Hoffnung für eine Reformation dieser gefallenen Kirche. Indeß kann der HErr über alle unsere Begriffe thun.

13. Mai. Diesen Morgen verließ ich Ankobar und ging nach Angollala, da mich der König eingeladen hatte, ihn nach Debra Libanos zu begleiten, einen heiligen Ort der Abessinier, vier Tagreisen von Ankobar im Nordwesten Schoas. Hier soll Tekla Haimanot, einer der berühmtesten Heiligen der Abessinier, gewohnt haben, dessen Tod sie im Mai feiern, wo dann Pilger aus allen Theilen Schoas und anderer abessinischer Provinzen nach Debra Libanos strömen, um aus dem Tabele, dem sogenannten Wunderbrunnen des Heiligen, zu trinken, und dadurch von Krankheit zu genesen, und für sieben Jahre Vergebung der Sünden zu erlangen. Der König geht gewöhnlich selbst hin, um die Pilger gegen die Ueberfälle der Gallas zu schützen. Anfangs wollte ich diese Einladung ablehnen; allein, da der König einen Expressen geschickt hatte, so dachte ich, es sey besser zu gehen; doch wollte ich lieber mit meinen Knechten allein durch die Gallastämme von Abedtschu und Gelan gehen, um etwas Bestimmteres über die erhaltene Nachricht von der neulichen Bekehrung der Gallas in Schoa Meda zu erfahren.

14. Mai. Diesen Morgen setzten wir über den Tschatschafluß, der die Christen und Gallas in nordnordwestlicher Richtung in einer Strecke von mehrern Tagreisen trennt. Er fließt durch ein tiefes Thal, das den Uebergang von einer Seite zur andern verwehrt. Dieses natürliche Hinderniß mag die Gallas vormals abgehalten haben, das ganze christliche Königreich Schoa zu vertilgen, und mag auch den

König bewogen haben, Angollala in der Nähe der Ueberfahrt dieses Flusses zu bauen, da er damit den Schlüssel zu den Gallaländern im Süden und Westen von Schoa besitzt. — Nachdem wir den ganzen Tag durch ebenes Land gewandert, ruhten wir Abends in Kum Dengai, dem Dorfe, wo Berkie, der mir bei der Galla-Uebersetzung hilft, zu Hause ist. Seine Leute nahmen mich sehr gut auf.

15. Mai. Diesen Morgen verließen wir Kum Dengai von mehr als 200 Menschen begleitet. Mehrere Unterstatthalter der Galladörfer baten mich, sie zu taufen. Ich sagte, bevor ich das thun könne, müßten sie zuerst in der christlichen Religion unterrichtet werden und von Herzen an den HErrn Jesum Christum glauben. Es ist doch zu bedauern, daß die abessinischen Priester von den Gallas nichts weiter fordern, als daß sie sich beschneiden und taufen lassen, eine Seidenschnur tragen, Kirchen bauen und den Priestern Geschenke von Korn bringen. Der König hatte den Gallas des Aito Organon Districts ausdrücklich befohlen Christen zu werden; darum ließen sie sich aus Furcht beschneiden und bauten fünf Kirchen. So verhält sich's mit der berüchtigten Bekehrung der Gallas in der Provinz von Schoa Meda. Hier könnte eine Gallamission gestiftet werden; aber ohne die Genehmigung des Königs kann nichts geschehen. Ich sprach mit diesen einfältigen Gallas von der wahren Herzensbekehrung zu Gott. Sie wunderten sich, daß ich auf diejenigen Dinge kein Gewicht legte, die von den abessinischen Priestern stets als unumgänglich nothwendig gefordert werden. Bei Kum Dengai fließen der Tschatscha, Beresa und drei andere Flüsse in einem tiefen Thale zusammen und bilden den Adabai, der, nachdem er noch mehrere andere Flüsse und Bäche aufgenommen hat, in der Nähe von Sena Markos, Dschamma heißt.

16. Mai. Heute erreichten wir Sena Markos, wo man den ganzen Norden und Westen von Schoa sehen kann. Im Norden und Westen dehnt sich eine hohe Bergkette hin, die dieses christliche Reich gegen die Ueberfälle der Gallas schützt. Sena Markos ist der zweite heilige Ort der Abes-

sinier, wo ein großer Heiliger dieses Namens zur Zeit des Tekla Haimanot gelebt haben soll. Man gelangt in das Dorf über einen steilen Fels, welchen im Herabsteigen nur ein Mensch passieren kann, und im Osten und Norden ist das Dorf von einem Felsen umgeben, so daß es eine natürliche Festung ist. Ich trank des heiligen Wassers, das durch einen Fels fließt. Die ganze Natur von Sena Markos zeigt, daß es durch Erdbeben heftig erschüttert worden ist, da ungeheure Felsblöcke in das Thal hinunter gestürzt sind, wo der majestätische Fluß Dschamma dem Nil zuströmt, der nur drei Tagreisen von Sena Markos entfernt ist. Ich sah das Nilbeet zwischen den Bergen von Godtscham und dem Dera Gallastamm.

17. Mai. Heute kamen wir durch das Beet eines ausgetrockneten Flusses, den Tekla Haimanot verflucht haben soll, weil dessen Wasser das den Händen des Heiligen entfallene Kreuz weggeflößt hatte. Es heißt: da sich das Kreuz an der Flußmündung wieder fand, darum sey nur an dieser Stelle noch Wasser zu sehen. Wir zogen lange durch einen District, der durch die Fehden des Königs Asfa Wussen mit den Leuten der Provinz Morabietie und Morat verheert war, welche früher ihren eigenen König hatten.

18. Mai. Gestern Abend lagerten wir in der Nähe von Debra Libanos, und diesen Morgen setzten wir über den Fluß Sega-Wodam, der aus dem Zusammenfluß des Sana-Boka, Sana Robi und anderer Flüsse besteht und in den Nil sich ergießt. Die Priester ermahnen die Pilger, wenn sie über diesen Fluß setzen, sich darin zu baden, ehe sie von dem heiligen Wasser des Tekla Haimanot trinken. Obgleich ich meinen Leuten ein so thörichtes Vornehmen abgerathen hatte, warfen sie sich dennoch nackt in den Fluß. Hierauf bestiegen wir den Berg, auf dem Debra Libanos liegt; und als ich hörte, der König sey bei dem Brunnen, eilte ich ihn zu treffen. Als derselbe wieder in seinem Zelt war, unterhielt er sich eine Weile mit mir und sagte: „Sie haben wohl gethan zu kommen, um unsere Wunder zu

sehen." Ich sagte, ich hätte im Sinn morgen das Wasser zu untersuchen.

19. Mai. Heute besuchte ich den Brunnen des Tekla Libanos. Ich trank von dem Wasser, aber es bekam mir nicht wohl. Ich fand Eisenspuren in dem Gestein. Es ist ein Mineralwasser. Die Pilger trinken das Wasser 5—6 Tage lang. Viele, namentlich Priester, fragten mich, was ich davon halte? Ich sagte, dergleichen Wasser gäbe es auch bei uns; Gott habe es zum Wohl der Menschen mit Heilkräften gesegnet; darum sollten sie Gott die Ehre geben und nicht dem Tekla Haimanot. Dann wies ich sie auf Christum. Bettelei und Mönchthum sind in Debra Libanos sehr im Schwang; der Ort will mir nicht behagen. Ich sandte dem Alaka der Kirche Sta Maria ein äthiopisches Testament, das er mit Freuden annahm. Die Priester dieser Kirche sagen, es sey vor vielen Jahren ein Kreuz vom Himmel gefallen, welches ein Mönch, der es fand, dieser Kirche geschenkt. Wenn nun die Pilger von dem Brunnen des Tekla Haimanot getrunken haben, so gehen sie in diese Kirche, das Kreuz zu küssen.

21. Mai. Heute ging der König mit den Pilgern zu der Stelle, wo Wasser aus dem Felsen quillt. Diese Stelle ist schwer zu ersteigen. Der König schöpfte mit seinem eigenen Becher von dem Wasser und gab es dem Volk. Hier gruben sie bläulichten Lehm aus und bestrichen damit ihre Gesichter in Form eines Kreuzes, um sich damit vor Krankheit zu bewahren. Es ist auch ein zerspaltener Baum hier, durch den der Tekla Haimanot, wie die Leute sagen, sich bei einem Einfall der Gallas gerettet haben soll; ich sagte ihnen aber, daß zur Zeit der Tekla Haimanot die Gallas in Abessinien nicht bekannt gewesen seyen. Nach Beendigung dieser Ceremonie gab der König Befehl zur Rückkehr nach Angollala. Wir zogen anfangs westlich dem Gebirge von Mugher zu, und dann durch die Stämme Gullale, Tschidda, Woberi, Gelan and Abedtschu, und kamen am 26. Mai in Angollala an.

30. Mai. (Ankobar.) Abends kam Debtera Habta Selassie und bat mich, ihn Hebräisch zu lehren, ehe er Griechisch lerne, was er angefangen hatte. Da das Hebräische mit den abessinischen Sprachen mehr Verwandtschaft hat, so dachte ich, er werde darin bald weiter kommen, und willfahrte darum seiner Bitte.

1. Juni. Ich nahm heute einen fünften Knaben in mein Haus, der unterrichtet zu werden wünschte. Er heißt Dimza Rufael, von Dima in Godtscham gebürtig. Abends begann ich mit Habta Selassie Hebräisch.

2. Juni. Ich begann die biblische Geschichte mit meinen Knaben. Was die übrigen Unterrichtszweige betrifft, so halte ich es für besser, mich für jetzt auf Geographie, Welt- und Naturgeschichte zu beschränken. Der biblische Unterricht gilt mir als Hauptsache. Morgens und Abends habe ich Andacht mit den Knaben. Zudem habe ich im Sinn meinen Hausgenossen jeden Sonntag eine Predigt zu halten, wozu jedoch auch Andere, die es wünschen, Zutritt haben sollen.

20. Juni. Ich bin seit drei Tagen unwohl. Ich bekam Fieber und eine Geschwulst im Halse. Meine Leute sagten, die Abessinier pflegten die geschwollenen Theile wegzuschneiden; anders sey keine Hoffnung der Genesung. Da ich dachte, diese Operation möchte von Nutzen seyn, so entzog ich mich ihr nicht; da sie aber die Geschwulst nicht zu entfernen vermochten, so bat ich sie von mir abzustehen, ich wisse selbst schon, was zu thun sey. Dann sprachen sie von bösen Geistern, die mich umbringen würden, wenn ich ihrem Rath nicht folgte. Abends war ich viel besser.

22. Juni. Heute war ich durch Gottes gnädigen Beistand wieder im Stande an mein gewöhnliches Geschäft zu gehen.

27. Juni. Der König, von seinem Zuge gegen die Sirto Gallas im Norden von Schoa zurück, bestellte mich mit Samuel Georgis nach Angollala.

28. Juni. Der König sprach mit mir von einem Brief, den er nach Indien schreiben wollte. Diesen Brief, den er mir in das Englische zu übersetzen auftrug, lautet also:

„Möge dieser Brief, von Sahela Selassie, dem König von Schoa und Efat, von Gurague und dem Gallavolk, gesandt, der großen englischen Compagnie in Indien zukommen. Seyd Ihr wohl? Ich bin ganz wohl. Von Euerm Glück habe ich durch Eure Landsleute gehört; und da ich von Eurer Freundlichkeit gegen alle Menschen gehört habe, so war ich sehr erfreut und beschloß Freundschaft mit Euch zu machen. Ob meine Person schlecht oder gut sey, werdet Ihr von Euern Landsleuten gehört haben, die in meinem Lande gewesen sind. Ich wünsche sehr, daß es Euch gefallen möchte, Freundschaft mit mir zu machen. Gott hat mir ein gutes und großes Reich gegeben; aber Künste und Wissenschaften sind noch nicht in mein Land gekommen, wie in das Eure. Möge es Euch deshalb gefallen mir beizustehen, besonders durch Zusendung von Flinten, Kanonen und andern Dingen, die ich in meinem Lande nicht habe. Ich sage nicht, wie viel Ihr mir senden sollt. Ihr mögt nach Eurer Liebe und Freundlichkeit handeln, die überall bekannt ist. Was mich betrifft, so bin ich bereit, Euch Sachen zu senden, die es in Euerm Lande nicht gibt. Möge es Euch gefallen, mir zu melden, was Ihr wünscht, so will ich es Euch senden. Die Ursache, warum ich es Euch jetzt nicht schicke ist die, daß ich nicht völlig weiß, was Ihr von mir wünscht. Ich habe Euch zwei Pferde gesandt, da ich erfahren, daß Ihr solche liebet. Dies möge als ein Zeichen der Freundschaft gelten. Ich glaube nicht, daß es ein geeignetes Geschenk für Euch sey; aber Ihr mögt es als den Anfang meiner Liebe zu Euch und Freundschaft mit Euch ansehen."

Ein ähnlicher Brief wurde an Capitän Haines in Aden, nebst einem Pferd und einem Maulthier, einem Gasselafell und abessinischem Tuch, zum Geschenk geschickt.

29. Juni. Heute kehrte ich nach Ankobar zurück. Unterwegs wurden wir von heftigem Platzregen überfallen,

wovon die Bäche in Kurzem so anschwollen, daß einer meiner Knechte, der meinen Mundvorrath und die Küchengeräthe trug, fortgeschwemmt wurde und ertrunken wäre, hätte er sich nicht an einem großen Stein mitten im Bach halten können. Alles Gepäck, das er trug, war jedoch verloren.

6. Juli. Samuel Georgis ist von Ankobar nach Aden abgereist. Ich werde sehr froh seyn, wenn seine Sendung guten Erfolg hat, weil ich sonst fürchte, der König werde gegen mich und alle Europäer kalt werden.

22. Juli. Ich besuchte diesen Morgen den Alaka Wolda Hanna, der mich immer um Erklärung solcher Bibelstellen bittet, die er nicht recht versteht. Nachher erhielt ich durch den eben angekommenen Ali Arab einen freundlichen Brief von Capitän Haines in Aden und etwas Geld. Der Steuereinnehmer hatte 33 Thaler von dem Geld behalten; aber der König erstattete sie mir wieder, indem er sagte, er erhebe keinen Zoll von meinem Geld. Meine Leute riethen mir, dem König die 33 Thaler anzubieten; allein ich sagte, ich würde nie Geschenke in Geld machen, da es für die Zukunft schlimme Folgen haben könnte; zudem hätte ich kein entbehrliches Geld.

29. Juli. Ich hatte Besuch von einem Debtera aus dem Tabiban-Kloster Mantek. Er sprach sehr lobend von ihrer Selbstgeißelung mit Dornen zu bestimmten Zeiten, vom Waschen der Füße, bis sie weiß werden, und von ihrem alten Alaka. Ich sprach mit ihm vom Pharisäer und Zöllner, Lukas Kap. 18.

4. August. Heute kam Guebra Georgis, den ich über einen Monat nicht gesehen, mich besuchen. Er sagte, er sey in einem Kloster, mit Namen Mamrat (Mutter der Barmherzigkeit), am Fuße eines hohen Berges, gewesen, und habe da das ganze Neue Testament mit drei Mönchen gelesen, die ihn gebeten hatten, sie Amharisch zu lehren. Da die Schwester seines Vaters beim König in Ungnade gefallen war, so begab sie sich zu den Mönchen dieses Klosters, um durch sie mit dem König versöhnt zu werden. Guebra

begleitete sie in das Kloster. Er sagte mir, diese Mönche speisten eine Anzahl Kranker und Armer auf Kosten des Klosters. Dies ist das erste Beispiel der Art, von dem ich in Schoa gehört. Ich habe oft an Stiftung einer solchen Anstalt gedacht, in der ich arme Leute nicht nur mit dem Brode des Leibes, sondern vornehmlich mit dem Brode des Lebens speisen könnte. Eine solche Anstalt würde unser Werk in den Augen der Schoaner und insbesondere des Königs bestens empfehlen; aber sie könnte ohne Genehmigung des Königs nicht begonnen werden, da ein eigenes Gebäude dazu erforderlich wäre; indeß glaube ich nicht, daß er eine Bittschrift zum Besten der Armen seines Volks zurückweisen würde, da er für solche in mancher Hinsicht sorgt.

5. August. Während ich meine Knaben unterrichtete, kam ein Mönch und bat mich um einen Rosenkranz, da er den seinen verloren habe. Ich sagte ihm, ich hätte keinen und brauchte auch keinen, da ich dem Worte Gottes gemäß ohne Unterlaß beten müsse, und also meine Gebete nicht zählen könne; ein solcher unablässiger Gebetsumgang mit Gott sey aber Wirkung des Heiligen Geistes und könne nicht erkauft werden; er solle um den heiligen Geist bitten und Ihm sein ganzes Herz übergeben, dann würde er ein so unnützes Ding nicht brauchen. Der Mönch ging betrübt hinweg, weil er seine Knöpfchen nicht zählen konnte.

6. August. Heute beginnt das sechszehntägige Fasten zum Andenken der Himmelfahrt Mariä. Der König ging nach Machal Wans, um daselbst ein strenges Fasten zu halten, das die Kirche zu dieser Zeit vorschreibt. Selbst den Kindern ist Fasten auferlegt, daher ich mit meinen Knaben darüber sprach. Da Kinder zu dieser Zeit auch das Abendmahl empfangen, so unterrichtete ich sie in Bezug auf dieses heilige Geheimniß nach Matth. 26, 27. und 1 Kor. 11; und suchte besonders sie über den Irrthum ihrer Kirche in Betreff desselben zu belehren.

11. August. Kaufte eine prächtige Haut einer rothen Kuh für sechs Stücke Salz. Die Schoaner, namentlich die Leute von Morat, sind sehr geschickt in Zubereitung von

Häuten. Sie zerreiben die Rinde eines Baumes, Guffa genannt, zu Staub, thun diesen dann mit der Haut für etwa acht Tage ins Wasser; dann wird die Haut herausgenommen, mit Zitronensaft gerieben und in der Sonne getrocknet.

Mein Galla machte mich mit noch andern Gebräuchen seines Volkes bekannt. Er sagte, sie ernennen alle acht Jahre einen Heiu oder Generalstatthalter, einen Mann der als Krieger und öffentlicher Sprecher einen Ruf hat, der den ganzen Stamm durchwandert, Klagen anhört und darüber entscheidet. Auch entscheidet er über Krieg oder Frieden. Wo er hinkommt, ist er geachtet und wird mit allem Nöthigen versehen. Nach Verlauf der acht Jahre heißt er Gedamotsch, wiederholter Statthalter. Er kann nicht noch einmal gewählt werden. Im Süden von Schoa bis zum Hawasch sind drei Heius ernannt. Ist ein Galla einem Fremden gewogen, so macht er ihn zu seinem Mogasa, Günstling, und erklärt vor dem Abadula, Statthalter eines kleinen Districtes, er habe ihn zu seinem Freunde gemacht, es solle ihn Niemand anrühren. Diese Handlung hat vor dem ganzen Volke statt und Opfer werden gebracht. Bringt Einer den Mogasa ums Leben, so muß er 100 Kum oder eben so viele Rinder bezahlen; das ist eine Mörderbuße. Der Mogasa eines Galla kann im ganzen Stamm herumwandern; einen Andern aber bringen die Gallas sogleich um. Ich zweifle nicht, daß Tschara, der Statthalter von Mulosalada, mir diese Gunst erweisen würde, wenn ich in sein Land käme.

13. August. Ich besuchte den Alaka Wolda Hanna, der auch Hebräisch lernen wollte, da er von Habta Selassie gehört, welche Fortschritte dieser in kurzer Zeit hierin gemacht. So habe ich also zwei Schüler im Hebräischen.

17. August. Es heißt der Vater des jetzigen Königs von Schoa habe in Folge eines Traumes vorausgesagt, daß zur Zeit seines Sohnes, Sahela Selassie, rothe Leute (die Weißen werden von den Abessiniern so genannt), kommen und sie alle Künste und Weisheit lehren werden. Da

nun neuerlich mehrere Weiße in das Land gekommen sind, so meinen die Leute diese Weissagung werde nun bald in Erfüllung gehen.

30. August. Diesen Abend ist eine Sclavin des Königs, die mit ihrem Mann im vordern Theile meines Hauses wohnt, ins Wochenbett gekommen; darum ist nun das Haus 20 Tage lang unrein, und wer hereinkommt, gilt für unrein und darf nicht in die Kirche gehen, noch das heilige Abendmahl empfangen.

Vierter Abschnitt.

Krapf's beabsichtigte Reise von Ankobar nach Gondar und Massowa, vom 10. März bis 6. April 1842. — Des Königs von Schoa Betragen gegen Krapf. — Bollo-Workie. — Galla-Dengai: Senama Work, die Königin Wittwe. — Die Provinz Mans. — Dair. — Die Wollo-Gallas. — Gatira: der Wollo Häuptling Adara Bille. — Sidi-Muse. — Der Räuber-Statthalter Ensenne. — Tanta: Imam Liban. — Der Fluß Baschilo. — Kriegsunruhen nöthigen Krapf zur Rückkehr. — Wieder beim Imam Liban. — Totola. — Gatira: Krapf von Adara Bille gefangen genommen und ausgeplündert; mit 6 Soldaten fortgeschafft; der Oberpriester Tahir. — Totola. — Mofa: Amade, der Häuptling von Tehuladere. Krapf wieder frei.

Ankobar, 10. März 1842. — Ich hatte schon seit einiger Zeit sehnlich nach der Seeküste zu reisen gewünscht. Die Hindernisse, die in Tadschura der Weiterreise unserer lieben der Schoa-Mission zu Hülfe gesandten Brüder Müller und Mühleisen in den Weg gelegt wurden, hatten mir große Betrübniß verursacht und Schritte von meiner Seite hervorgerufen, die sie in den Stand setzen sollten, ihre Reise nach Schoa fortzusetzen und daselbst ihre Missionsarbeit zu beginnen. Die Committee glaubte, ich könne dafür nichts Besseres thun, als schnell nach der Küste reisen, und theilte mir diese Ansicht in dem Schreiben mit, das mir die Abreise dieser Brüder von Europa meldete. — So wünschenswerth dieser Schritt aber auch von meiner Seite ge-

wesen wäre, hielt mich doch die schwierige Lage unserer Mission in Schoa längere Zeit von einer Reise ab, die sich für unsere Brüder an der Küste ohne Zweifel als wohlthätig erwiesen hätte. Die Gesandtschaft ihrer Majestät der Königin Victoria langte mit sehr schätzbaren Zeichen der Freundschaft für den König von Schoa an dessen Hofe an. Einen Freundschafts- und Handelsvertrag mit dem Könige von Schoa zu schließen, war der Hauptzweck dieser Gesandtschaft. Ein solcher Vertrag wäre für das äußere Bestehen unserer Mission natürlich von großem Belang, indem dadurch brittischen Unterthanen im Gebiete von Schoa ein Aufenthaltsrecht gesichert würde. Aber es war noch die Frage, ob der König, obschon er anfangs den Wunsch geäußert, mit der englischen Regierung Freundschaft zu machen, sich zu den Bestimmungen eines Vertrags bereden ließe, die dieses Aufenthaltsrecht unbestreitbar feststellten. So lange man des Königs Gesinnung gegen Großbritannien nicht kannte, war auch meine äußere Stellung in mancher Hinsicht unsicher; und hätte derselbe in gar keine Verbindung mit England eintreten wollen, so wäre eine Vermehrung der Missionsarbeiter in Schoa nicht rathsam gewesen. So wurde also meine Reise nach der Küste durch Umstände verzögert, die zu entfernen außer meiner Macht standen, obschon ich that, was ich konnte, um die Absicht der Regierung zu fördern, so oft sich mir Gelegenheit dazu darbot.

Diese Ungewißheit in Absicht auf die Gesinnung des Königs von Schoa gegen Großbritannien wurde indeß durch die Bestimmungen eines Vertrags, den der Stellvertreter der Königin, Capitän C. W. Harris, am 16. November 1841 mit dem König abschloß, nach Ueberwindung bedeutender Schwierigkeiten, glücklich gehoben.

Als dieser Vertrag beiderseits unterzeichnet und besiegelt war, waren manche Zweifel in Bezug auf meine und unserer Mission Stellung beseitigt; daher wurde auch mein Verlangen, nach der Küste zu reisen, aufs Neue wach; denn nachdem der König von Schoa die Bedingung eingegangen war, „daß brittische Unterthanen auf ihrer Reise nach Schoa,

in ihren Geschäften im Lande, und ihren Wanderungen durch das Land und darüber hinaus, weder gehindert noch belästigt werden," so konnte er gegen die Zunahme der Europäer im Lande, und besonders der Missionare, nichts einzuwenden haben.

Während ich nun über meine beabsichtigte Reise nach der Küste nachdachte, erhielt ich Nachricht, daß unsere Brüder einen zweiten Versuch gemacht hätten, in Schoa einzudringen, der aber nicht besser gelang als der frühere. Zugleich erhielt ich Briefe von Deutschland, die mich noch mehr zur Ausführung der fraglichen Reise antrieben. Da aber meine Angelegenheiten in Europa Zeit erforderten, und es daher für mich nicht durchaus nöthig war, so bald an der Küste zu seyn, so beschloß ich meinen Weg nach der Küste von Massowa einzuschlagen, besonders da hiedurch manche wichtige Zwecke erreicht werden konnten. Die persönliche Bekanntschaft mit dem neuen Abuna, das Haupt der abessinischen Kirche, schien mir von großer Wichtigkeit. Auch wünschte ich den Stand der Dinge in Tigre persönlich einzusehen, da manche günstige Berichte, hinsichtlich unserer Mission daselbst, nach Schoa gelangt waren. Und endlich wünschte ich zu wissen, ob die Straße von Schoa nach Massowa, falls diejenige nach Tadschura durch irgend einen Zufall versperrt würde, nicht benützt werden könnte.

Meine Abreise von Ankobar war auf heute festgesetzt. Nachdem ich den Abend zuvor meine Hausgenossen durch eine Anrede über die Worte unsers Heilandes, Joh. Kap. 14, auf meine Abreise vorbereitet und mich, mein Werk und all mein ferneres Thun der Sorge unsers treuen Gottes in brünstigem Gebet empfohlen hatte, reiste ich etwa 4 Uhr Morgens von Ankobar ab, ehe noch viele Leute herbeikommen konnten, um mich durch unnütze Klagen und abergläubische Weissagungen über den Ausgang meiner langen Reise zu belästigen. Aber ohnerachtet meiner Bemühung, die Hauptstadt zu verlassen, ehe die Leute auf wären und von meiner Abreise hören könnten, setzte mir doch ein großer Haufe Männer bis an den Chackaberg nach, dessen steiles

Ansteigen sie aber dann doch von dem Bestreben, mich noch einzuholen, abschreckte. Sie kehrten mit großem Jammer nach Ankobar zurück und brachten mit ihren Klagen die ganze Stadt in Bewegung, wie ich nachgehends durch Leute erfuhr, die sich die Mühe gaben, mir nach Angollala nachzufolgen.

Gerne wäre ich geblieben, um den Ausdruck der allgemeinen Hochachtung, welche die Leute von Ankobar für mich zu hegen schienen, entgegen zu nehmen, wäre ich nicht durch frühere Anläße ähnlicher Art von der Unmöglichkeit überzeugt gewesen, ein Wort der Erbauung zu der aufgeregten Menge zu sprechen, und hätte ich nicht besorgen müssen, bei den angesehenern Bewohnern Ankobars, welche noch nie einen Fremden von ihren Landsleuten so geehrt gesehen hatten, Eifersucht zu erwecken. Zudem wußte ich, mit welchem Ungestüm Bettler aller Art mich belästigt haben würden, wodurch die Gefühle der Dankbarkeit beim Andenken an einen Ort gedämpft worden wären, an welchem mein himmlischer Vater mir während eines dreijährigen Aufenthalts so viele Beweise seiner Gnade und Barmherzigkeit gegeben hatte, und von wo aus, wie ich demüthig hoffe und glaube, der Same des ewigen Lebens zu den fernen und finstern Gegenden des innern Africas getragen werden dürfte.

Obgleich ich vom König Erlaubniß erhalten hatte, sein Land zu verlassen, schien es mir doch am Platz, noch einmal Abschied von ihm zu nehmen und ihm für seine Güte zu danken, die er mich diese drei Jahre hatte erfahren lassen. Da er an seinem Lieblingsort Angollala war, so begab ich mich dahin und kam gegen Mittag an. Ich wollte so viele heilige Schriften, äthiopisch und amharisch, mitnehmen als ich konnte; aber ich fand zu meinem Bedauern, daß meine Lastthiere die für diese Reise von mir bestimmte Menge Bücher nicht zu tragen vermochten. Leider kann man sich in diesem Theile von Abessinien wegen der Gebirge und des kältern Klimas keiner Kameele bedienen, da diese nur für Ebenen und ein heißes Klima geschaffen zu seyn scheinen.

Der König, von meiner Ankunft in Angollala benachrichtigt, ließ mir sagen, er sey mit Vorbereitungen auf den vorhabenden Feldzug gegen die widerspenstigen Gallas von Jerrer gerade sehr beschäftigt, daher er mir erst morgen Audienz geben könne.

11. März. Diesen Morgen sehr frühe wurde ich vor den König geladen. Ich traf ihn mit seinen Offizieren redend im Hofe. Sobald er mich sah, hieß er mich ihm nahen, und führte mich auf die Erhöhung, von wo er Gericht hält, oft auch Audienz gibt. Nachdem er nach meinem Befinden gefragt, wiederholte er mehrmals: „Sie sollten mich nicht verlassen, mein Vater, denn ohne Sie werde ich keinen Rathgeber mehr haben." Ich sagte, ich hätte sehr dringende Gründe, sein Land auf kurze Zeit zu verlassen; zum Theil sey es auch zu seinem eigenen Wohl gemeint. „Nun denn," entgegnete er, „ich will Sie nicht abhalten; besinnen Sie sich aber recht, was Sie für die Reise brauchen, und lassen Sie mich's wissen; denn ich möchte Ihnen Ihre Reise so leicht und kurz als möglich machen."

Ich ging nun wieder nach Hause und besann mich, was ich vom Könige bitten könnte; aber kaum war ich zurück, so erschien Aito Habti wieder und that mir kund, der König finde großes Gefallen an meiner schönen Kugelflinte, die ich von Capitän Haines geschenkt erhalten, und er habe ihm aufgetragen, mir seinen Wunsch auszudrücken, daß ich sie ihm überlassen möchte. Ich erwiederte, ich hätte dem König schon früher mehrere hübsche Geschenke gemacht, ich könne ihm nicht mehr geben, ich brauche die Flinte selber auf meiner gefährlichen Reise; überdies könne ich nicht über ein Geschenk verfügen, das mir ein geschätzter und geachteter Freund gemacht habe. Ich hoffte der König werde auf diese Antwort von seinem Begehren abstehen; aber weit gefehlt; er setzte mir so lange zu, bis ich der Sache völlig überdrüssig die schöne Waffe hingab. Er sandte mir dagegen eine so elende Doppelflinte, daß ich den Ueberbringer gar nicht ansehen mochte, und dem König sagen ließ, sein Verlangen nach meiner Kugelflinte habe mich sehr betrübt,

ja gegen ihn erzürnt, und das im Augenblick, wo ich im Begriff sey, sein Land zu verlassen; ein solches Verfahren, wo er Fremde ihres Eigenthums beraube, auf das sie den größten Werth setzten, werde seinem Namen in meiner Heimath nur zur Schande gereichen.

Diese starke Sprache, welcher ich mich bedienen mußte, war nicht ohne Wirkung. Der König ließ mich durch einen andern Boten um Christi und des Evangelii willen bitten, in meinem Lande Niemand zu sagen, daß der König von Schoa gesucht habe, mich meines Eigenthums zu berauben; er habe mir bloß rathen wollen, die Flinte ihm zu hinterlassen, damit sie nicht etwa unterwegs verloren ginge. Zugleich gab mir der Bote zu verstehen, daß der König im Sinn gehabt habe, wenn ich nicht abgereist wäre, mich mit einer Statthalterschaft zu betrauen. Diese Ehrenbezeugung habe mir der König als schickliche Belohnung der vielen Dienste zugedacht, die ich ihm während drei Jahren geleistet, zumal seit der Ankunft der brittischen Gesandtschaft. Ich erwiederte, wenn der König mich durch Uebertragung einer Statthalterschaft zu ehren gedachte, so sey ich dafür sehr dankbar; ich begehre aber keine zeitliche Stellung oder Macht in seinem Lande; mein einziger Wunsch sey, wie er selber wohl wisse, ihm und seinen Unterthanen durch Vertheilung des Wortes Gottes und durch Unterweisung in dem rechten Wege zur zeitlichen und ewigen Glückseligkeit Gutes zu thun. Ich sey auch mit den vom König mir bereits erwiesenen Auszeichnungen ganz zufrieden: es habe ihm gefallen, mich mit dem silbernen Schwert zu beehren, wodurch er mir Statthalterwürde verliehen habe.

Ich hatte im Laufe des Tages häufige Gelegenheit zu Vertheilung äthiopischer und amharischer Schriften, da viele Geistliche und andere vornehme Leute nach Angollala gekommen waren, um den König auf seinem Feldzug zu begleiten. Ich traf auch den Gesandten des Abuna an den König wieder, der mit einer Antwort des letztern nach Gondar zurückzukehren im Begriff war. Ich traf mit ihm die Abrede, ihn, sobald ich mit dem König vollends fertig sey,

einzuholen und dann mit ihm zu seinem Herrn nach Gondar zu gehen, für den er vom brittischen Gesandten einen Brief und einige werthvolle Geschenke als Zeichen der Freundschaft und Achtung für den obersten Geistlichen von Abessinien erhalten hatte. Ich hatte ihm auch ein äthiopisches Testament und einen Brief mitgegeben, den ich für den Fall schrieb, daß ich nicht mit ihm gehen könnte. Allein dieser ganze Plan scheiterte nachher aus vielerlei Ursachen.

Ich verbrachte den Abend allein, im Nachdenken über meine lange und wichtige Reise. Da mir bevorstand in Länder zu kommen, wo noch nie Europäer gewesen waren, und ich überlegte, daß mir ungewöhnliche Gefahren und Beschwerden zustoßen könnten, so warf ich mich in die Arme des lebendigen Gottes, der allein meiner Reise einen glücklichen Ausgang verschaffen konnte, obgleich ich mit allen menschlichen Mitteln für ein so gefahrvolles Unternehmen versehen war.

12. März. Nach Tagesanbruch wurde das Zeichen zur Abreise des Königs gegeben; ich mußte ihn also ungesäumt mit meinen Bedürfnissen bekannt machen und zum letztenmal Abschied von ihm nehmen. Als ich bei ihm eingeführt wurde, drückte er wiederholt sein Bedauern über mein Fortgehen aus, da er nun Niemand mehr haben würde, der ihm in seinem Verkehr mit der brittischen Gesandtschaft Rath ertheile. Ich dankte ihm für das mir geschenkte Zutrauen und fügte hinzu, daß, so Gott wolle, ich meine Reise beschleunigen werde, um wo möglich im October oder November wieder zurück zu kommen. Hinsichtlich der brittischen Gesandtschaft rieth ich ihm, dem Stellvertreter der Königin alle mögliche Ehre zu erweisen und auf seine Gesuche und Rathschläge zu achten, indem sie sehr nützlich und wohlthätig für ihn seyn würden.

Nun fragte er mich, was ich für die Reise brauche. Ich bat nur um ein gutes starkes Maulthier und um einen Mann, der mich bei den Statthaltern, so weit seine Herrschaft in der Richtung nach Gondar reiche, einführen könne. Beiden Bitten wurde sogleich entsprochen, worauf er mich

um einen Segen bat, den ich ihm gab, indem ich Gott den allmächtigen König aller Könige bat, sein Herz so zu stimmen, daß er vor Allem das Heil seiner eigenen Seele und das seiner Unterthanen suche; und dann, daß Er ihn geneigt mache, solche zeitliche Verbesserungen vorzunehmen, die dem ewigen Wohl seines Volkes dienlich wären. Als ich ausgeredet hatte, sprach der König: „Amen! Gott belohne Sie!“ Hierauf ging ich fort, und er trat seinen Feldzug an.

Als alles Nöthige geordnet war, reiste ich etwa 10 Uhr von Angollala ab und zog in ostnordöstlicher Richtung gegen Debra Berhan, dem dritten Lieblingsaufenthalt des Königs, etwa 7 (engl.) Meilen von Angollala. Die Gegend war eben, wie das den Ländereien der Gallas im südlichen Schoa eigen ist. An den Grenzen dieser weiten Ebenen, die von ungeheuern Viehherden belebt sind, erheben sich meist kleine Hügel, deren zum Anbau der Gewächse vorzüglicher Boden zum Nutzen der Menschen verwendet wird.

Da ich mich in Debra Berhan (Lichthügel) nicht aufhalten wollte, sandte ich dem Alaka der heiligen Dreieinigkeitskirche ein äthiopisches Testament mit meiner Empfehlung. Er ließ mir mit Dank den Empfang melden und mir eine glückliche Reise wünschen.

Etwa um 1 Uhr kamen wir durch einen Ort, Bollo Workie genannt, wo am Sonnabend einer der berühmtesten Märkte gehalten wird. Pferde, Esel, Vieh und Korn werden hauptsächlich in großer Menge von den Gallas in der Nähe von Angollala hier zum Verkauf gebracht. Aber Silbergeld ist hier wenig beliebt, da die Gallas lieber Tauschartikel oder Salzstücke, die statt Geld dienen, annehmen. Man gibt 16 bis 18 Salzstücke für einen Thaler. — Bollo Workie ist einer der Hauptweideplätze, auf denen der König seine zahlreichen Viehherden hält. Derselbe hat in seinem Reiche 20 bis 30 solcher Plätze ausgewählt, wohin er alles Vieh schickt, das er als Steuer erhält oder auf seinen Umzügen unter den Gallas in Beschlag nimmt.

Gegen 3 Uhr kamen wir über einen Bach Namens Gonagonit, der am Fuß des Berges Woswascha entspringt, welcher zu einem Gebirgszuge gehört, oder von Süden und Südost gegen Norden und Nordost sich zieht. Nachdem wir über den Gonagonit gesetzt, führten mich meine Leute an eine Stelle, wo sie sagten, man könne den Ocean sehen. Als ich zu dieser merkwürdigen Stelle kam, war ich nicht wenig erstaunt, eine Erdspalte von wenigstens 200 Schritten. Länge und drei Fuß Breite zu finden. Die Tiefe muß ungeheuer seyn, da ich den Fall von Steinen, die ich hinein warf, nicht hören konnte. Es ist sehr natürlich, daß die Abessinier diesen Ort für eine Wohnung böser Geister halten. Diese Kluft heißt Tegulet Wat, (Tegulet=Abgrund)

Um 4 Uhr erreichten wir Logheita, ein Dorf, wo wir beim Checka=schum, oder Landaufseher, zu übernachten gedachten. Er nahm mich gut auf, da er durch Leute von Ankobar von mir gehört hatte. — Unfern vom Dorfe, westlich, steht ein Kloster, das einem der berühmtesten abessinischen Heiligen, St. Abbo, geweiht ist, der morgen sein Jahresfest hat. Dies Kloster wurde gestiftet als der District noch in den Händen der Gallas war, von welchen viele durch die Mönche des Klosters zu Namenchristen gemacht wurden, dadurch, daß sie sich beschneiden und taufen ließen, sich den Fasten unterwarfen und eine seidene Schnur um den Hals trugen, zum Zeichen, daß sie keine Muhammedaner und Heiden sind.

13. März. Ehe wir weiter zogen unterhielt ich mich mit den Leuten, die sich gleich nach Tagesanbruch um mein Zelt her sammelten, über die Hauptlehren der heiligen Schrift. Gab auch den Priestern des Dorfes und den Mönchen von St. Abbo einige äthiopische und amharische Testamente. Um 7 Uhr verließen wir Logheita in der Richtung von Nordnordost. Es zog mich, noch einmal nach dem fruchtbaren District von Logheita zurückzuschauen; das ganze Gefilde ist von Wässerungsgräben durchschnitten, um in der trockenen Jahreszeit die Felder zu feuchten. Wässerung ist in Abessinien nichts ungewöhnliches.

Gegen 9 Uhr setzten wir über den Fluß Gudo-Berat, der in dem vorerwähnten berühmten Gebirgszug entspringt. Er ergießt sich in den Fluß Adabui im Westen, an welchen, wie es heißt, 44 Bäche ihr Wasser abgeben. Dies ist aber offenbar nur eine Zahlengleichstellung der 44 Kirchen in Gondar. In gleicher Weise sagen die Schoaner, daß man auf dem Wege von Massowa bis nach Schoa durch 44 Flüsse setzen müsse.

Nachmittags kamen wir nach Maskalie Ghedam, „mein Kreuz ist ein Kloster." Das Kloster war zwar ganz an der Straße, aber ich hatte nicht Zeit, zu halten und den Alaka Woldab zu grüßen, der seit einiger Zeit mein Freund war. Indeß sandte ich ihm ein äthiopisches Testament, nach dem er jedesmal einen Wunsch ausdrückte, wenn er mich in Ankobar sah. Er ist einer von den Geistlichen, die ihre Zöglinge aus der amharischen Bibel unterrichten. Der Grund, warum ich nicht Zeit hatte zu halten, war der, daß ich noch vor Abend Salla-Dengai zu erreichen wünschte, wo die Königin Wittwe wohnt. Ein Reisender in Abessinien sollte immer trachten bei guter Zeit bei dem Statthalter anzulangen, wo er zu übernachten gedenkt, damit die nöthigen Vorbereitungen vor Nacht gemacht werden können. Ein Fehler dieser Art wird von den Leuten immer gerügt und setzt den Reisenden, sowie den Gastfreund großen Unannehmlichkeiten aus. Im Allgemeinen sind den Abessiniern alle Nachtgeschäfte zuwider, da sie früh zu Bette gehen, um vor Tagesanbruch wieder aufzustehen.

Je näher wir Salla-Dengai kamen, desto mehr stellte sich die große und ebene Provinz von Mans unsern Blicken dar. Ihre Bewohner stehen im Ruf der Tapferkeit, Kühnheit und Unwissenheit. Sie ziehen hauptsächlich Schafe, deren Wolle sehr dunkel schwarz ist und im Lande zu einem Tuch gewoben wird, das sie Sekdas heißen; durch die Kleider aus diesem Tuch unterscheiden sich die Mansianer sogleich von den übrigen Schoanern, welche sich in Baumwolle kleiden, die in den untern Gegenden in großer Menge gezogen wird und meist von sehr feiner Qualität ist.

Nach 4 Uhr erreichten wir Salla-Dengai, wo Senama-Work, Sahela Selassie's Mutter, wohnt. Ehe wir hinkamen sah ich an der Straße einen Hügel, auf dem, wie man mir sagte, der jetzige König vom Alaka Woldab, aber nicht dem obengenannten, erzogen und bewacht wurde. Es ist ein hübsches, viereckiges Hügelchen, von dem seine königliche Hoheit eine prächtige Aussicht auf die umliegende Gegend hatte, und wo er wohl manche Pläne für die Zukunft ausgesonnen haben mag. — Am Fuße des Hügels angelangt, auf dem die Häuser der Senama-Work, der Königin Wittwe, stehen, wurden wir einige Minuten angehalten und gefragt, wer und woher wir seyen. Nach Beantwortung dieser Fragen ward uns gestattet den Hügel hinauf zu steigen, und sofort wurden uns die Thore der äußern Mauer geöffnet. Draußen vor dem Hofe wies mich der Dech-agafari (Thoreinführer) an, auf einem rothen Fell niederzusitzen, das vor mir ausgebreitet wurde. Hierauf ließ ich durch einen Boten der königlichen Frau meinen Gruß vermelden, und erhielt sogleich von ihr die Anzeige, es werde sie freuen den Mann zu sehen, von dem sie seit einigen Jahren so viel gehört habe; da es aber für heute zu spät sey, so werde sie mich morgen rufen lassen. Man wies mir dann für meinen Aufenthalt in Salla-Dengai eine Wohnung an; allein ich zog aus vielen Gründen vor, mein Zelt aufzuschlagen. Nun wurden mir zwei große Krüge Honigwasser, zwei Krüge Bier, ein Schaf, Geflügel, Eier, Brod, ein Topf Honig und viele andere Dinge in solcher Menge gebracht, daß ich das Meiste wieder zurücksenden mußte, damit meine Leute nicht etwa im Genusse solch königlicher Gastfreundschaft des Guten zu viel thäten. Auch Dienstboten wurden mir zugeschickt, um mir zu dienen und mich mit allem Nöthigen zu versorgen.

14. März. Da ich den Wunsch geäußert hatte, früh abzureisen, so wurde ich gerufen die Königin Wittwe zu sehen und ihr zugleich Lebewohl zu sagen. Ich ging in europäischer Kleidung und trug das silberne Schwert, das mir ihr königlicher Sohn mit dem Ansuchen geschenkt hatte,

es bei allen Staatsanläßen zu tragen. Man führte mich durch 4 oder 5 Thüren, bis mich der Dech=agafari zuletzt in ein kleines aber hübsches Zimmer führte, wo die alte Dame auf einem Bette saß, das mit einem mehrfarbigen Teppich bedeckt war. Viele Dienerinnen, meist Sclavenmädchen, standen auf beiden Seiten der Dame, während ihre Diener, Priester und Rathsleute, in einiger Entfernung von ihr standen. Alle waren gut gekleidet, und als ich eintrat, sprachen sie mit ihrer Gebieterin in ganz vertraulicher Weise. Die Frau hatte ein großes weißes abessinisches Gewand an, mit sehr wenig weitern Auszeichnungen. Obschon eine Sechzigerin, schien sie doch noch jung und lebhaft; und obschon sie außer ihrem Sohn, dem König, die mächtigste Person im Reiche ist, und fast halb Schoa mit großer Unabhängigkeit beherrscht, so ist doch weniger von der Steifheit der andern abessinischen Frauen von viel niedrigerm Rang an ihr wahrzunehmen. Sie scheint in abessinischer Weise eine sehr kenntnißreiche Person und ihrer Stellung ganz gewachsen zu seyn, und die Achtung und Zuneigung ihrer Unterthanen, sowie ihres königlichen Sohnes wohl zu verdienen.

Nachdem ich ihr meine Aufwartung gemacht, bot ich ihr einige Geschenke an, bestehend in einem bunten Schawl, einer englischen Schere, einem Spiegel, einem äthiopischen Neuen und einem amharischen Alten Testament. Sie war äußerst dankbar und sagte mehrmals: „Gott belohne Sie." Besonders freuten sie die biblischen Bücher. Ich hatte in Ankobar gehört, daß sie viele von den Büchern kaufte, die ich den Leuten gab, und hätte sie unter die Priester vertheilt. Sie hatte mehrmals im Sinn in ein Nonnenkloster zu gehen, theils aus religiösen Gründen, theils aus Ueberdruß der weltlichen Geschäfte. — Nachdem sie meine Geschenke angenommen hatte, sprach sie ihre Freude darüber aus, daß sie nun den Mann habe kennen lernen, von dem sie seit drei Jahren so Manches gehört hatte. Dann frug sie mich, warum ich fortgehe? ob ich wieder nach Schoa kommen werde? und ob die Herren, die jüngst ihrem Sohn

so kostbare Geschenke gebracht, meine Landsleute, seyen? Auch fragte sie, wodurch meine Volksgenossen dazu gelangt seyen, so wunderbare Dinge zu verfertigen. Ich erwiederte, Gott habe in seinem Worte gesagt: „Wer mich ehret, den will ich auch ehren;" und, wenn wir sein heiliges Wort lieben, so werde Er uns nicht nur mit geistlichen und ewigen Gaben segnen, sondern uns auch Weisheit und Verstand in zeitlichen Dingen schenken, nach der Verheißung unsers HErrn, Matth. 6, 33. — Dann kam sie wieder auf die von der Königin Victoria ihrem Sohn gemachten Geschenke zurück und rief mehr als einmal: „Welche erstaunliche Dinge haben wir nicht zur Zeit des Sahela Selassie gesehen! Vormals hörten wir bloß von diesen Dingen und von Euch Weißen; nun aber haben wir's mit unsern Augen gesehen und glauben was wir gehört haben!" Ich sagte, sie würden noch Erstaunlicheres zu sehen bekommen, wenn Sahela Selassie die erleuchteten Fürsten der Weißen nachahmen und fortfahren würde, den sittlichen und zeitlichen Zustand seiner Unterthanen zu verbessern. — Da ich die Zeit der königlichen Frau bereits zu lang in Anspruch genommen hatte, so glaubte ich die Unterhaltung abbrechen zu müssen. Indem ich ihr für die Aufmerksamkeit und Gastfreundschaft dankte, womit sie mich seit meiner Ankunft beehrt hatte, verließ ich das Zimmer, während sie mir eine glückliche Reise wünschte und versprach einen ihrer Diener mit mir zu senden, um mich dem Aito Habta Michael, Statthalter von Gesche, an der nördlichen Grenze von Schoa, vorzustellen. Ich war nun auf dem Gipfelpunct der Ehre, des Glücks und des Ueberflusses gewesen; aber jetzt warteten meiner allerlei Schwierigkeiten und Gefahren, wie der Verfolg meines Tagebuchs weisen wird.

Ich fand es in Salla-Dengai sehr kalt, und die Dame fragte mich mehrmals, ob es in meiner Heimath auch so kalt sey. Das ganze Hofgebäude der Senama-Work ist nach des Königs Vorbild eingerichtet, nur in kleinerm Maßstab. Ihr Haus ist von mehrern Mauern umgeben, und der Weg dazu geht durch viele Thore. In der Mitte ist

der Hofraum, der aber nicht so groß ist, als der in Ankobar. Auf der Ostseite dieses Hofes ist eine erhöhte Stelle, wo die Dame Gericht hält, wie Sahela Selassie in Ankobar. Ein anderer großer Raum dient als Speisesaal ihrer Statthalter und Soldaten. Der Vorzug ihres Sohnes besteht in Folgendem: Jeder Unterthan der Senama-Work darf sich um Entscheid an den König wenden, wenn er mit ihrem Urtheil nicht zufrieden ist. Sie ernennt ihre eigenen Statthalter, aber stets nur mit Genehmigung des Königs. Sie unternimmt nie einen Feldzug, muß aber Mannschaft für das königliche Heer liefern. Sie muß ihren Sohn immer durch Geschenke, die sie ihm von Zeit zu Zeit schickt, besonders von Sachen die ihm gefallen, in guter Laune erhalten; wogegen er ihr andere hübsche Sachen schickt. Senama-Work hat großen Einfluß bei ihrem Sohn, und sie hat es zuweilen gewagt, ihm ein Unternehmen auszureden oder seinen Absichten entgegen zu wirken, ohne Ahndung von Seiten des Despoten. Sie legt bei ihm oft Fürbitte für Personen ein, die bei ihm in Ungnade gefallen sind; und sie steht bei ihm in solcher Achtung, daß er oft bei ihrem Namen schwört; wenn er vor ihr erscheint, entkleidet er sich bis auf die Lenden, gerade wie seine Unterthanen, wenn sie vor ihn kommen.

Von meinem Besuch bei Sanama-Work zurückgekehrt, vertheilte ich einige amharische und äthiopische Testamente, und dann verließen wir gegen 8 Uhr Salla-Dengai. Der Weg ging etwa eine halbe Stunde lang bedeutend bergab; zur Linken hatten wir einen sehr steilen Hügel, Namens Kurra-Gadel, auf dessen Gipfel die heilige Dreieinigkeitskirche steht, in welcher, wie mir gesagt worden, Sahela Selassie eine Zeitlang unterrichtet worden war, daher er bei der Dreieinigkeitskirche in Kurra-Gadel zu schwören pflegte. Hat er einmal bei dieser Kirche geschworen, so ist sein Beschluß unveränderlich, was es auch betreffen möge. Gegen Osten hatten wir den Hügel und District Wodera, dessen Erzeugniß der König und seine Mutter unter sich theilen, indem sie das Holz nimmt, das hier herum sehr

selten ist, und der König die Weideplätze für seine Heerden anspricht. — Um 10 Uhr setzten wir über den Fluß Moser, wo er mit dem vom Fuße des Wof-Wascha herabströmenden Kaskasch sich vereinigt. Der Moser fließt in westlicher Richtung und ergießt sich in den Fluß Dschamma, dieser in den Adabai, und dieser in den Nil. Der Moser bildet die Grenze zwischen den Provinzen Tegulet und Mans. Seine Ufer sind äußerst steil, wie der meisten Flüsse und Bäche in Abessinien. Jetzt ging's lange so steil bergauf, und der Weg war so felsigt, daß wir unsern Thieren das Gepäck abnehmen und auf Mannsschultern hinauf tragen lassen mußten. Oben angekommen, sahen wir eine ungeheure, nur von kleinen Hügeln unterbrochene Ebene vor uns; hinter uns eine prächtige Aussicht auf die bereits durchwanderten Gegenden. Aber wir fanden das Klima von Mans sehr kalt; es blies ein starker Wind aus Osten. Unsere Richtung war im Ganzen Nordnordwest, manchmal ganz Nord. Mans ist die größte Provinz in Schoa; aber ihre Bewohner suchen ihre alte Unabhängigkeit auf jegliche Weise beizubehalten. Indeß erweisen sie der Königin Wittwe große Achtung, und diese betrachtet dies Land als ihr Erbreich. Die Mansianer bezahlen der Krone von Schoa nur einen sehr kleinen Tribut, und der besteht hauptsächlich in Sekdat, oder schwarzem Wolltuch, welches der König für Zeltdecken und zur Vertheilung unter die Armen verwendet.

Die Mansianer haben den Namen tapfer, streitsüchtig, ungastlich, unwissend und trotzig zu seyn. Da keine starke Regentenhand sie im Zaum hält, so verursacht jede Kleinigkeit Hader unter ihnen, der meist mit Blutvergießen begleitet ist. Diese beständigen Zwiste und ihre Selbstsucht sind Ursache, daß sie nicht in Dörfern beisammen wohnen. Jeder Einzelne, oder mehrere Familien die von einem großen Manne abstammen, bauen ihre Häuser wo es ihnen um ihres Besitzthums willen bequem dünkt. Deswegen begegnet man in Mans keinen großen Dörfern. Sie streiten nicht gegen einen gemeinsamen Feind, sondern nur unter sich selber; und darum sagen sie: „wir wollen nicht gegen die

Gallas streiten, die uns kein Leid anthun, sondern wir streiten unter uns selbst." Darum weigern sie sich auch an den jährlichen Feldzügen des Königs gegen die Gallas Theil zu nehmen. Oft haben sie ihre eigenen Statthalter ermordet, oder haben sie eingekerkert oder beschimpft, wenn dieselben es wagten ihre Unabhängigkeit oder ihren Freiheitssinn zu zügeln. Wie ungastlich sie sind, habe ich selbst erfahren. Obschon ich einen Mann vom König und einen von der Senama-Work bei mir hatte, und obschon ich Bezahlung versprach, wollte mir doch der geringste Dorfschulze keine Nachtherberge in seinem Hause gestatten, oder mich nur mit dem Nöthigsten versehen. Er wußte, daß ich königliche Boten bei mir hatte; aber er wollte nicht auf sie hören, als sie im Namen des Königs und der Senama-Work um Mundvorrath baten. Die Unwissenheit der Mansier ist auf dem Markt von Bollo-Workie zum Sprüchwort geworden. Die Gallas sagen: „Mansie aur Gaschie," das heißt, der Mansier ist ein blinder Käufer; er sieht nicht ob das Salzstück gut oder schlecht ist; ob der Ochse, den er kauft, etwas taugt oder nicht. Darum werden sie von den andern Schoanern auch Kühe und Esel gescholten.

Um 3 Uhr herum setzten wir über den Fluß Gurmengne, der in den Adabai im Westen fließt; und etwa halb 4 Uhr kamen wir über den Fluß Sanafil-assach. — Der Boden in Mans ist meist schwarz und erzeugt Gerste, Waizen, Erbsen, Saubohnen u. s. w. Ein Schaf kann um 2 oder 3 Salzstücke gekauft werden. Beim Ostwind ist es so kalt, daß man nicht glauben würde, im Innern von Africa zu seyn; gleichwohl ist die Haut der Mansianer ziemlich dunkel, ja schwarz. Ueberhaupt ist fast alles schwarz, was sie haben: ihr Boden, ihre Kleider, ihre Schafe, ihr Vieh und vor allem ihr zänkisches Herz.

Nach 4 Uhr schlug ich mein Zelt in einem Weiler, Wokan mit Namen, auf, und zwar im Hofe des oben erwähnten Schulzen oder Unterstatthalters. Da ich die Leute gegen Fremde so übelgesinnt fand, so trug ich meinen Knechten auf, während der Nacht abwechselnd Wache zu stehen.

Vor allem aber beugte ich meine Knie vor dem allmächtigen Hüter Israels, der nicht schläft noch schlummert, und bat um seinen Beistand, Schutz und Segen auf meiner Reise.

15. März. Der Priester des Schulzen kam nach Tagesanbruch und bat mich um ein äthiopisches Testament, das ich ihm gab. Er hatte sich gestern bei dem Schulzen für uns verwendet und uns einige Lebensmittel verschafft. Ich gab ihm auch ein Exemplar des Heidelberger Katechismus im Amharischen, und da er anfangs nicht begriff, was das für ein Buch sey, so benützte ich die Verzögerung unserer Abreise (durch die große Kälte verursacht) ihm dasselbe zu erklären. Bald sammelten sich viele Leute um uns her. — Wir verließen Wokan nach 7 Uhr und kamen um halb 8 Uhr über den Fluß Retmat, der etwa 12 Fuß breit ist. Er hat steile Ufer, und unsere Thiere hatten Schwierigkeit hinüberzukommen. Um 9 Uhr gings über den Fluß Igam, und um 10 Uhr über den Aftanat, zu dessen Bett wir etwa 1000 Fuß hinab zu steigen hatten. Als wir über den letztern Fluß waren, sah ich zum ersten Mal eines der großen Schafe, deren Fell Lowisa heißt und von den Abessiniern sehr geschätzt wird. Es weidete im Felde mit andern Schafen. Sein langes schwarzes Haar hing fast bis an den Boden. Diese Art Schafe liebt ein kaltes Klima und kommt in niedrigern und wärmern Gegenden nicht fort. Sein Fell kostet 15 bis 20 Salzstücke, da sie selten und von Kriegern sehr gesucht sind.

Um 11 Uhr sahen wir westlich von unserer Straße in eine weite Vertiefung hinab, in welcher die Flüsse Igam und Aftanat und mehrere andere sich zu einem Fluß vereinigen, der Ghirid genannt wird und beim Dorfe Kum Dengai in Schoa Meda in den Dschomma ausströmt. Wenn die Mansianer von einem übermächtigen Feinde verfolgt werden, so flüchten sie in diese Vertiefung, wo sie sich leicht vertheidigen können, weil nur ein sehr steiler Abhang dahin führt. — Um 12 Uhr passirten wir den Fluß Hulladeha, und eine halbe Stunde später den Ghedambo, der die Grenze

zwischen dem District Lalo und Ghera bildet. Von hier an hatten wir gute Straße und dieselbe schwarze Erde wie gestern. Unser Lauf war im Ganzen von Nordwestwest nach Nordnordost. Um 1 Uhr kamen wir über den Fluß Agandha, von dem der umliegende District den Namen hat, und der auch in den Ghirid fließt.

Viele Leute folgten meiner kleinen Karawane, um auf ihrer Reise nach Gondar in meiner Gesellschaft, wie sie sagten, Schutz zu finden. Die Meisten gingen nach Gondar, um sich von dem neuen Abuna ordiniren zu lassen; ich habe gehört, er ordinire täglich gegen 1000 Menschen. Die Candidaten müssen das äthiopische Testament lesen und aus dem Buch Jared singen können; dann legt ihnen der Abuna seine Hände auf, wofür ihm jeder 1 oder 2 Stücke Salz bezahlt. Indeß kann keiner zum Priester geweiht werden, ehe ihm der Bart zu wachsen angefangen, woraus man auf sein Alter von 18 bis 24 Jahren schließt, da die Abessinier selten wissen, wie alt sie sind. Diakon kann man hingegen in jedem Alter werden: ich sah Knabenschaaren im Alter von 6 bis 8 Jahren.

Um 2 Uhr etwa passirten wir den Schaifluß, der sich in den berühmten großen See Alobar, im Westen von Mans ergießen soll. Um 4 Uhr ging's über den Ghidaot, an dessen Ufer ich zum ersten Mal jene Art gelben Dornstrauchs sah, dessen Wurzel man zur Verfertigung des gelben Tuches braucht, das Woiba heißt und von Mönchen und Trauernden getragen wird. Statt dieser Wurzel bedient man sich auch der Rinde eines Baumes, der Woiba heißt; man siedet diese samt dem Garn in heißem Wasser und setzt es dann der Sonne aus.

Nach 5 Uhr erreichten wir das Dorf Amad-Wascha, dessen Statthalter unter dem besondern Befehl der Königin Wittwe steht, der uns aber gleichwohl anfangs nicht aufnehmen wollte. Einige barsche Worte machten jedoch den Mann geschmeidig und höflich.

16. März. Ehe wir weiter zogen vertheilte ich einige amharische Bücher der Bibel unter die Priester des Dorfes.

Sie nahmen sie mit vielem Dank an und hatten nichts dagegen, daß sie amharisch waren. Nach genauer Nachforschung fand ich, daß sehr wenige amharische Bibeln nach diesen fernen Gegenden des Reiches Schoa gelangt waren, und ich beschloß auf meiner Rückreise nach Ankobar eine Anzahl herzusenden.

Um 7 Uhr verließen wir Amad-Wascha vom Sohn des Statthalters begleitet, der mir unterwegs die Kirche der vier Thiere zeigte, welche Benennung ohne Zweifel aus Ezechiel Kap. 19 genommen ist. Um 9 Uhr fingen wir an unter den größten Schwierigkeiten in eine Schlucht hinabzusteigen, und fanden unterwegs eine Quelle des vortrefflichsten Wassers. Als ich mich durch einen Trunk erfrischen wollte, sagte man mir, das sey eine Zabele, eine heilige Quelle, die man nur am Jahresfest des Heiligen, der sie gesegnet hat, genießen dürfe. Auch wurde mir gesagt, es laure in der Quelle eine große Schlange, welche jeden beiße, der des Wassers zur Unzeit trinke. Ich erwiederte, ich früge nichts nach den Erdichtungen der Mönche oder Priester, die damit die Unwissenden irre leiteten, und that einen guten Zug von dem Wasser. Dann fragte ich die erschrockenen Zuschauer, warum die Schlange mich nicht gebissen habe? Sie wußten nichts zu sagen, als, daß die Schlange die guten Leute nicht beiße. Die Seiten der Schlucht sind so hoch und steil, daß die Eingebornen durch Steineherabwerfen ein ganzes Heer ihrer Feinde vom Vordringen abhalten könnten. Ich begreife nun, warum der König sich so wenig vor dem Eindringen von Feinden vom Norden seiner Ländereien her fürchtet. Da dies der Hauptdurchgang in das Innere von Schoa ist, und derselbe, wenigstens für ein abessinisches Heer, fast ungangbar ist, so hat der König wirklich nichts zu fürchten, so lange ihm der Statthalter von Dair ergeben bleibt.

Nachdem wir etwa 3000 Fuß bergab gestiegen waren, kamen wir zu dem Fluß Kateheni, der die Provinz von Mans, von der von Gesche trennt. Weiterhin heißt er Wonschit und fließt in den Dschamma. Die Stelle wo wir

hinübersetzten ist oft gefährlich wegen den Wollo-Gallas, die auf der andern Seite des Flusses wohnend, seinem Bett bis zu dieser Stelle folgen und, zumal am Abend, die Reisenden plündern.

Gegen 3 Uhr erreichten wir Dair, den Sitz des Grenzstatthalters. Dieser Statthalter hat Befehl mit dem Einlaß von Fremden in die Burg sehr vorsichtig zu seyn. Darum mußten wir eine gute Weile warten, ehe wir vor ihn gelassen wurden. Sein Haus steht auf einem Fels, der sich mehrere Hundert Fuß hoch senkrecht erhebt, und zu dessen Gipfel ein einziger Pfad führt, der sehr schwierig zu ersteigen ist. Auf dieser Höhe ist Wasser und ein bedeutendes Stück Ackerland. Keine abessinische Heeresmacht vermag diese Feste zu erobern.

Eine Anzahl nach Gondar Reisender warteten auf meine Ankunft in Dair; aber der Statthalter hieß sie alsobald weiter ziehen, damit sie mich nicht belästigten. Sie ließen ihre guten Kleider in Dair und hüllten sich in Lumpen und Schafsfelle, aus Furcht von den Gallas ihrer guten Kleider beraubt zu werden. Es ward ihnen geboten durch das Gebiet des Wollo-Galla Häuptlings Abie zu reisen, der seit vielen Jahren mit dem König von Schoa befeindet ist, und dem jeder Durchreisende ein Salzstück bezahlen muß; darum gestattet er den Schoanern den Durchgang durch sein Land, obschon er ihrem König feind ist. Der Weg nach Gondar durch Abie's Gebiet ist der kürzere; wer aber werthvolle Sachen bei sich hat, darf sich nicht dahin wagen; auch erlaubt ihnen der König von Schoa nicht sich den Plünderungen der Gallas auf dieser Straße auszusetzen. Als ich mit dem König über den einzuschlagenden Weg sprach, sagte er, Abie würde mich plündern, vielleicht gar ermorden; darum wolle er mich durch das Gebiet des Häuptlings Adara Bille vom Stamme Lagga Ghora senden, mit dem er in Freundschaft stehe. Der König wußte damals so wenig als ich, daß dieser sein sogenannter Freund mich ganz ausplündern würde.

17. März. Da mich Habta Michael, der Statthalter von Dair, einlud, ein Paar Tage bei ihm auszuruhen, ehe ich das Schoa-Gebiet verließe, so willigte ich ein. Den Tag über traf ich Zubereitungen für meine Reise durch das Wollo-Gebiet, und ordnete das Gepäck auf eine zweckmäßigere Weise. Am Morgen besuchte mich der Alaka Bebille, der seit einiger Zeit mein Freund ist, und nun nach seiner Heimath, der Insel Debra-Gagud-guad, im See Haik, zurückkehrte. Er erbot sich, mich an diesen See mitzunehmen, wenn ich gern dahin ginge; aber ich lehnte es ab, weil meine Reise nach Gondar dadurch verzögert würde. Ich wußte noch nicht, daß Nothwendigkeit mich zu diesem See treiben würde. Ich fürchtete mich nicht vor Plünderung, da ich stark genug war einem Räuberanfall auf offenem Felde zu begegnen. — Ich besuchte auch den Statthalter und bat ihn mir einen Mann mitzugeben, der mich beim Häuptling Adara Bille von Lagga Ghora einführe, da die Leute des Königs und der Senama Work von Dair zurückkehren wollten. Er versprach alle meine Wünsche zu erfüllen.

So oft ich zum Statthalter auf der Felsenburg gehen wollte, da mein Zelt am Fuß derselben stand, hatte ich große Schwierigkeit durch die vielen Wachen hindurchzukommen. Sie haben vom König strengen Befehl, unaufhörlich auf der Hut zu seyn. Ich habe aus guter Quelle erfahren, daß der König die von ihm ernannten Wächter, die erblich aus ihren Familien abstammen, dafür bezahle, daß sie ein scharfes Auge auf alle Schritte des Statthalters selbst richten. Darum muß der Statthalter mit diesen Wächtern auf dem besten Fuße zu stehen suchen, und mancher Grobheit, die sie gegen Fremde begehen, durch die Finger sehen. Vor einigen Jahren bewirkten diese Wächter die Absetzung eines ihnen unbeliebigen Statthalters dadurch, daß sie den König glauben machten, der Statthalter wolle sich unabhängig erklären und sich in dieser Absicht zu des Königs Feinden schlagen.

18. März. Ich verließ Dair um 8 Uhr mit eigenen Empfindungen, da ich nun an der Grenze von Schoa war, und einen langen und gefahrvollen Weg vor mir hatte. Beim Hinabsteigen von Dair an den Fluß Waiat, der Schoa vom Wollo-Gebiete trennt, seufzte ich von Grund meiner Seele um den Beistand dessen, der auch alle Wilden in seiner Hand hält. Am Fluß angelangt folgten wir dessen Lauf in östlicher Richtung. Die Schoaner haben einen besondern Schrecken vor der Stelle, wo wir hinüber setzten, da die Wollo-Gallas häufig von ihren Bergen herabkommen und im hohen Schilf dieser Stelle auf sie lauern. Erst vor 14 Tagen wurden hier in einem Kampf mit diesen Räubern 15 Mann getödtet. — Kaum hatten wir das andere Ufer erreicht, als die Wollo-Gallas auf ihren Anhöhen ein Geschrei erhoben. Sie mußten unsern großen Trupp von Menschen und Thieren bemerkt haben. Wir hatten uns sorgfältig gehütet Gewehre abzufeuern, obschon es da genug zu schießen gab, namentlich Vögel, die ich noch nie gesehen hatte. Wir trieben unsere Thiere so schnell wie möglich an, um diesem gefährlichen Ort zu entgehen, und waren so glücklich den District Mesaraser zu erreichen, ehe die Wollos des Abie sich in größerer Anzahl versammelten. Nachmittags 4 Uhr kamen wir zum Dorfe Golta, wo der Unterstatthalter von Mesaraser wohnt, der unter dem Statthalter von Dair steht. Er empfing uns gut und versah uns mit allem, was wir bedurften. Da er an einer Augenentzündung litt, so bat er um meinen ärztlichen Beistand, den ich ihm gerne gewährte.

19. März. Hier, in Golta, verabschiedeten sich die Diener des Königs und der Senama Work von uns. Ich übergab ihnen Briefe an Capitän Harris und den König, welchen ich berichtete, wie weit ich auf meiner Reise nach Gondar gekommen sey. Nach einer halben Stunde verließen wir das Schoa-Gebiet ganz und kamen in das der Wollo-Gallas. Die Grenze ist durch ein Gehäge und einen Graben bezeichnet, welcher letztere die steile Straße gegen einen plötzlichen Ueberfall schützt. Bald kamen wir zum ersten

Wollodorf im Stamme Lagga Ghora, der dem Häuptling Adara Bille unterthan ist. Der Statthalter des Dorfes kam uns entgegen und bot uns Erfrischungen an, die wir aber mit der Erklärung ablehnten, daß wir eilten, um noch vor Abend Gatira, den Wohnort Adara Bille's, zu erreichen. Auf meine Bitte gab er mir dann einen Mann mit, um mich bei seinem Obern, Adara Bille, einzuführen. Der gewöhnliche Name Adara Bille's ist Abba-Daghet, „Höhenvater," welchen Namen er von seinem Lieblingspferd erhalten hat, welches den Häuptling siegreich über alle Höhen trägt. Es ist in Abessinien, zumal unter den Gallas, Gebrauch, dem Häuptling den Namen seines Pferdes beizulegen. — Von Golta an war unser Weg ziemlich eben; obschon es im Wollodistrict sehr bergigte Gegenden gibt, ist doch der größte Theil flach, aber hochgelegen und weniger fruchtbar als im Süden von Schoa.

Die Wollo Gallas sind unduldsame abergläubische Muhammedaner; aber die Gallas im Süden von Schoa sind Heiden und von besserer Art. Ein Hauptzug im Charakter der Wollos ist verstellte Freundlichkeit und Höflichkeit, womit sie ihre Verschmitztheit umhüllen. Sie bekennen selbst, ein Wollo-Galla gleiche einer Hyäne. Ein anderer Zug ist verrätherische Raubgier. Ein Wollo-Galla hält selten sein Wort, und ist stets nach fremdem Besitz gierig. Indeß wird er um des Besitzes einer Sache willen kaum einen Fremden ermorden; während der südliche Galla, obschon weniger habgierig, einen Fremden umbringt, der kein Mogasa oder Schützling eines Häuptlings ist.

Die höchsten Berge im Wollo-Lande sind der Sako, Korkorra und Joll, die wir zur Linken hatten. Auf dem Sako liegt beständig Hagel, aber kein Schnee. Der Berg ist sehr hoch und wird aus weiter Ferne gesehen. Der Korkorro ist nicht ganz so hoch, und der Joll ist noch niedriger.

Um 5 Uhr Nachmittags kamen wir in Gatira, dem Hauptort des Adara Bille, an. Gatira heißt „Wachholderbaum," deren es hier in Menge gibt. Der Fluß Gatira

fließt aus Nordnordost nach Südsüdwest. Weiterhin, wo er den Lagga Ghora-Stamm von Laggambo trennt, heißt er Schotalmat.

Nach langem Warten auf eine Antwort von Adara Bille, wegen unserer Aufnahme, führte man uns in ein großes Haus in der Nähe des seinigen. Man wollte mir nicht erlauben mein Zelt aufzuschlagen, wie ich sonst überall auf der Reise gethan hatte. Wir wurden dann mit Fleisch, Bier und Honigwasser sehr reichlich beschenkt, und Adara Bille sandte einen Knecht, uns zu fragen, was wir weiter bedürften. Da ich von der Reise sehr ermüdet war, so wollte ich gerade zu Bette gehen, als Adara Bille mich zu sich beschied. Da ich in Efat nie so spät zu Jemand gerufen worden war, so war mir bei dieser nächtlichen Einladung nicht ganz wohl. Indeß erhob ich mich und ging mit drei meiner Begleiter zum Häuptling. Man führte mich in einen kleinen Hof, dann in ein großes Zimmer, wo ich ihn begrüßte. Er saß auf einem gemeinen abessinischen Bett, das von einem alten Teppich bedeckt war, trank und schwatzte mit seinen Günstlingen, mit denen er vertraulicher umzugehen schien, als ich das sonst von Vornehmen in Schoa gesehen hatte. Er hatte ein gewöhnliches baumwollenes Gallakleid an, tüchtig mit Butter beschmiert. Als ich ihm nahe kam, verbeugte er sich, wie vor einem Obern. Er war voller Höflichkeit, und überhaupt so freundlich und zutraulich, wie ich noch keinen Häuptling gesehen hatte. Er ließ mich neben ihm niedersitzen und that allerlei Fragen an mich: wie viele Gewehre der König von Schoa von den Engländern erhalten habe; von Schiffen, Wagen, Verfertigung der Gewehre, Zeuge, u. s. w. Seine Herablassung machte mich so freimüthig im Reden, als ob ich Meinesgleichen vor mir hätte. Seine ganze Erscheinung machte einen guten Eindruck auf mich. Nachdem ich mich lange mit ihm unterhalten, sprach ich den Wunsch aus, mich zurückzuziehen. Er sprach: „Gehen Sie, Sie haben mich mit Ihrer Unterhaltung ganz ergötzt.“

Die mir von Adara Bille gewordene Aufnahme freute mich so, daß ich ihn Sr. Hoheit dem Capitän Harris mit dem Antrag empfehlen wollte, ihm die Freundschaft der Engländer anzubieten. Meine günstige Meinung von ihm ward noch erhöht als ich hörte, daß drei Fürsten um ihn her seine Freundschaft gesucht hätten. Der König von Schoa gab ihm unlängst 44 Dörfer in der Provinz Gesche, wovon Adara Bille die jährliche Steuer bezieht, um sich die Straße zwischen Schoa und Gondar zu sichern. Da der König von Schoa seine Botschaften immer nach Gondar schickt, und alle andern Straßen gefährlich sind, so schien es ihm gerathen, Adara Bille durch Ueberlassung solcher Dörfer für sich zu gewinnen, deren Erzeugniß besondern Werth für ihn hatte. Berru Lubo, der Fürst von Worra Kallo, im Osten von Adara Bille's Stamm, gab ihm seine Tochter Fatima zur Frau, nebst mehrern zum Baumwollenbau geeigneten Dörfern, da die Baumwolle in Adara Bille's kaltem Gebiete nicht fortkommt. Berru Lubo ließ sich hiezu durch politische Beweggründe verleiten. Er wollte Adara Bille dadurch abhalten, sich mit dem König von Schoa und den westlichen Wollo-Stämmen in Kriegzüge gegen Worra Kallo einzulassen.

Ich hatte gestern Adara Bille gesagt, daß ich nach Gondar gehe, um den Ras und den neuen Abuna zu sprechen; und heute ging ich beizeiten zu ihm, dankte ihm für seine Gastfreundschaft und nahm Abschied von ihm. Zugleich schenkte ich ihm einen kostbaren Schawl, den ich von Capitän Harris bekommen hatte, und noch einige Kleinigkeiten. Er war ungemein dankbar und bat mich, ihn als besondern Freund anzusehen, indem er alles für mich thun werde, was er könne. Er gab mir auf meine Bitte einen Mann mit, um mich dem Imam Liban, Haupt von Worra Himano, vorzustellen, durch dessen Gebiet ich kommen sollte. Dann entfernte ich mich, in der Meinung seine aufrichtige Freundschaft gewonnen zu haben. Aber o der jämmerlichen Täuschung!

Um 8 Uhr verließen wir Gatira, von einem Knechte Adara Bille's und dem Knechte des Statthalters von Gesche begleitet, der zu seinem Herrn zurückkehrte. Unser Weg ging gerade nordwärts. Um 9 Uhr kamen wir durch die Districte Guguftu und Akale im Gebiete Adara Bille's. In Akale hatten wir rückwärts eine hohe und schöne Aussicht auf die Provinzen Gesche und Mans. Ich sah diesen Morgen die Schafe mit dem Pelz, Lowisa genannt. Das Wollo-Land ist ihre Heimath. Die Leute pflegen dieses Thier sehr sorgfältig, hüten sich aber es nicht zu fett werden zu lassen, weil ihm dann die Haare ausfallen. Im Hause gibt man ihm ein Bett und wascht es alle Tage mit Wasser. Sein schwarzes Haar ist über ein Fuß lang.

Um 2 Uhr erreichten wir den District Negassi Datsch; wir gingen zu Sidi Musie, einem Statthalter Adara Bille's, trafen ihn aber nicht zu Hause; in seiner Abwesenheit wagte ich es nun nicht in seinem Hause Wohnung zu machen, sondern schlug, wie gewöhnlich, mein Zelt auf. Als er kam begrüßte ich ihn, und bat ihn uns während unsers Hierseyns beizustehen; nachdem er mich aber eine Weile angestaunt, ging er in sein Haus ohne etwas für uns zu thun oder uns etwas zu versprechen. Dann kam er wieder, setzte sich in meinem Zelt hin und fragte, was ich in meinen Kisten hätte. Ich sagte: „Ihr Herr Adara Bille hat Ihnen nicht aufgetragen nach dem Inhalt meiner Kisten zu fragen, sondern mir behülflich zu seyn.“ Allein er wollte nichts für uns thun, bis ich ihm ein Rasiermesser und einige andere Kleinigkeiten gegeben hatte. Kaufen konnten wir nichts in der Umgegend, da die Dörfer weit weg waren und ich die Knechte im Fall irgend eines verdrießlichen Ereignisses nicht gern von mir ließ.

21. März. Da Sidi Musie mir gleich von Anfang an durch sein Betragen Argwohn einflößte, so hatte ich meine Leute beauftragt, die Nacht durch abwechselnd zu wachen. Sidi Musie wollte immerfort wissen, was in den Kisten sey und hatte erklärt, wir könnten ohne alle Sorge uns schlafen legen, da er und seine Leute die Nacht über in

meinem Zelt wachen würden. Da er dieſe Zuſicherung mehrmals wiederholte, ſo ſchlug ich es entſchieden aus und ſagte, wir wollten ſelber wachen und unſere Sachen gegen jeden Angriff während der Nacht vertheidigen. Da er hinſichtlich unſerer Vertheidigung Zweifel äußerte, ſo zeigte ich ihm den Gebrauch unſerer Gewehre, was ihn ſo erſchreckte, daß er uns nicht mehr nahe kommen wollte. Um Mitternacht etwa bemerkte unſere Wache im Hauſe des Statthalters eine große Unruhe. Seine Leute gingen von Zeit zu Zeit um mein Zelt herum, und wenn die Wache ſie fragte, was ſie wollten, hieß es jedesmal, ſie hätten im Walde etwas zu ſchaffen. Wir ſtellten uns ſogleich mit den Gewehren bereit. Das ganze Benehmen dieſer Leute und des Statthalters überzeugte mich, daß ſie uns auszuplündern beabſichtigten, wenn ſie ſich nicht vor unſern Waffen gefürchtet hätten. Adara Bille's Knecht hatte uns verlaſſen und ſchlief in des Statthalters Haus, bei dem er ſich nie zu unſern Gunſten verwendete.

Bei Sonnenaufgang brachen wir auf. Nun aber umringten uns die Knechte des Statthalters und forderten mit Ungeſtüm Geſchenke, da wir im Hauſe eines großen Königs geweſen ſeyen. Ich erwiederte: „Euer Herr iſt ein Diener Adara Bille's, und kein König, wie ihr vorgebt; überdieß habt ihr nichts gethan, womit ihr von mir Lohn verdient hättet. Ich habe euerm Herrn ein Geſchenk gemacht, und er hat ſehr wenig für mich gethan." Dieſe Antwort brachte ſie ſo in Zorn, daß ſie uns gewiß auf der Stelle geplündert hätten, wenn ſie uns nicht geſehen hätten unſere Gewehre laden. Auch fürchteten ſie ſich vor den Bajonetten, die ſie für vergiftet hielten, und daher nicht anzurühren wagten. Das Gerücht war überall im Lande verbreitet, die engliſchen Bajonette ſeyen vergiftet, wie Pfeile. Unſer Weg war Nordweſtweſt. Um 8 Uhr verließen wir Adara Bille's Gebiet und kamen auf das dem Häuptling von Laggambo unterworfene des Charſo-Stammes. Der Statthalter von Charſo iſt Sadetanka, der ſich durch Plünderung der ſein Land durchziehenden Handelsleute ruchtbar gemacht hat. Da ſein

Hauptort, Manta-Wodel, nicht weit von der Straße liegt, so eilten wir an diesem gefährlichen Ort so schnell wie möglich vorbei zu kommen. Ich gestehe, daß mir noch selten so bange war, wie an dem heutigen Tage; mein Herz schrie, wie einst Moses, zu Ihm, dem Führer und Hüter seines bedrängten Israels. Zwar war ich zu einer ehrenhaften Vertheidigung hinlänglich gerüstet; aber als Friedensbote durfte ich mich meiner Waffen gegen das Leben meiner Mitmenschen kaum bedienen, obschon ich überzeugt bin, daß Jedem erlaubt ist, sich auf geeignete Weise selbst zu vertheidigen. Darum bat ich den HErrn, mich um seines heiligen Namens willen nicht in Versuchung zu führen.

Um 9 Uhr herum hatten wir das Unglück vom rechten Weg abzukommen, da unser Führer den Weg nach Worra Himano's Gebiete nicht wußte oder nicht wissen wollte. Als wir die Landleute fragten, wiesen sie uns den Weg, auf welchem wir in die Hände ihres Häuptlings gefallen wären, was sie uns aber arglistig verschwiegen. Diese Leute belästigten mich viel mit der Frage: ob ich Regen machen oder aus den Sternen voraussagen könne, wann es regnen werde? Ich wies sie an Ihn, der Himmel und Erde gemacht hat, und der uns Alles zu unserer zeitlichen Wohlfahrt Nöthige gibt, wenn wir nur erst durch den Glauben an Jesum Christum, unsern alleinigen Heiland und Mittler, die wahre Wohlfahrt unserer Seelen suchen. Meine Knechte sagten mir bei diesem Anlaß, Sidi Musie hätte sie gestern Abend gefragt, ob ich nicht aus den Sternen wissen könne, was mir begegnen werde. Um 10 Uhr etwa stiegen wir in eine schwierige Schlucht hinab, wo ich viele prächtige Vögel sah; allein ich durfte keinen Schuß wagen, weil das alle Eingebornen der Nachbarschaft herbeigezogen hätte. Wir zogen so still und schnell als möglich hinab, und vergaßen an dieser herrlichen Stelle Essen und Trinken, da wir jeden Augenblick überfallen zu werden befürchteten. — Um Mittag begegneten uns etwa 30 Soldaten des Statthalters Ensenne, alle mit Schild und Spieß bewaffnet, die einen Angriff gegen uns zu beabsichtigen schienen, da sie

uns für Kaufleute hielten. Sogleich hieß ich fünf unserer Musketiere vor unsern Thieren hergehen, während ich mit den Uebrigen hinten blieb. Darauf lenkten die Soldaten gleich von der Straße ab und stutzten ob unsern Achtung gebietenden Waffen. Sie betrachteten besonders unsere Bajonette. Sie setzten sich nun, wahrscheinlich sich berathend was zu thun sey; aber keiner wagte uns anzugreifen, und es schien als fürchteten sie sich mehr vor uns, als wir vor ihnen. Jetzt aber richtete sich unsere Aufmerksamkeit auf das Dorf, das wir in einiger Entfernung vor uns an der Straße sahen. Ich vernahm zu meinem Schrecken, daß dort der berüchtigte Räuber Ensenne, ein ächter Gefährte Sadetanka's, wohne. Unsere Lage war nun äußerst bedenklich, und ich empfand etwas von dem Ringen Jakob's, ehe er seinem Bruder Esau begegnete. Ich fragte meine Leute, ob wir nicht den Ort umgehen könnten; allein das war unmöglich, da auf beiden Seiten steile, unwegbare Abhänge waren, und wir dadurch nur den Verdacht der Einwohner und des Räubers insbesondere noch mehr erregt hätten. Wir beschlossen also gerade vorwärts zu ziehen und unter der allmächtigen Leitung dessen, der uns so weit gebracht hatte, der Gefahr zu trotzen.

Dem Hause des Statthalters Ensenne nahe gekommen, rieth einer unserer Leute anzuhalten und den Räuber in seiner Wohnung zu besuchen; ich aber hielt es für klüger an der gefährlichen Stelle so schnell wie möglich vorbei zu eilen. Zum Glück konnte der Wächter nicht ausfindig machen, wer wir wären, und so ließ man uns weiter ziehen, ehe sie ihrem Herrn von der Durchreise des außerordentlichen Fremden Nachricht geben konnten. Indeß sandte der Statthalter sogleich seinen Sohn mit einigen Soldaten, um uns aufzuhalten, bis er über uns und unsere Reise Näheres erkundet hätte. Zuerst weigerte ich mich zu halten; da ich aber dachte, ich hätte kein Recht dem Landesherrn Erkundigung über uns zu versagen, so setzte ich mich etwa 300 Schritte von seiner Wohnung unter einen Baum und sandte den Knecht Abara Bille's zum Statthalter, um ihm alle erfor-

derliche Auskunft zu geben. Ich trug ihm auf zu sagen, daß ich ihn besucht haben würde, wenn ich ihn schon früher gekannt hätte und wenn es mir nicht darum zu thun gewesen wäre, noch vor Abend Adara Bille's Gebiet zu erreichen, welches ihm Imam Liban unter seinem Stamm gegeben; da er nun selbst wissen werde, wie weit es dahin noch sey, so möchte er mir erlauben weiter zu ziehen, auf daß mich die Nacht nicht überfalle. Während wir auf die Antwort des Statthalters warteten, waren seines Sohnes Augen beständig auf unsere Gewehre gerichtet, und er frug wiederholt, wie viele Menschen mit einem derselben getödtet werden könnten. Er fürchtete die Bajonette nicht wenig. Nach langem Warten kam der Knecht zurück und sagte, Ensenne hätte geschworen, daß er uns nicht hätte weiter ziehen lassen, wenn nicht ein Knecht Adara Bille's bei uns gewesen wäre. Der Knecht hätte ihm gesagt, er sollte nichts gegen uns vornehmen, denn wir hätten so viele gefährliche Waffen bei uns, daß wir ihn und sein Gefolge in einem Augenblick aufreiben könnten. Der Sohn Ensenne's kehrte zurück, und wir setzten unsern Weg weiter fort. Meine Knechte konnten nicht umhin zu bekennen, daß nur Gott das Herz dieses Uebelthäters friedlich gegen uns gestimmt habe. Andere Knechte sagten: „Der Gott unsers Herrn ist gut und wird uns nicht verlassen." — Aber obschon wir nun von Ensenne fort waren, schauten wir doch von Zeit zu Zeit zurück, ob er sich nicht noch anders besonnen und uns einen Boten nachgesandt habe, um uns zurück zu rufen. Wir trieben unsere Thiere so schnell wie möglich an, und zu meinem Erstaunen hielten sie aus, ungeachtet sie seit einigen Tagen sehr angestrengt wurden, und heute seit früh 6 Uhr auf der Straße waren. Kurz, der HErr gab mir zu verstehen, daß Er, nicht ich, die Schwierigkeiten beseitigt hatte.

Um 5 Uhr stiegen wir in den Fluß Adella hinab, der am Fuße des Korkorra entspringt, sich in den Baschilo ergießt und das Gebiet des Stammes Charso von dem des Laggambo scheidet. Um 6 Uhr setzten wir über den Fluß

Melka-chillo, der vom Berge Sako herabkommt und Charso vom Stamme Worra Himano trennt. Wir mußten im Gebiete des Imam Liban übernachten, da wir in einem andern Stamm fast mit Gewißheit überfallen worden wären. — Auf der andern Seite des Melka-chillo angekommen, wo für Reisende mehr Sicherheit ist, indem dessen Herrscher unter Gondar steht und ein Verwandter Ras Alis ist, wollte ich gleich am Ufer das Nachtlager aufschlagen, da es hier viel Gras für unsere ausgehungerten Thiere und reichlich Holz und Wasser gab. Allein meine Leute wollten sich nicht dazu verstehen, da sie den Tag über schon zu viel Schrecken ausgestanden hatten. Die Nacht kam heran, und ein starker Regen drohte unsere Lage noch zu verschlimmern. Schon waren wir seit Morgens 6 Uhr bis zu Einbruch der Nacht auf den Beinen ohne etwas zu genießen, und doch sollten wir noch immer weiter gehen, oder vielmehr wanken, obschon wir nirgends ein Dorf sahen. Indeß fand ich Trost und Freude in dem Gesang des Liedes: „Befiehl du deine Wege, und was dein Herze kränkt" u. s. w.

Nachdem wir lange bergauf gegangen waren, ohne zu wissen wo uns der Weg hinführte, kamen wir zu unserer unaussprechlichen Freude zu dem Dorfe Tartar Amba, welches Imam Liban dem Adara Bille zum Beweis seiner Freundschaft gegeben hatte. Da Alles im Schlafe war, so konnten wir lange Niemand finden, der uns Obdach gegen den Regen gäbe, und noch mehr, der uns verhungerten Leuten einige Erfrischung geben wollte. Nach vielem vergeblichen Anklopfen bei den Dorfbewohnern, erbarmte sich endlich ein Muhammedaner über unsere traurige Lage. Er stand auf und gab uns Wohnung, Brod und Bier. Nach genossener Erfrischung dankte ich meinem himmlischen Vater für alle diesen Tag von Ihm erfahrene Gnade und Barmherzigkeit, legte mich, wie ich war, auf den Boden und schlief ein.

22. März. Wir verließen Tartar Amba sehr spät, weil wir und unsere Thiere ungewöhnlicher Ruhe bedurften. Wir gingen nordwestlich, manchmal nordwärts. Gegen

11 Uhr kamen wir durch eine große Ebene. Gegen Osten sahen wir zwei einzeln stehende steile Hügel, die etwa 20 Minuten von einander entfernt waren, und auf deren jedem ein großes Dorf stand. Diese Hügel heißen Ober- und Unter-Chiffa, und dienen im Kriege und gegen plötzliche Ueberfälle der Laggambo- und Chorso-Leute, im Gebiete von Worra Himano, als Festungswerke.

Um 4 Uhr erreichten wir Tanta, den Hauptort von Worra Himano, wo Imam Liban wohnt. — Es führt nur ein Weg in das Dorf, welches durch Graben und Mauern gegen einen Ueberfall gesichert ist. In der Nähe des Grabens angelangt mußten wir halten, bis dem Imam Liban meine Ankunft gemeldet wäre, der mich dann gleich vor sich kommen hieß. Als ich die kleine Anhöhe hinauf stieg, auf welcher das Dorf steht, ward ich durch die mich angaffende Menge sehr belästigt. Wahrscheinlich hatten sie noch nie einen Weißen gesehen. Im Hofe hatte ich das Vergnügen zwei Boten des Königs von Schoa zu treffen, die in Geschäften zum Imam Liban gesandt worden waren. Sie erwiesen sich mir in meiner Verhandlung mit dem Imam als sehr nützlich.

Ich fand den Imam von seinen Günstlingen umgeben, von welchen der älteste, wie er mir schien, und einflußreichste, meine ihrem Obern ausgedrückten Gesundheits- und Glückswünsche erwiederte. Anfangs hielt ich diesen Sprecher für den Imam selbst, bis mich mein Einführer durch Hinweisung auf eine kleine Gestalt in der Zimmerecke eines Bessern belehrte. Ich hatte bisher nicht gewußt, daß der Imam Liban noch ein 14jähriger Knabe ist, welcher unter Vormundschaft steht. — Er hatte ein hübsches weites Kleid von weißem abessinischem Baumwollenzeug an, womit er sein Gesicht verbarg. Er fragte mich, aus welchem Lande ich käme und wo ich hinginge. Dann thaten seine Amtsleute allerlei Fragen an mich in Bezug auf meine Heimath, ihre Gebräuche, Künste u. s. w., aber so hastig, daß ich kaum über eine Sache Bescheid geben konnte, ehe eine andere vorgebracht wurde. Sie waren ganz wie Kinder. Dann

brachten sie mir ein Buch, das ein Soldat des Imam im letzten Kriege des Ras Ali mit Ubie in Begemeder mitgenommen hatte. Es waren die vier Evangelien im Amharischen von der Bibelgesellschaft, welche Isenberg in Adowa einem Soldaten gegeben hatte. Ich las ihnen das 5te Kapitel Matthäi vor und fügte einige Erklärungen hinzu, die sie mit einer Aufmerksamkeit anhörten, wie ich sie bei Muhammedanern nie erwartet hätte.

Ehe ich mich zurückzog, bat ich den Imam um einige Auskunft über unsern Weg nach Gondar, sowie um seinen auf der Weiterreise durch sein Land mir nöthigen Beistand. Er erwiederte, es thue ihm leid mir sagen zu müssen, daß es gegenwärtig zwischen seinem Gebiet und Begemeder unsicher sey: einer seiner eigenen Statthalter sey unlängst auf der Rückkehr aus dem Lager des Ras Ali von einer Räuberbande von 2—300 Mann angegriffen worden, durch welche er sich habe durchschlagen müssen. Ich erwiederte, ich sey bereits vor den Plünderungsbanden am Flusse Chechehо gewarnt worden; aber so unangenehm mir dieser Umstand auch sey, werde er mich doch nicht von der Weiterreise abhalten, indem ich hoffte, die Räuber würden es nicht wagen meine Schützen anzugreifen. „Nun gut," sagte er, „wenn Sie das glauben, so mögen Sie weiter reisen; aber ich will auf jeden Fall meinem Statthalter in Daunt Auftrag geben, Ihnen bis über den Fluß Chechеho ein Geleite mitzugeben; dort sind die Räuber in minderer Zahl und Sie können mittelst Ihrer Gewehre mit ihnen fertig werden." — Da der Sohn des Statthalters von Daunt, der Karaiu-Maitscha heißt, im Zimmer war, trug ihm der freundliche Imam auf, morgen zu seinem Vater zu gehen und ihn mit seinen Befehlen, hinsichtlich meiner Begleitung über den Chechеho, bekannt zu machen. Ich dankte ihm verbindlichst und entfernte mich.

Nachdem ich mein Zelt aufgeschlagen hatte, wurde mir für meinen Aufenthalt in Tanta ein Knecht zur Bedienung zugeschickt; auch erhielt ich Bier, Honigwasser und Brod in reichem Maaße. Kaum hatte ich mich etwas erfrischt, so

ward mir gemeldet, der Imam sitze meinem Zelt gegenüber auf der Mauer und wünsche mich zu sprechen. Als ich zu ihm ging, fragte er mich, ob der König von Schoa vom Könige der Weißen über dem großen Meere wirklich Gewehre, Kanonen und andere werthvolle Dinge erhalten habe. Ich erwiederte, das sey ganz wahr; die Königin eines großen Volkes, Engländer genannt, hätte einen Botschafter an den König von Schoa gesandt mit einem Geschenk von 300 Gewehren, 100 Pistolen, zwei Kanonen und vielen anderen sehr kostbaren Dingen; diese Königin, unter deren Schutz auch ich die Ehre habe zu stehen, hätte diese Geschenke als Zeichen der Freundschaft, nicht als Tribut, gesandt, denn sie bezahle Niemanden Tribut, während Millionen von Menschen ihr Tribut bezahlten; der König von Schoa hätte dem Statthalter von Aden in Arabien Briefe gesandt, und dieser hätte der Königin den Wunsch des Königs von Schoa, Freundschaft mit ihr zu machen, mitgetheilt, worauf sie diese Geschenke geschickt habe; zwar sey sie im Besitz der größten Macht, Wohlstandes und Glückes, aber es sey ihr aufrichtiger Wunsch, daß alle Völker desselben Glückes theilhaftig werden; und obschon sie sich vor Niemand fürchte, liege es ihr dennoch am Herzen, die Wohlfahrt aller ihrer Nebenmenschen zu fördern. Es sey ihr, fuhr ich fort, ein besonderes Anliegen, mit den abessinischen Fürsten in gutem Vernehmen zu stehen, Handel und Verkehr zwischen Abessinien und ihren Unterthanen zu begünstigen und die Kenntniß der Länder Abessiniens und darüber hinaus zu befördern. — Der Imam hörte mir sehr aufmerksam zu, und ich glaube er würde mir ohne weiters zugesagt haben, wenn ich ihm gerathen hätte, die Freundschaft der Engländer zu suchen; aber fürs Erste ist sein Land allzu schwer zugänglich, und zum Andern ist er kein unabhängiger Fürst. Darum glaubte ich nicht weiter gehen zu dürfen, als ihm eine Idee vom Charakter der Königin Victoria und ihrer Unterthanen zu geben und ihm freundliche Behandlung der Europäer überhaupt zu empfehlen. — Hierauf bat er mich, ich möchte meinen Leuten, die von

den englischen Kanonieren in Ankobar ein wenig eingeübt worden waren, erlauben, die militärischen Exercizien meines Landes durchzugehen. Ich sagte, ich sey kein Krieger, sondern ein Lehrer des Wortes Gottes, das in dem Buch enthalten sey, das er mir diesen Nachmittag gezeigt habe. Wenn er jedoch wünsche, die militärischen Exercizien meines Landes zu sehen, so würden meine Leute es ihm zeigen, obschon sie nicht viel davon verständen, da sie nur soviel eingeübt hätten, als ich für gut hielt, um mich durch wilde Gegenden zu begleiten. Die meisten schossen indeß so rasch und genau, daß der Imam sein Gesicht verdeckte und mit Erstaunen ausrief: es könnte kein abessinisches Heer einigen Hundert Soldaten meines Landes widerstehen. Dann fügte er hinzu: „Sie mögen hingehen wo Sie wollen, Niemand wird Sie berauben können."

23. März. Nachdem ich einige Kleinigkeiten als Geschenk für den Imam ausgesucht hatte, ging ich hin sie ihm zu bringen und Abschied von ihm zu nehmen. Das Geschenk bestand aus einem gefärbten Taschentuch, einer Schere, einem Rasiermesser und einem Schächtelchen Zündhölzchen. Die letztern freuten ihn außerordentlich und er dankte mir recht herzlich dafür. Er fand Geschmack an meiner Percussionsflinte; aber die konnte ich nicht zurücklassen. Er hat, wie ich aus guter Quelle weiß, etwa 1000 Luntenschloß-Flinten; auch kann er in kurzer Zeit ein beträchtliches Heer aufbieten; aber seine Einkünfte scheinen unbedeutend. Die Soldaten müssen während des ganzen Feldzugs sich selbst mit Spießen, Schildern, Schwertern und Speise versehen. Nur die Füseliere empfangen ihre Waffen vom Imam. Dasselbe ist in Schoa und andern Provinzen Abessiniens der Fall; aber in Tigre und Amhara haben sie ihre eigenen Gewehre.

Um 7 Uhr verließen wir Tanta in Begleitung des Sohnes vom Statthalter von Daunt, der Grenze des Gebiets des Imam im Westen. Unser Weg war nordwestwestlich. Wir hatten lang bergab zu steigen, was uns viele Schwierigkeiten machte. Der Sohn des Aito Karaiu-Maitcha

ging voraus, um seinem Vater zu melden, daß wir morgen nach Daunt kommen werden.

Um 11 Uhr kamen wir an das Bett eines Flusses, der in den Baschilo ausfließt. Er war trocken, nur hie und da war noch Wasser zu finden. Wir hielten im Flußbett bis die größte Tageshitze vorüber war. Im Südwesten von Tanta sahen wir die Feste von Magdala. Es ist dies ein hoher, fast viereckiger Hügel mit beinah senkrechten Abhängen. Oben ist eine Ebene mit Wasser und Pflanzland, wo der Imam eine Garnison hält und seine Schätze bewahrt, und wohin er sich zurückzieht, wenn ihm ein übermächtiger Feind naht. Keine abessinische Macht könnte diese Feste leicht nehmen. Sie hat nur einen Zugang, von Osten her. Um 3 Uhr wurden wir vom Regen überfallen. Wir trafen viele Leute die nach Tanta auf den Markt gingen, der am Sonnabend gehalten wird.

Etwa 4 Uhr erreichten wir den Fluß Baschilo, der im Gebirge von Jechu im Nordosten entspringt, die meisten kleinern Flüsse und Bäche der umliegenden Länder aufnimmt und sich zuletzt zwischen Godscham und Begemeder in den Nil ergießt. Es ist ein sehr schöner Fluß mit tiefem Bett und steilen Ufern zwischen Bergen. Seine Windungen sind unzählig. Der Baschilo gewährte mir beim Studium der Natur des Landes viel Vergnügen; es gibt für den Reisenden in der That nichts Anziehenderes, als das Studium der Flüsse und Berge. — Da wir das nächste Dorf auf der andern Seite des Flusses nicht vor Nacht erreichen konnten, so rieth uns ein Unterstatthalter, dessen Bekanntschaft ich unterwegs gemacht hatte, am Ufer des Flusses zu übernachten; ein Rath der sich nachgehends als nützlich erwies. Das einzig unbequeme an diesem Aufenthalt war, daß wir nichts zu Essen bekommen konnten.

24. März. Wir brachen früh vom Baschilofluß auf, da bis Daunt noch ein langer Weg vor uns war; dort sollte der Fit-Aurari (General der Vorhut) Karaiu-Maitcha, uns aufnehmen und nach Begemeder geleiten. Allein der Lenker der Schicksale gebot unserm Weiterziehen Halt, ob-

schon wir nur noch 5 Tagereisen von Gondar waren. Vom Baschilo an hatten wir durch eine völlige Wildniß viel bergauf zu steigen. Diese Gegend war seit vielen Jahren von ihren Einwohnern verlassen. Auf der Höhe des Berges bot sich unsern Blicken eine große Ebene, Dalanta genannt, dar, wo Vieh und Gras in Menge vorhanden war. Nachdem wir diese Ebene an ihrer südwestlichen Grenze durchzogen hatten, stiegen wir nach der Straße hinab, die uns zu dem Hause des Maitcha-Karaiu auf dem Hügel von Daunt führen sollte, den wir schon deutlich sehen konnten. Plötzlich erhielten wir von Leuten, die uns auf der Straße begegneten, die betrübende Kunde, Karaiu-Maitcha sey diesen Morgen getödtet worden, und sein Sohn, den der Imam um unsertwillen gesandt hatte, sey in Folge eines Angriffs, den Berru Aligas, der Statthalter von Wedela, auf das Gebiet des Imam Liban gethan hatte, in Gefangenschaft. Die Leute, die uns dieses sagten, liefen in großer Eile fort, um ihre Habe auf der Ebene von Dalanta in Sicherheit zu bringen, ehe die Truppen des Berru-Aligas die Ebene verheerten.

Meine Leute waren nun in großer Furcht; allein ich hieß sie weiter ziehen, da ja vielleicht diese Aussage ungegründet sey. Indeß hatten wir kaum einige Hundert Schritte zurückgelegt, als uns eine Verwandte des Imam Liban begegnete und die Nachricht bestätigte. Diese Frau war von Daunt entflohen sobald der Statthalter getödtet war und die Soldaten des Berru Aligas den Ort in Besitz genommen hatten. Sie hatte nur einen Diener bei sich und war genöthigt, wie sie sagte, ihre ganze Habe und sogar ihre Kinder dem Feinde zu überlassen. Bei Erwähnung ihrer Kinder vergoß sie einen Strom von Thränen und bat uns, nicht weiter zu reisen, sondern mit ihr zum Imam zurückzukehren, indem die grimmigen Soldaten des Berru Aligas uns umbringen oder doch wenigstens gänzlich ausplündern würden. Während unsers Gesprächs mit der Frau kamen noch andere Flüchtige desselben Weges, daher wir an der Wahrheit der Kunde nicht länger zweifeln konnten. Nun

war die Frage: was thun? umkehren oder vorwärts gehen? Die meisten meiner Leute riethen, zur rechten Zeit umzukehren, und ich selbst war endlich derselben Meinung. So schlugen wir also den Rückweg ein, und zwar mit um so größerm Bedauern, da wir nicht mehr weit von Gondar waren und schon so manche Schwierigkeiten überwunden hatten. Hätten wir gewußt, daß Adara Bille, den wir für unsern besten Freund hielten, uns hernach plündern würde, so hätten wir gesucht uns bestmöglich nach Gondar durchzuschlagen. Aber wer kann wissen was Einem bevorsteht?

Als wir wieder auf der Ebene Dalanta waren, schlugen einige meiner Leute vor, die Nacht in einem der Dörfer zuzubringen, bis wir erführen, ob der Feind wirklich dieses Weges kommen würde. Allein ich wollte auf diesen Vorschlag nicht eingehen, weil der Feind, wenn einmal auf der Ebene, sich leicht über alle Dörfer verbreiten könnte, ehe wir mit unserm schweren Büchergepäck und unsern müden Thieren zu entfliehen vermöchten. Wir verließen also die Ebene und erstiegen die Anhöhen, wo wir uns bei demselben Mann einhausten, mit dem ich gestern auf der Straße Bekanntschaft gemacht hatte. Vor Nacht hatten wir hier keinen Angriff zu befürchten, da die steilen Abhänge der Hügel der Reiterei des Feindes das Galoppieren verwehrten.

Auf der Ebene Dalanta fanden wir die ganze Bevölkerung in Bestürzung. Die Kunde von Daunt hatte sie bereits erreicht. Wer ein Pferd hatte hielt sich bereit bei der Ankunft des Feindes zu fliehen. Unser Gastfreund war sehr freundlich gegen uns. Er gab uns zu Essen, das wir seit gestern ganz entbehrt hatten. Er war bemüht sein Vieh auf die Berge jenseits des Baschilo zu schaffen, wo der Feind ihm nicht so leicht beikommen konnte. Auf meine Frage, ob sie sich nicht für ihren dermaligen Herrn, den Imam Liban, wehren würden, erwiederte mein Gastwirth, arme Leute wehrten sich niemals, sie unterwürfen sich Jedem, der das Land zu erobern im Stande wäre. Er fügte hinzu: „Der Stärkste soll unser Herr seyn; arme Leute

suchen nur ihr Vieh, nicht ihren Herrn zu retten; der muß für sich selbst sorgen."

In der Nacht ging ich mein Gepäck durch, um was schwer war abzusondern und es, falls wir am folgenden Tag schnell fortreisen müßten, zurückzulassen. Mein Gemüth war durch diese plötzliche Wendung der Dinge und Vereitlung meines Planes nicht wenig verstimmt. Ich konnte kaum glauben, daß wir wirklich auf dem Rückzug wären und gab die Hoffnung noch nicht auf, durch irgend eine Fügung Gottes doch noch an unser Ziel zu gelangen.

25. März. Nach Tagesanbruch erhielten wir die Nachricht, der Feind nähere sich der Ebene Dalanta. Ich berieth mich gerade mit meinem Wirth, ob ich dem Berru Aligas nicht einen Brief und einige Geschenke senden und ihn um Erlaubniß bitten sollte, durch sein Land zu reisen und um eine Schutzwache bis Begemeder. Mein Wirth stimmte mir bei; aber die Frage war, wer wird sich mit dem Brief durch das Plünderungsheer des Berru Aligas wagen? Mein Galla, Namens Berkin, erbot sich zu diesem Dienst. Der Brief war geschrieben, und der Knecht zur Botschaft bereit, als wir vernahmen, daß Berru Aligas selbst noch nicht in Daunt sey und nur seine plündernde Vorhut sich gegen Dalanta bewege. Unter diesen Umständen durfte ich meinen Knecht nicht so augenscheinlicher Lebensgefahr aussetzen, obgleich ich nachher wünschte den Brief abgesandt zu haben.

Wir verließen unsern Gastfreund und zogen uns über den Baschilo zurück, und erstiegen jenseits mit den größten Anstrengungen einen steilen Berg, wobei wir beinahe einige unserer Thiere einbüßten. Bereits hatten wir beim ersten Uebersetzen des Baschilo zwei Lastpferde verloren. Auf der Höhe des Berges verirrten wir uns, da wir keinen Führer hatten und die ganze Gegend, obschon höchst kulturfähig, eine völlige Wildniß war. Endlich erreichten wir, nach großen Beschwerden der Bergwanderung, das Dörflein Gembarghie. Da wir in der Nähe des Dorfes eine Quelle fanden, so schlugen wir hier unser Zelt auf, noch

immer der Hoffnung lebend, wenn auch auf einem Umweg, doch nach Gondar gelangen zu können. Mein Wirth hatte mir versprochen, falls er von Daunt bessere Nachrichten hätte, es mich wissen zu lassen. Allein ich erfuhr nie mehr etwas von meinem freundlichen Wirth.

Unser ganzer Mundvorrath, außer Kaffee, war verbraucht, und im Dorfe war sehr wenig zu bekommen, obschon ich mich erbot zu bezahlen so viel man verlange. Wir hatten also keine andere Wahl, als mit unsern Flinten nach Wild zu suchen. Ich verbrachte eine sehr unruhige Nacht, da ich mich in unsern Rückzug kaum finden konnte; allein was war zu thun gegen den Willen der Vorsehung?

26. März. Da keine Botschaft von unserm Freund jenseits des Baschilo anlangte, so hielt ich es für das Beste von Gembarghie nach Tanta zu gehen, und den Imam zu fragen, was ich in meiner mißlichen Lage thun solle. Wir zogen hart dem Gebiete des Daud - Berille entlang, dessen Hauptort Saint wir aus einiger Entfernung ziemlich gut sehen konnten. Dieser Mann, in dessen Macht es stand mich nach Gondar zu bringen, steht im Rufe eines Räubers; überdieß stand er mit dem Imam Liban nicht in gutem Vernehmen, und ohne Empfehlung und Schutz von diesem konnten wir unmöglich zu Daud - Berille gelangen.

Auf unserm Rückweg von Gembarghie hatten wir eine hübsche Aussicht auf den Lauf des Baschilo bis an den Berg Samada im Nordosten von Godscham. Das hohe Gebirge von Begemeder stand gleichfalls vor uns; und Debra Tabor, die Hauptstadt des Ras Ali, wurde mir von einem meiner Knechte gezeigt, der früher dort gewesen war. Da ich nicht in zu großer Eile zum Imam Liban zurückkehren mochte, so schlug ich mein Zelt bei der vorerwähnten Feste Magdala auf und sandte einen Boten zum Imam, um ihn in meiner mißlichen Lage um Rath zu fragen. Mittlerweile erkundigte ich mich, ob es nicht noch einen andern Weg nach Gondar gebe als über Daunt und Saint; aber meine Nachfrage war umsonst. Mein Bote kam zurück ohne den Imam gesehen zu haben, da sein ganzer Hof

in Verwirrung war und sich zum Kampf bereitete. Unter diesen Umständen, und da der Weg nach allen Seiten versperrt war, schien das rathsamste zu seyn, nach Schoa zurückzukehren und zwar durch Adara Bille's Gebiet, auf dessen Freundschaft ich mich glaubte verlassen zu können.

27. März. Wir kehrten heute morgen zum Imam Liban zurück, der meinetwegen in großer Betrübniß und Sorge zu seyn schien. Als er mich sah, sprach er: „Sie haben wohlgethan zu mir zurückzukehren, denn unter diesen Umständen können Sie nicht nach Gondar gehen. Wenn Sie wollen, so können Sie sich bei meinem Statthalter Jussuf auf der Feste Hoaite in Sicherheit begeben; meine Feinde werden diese nicht einzunehmen im Stande seyn. Im Lauf eines Monats wird es sich wohl zeigen, ob Sie die Reise wieder antreten können." Ich erwiederte, ich könne mich zu keiner der streitenden Parteien halten, und ich würde jede andere Straße, die er mir empfehlen würde, vorziehen; wo nicht, so würde ich nach Schoa zurückkehren. Er sagte: „Wie Sie wollen; aber nach Gondar kann ich Sie nicht schicken, da alle Wege dahin eine Zeitlang versperrt seyn werden." Es schien mir er wolle mich nach Hoait bringen, damit meine Füseliere zur Vertheidigung des Ortes mithelfen könnten; aber dazu hätte ich mich nie verstehen können, außer im äußersten Nothfall. Ich hörte nachgehends, die Feste sey von Berru Aligas und seinem Bruder Farris angegriffen worden und es hätte auf beiden Seiten viele Todte gegeben. — Ich nahm vom Imam Liban Abschied und kehrte nach Tartar Amba zurück, wo Abba Gualit, der Statthalter von Adara Bille's Gebiet in Worra Himano, mich freundlich empfing und mit Speise versah, die seit einigen Tagen sehr knapp zugemessen war.

28. März. Abba Gualit, unser Gastwirth, ist ein Christ, deren es überhaupt in Worra Himano viele gibt; er war höflich, aber zugleich ein arger Bettler: er wollte ein Maulthier von mir, obschon er sah, daß ich keines mangeln konnte.

Bei Sonnenaufgang verließen wir Tartar-Amba, von einem Knecht Abba Gualit's begleitet. Wir vermieden sorgfältig das Gebiet des früher erwähnten großen Räubers Ensenne im Stamme Charso, und blieben im Gebiete Worro Himano, das im Norden an Wadela und Jechu, im Osten an Tehuladere, im Süden an Berru Lubo's und Adara Bille's Gebiet und im Westen an Begemeder stößt. Da die Leute wußten, daß ich von Schoa kam, so frugen sie mich oft, wie viele Unzen Gold ich vom König von Schoa erhalten hätte. Die nördlichen Abessinier meinen nämlich allgemein, daß es in Schoa viel Gold gebe, und daß der König allen Fremden, wenn sie sein Land verlassen, viel davon schenke. — Um 3 Uhr kamen wir dicht an dem Marktplatz Totola in Berru Lubo's Gebiet vorbei. Dieß ist einer der berühmtesten Märkte Abessiniens. Wir sahen ungeheure Menschenhaufen von allen Seiten herzuströmen, da am folgenden Tage Markt seyn sollte. Es kommen Kaufleute von Gondar, Tigre und Schoa. Alle Erzeugnisse Abessiniens werden auf diesen Markt gebracht, namentlich Pferde, Häute, Tücher und Sclaven. Man sagt Berru Lubo enthebe sehr wenig Zoll von diesem Markte, und doch nehme er wöchentlich 6—8000 Salzstücke ein. In Lubo's Gebiete gibt man 30 Salzstücke für einen Thaler.

Um 5 Uhr erreichten wir wieder das Gebiet Adara Bille's und gedachten bei einem Statthalter, Namens Edris zu übernachten; als wir aber in sein Dorf kamen hörten wir, er habe in Folge eines Streites zwischen ihm und seinen Unterthanen gestern fliehen müssen. Noch war das ganze Dorf in Verwirrung, was uns äußerst unangenehm war, zumal wir geglaubt hatten, daß sobald wir auf dem Gebiete unsers großen Freundes und gütigen Wirthes Adara Bille angelangt wären, alle unsere Schwierigkeiten und Entbehrungen aufhören würden. Das Betragen der Dorfleute war grob und trotzig, und alles unser Drohen, sie bei Adara Bille zu verzeigen, war umsonst. Indeß schreckten unsere Gewehre sie ab, daß sie nicht wie Geier über unser Gepäck herfuhren. Ich hielt es für nöthig eine Wache

zu stellen, und da meine Leute sehr ermüdet waren, so stand auch ich meine Kehr.

Von dem Dorfe aus, wo mein Zelt aufgeschlagen war, hatte ich eine herrliche Aussicht über fast alle Ländereien der Wolla-Gallas. Gebirgszüge liefen von Süden oder Südost nach Nord und Nordwest. Jeder Zug ist vom andern durch eine Ebene, einen Fluß oder einen Strom getrennt; und jeder Zug ist von einem andern Wollo-Stamm bewohnt, gerade wie ich es im Galla-Lande südlich von Schoa bemerkt habe. Der Fluß oder Bach dient den Einwohnern zur Vertheidigung ihres Gebietes gegen einen andern Stamm. Die Flüsse laufen meist in den Baschilo.

29. März. Als der Mann, der mich von Tartar-Amba begleitet hatte, fort war, machten auch wir uns wieder auf den Weg. Da die Thiere von den Beschwerden der Reise noch sehr müde waren, so ging die Beladung nicht ohne Schwierigkeit vor sich. Mehrere Maulthiere waren wund und konnten nicht belastet werden. — Um 3 Uhr erreichten wir Gatira, den Hauptort Adara Bille's. Ich ließ ihm sogleich meine Grüße vermelden und die Ursache meiner so baldigen und unerwarteten Rückkehr anzeigen. Er ließ mir sagen, ich habe nichts Besseres thun können als zu ihm zurückzukehren; Gott habe mich bewahrt, daß ich auf dem Wege nach Gondar nicht geplündert und ermordet worden sey. Zugleich sandte er einige Erfrischungen und versprach mir alles was ich brauche, denn er wolle mich recht behaglich machen. — So sprach der Mann, der mich in seinem eigenen Hause plündern und ermorden wollte. — Nach einer Stunde Ruhe wurde ich zu ihm gerufen; und als ich kam, redete er wie zuvor und schien über meine Widerwärtigkeit äußerst betrübt zu seyn. — Sowohl ich als meine Leute hofften in wenigen Tagen wieder in Schoa zu seyn; aber unser allmächtiger Führer hatte einen andern Weg mit uns vor: Er wollte mich durch unsägliche Noth, Ungemach, Gefahren und Schwierigkeiten prüfen.

30. März. Als ich nach Sonnenaufgang Gatira verlassen wollte, hieß Adara Bille mich bei ihm bleiben, bis er durch den Statthalter von Dair vom König von Schoa Antwort hätte, ob ich nach Schoa zurückkehren dürfe; denn er habe nur Befehl mich nach Gondar zu befördern, nicht aber mir nach Schoa zurück zu helfen; wenn er mir ohne Wissen des Königs gestattete weiter zu reisen, so könnte dieser ihm deswegen Vorwürfe machen, wie er bei einem andern Anlaß gethan. Ich entgegnete, ich sey beim König von Schoa kein Fremder, er kenne mich gar wohl, und würde sich wahrscheinlich meiner Rückkunft freuen. Zudem könne der König nichts dagegen haben, daß ich in sein Land komme, indem er mit der Königin von England einen Vertrag eingegangen sey, nach welchem kein englischer Unterthan verhindert werden dürfe sein Reich zu betreten. Aber alle meine Einwendungen waren umsonst. Adara Bille beharrte dabei, ich dürfe Gatira nicht verlassen, bis er vom Statthalter von Dair, dem Stellvertreter des Königs an der Grenze, Antwort erhalten habe. Mittlerweile wolle er mir's bequem machen und mich mit allem Nöthigen versehen. Dann sandte er einen Boten an den Statthalter von Dair, und einer meiner Leute begleitete ihn auf Ansuchen Adara Bille's. Zugleich schrieb ich einen Brief an den König von Schoa und an den brittischen Gesandten, Capitän Harris, worin ich die Ursache meiner Rückkehr und meinen Verhaft bei Adara Bille meldete. Aber wie erstaunte ich nicht, vier Tage darauf zu erfahren, daß mein Knecht unterwegs von Adara Bille's Grenzstatthalter eingekerkert worden und bloß Adara Bille's Knecht nach Dair gegangen sey, wo er höchst wahrscheinlich meiner Sache nie erwähnt hat.

In der Meinung, Adara Bille wolle mich bloß in der Absicht bei sich behalten, um noch mehr Geschenke von mir zu bekommen, gab ich ihm verschiedene werthvolle Sachen, indem ich hoffte dann abreisen zu können. Aber natürlich, da er im Sinn hatte sich meines ganzen Gepäckes zu bemächtigen, so genügte ihm jenes nicht. Seine vornehmste

Frau, Fatima, Tochter des Berru Lubo, Häuptlings von Worra Kallo, ließ um einen Spiegel bitten, den sie erhielt. — Nachmittags kam ein Bote von Berru Lubo zu Adara Bille; aber in welcher Angelegenheit konnte ich nicht erfahren. Adara Bille ließ mich rufen und stellte mich dem Boten vor, der bei Berru Lubo viel Ansehen und Gunst besaß. Zuerst frug er mich, was die Engländer dem König von Schoa gesandt hätten? dann bat er mich, seinen Herrn in Ain-Amba zu besuchen; ich antwortete aber, ich wünschte unverzüglich nach Schoa zurückzukehren, indem ich nach Tadschura an der Küste zu gehen hätte; dann hätte ich auch nichts das ich seinem Herrn geben könnte, der ein mächtiger Häuptling der Wollos sey.

31. März. Da ich mich von Gatira fort sehnte, so ging ich Adara Bille's Erlaubniß nachzusuchen; aber es wurde mir gesagt, die Wodacha sey noch nicht zu Ende. Die Wodacha ist eine Ceremonie, wobei die Leute ganz von Sinnen kommen. Nachmittags wurde ich zu Adara Bille geholt. Ich nahm die Freiheit ihn zu bitten, mich nach Dair oder zu Adamie Dima, seinen Grenzstatthalter, gehen zu lassen, bis die Boten zurückkämen; allein er erwiederte, ich sollte bis zur Ankunft der Boten hievon ganz stille seyn; meine Verzögerung thue ihm sehr leid; aber er könne mir nicht helfen, er fürchte den Zorn des Königs von Schoa. Ich sah nun deutlich, daß ich auf seine Freundschaft nicht zählen könne, und daß er einen Streich gegen mich vorhabe; als er aber meine Unzufriedenheit bemerkte, stellte er sich wieder freundlich.

1. April. Da heute Freitag war, so konnte ich den Häuptling wegen der Wodacha, die er streng beobachtet, vor 3 Uhr Nachmittags nicht sprechen. — Meine Thiere hatte der schlaue Räuber in seinen eigenen Stall bringen lassen. Ueberhaupt, die ganze Handlungsweise des Adara Bille war mir verdächtig, und ich konnte dies vor einigen meiner vertrauten Knechte nicht verhehlen. Es fiel mir auf, daß allen meinen Schritten ein Knecht Adara Bille's folgte, der mein Vorhaben errathen zu haben schien, nämlich bei

Nacht zu entfliehen. Jede meiner und meiner Knechte Bewegungen wurden beobachtet, und wenn ich etwas kaufen wollte, sagte der Wächter: „wozu solche Verschwendung?“ Manches Gerede der Leute, das mir zu Ohren kam, erhöhte meinen Argwohn gegen Adara Bille. Ein Bettler verlangte einen Thaler; und als ich ihn ihm natürlich verweigerte, antwortete er: „Sie wissen nicht ob Sie glücklich wieder von hier fort kommen, oder als ein Bettler, wie ich.“ — Unter diesen Umständen schien es mir nöthig mein Gepäck gegen einen offenen Angriff von Adara Bille sicher zu stellen; denn ich hatte ihm keine solche Schlauheit zugetraut. Als er nun sah, daß ich mich gegen ihn verwahrte, so heuchelte er noch größere Freundlichkeit und Höflichkeit, da der Augenblick zu dem gegen mich vorbereiteten Schlag noch nicht gekommen war. Er ließ sich jeden Augenblick nach meinem Befinden erkundigen und versah uns mit Lebensmitteln in Menge. Manchmal sandte er, mich in meiner Trübsal, wie er meine Lage nannte, zu trösten; er sey über die Verzögerung der nach Dair gesandten Boten selbst betrübt. Da ich seinen Aussagen nicht mehr traute, so wurde ich in meinem Vorsatz, mit dem nöthigsten Gepäcke zu entfliehen, nur um so mehr befestigt. Die Knechte, denen ich mein Vorhaben mittheilte, wendeten ein, Adara Bille werde mich gewiß nicht plündern, und meine grundlose Flucht würde mir einen schlechten Namen machen; wenn ich aber darauf bestünde, so sollte ich doch jedenfalls die Antwort von Dair abwarten. Da ich in dieser Vorstellung viel Wahrheit sah, so verzog ich meine Flucht bis sie unmöglich geworden war.

2. April. Der Tag, an dem das Gewitter über mich losbrechen sollte, nahte heran. Das Werk der Finsterniß, die teuflische Heuchelei Adara Bille's, sollte nun bald offenbar werden. Ich hatte zu meiner Erbauung das Buch von Professor Schubert: „Mittheilungen aus dem Reiche Gottes“ zu lesen angefangen. Seine anziehenden Erzählungen gereichten mir zu großer Stärkung und Aufmunterung. Nach dem Lesen zog ich andere Kleider an, da mir die

alten unbequem und theils zerrissen waren. Ich wußte zu der Zeit noch nicht, daß ohne diesen Wechsel meine nachherige lange Reise noch beschwerlicher und gefährlicher gewesen wäre. — Um 10 Uhr etwa langten die Boten an; aber ich wunderte mich zu vernehmen, daß der Statthalter von Dair keine bestimmte Antwort hinsichtlich meiner Rückkehr gegeben habe. Natürlich war er nie darüber gefragt worden. Noch mehr erstaunte ich aber, als ich von meinem Knecht hörte, er sey an der Grenze gefangen genommen worden, und habe nicht mit Adara Bille's Knecht nach Dair gehen dürfen. Dieser Umstand, über den ich von Niemand eine Erklärung erhalten konnte, vermehrte meinen Verdacht. Als ich den Boten des Adara Bille nach der Antwort des Statthalters von Dair fragte, sagte er nur: „Sie haben keinen Freund oder Verwandten als Gott."

Jetzt war mein Entschluß gefaßt, in der kommenden Nacht zu entfliehen. Ich packte alles von Werth und was nicht zu schwer war, nämlich Geld, die meisten Kleider, Instrumente, wichtige Schriften u. s. w. besonders; auch nahm ich so viele Patronen, als ich auf der Reise zu brauchen dachte, aus der Kiste, während ich diese zurückließ, wie auch die meisten Bücher, die er ohnehin unberührt lassen würde. Ich gedachte um Mitternacht stille das Haus zu verlassen, so daß ich gegen Tagesanbruch die Grenze von Schoa zu erreichen vermöchte. An der Grenze erwartete ich von Adamie Dima keinen Widerstand, da er durch unsere Waffen leicht in Schrecken zu bringen war.

Allein Adara Bille kam meinem Vorhaben durch Ausführung seines arglistigen Anschlags zuvor. Er ließ mich Nachmittags 3 Uhr rufen und sagte, der Statthalter von Dair habe nichts gegen meine Rückkehr nach Schoa, wenn meine Reise nach Gondar durch Umstände verhindert sey; er habe auch sogleich den König von Schoa durch einen Boten von meinen Umständen und meiner Rückkehr nach Schoa in Kenntniß gesetzt. Adara Bille hinterbrachte mir diese Neuigkeit mit solcher Freude und Vertraulichkeit, daß ich in meinem nächtlichen Vorhaben schwankend ward. Er

sagte: „Freuen Sie sich, denn morgen sollen Sie gehen und für immer." Es schien mir gerathen, meine Flucht auf die folgende Nacht zu verschieben, falls er sein Wort nicht hielte. Zudem hatte ich einen kranken Knecht, der diese Nacht nicht hätte mitkommen können. Ich fragte Adara Bille ganz entschieden, ob ich morgen wirklich fort könne, und er schwor beim Leben Sahela Selassie's, daß es dabei bleibe. Nun ging ich ganz zufrieden weg, und er sandte sogleich einen Knecht mit einem frischen Vorrath von Lebensmitteln für meine Reise nach Schoa. Kaum war eine Stunde vorbei, so schickte er wieder zu mir und ließ mir sagen, wenn ich irgend sonst noch etwas wünsche, so möchte ich's nur sagen, es soll mir sogleich zu Theil werden.

Da ich am andern Morgen früh fort wollte, so legte ich mich schon Abends 8 Uhr zu Ruhe und hieß meine Knechte dasselbe thun. Schon in Schlummer versunken ward ich von einem Knechte Adara Bille's geweckt, der mich zu sich lud, um noch Abschied von mir zu nehmen, da er vielleicht noch im Bett oder beschäftigt sey, wenn ich abreise. Diese so späte Einladung machte mich etwas stutzig, und ich wollte sie ablehnen; aber bedenkend, daß es das letzte Mal sey, daß Adara Bille mich plagen werde, stand ich mit dem Vorsatz auf, die Sache so schnell wie möglich abzufertigen. Zugleich wurden alle Knechte eingeladen, einen ausgenommen, der das Gepäck zu hüten hatte. Wir überlegten, ob wir unsere Waffen mitnehmen sollten oder nicht; da aber Adaras Haus so nahe war, so hätte unsere Bewaffnung unschicklich geschienen, zumal wir ja den Häuptling jetzt zum letzten Mal sehen sollten. Wir gingen also unbewaffnet.

Als Adara Bille mich eintreten sah verbeugte er sich und sagte, es freue ihn unendlich, daß ich seiner Einladung gefolgt sey. Der einzige Grund, warum er mich so spät habe rufen lassen, sey der, daß er morgen wahrscheinlich sehr viel zu thun haben werde und daher nicht mehr von mir Abschied nehmen könnte, und um noch einmal mit mir Unterhaltung pflegen zu können, die ihm immer so ange-

nehm gewesen sey. Dann fragte er, ob er wohl mit meinen Augengläsern sehen könnte; und als ich ihm bemerkte, daß dies wahrscheinlich nicht der Fall sey, da sein Gesicht nicht schwach sey, wie meines, bat er mich, es ihn versuchen zu lassen. Er that es, konnte aber natürlich nichts sehen. Er sagte: „Sie haben mir dies schon vorher gesagt,“ und gab mir die Gläser zurück. Dann wollte er es mit meinen Stiefeln versuchen; aber auch damit gelang es ihm nicht. Weiter fragte er, ob in meiner Heimath Christen und Muhammedaner zusammen speisen, und nachdem ich auch hierauf geantwortet hatte, fuhr er fort zu fragen und das Gespräch zog sich in die Länge. Endlich ward ich des Dings überdrüssig und wollte ihm gute Nacht und Lebewohl sagen. Er aber hatte noch nicht genug und sagte: „Sehen Sie noch nicht, mein Vater, ich habe mich noch nicht genugsam ergötzt; Sie müssen noch mehr essen und trinken; Sie haben ja kaum etwas genossen seit Sie herein kamen.“ Nach wenigen Minuten äußerte ich nochmals meinen Wunsch nach Hause zu gehen und stand auf; zugleich aber ging er in ein kleines Kabinet hinter dem Bettgestell, auf welchem er saß, und sowie er drinnen war fielen seine Knechte über mich und meine Leute her. Der Kerl, der mich am Arm packte, sprach: „Sie sind gefangen; geben Sie Bürgschaft, daß Sie nicht entfliehen wollen.“ — Anfangs glaubte ich, Adara Bille wolle durch dieses Verfahren bloß meine Unerschrockenheit auf die Probe setzen; aber ich sah bald, daß es beim Wollohäuptling auf keinen Spaß abgesehen sey. Man brachte mich in ein kleines Häuschen, das schon ganz zu einem Gefängniß für mich eingerichtet war; zuerst erlaubte man mir jedoch die kleine Hütte zu sehen, worein meine Knechte eingesperrt waren. Dann wurde ich von ihnen getrennt und in meinen einsamen Kerker geführt, wo man mir alle meine Kleider und den Inhalt meiner Taschen abforderte. Da ich zögerte, erklärten meine Wächter, sie hätten von Adara Bille Befehl mich umzubringen, wenn ich nicht augenblicklich alles hergebe, was ich habe. Zugleich entrissen sie mir meinen abessinischen

Mantel. Umsonst berief ich mich auf Adara Bille's Gerechtigkeit nnd Freundschaft. „Her mit Ihren Schätzen!“ war der beständige Ruf der plündernden Soldaten. „Der Tod für Verheimlichung des Geringsten Ihrer Habe!“ Die in einer Ecke des Gemachs malenden Sclavinnen fingen an laut zu jammern. Als die Soldaten mir Stiefel, Hemd und Hosen ausziehen wollten, widerstand ich hartnäckig, bis sie endlich abstanden, wahrscheinlich weil sie sich derselben nicht zu bemächtigen wußten, ohne sie zu zerschneiden. Indeß untersuchten sie mich genau, um auszufinden, ob ich nicht Geld oder sonst etwas bei mir hätte. Unglücklicherweise fanden sie einen Thaler, meinen Kofferschlüssel und ein Federmesser, und nahmen sie weg. Auch nahmen sie mir mein kleines englisches Testament, mit einigen Aufzeichnungen des Tages, so dringend ich sie auch bat, mir nur dieses zu lassen, da ich es höher als alles andere schätzte; aber was in ihre Hände fiel mußte fort. Ich dachte an den tobenden Haufen um unsern Heiland vor Pontius Pilatus. Sein Beispiel war meine einzige Stärkung in dieser Schreckensstunde, wo selbst mein Leben bedroht war. Ich trachtete mehrmals ihnen Tod und Gericht vors Gemüth zu rufen; aber nichts machte Eindruck. „Her mit Ihrem Geld!“ schrieen sie. Bald darauf wurde eine meiner Kisten herein gebracht, die sie nicht öffnen konnten, und hießen mich sie öffnen. Ich that es; die Kiste wurde zu Adara Bille getragen, der sie durchsuchte und nachher mir zurücksandte mit dem Befehl, sie wieder zu verschließen. Von dem Augenblick an sah ich nie wieder etwas von meinem Gepäck.

Da es sehr kalt war und das kleine Feuer nicht viel half, so wagte ich es um meinen abessinischen Mantel zu bitten. Ein Soldat überbrachte Adara Bille meine Bitte, und ich erhielt den Mantel zurück. Von meinen armen Knechten konnte ich diese Nacht nichts erfahren: die Sclavinnen, die mit mir in demselben Gemach waren, wagten es nicht mit mir zu reden. Der einzige Trost, den sie mir gaben, war, daß man mich nicht ermorden und meine Leute

nicht als Sclaven verkaufen werde. Da ich sehr müde und von Sorgen gequält war, legte ich mich auf den Boden nieder; aber der Schlaf floh meine Augen. Ich seufzte zu Dem hinauf, der die Trübsale und Leiden seiner Knechte und Kinder kennt. Zahlreiche Wächter umgaben mich im Zimmer und draußen. Ein Soldat lag über meinen Beinen, ein anderer dicht an meinem Kopf und einer auf jeder Seite auf den Enden meines Mantels. Da ich bewegungslos da lag, glaubten die Soldaten wohl ich schlafe und fingen an in der Gallasprache mit einander zu reden. Einige mißbilligten Adara Bille's Verfahren, das ihn im ganzen Lande bloß stellen werde; andere aber meinten, er habe recht gethan den Weißen zu plündern u. s. w.

3. April. Ich stand diesen Morgen mit dem Gefühl eines Gefangenen auf. Ich betrachtete mich aber als einen Gefangenen in dem HErrn, dessen Sache ich in Abessinien führen sollte, und beschloß, wie Er es auch mit mir mache, mich Ihm ganz zu unterwerfen, da weder Leben noch Besitzthum mein eigen, sondern Sein sey. Ich bat, daß einer meiner Knechte zu mir gelassen würde, um doch Einen bei mir zu haben der mich in meiner Noth verstünde; und nun wurde Dimza Ruphael, einem meiner ältesten Schüler in Ankobar, gestattet sich mit mir zu unterhalten und mir zu dienen. Durch ihn erfuhr ich, daß meine Leute eine sehr schlechte Nacht gehabt hätten, da man sie fast aller Kleider entblößt hatte. — Ich hoffte vergeblich vor Adara Bille gelassen zu werden, um ihm seine Freundschaftsversicherungen vorzuhalten. Nach Sonnenaufgang reiste er ab, um den Statthalter von Dair zwischen Schoa und seinem Lande zu treffen, und darauf durfte ich mein Gefängniß mit meiner vorigen Wohnung vertauschen und mit meinen Knechten reden, die mir dann ihre Leiden der vergangenen Nacht und Besorgnisse wegen meines Lebens erzählten. Sie dankten Gott in ihrem Herzen, als sie mich bei sich eintreten sahen.

Als die Dorfbewohner hörten, ich sey noch am Leben, kamen sie haufenweise mir ihr Bedauern über meine trau-

rige Lage zu bezeigen. Kein einziger benahm sich grob gegen mich; selbst die Soldaten, die die letzte Nacht nicht gar zärtlich waren, äußerten sich unzufrieden mit Adara Bille's Verfahren. Mit herzlicher Freude empfing ich auch mein Testamentchen wieder: der Soldat, der es mir geraubt, brachte mir's wieder mit den Worten: „Vergeben Sie mir und beten Sie für mich." Ich zeigte es der umstehenden Menge indem ich sagte: „Dies ist mein größter Schatz, denn dies Buch zeigt mir den Weg zur ewigen Seligkeit, die mir kein Räuber nehmen kann." — Mehrere Leute brachten mir Speise, da meine Kost mir jetzt so knapp zugemessen war, daß sie nicht mehr für mich und die Meinigen zureichte. Unter Andern nahm auch Fatima, des Häuptlings vornehmste Gattin, an meinem Schicksal warmen Antheil. Sie ließ mir durch einen Diener sagen, sie könne nichts als weinen; sie habe Adara Bille von der Plünderung abzuhalten gesucht, es sey ihr aber nicht gelungen. Kurz, Jedermann hatte Mitleid mit mir. Nur Adara Bille war ohne Erbarmen, da alle meine Habe in seinen Händen war, ohne daß Jemand mit ihm theilte, außer den mahomedanischen Priestern, welche vorgaben in der Wodacha eine Offenbarung gehabt zu haben, daß Adara Bille mich plündern sollte. — Der Räuber kehrte diesen Abend nicht zurück. Bei Nacht mußte ich wieder in mein Gefängniß zurück; aber meine Knechte durften unter einer starken Soldatenwache in unserm Hause bleiben.

4. April. Ich durfte aus dem Gefängniß wieder zu meinen Leuten gehen. Um 10 Uhr herum kam Adara Bille wieder; aber ich wurde mit meinen wiederholten Bitten, vor ihn gelassen zu werden, abgewiesen. Mein Diener Dimza Rufael mußte den Vermittler zwischen ihm und mir machen, wenn wir uns etwas zu sagen hatten. Ich bat sehr inständig um etwas Geld, um Einkäufe für die Reise zu machen; allein der Räuber erwiederte, es hätte nichts auf sich, wenn ich mein tägliches Brod erbetteln müßte. Nur mein schlechtestes Maulthier ward mir gelassen; aber ich konnte es nicht reiten, und mußte es nachher unterwegs

für Kost und Nachtquartier verkaufen. Dann bat ich auch um meine Schriften, von denen mir zum Glück mein amharisches Wörterbuch, das ich in Schoa mit großer Mühe gesammelt, nebst einigen Briefen zurückerstattet wurden. Ueberhaupt erhielt ich fast alles beschriebene Papier wieder; aber das unbeschriebene behielt der Räuber. Ich fühlte den Mangel desselben nachher auf der Reise sehr empfindlich, da ich meine Aufzeichnungen sehr abkürzen und sie auf Schilf schreiben mußte, das im Regen verdarb.

5. April. Noch wußten wir nicht was aus uns werden sollte. Diesen Morgen hieß es, Adara Bille wolle meine Knechte als Sclaven behalten und mich allein meines Wegs ziehen lassen. Dieses Gerücht brachte meine Leute fast zur Verzweiflung und schnitt mir selbst so ins Herz, daß ich mich des Weinens mit ihnen nicht enthalten konnte. Sie sagten sie wollten lieber sterben als von mir scheiden. Indeß stärkte mich der HErr, daß ich mich selbst und sie trösten konnte.

Um 9 Uhr kam ein Diener Adara Bille's mit dem Befehl, wir sollten das Haus verlassen und den sechs Soldaten folgen, die uns über Adara Bille's Gebiet hinaus zu geleiten hätten. Er sagte uns nicht welchen Weg wir geführt werden sollten, und durch Fragen fürchtete ich Adara Bille zu erzürnen. Stille und wehrlos folgten wir den Soldaten, die mit Speeren, Schildern und Schwertern voraus gingen. Fast die ganze Bevölkerung von Gatira war zugegen. Die Meisten weinten; Andere wünschten uns eine glückliche Reise; Keiner lobte ihren Häuptling, und Viele erwarteten ein Strafgericht vom Himmel für das Land, wegen dem an Fremden begangenen Unrecht. — In einiger Entfernung von Gatira wollte ich warten bis mein Junge Dimza Rufael nachkäme. Ich dachte er hätte etwas mit Adara zu schaffen, und er werde uns bald einholen; aber zu meinem Erstaunen und Kummer mußte ich hören, daß der Räuber ihn bei sich behielt, damit er ihm den Gebrauch der geraubten Sachen zeigte. Ich glaube der Junge war zum Theil selbst hieran schuld: obschon er stets an=

hänglich an mich war, und ich oft meinte das Wort Gottes wirkte in seinem Herzen; aber in der Stunde der Versuchung ward sein Sinn offenbar. Jetzt verstand ich warum Adara Bille vor der Plünderung ihn immer so sehr ehrte und meinen andern Knechten vorzog. Möge der HErr ihn aus den Schlingen des Satans befreien, und möge der Same des ewigen Lebens, der zwei Jahre lang in sein Herz ausgestreut worden war, ihn vor der Versuchung zum Abfall bewahren!

Einen lieblichen Gegensatz zu diesem Knaben bildet das männliche Betragen eines andern, welchen Adara Bille vor unserer Abreise von Gatira zu sich rief und fragte, ob er bei ihm bleiben wolle oder nicht. Der Räuber schmeichelte ihm mit freundlichen Worten und Versprechungen; allein der Knabe erklärte mit Thränen in den Augen, Adara möge ihn auf der Stelle umbringen; er verlasse seinen Herrn nicht, der ihn im Worte Gottes unterrichtet hat. Darauf fragte der Räuber, ob unter meinen Knechten welche Sclaven seyen, in welchem Fall er sie als mein persönliches Eigenthum für sich behalten hätte. Der Knabe antwortete verneinend; und als er sah, daß Adara ihm nicht glaubte, hob er Staub von der Erde auf und streute ihn in die Luft, indem er sagte, wenn er nicht die Wahrheit geredet hätte, so würde er wie Staub verwehen. Hierauf ließ der Räuber ihn gehen.

Wir gingen so rasch als möglich und unsere Wächter es uns zuließen; denn wir waren ganz in ihren Händen. Soweit ich aus der Stellung der Sonne abnehmen konnte, da der Räuber auch meinen Compaß hatte, zogen wir Nordostost, und es war also klar, daß Adara Bille uns auf die Straße nach Tehuladere bringen wollte. Uebrigens war mir jetzt der Weg ganz gleichgültig, indem ich ja nichts mehr verlieren konnte; ja ich konnte nur gewinnen, wenn ich auf eine Straße geführt wurde, die noch kein Europäer gegangen war. Die zu Abraham gesprochenen Worte, 1 Mose 12, 1. stärkten und trösteten mich so, daß ich alle

Bedenken, wegen des unbekannten Weges, seinen Gefahren und Beschwerden verabschieden konnte.

Nachmittags schloß sich Tahir, der Oberpriester des Räubers, auf dem Rückweg nach seinem Dorfe an unsern Zug an. Er grüßte mich lächelnd und sagte: „wenn Sie mit mir kommen wollen, so will ich Ihnen zu essen und trinken geben; Ihre Knechte aber mögen sich im Dorf Etwas zusammen betteln." Ich traute dem schlauen Mann wenig Gutes zu, aber er that mehr als ich erwartete; denn er gab uns ein Haus, zündete ein Feuer an, da es kalt und regnerisch war, und gab mir zu essen und zu trinken, wie auch meinen Knechten, die im Dorfe nichts finden konnten. Ich aß mit rechter Lust, da ich in Folge meiner Gefangenschaft ziemlich hungrig war.

6. April. Früh am Morgen verließen wir das Dorf unsers Gastfreundes Tahir. Ich dankte ihm mit dem Beifügen, daß ich ihn jetzt nicht belohnen könne, wie er wohl wisse. Er antwortete: „Thut nichts; ich habe meinen Antheil an dem was Adara Bille auf mein Anrathen bei der Wodacha Ihnen abgenommen hat." Dabei lachte er und ging. Das ist ein Beispiel vom Charakter der Wollo-Gallas: freundliche Arglist und Habsucht. — Um 10 Uhr verließen wir für immer das Gebiet Adara Bille's und betraten das von Berru Lubo. Zuerst kamen wir durch Totola, den schon erwähnten berühmten Marktflecken. Totola heißt eigentlich das ganze prächtige Thal, in das wir jetzt kamen, das in der Mitte vom Fluß Gherado durchschnitten ist, der von Süd nach Nordwest in den Baschilo fließt. Zu beiden Seiten des Thales sind Hügelreihen, mit Wachholderbäumen bedeckt. Diese Hügel sind von Dörfern und Weilern ganz übersät. Ich habe in ganz Abessinien noch keine so schöne Gegend gesehen. Ich hielt mehrere Mal stille, um mich an diesen Schönheiten zu ergötzen; aber unsere Soldaten trieben uns fort, indem sie sagten: „seyd ihr nicht unser Vieh, mit dem wir thun können, was wir wollen?"

Unsere Wächter sagten, sie hätten Befehl uns bis an den Fluß Mille zu begleiten, wo eine waldige Wildniß ist,

in der sie uns offenbar unserer übrigen Kleider noch vollends berauben und uns so dem gewissen Tode überlassen wollten. Aber Gott wachte über uns. Etwa um Mittag setzten wir über den Fluß Berkona und kamen in das Gebiet Tehuladere, unter Amade oder Abba Schaol. Noch ehe wir an den Berkona kamen, trafen wir durch Gottes gütige Vorsehung mit einem Kaufmann von Totola kommend zusammen. Da es diesem Mann merkwürdig vorkam einen Weißen zu Fuß und ganz wehrlos zu sehen, trat er zu mir her, als wenn er mit unserm jämmerlichen Zustand Bedauern hätte. Dies bemerkend suchte ich unsern Wächtern ein wenig voraus zu eilen, um ungehört mit dem Wanderer reden zu können. Ich erzählte ihm was mir von Adara Bille widerfahren war und daß seine Soldaten von ihm Befehl hätten, uns zu Ali Gongul, einem Statthalter von Amade, Häuptling des Stammes Tehuladere, zu führen, dessen Gebiet diesseits des Berkona anfing. Hier muß ich noch anführen, daß das Einzige, was wir von den Soldaten hinsichtlich Adara Bille's Geheimniß erfahren konnten, das war, daß er Tags zuvor dem Ali Gongul ein Pferd zum Geschenk geschickt hatte, und daß er wahrscheinlich mit diesem Statthalter abgemacht, was mit uns zu thun sey. Nun kam es dem Kaufmann sehr sonderbar vor, daß Adara Bille sich an diesen Statthalter und nicht an Amade wandte, und er rieth uns, uns entschieden zu weigern mit unsern Wächtern zu Ali Gongul zu gehen, welcher kein Recht habe ohne Wissen seines Herrn über uns zu verfügen; wir sollten darauf bestehen zum Häuptling selbst geführt zu werden; und wenn die Soldaten uns nicht gewähren wollten, sollten wir nur ein Geschrei erheben, wo dann die Landleute uns gleich zu Hülfe kommen und uns zu Amade führen würden. Dieser Rath rettete uns unter Gottes gnädiger Leitung.

Wir gingen nun auf Mofa, den Hauptort Amade's, zu, der auf einer hohen, steilen Anhöhe liegt, von wo man eine hübsche Aussicht auf den See Haik hat. Als nun unsere Soldaten sahen, daß wir Mofa zu gingen, widersetzten

sie sich und es entstund ein Streit zwischen uns. Wir erklärten mit Ali Gongul nichts zu schaffen zu haben, er sey nicht der Landesherr; sie aber behaupteten von Adara Bille Befehl zu haben, uns den Händen Ali Gonguls zu überliefern, der uns mit einer großen Wache an den Fluß Mille und in die Wildniß zwischen Tehuladere und Jechu führen lassen würde. Da der Streit ernstlich wurde und die Soldaten ihre Schwerter zogen, um uns zusammen zu hauen, riefen wir mit lautem Geschrei die Leute eines nahen Weilers herbei. Sogleich erschienen mehrere Männer und frugen was wir wollten. Wir baten sie, uns zu Amade zu führen, den wir mit unsern Umständen bekannt machen wollten. Als die Dorfleute unser Unglück erfuhren, versprachen sie uns zu willfahren; aber die Soldaten widersetzten sich mit solcher Heftigkeit, daß wir im Begriff standen uns gegen sie derjenigen Waffen zu bedienen, die uns der steinigte Boden darbot. Um jedoch einen Kampf zu vermeiden, der sich mit der Friedensbotschaft eines Missionars nicht wohl vertrug, schlug ich den Soldaten vor, es sollte einer von ihnen zu Ali Gongul gehen und ihm unsere Weigerung, zu ihm zu gehen, melden. Das geschah, und seine Antwort war, daß, da wir uns bereits auf Amade berufen hätten, so möchten wir nur zu ihm gehen und uns mit seiner Entscheidung über uns zufrieden geben. Ali Gongul handelte hierin weislich, denn sein Herr würde ihn ohne Zweifel gezüchtigt haben, wenn er vernommen hätte, daß er Befehle eines andern Häuptlings ausgeführt und Leute, die sich auf ihn berufen haben, abgewiesen habe.

Wir gingen nun getrost zu Amade, der, nachdem er unsere Geschichte mit Adara Bille vernommen, sagte, das sey ein sehr schlechter Mensch, er hätte nicht nur übel gethan uns zu berauben, sondern sich auch noch gegen ihn vergangen, indem er Soldaten durch sein Gebiet schickte, wozu er kein Recht hatte. Auch erklärte Amade, wenn Adara Bille's Soldaten nicht augenblicklich umkehrten, würde er sie ins Gefängniß werfen. Was uns betreffe, sagte er, so stehe es uns frei zu bleiben oder zu gehen wohin wir wollten. Adara



Bille's Soldaten entfernten sich sogleich, und wir hatten nun wieder unsere liebe Freiheit, deren wir seit vier Tagen beraubt waren.

Da der Oberknecht Amade's, des Häuptlings von Tehuladere, uns gesagt hatte es sey am Fuße des Mofaberges ein christliches Dorf, so beschlossen wir daselbst zu übernachten. Vom Hauptorte an ging es zu dem Dorfe lang und steil bergab; aber die Freude über unsere Befreiung aus den Händen unserer Dränger ließ uns alle Mühe vergessen. Es war finster als wir das Dorf erreichten. Wir wandten uns an einen Kaufmann aus Gondar, der uns freundlich in sein Haus aufnahm und hinlänglich mit Lebensmitteln versorgte. So mangelhaft ich auch das Christenthum der Dorfbewohner fand, war es mir hier doch viel wohler als unter den bigotten Muhammedanern, mit denen ich es von Schoa an zu thun hatte. Mein Wirth sagte mir, es sey ein Gerücht ausgegangen, ein Europäer habe seinen König in einer Kiste nach Schoa gebracht. Dieses und andere Gerüchte, die ich hörte, beziehen sich offenbar auf die brittische Gesandtschaft nach Schoa.

Fünfter Abschnitt.

Krapf's Reise von Mofa nach Massowa, vom 7. April bis 4. Mai 1842.

7. April 1842. Der Kaufmann, bei dem ich übernachtete, machte sich früh nach dem Markt von Ancharro auf den Weg, und wir zogen dem See Haik zu. Der Weg führte durch ein ganz herrliches fruchtbares Thal, reich an Bäumen, Gras und Bächen. Die Erde ist meist schwarz, aber wenig angebaut. — Groß war meine Freude bei Annäherung der Seegestade, da ich schon seit mehrern Jahren gewünscht hatte, die da herum wohnenden Christen zu besuchen. Der Alaka des Klosters Haik hatte schon Kunde von meiner Geschichte mit Adara Bille, den er persönlich

kennt. Allein ich traf ihn nicht zu Hause, da er auf die Hauptstraße nach dem Jechu-Lande ausgegangen war, in der Meinung, Adara's Soldaten hätten mir nicht erlaubt zu ihm an den See zu kommen. Er schloß dies aus dem Umstand, daß ich nicht schon gestern Abend gekommen war, gleich nachdem ich ihm einen Boten zugesandt hatte, der ihn von meiner damaligen Lage unterrichtete. Da ich ohne des Alakas besondere Erlaubniß nicht zu der im See liegenden Insel fahren konnte, so mußte ich auf seine Rückkunft warten. Mittlerweile betrachtete ich die Ufer und die schöne umliegende Gegend und erkundigte mich nach dem Stand der Dinge auf der Insel. Auch gaben mir die vielen Leute, die sich gleich nach meiner Ankunft um mich sammelten, Gelegenheit über mancherlei zu sprechen, so daß mein langes Warten auf den Alaka kein Zeitverlust war.

Die Insel, Debra-Nagudguad (Donnerhügel) genannt, liegt etwa 260 Schritte vom nordwestlichen Ufer ab. Der Ankerplatz heißt Mad-Gebata, und das Dorf, wo man vor der Ueberfahrt hält, Debra-Mariam (Maria-Hügel). Dieses Dorf ist meist von den Frauen der verheiratheten Priester bewohnt; denn nach einem alten Gesetz darf keine weibliche Person die Insel betreten. Rund herum wohnen nur Muhammedaner.

Endlich kam der alte Alaka Debille zurück. Ich freute mich höchlich ihn wieder zu sehen. Ich hatte ihn vor einem Jahr in Ankobar kennen gelernt, wo er mich besuchte. Ich sandte damals ein amharisches Testament an die Inselkirche, und als ich ihn in Dair traf, gab ich ihm ein äthiopisches Testament. Daher war ich in Haik dem Namen nach schon ziemlich bekannt, und ebenso mein Beruf. Der Alaka schiffte mit mir auf einem dicken Schilffloß nach der Insel über. Dieser Floß war etwa 12—15 Fuß lang und 3—4 breit. Der Schilf ist an beiden Enden und in der Mitte mit Stricken zusammen gebunden. Zwei Ruderer setzen dieses sonderbare Fahrzeug, das etwa sechs Männer trägt, in Bewegung.

Auf der Insel angekommen, führte mich der Alaka zuerst in sein Haus, dann in die St. Stephanuskirche, dem Abuna Stephanus, der einst der abessinischen Kirche vorstand, gewidmet. Die Kirche ist ziemlich groß und inwendig mit den Bildern vieler Heiligen und Engel geschmückt. St. Georg zu Pferd, der den Drachen tödtet, die Jungfrau Maria mit dem Kinde Jesu auf dem Arm, St. Michael u. s. w. zeichnen sich unter der Menge von Bildern vorzüglich aus. Die Priester zeigten mir auch das Grab ihres heiligen Abuna Stephanus, von dem sie viele Geschichten und Wunder erzählten. — Der Alaka gab mir die Einwohnerzahl der Insel zu 350 an, aus Mönchen, Priestern, Schülern und Dienerschaft bestehend. — Abuna Jasus, der 400 Jahre nach der Bekehrung der Haikianer zum Christenthum kam, segnete den See durch Austreibung aller darin wohnenden bösen Geister, welche von hier in den See Ardibbo flohen. — Natürlich durfte Tekla Haimanot, der berühmteste unter den Heiligen Abessiniens, an einem Orte nicht fehlen, wo die unwissende, abergläubische und listige Priesterschaft seiner Wunder bedarf, um dem Orte noch größere Heiligkeit zu verleihen, den einfältigen Laien zu täuschen, und ihre Heuchelei mit der Kutte eines Sonderlings wie Tekla Haimanot zu umhüllen. Am westlichen Ufer des Sees angelangt, zog er seine Schuhe aus und ging auf dem Wasser einher, wie Christus. An der Stelle, wo er seine Schuhe gelassen, wuchs ein Rosenstrauch empor. Der große Krug, in dem Tekla Haimanot sein Bier braute, ist noch vorhanden, so auch die Stelle wo er sein Brod bereitete. Beides wurde mir gezeigt. — Es mögen etwa 100 Häuser auf der Insel seyn, jedes für einen Mönchen mit einigen Knaben bestimmt. Und jedes hat einen kleinen eingefriedigten Garten. Die Straßen sind sehr schmal; aber das ganze Aussehen der Insel, deren Höhe über dem Meer ich etwa auf 5000 Fuß glaube schätzen zu können, bietet gewiß einen der schönsten Anblicke in ganz Abessinien dar. Das Klima ist sehr gemäßigt und angenehm.

8. April. Der Alaka Debille führte mich heute bei Wolda Georgis, dem Oberhaupt der Insel Haik, ein. Er scheint ein kaltherziger Mann zu seyn. Als er von meinem Unglück hörte, sagte er: „Sie haben jetzt nichts; kommen Sie aber nach Hause, so werden Sie was bekommen." Ein jämmerlicher Trost! Ich entfernte mich nach wenigen Minuten. In meiner Wohnung zurück schrieb ich einen Brief an den König von Schoa und den englischen Gesandten, Capitän Harris, und meldete ihnen meine Erlebnisse. Der Alaka Debille rieth mir über Worra Kalla heimlich nach Schoa zurückzukehren, oder zu Berru Lubo zu schicken, der mir meine Habe wieder verschaffen würde; allein ich wollte von meiner Reise nach Massowa nicht abstehen, was mir auch noch zustoßen möchte. Mir schien das Beste sobald wie möglich von Haik abzureisen und den Handel hinsichtlich des geraubten Gutes dem König und dem brittischen Gesandten zu überlassen.

Da es Freitag war, so mußte ich heute noch auf das feste Land hinüber fahren, weil die Flöße am Samstag und Sonntag, wegen der Heiligkeit dieser Tage, nicht fahren. Ich gedachte im Hause eines Debtera zu übernachten, aber er wies mich entschieden ab mit der Entschuldigung, er sey zu arm mich Abends zu speisen. Ich wußte daß er log. Ueberhaupt habe ich von den Haikianern, den Alaka Debille ausgenommen, nicht die beste Behandlung erfahren, obgleich sie mich von Ankobar her sehr wohl kannten und sie bei meiner Rückkehr nach Schoa auf reichliche Vergeltung rechnen durften.

Ich sandte zuerst drei meiner Leute mit Briefen nach Schoa, da ich sie doch nicht alle nach Massowa mitnehmen konnte. Der Abschied war herzbrechend, da sie von Anfang meiner Trübsale bei mir gewesen waren. Sie weinten bitterlich, und ich selbst konnte mich der Thränen nicht erwehren. Dann fielen sie vor mir auf die Knie und baten mich um Verzeihung, falls sie mich irgendwie beleidigt hätten, und baten dann um meinen Segen. Ich werde diese Augenblicke nicht bald vergessen. Endlich gingen sie ihres Weges,

und wir Andern zogen in nordöstlicher Richtung unserm Ziele zu; da es aber schon zu spät war, um noch weit zu gehen, so gingen wir nur bis zum Dorfe Bora im District Wordai, etwa anderthalb Stunden vom See. Hier fanden wir einen Debtera, der uns freundlich aufnahm und uns mit allem versah, was seine Umstände ihm erlaubten. Er ist der einzige Christ im Dorfe, das sonst nur von Muhammedanern bewohnt ist. Er sagte, er habe mich in Ankobar gesehen, und es freue ihn, daß er mir in etwas habe dienen können. — In der Nähe von Bora waren gegen Nord und Nordwest mehrere hohe Berge sichtbar, von denen der höchste der Sagarat ist, an dessen nördlichem Fuß der Baschilo entspringen soll.

9. April. Etwa 6 Uhr Morgens verließen wir Bora und unsern freundlichen Wirth, Debtera Atku, der uns noch einigen Mundvorrath auf den Weg mitgab. Von hier ging der Weg ein wenig abwärts in das hübsche Thal des Flusses Mille, der am nördlichen Ende des Berges Mofa entspringt. Ich habe noch nirgends so vielerlei schönfarbige Vögel gesehen als in diesem Thale; hier könnte ein Sammler gewiß herrliche Ausbeute machen. Der Lauf des Flusses ist Ostnordost, und wir folgten ihm wohl eine Stunde lang, bis wir in der Nähe des Berges Ambassel, von dem der Stamm und die ganze Umgegend den Namen hat, eine mehr nördliche Richtung einschlugen. Die Höhe und Schroffheit dieses Berges erregt Erstaunen. Er ist eine der wichtigsten Felsburgen Abessiniens, da nur ein steiler und gefährlicher Weg hinauf führt; oben ist dann eine Ebene mit Wasser und urbarem Boden. Dieser Berg war eine Zeitlang das Staatsgefängniß der abessinischen Kaiser.

Spät und unter heftigem Regen in einem Dorfe Namens Libso angekommen, nahmen wir die Freiheit im ersten Hause einzukehren und den Besitzer um eine Nachtherberge anzusprechen. In das Haus eingetreten, bemerkte ich einen großen fast nackten Mann auf dem Boden sitzen; sein langes schwarzes Haar, dunkles Gesicht, ernstes Wesen, überhaupt sein ganzes Aussehen schreckte mich von ihm ab.

Er sah uns mit wilden Blicken an und sprach kein Wort, erwiederte auch unsern Gruß nicht einmal. Es kam mich wirklich einige Furcht vor ihm an. Indeß suchte ich durch Anknüpfung eines Gespräches sein Herz zu gewinnen und verbarg alle Furcht. Ich fing mit dem unglücklichen Ereigniß bei Adara Bille an, was ihn so rührte, daß er offener und zutraulicher wurde und Mitleid über unsere traurige Lage äußerte; und als ich darauf um eine Nachtherberge bat, hieß er mich auf ein Fell niedersitzen, das er selbst auf dem Boden ausbreitete, und ließ durch seine Frau ein Abendessen zurichten. Als dies fertig war, lud er mich und meine Leute zum Zugreifen ein. Die Mahlzeit bestand aus einer hitzigen Pfeffersuppe, rohem Fleisch und Teffbrod. Während wir zu Tische saßen, entschuldigte er sich wiederholt, daß er uns nicht besser aufwarten konnte, indem er des Krieges wegen seine Heimath habe verlassen müssen und in Libso noch nicht recht einheimisch sey. Seine Entschuldigung war jedoch ganz überflüssig, denn wir waren so hungrig, daß uns jedes Essen recht gewesen wäre: Hunger ist ja der beste Koch. Alle Furcht vor dem Manne war verschwunden. Nach dem Essen lud unser Wirth uns ein zu schlafen, wo wir in seinem Hause Platz fänden; es war übrigens voll von Menschen, Pferden, Eseln und Geflügel; auch der Regen kam herein. Allein das hatte alles nichts zu sagen; wir wußten uns einzurichten; die Hauptsache war, daß wir zu Essen bekamen. — Ich war über diesen guten Empfang nicht wenig erfreut und sprach zu meinen Leuten: „wie sollten wir uns nicht schämen, unserm himmlischen Vater so wenig vertraut zu haben; Er hat ja hier besser für uns gesorgt, als da ich noch alle Mittel besaß selbst zu sorgen.“ Hatten wir doch genug, um unsern Hunger zu stillen; und mehr als was die Bitte besagt: „Gib uns heute unser täglich Brod,“ haben wir kein Recht zu verlangen. Eine Erfahrung, die ich auf der ganzen nachfolgenden Reise machte, war die, daß, so oft ich in den Dörfern mehr erbetteln wollte, als für einen Tag nöthig

war, es uns gänzlich fehl schlug. Ich sollte nicht für den andern Tag sorgen.

10. April. Früh Morgens verließen wir Libso. Wir kamen bald in ein weites Thal, eine völlige Wildniß, obschon es Tausende von Einwohnern nähren könnte. Die Akazienbäume und Büsche waren in solcher Menge, daß wir mehrere Male den Weg verloren und nicht mehr wußten wohin. Die umliegenden Berge waren von Wolken bedeckt, so daß wir unsere Richtung nicht nehmen konnten, nach der uns von unserm gütigen Gastwirth in Libso gemachten Beschreibung. Doch glücklicherweise hörte der Regen, der uns überfallen hatte, wieder auf, die Wolken zerstreuten sich, und wir konnten uns nun durch den uns bezeichneten Berg zurecht finden. Indeß hatte der heftige Regen den Weg so schlüpfrig gemacht, daß ich mehrere Mal fiel; zudem machten die dünstige Luft und die Dornen das Gehen sehr beschwerlich.

Um 9 Uhr etwa kamen wir über den Fluß Ergebbo, der dem Adelland zuströmt. An seinen Ufern sah ich den Kaffeebaum. Er war etwa 14 Fuß hoch und hatte sehr lange Blätter; seine Fruchthülsen waren roth und süß, aber noch nicht reif. Kaffee ist hier nicht theuer, da die Muhammedaner so viel pflanzen als sie für sich bedürfen. Die Christen trinken keinen, aus religiösen Gründen.

Auf dem Wege nach Mersa begegneten wir sehr vielen Menschen die auf den Markt von Gubhara gingen, durch welches Dorf wir gestern gekommen waren. Bei diesem Anlaß fiel mir ein sonderbarer Gebrauch der Jechu-Frauen auf. Wenn sie mir nahe kamen, kehrten sie mir entweder den Rücken oder senkten ihr Gesicht zur Erde und standen still. Da ich meinte sie thäten dies aus Scheu vor einem Weißen oder aus einer diesem Stamm eigenthümlichen Bescheidenheit, so fragte ich nach der Ursache und erfuhr dann, daß sie damit sich von dem Reisenden einen Segen erbitten, den er ihnen mit den Worten gibt: „Gott sey euch gnädig," oder: „Er segne und behüte euch." Ich bemerkte

später fast denselben Gebrauch im Waglande, aber nur bei den Männern.

Um Mittag setzten wir über den Fluß Mersa, der durch den starken Regen so angeschwollen war, daß wir Mühe hatten hindurchzukommen. An seinen Ufern wird viel Baumwolle gepflanzt. Besonders merkwürdig war mir die Art, wie hier der rothe Pfeffer gepflanzt wird. Man gräbt in der Nähe des Flusses kleine Grundstücke um und hägt sie ein. Darein werden die jungen Pfefferpflanzen versetzt und mit Schilf zugedeckt, doch nicht bis an die Spitze der Pflanzen, die sehr dicht neben einander stehen. Dieser Schilf wird häufig mit Wasser gesprengt, das allmählig zur Pflanze hinab tropft. Diese Behandlung trägt offenbar zum schnellen und üppigen Wuchs der Pflanze bei. Sind sie etwa einen Fuß hoch, so werden sie wieder verpflanzt. Man sagte mir, ein Pfefferbeet von nur 10 oder 12 Fuß im Umfang bringe dem Besitzer 2 bis 4 Thaler ein, da durch Verpflanzung der Setzlinge ein großes Feld angebaut werden könne.

Nachdem wir den Fluß passirt hatten, sahen wir gleich das Dorf desselben Namens vor uns. Von Mersa an werden die Christen zahlreicher und nehmen stets zu bis zum Fuße des Jechu-Gebirges, wo die muhammedanische Macht selten gefühlt wurde. Die Christen und überhaupt das Volk von Jechu gelten für gutmüthig, einfach und gastfrei. Es scheint auch etwas Wahres an diesem Zeugniß zu seyn. Seitdem ich Schoa verlassen und aller Mittel beraubt bin, war ich nirgends so gut behandelt als in Jechu. Sie scheinen viel von den alten abessinischen Sitten bewahrt zu haben. Ihre Gastfreundschaft mag zum Theil von ihrem großen Wohlstand herkommen. Sie haben alles, was ein Abessinier braucht, im Ueberfluß und einen unerschöpflich fruchtbaren Boden.

Man hatte uns schon gesagt, daß christliche Kaufleute in Mersa wohnten; allein mein Grundsatz war, nicht meiner selbst wegen viel nach den religiösen Unterschieden eines Ortes zu fragen, da es bei mir hauptsächlich darauf an-

kam solche Gastfreundschaft zu finden, die meine täglichen Bedürfnisse befriedigte, und da mein Beruf als Bote des Wortes Gottes mir zwischen Christen und Muhammedanern keinen Unterschied zu machen erlaubte. Ich konnte mich mit den Vögeln der Wüste vergleichen, die sich ohne Auswahl auf dem ersten besten Baumzweig niederlassen und gewöhnlich unten auf dem Boden finden, was sie bedürfen. Ebenso ging auch ich in das nächste Haus das mir begegnete und nahm mit Danksagung an, was mir dargereicht wurde; und wo mich der HErr eine offene Thüre und ein offenes Herz finden ließ, um die Botschaft seines Wortes anzubringen, da sprach ich freimüthig von Seiner in Christo geoffenbarten unendlichen Gnade und Liebe zu den Sündern, ohne zu fragen, ob die Hausbewohner Christen oder Muhammedaner seyen.

In Mersa angekommen, traten wir in ein kleines Haus am Wege. Es zeigte sich daß es von Muhammedanern bewohnt war. Wir grüßten die Leute; eine alte kränklich aussehende Frau erwiederte unsern Gruß und hieß uns herein kommen nnd auf ein Fell niedersitzen, das sie für uns hinbreitete; dann ließ sie uns durch ihre Tochter Kaffee machen und einige Kuchen backen. Mittlerweile gab sie uns einige Saubohnen, bis der Kaffee fertig wäre. Eine Nachbarsfrau, eine Christin, war auch da, und als diese hörte, wir seyen Christen, fragte sie uns, warum wir nicht zu Christen gegangen wären. Ich sagte, erstens seyen wir Fremde, welche die Religionsunterschiede der hiesigen Einwohner nicht kannten; zum andern seyen wir verunglückte Fremde, die auf der Reise aller Habe beraubt worden wären; darum wendeten wir uns an alle die mit Unglücklichen Mitleid haben können. Jetzt lief die Christin aus dem Hause fort. Wir dachten sie ginge um Speise für uns zu holen; allein wir sahen sie nie wieder. Ganz anders handelte unsere freundliche Wirthin. „Ich weiß, daß ihr Christen seyd,“ sagte sie; „das soll mich aber nicht hindern euch in mein Haus aufzunehmen, denn ihr seyd Fremdlinge Gottes, der uns geboten hat ihnen Gutes zu thun.“ Und

das that sie auch wirklich. Obschon selbst arm, that sie alles, was sie konnte, um es uns angenehm zu machen, gab uns Kaffee, Brod und hernach Milch und Bier.

Während wir es uns schmecken ließen, kamen einige Muhammedaner in das Zimmer. Einer von ihnen fragte mich, ob ich wüßte zu welcher Zeit Gott ihnen entweder Mangel oder Ueberfluß senden werde? Ich sagte, Gott behielte dieses Geheimniß für sich, und wer dasselbe durch seine Naturkenntniß zu enthüllen suchte, der wäre ein Lügner und würde gegen Gott sündigen. „Nun gut,“ entgegnete der Muhammedaner, „so wissen Sie also nichts von der Sache.“ „Gar nichts,“ versetzte ich, „aber ich weiß von einem wichtigern Mangel und Ueberfluß unserer Seelen, und davon will ich nun mit Euch reden.“ Während ich nun von unserm Grundverderben und der Erlösung durch Jesum Christum sprach, kam noch ein muhammedanischer Scheich dazu. Dieser sprach zu mir: „Lassen Sie Ihren Kopf rasieren?“ und dies führte uns auf dieselben Gegenstände, von denen ich eben sprach; aber der Scheich unterbrach uns, indem er die Hausfrau aufforderte uns fortzuschicken. Sie entgegnete, das werde sie nicht thun, wir seyen unglückliche Leute. Ich sagte darauf zu ihm: „Warum kümmern Sie doch die Frau meinetwegen, weil ich ein Christ bin? wenn Sie glaubten was das Evangelium sagt: wer Gott liebet, der liebe auch seinen Bruder, Sie würden nicht so sprechen.“ Hierauf erhob er sich und ging zornig hinaus.

11. April. Wir verließen unsere gütige Wirthin etwa 7 Uhr Morgens. Vorher hatte ich noch Gelegenheit einen abergläubischen Gebrauch unter Christen und Muhammedanern kennen zu lernen. Eine Nachbarsfrau ließ unsere Wirthin um den Stab Mosis bitten, wie sie eine Art Akazienholz nennen. Sie glauben daß ein Stab dieses Holzes, vor einer kreißenden Frau geschwungen, ihre Entbindung erleichtere. Sie sagen, Moses habe sich eines Stabes von diesem Holze bedient, als er in der Wüste an den Felsen schlug; auch soll die heilige Jungfrau davon Gebrauch gemacht haben.

Auf der Straße nach Woldaia, dem Wohnsitz des Statthalters von Jechu, Dedschasmadsch Faris, trafen wir eine Anzahl Priester, die über Begemeder und Wadela von Gondar kamen. Sie sagten uns, die Räuber am Fluß Chechcho hätten sie aller ihrer Kleider und Lebensmittel beraubt. Sie hatten auch nichts über sich als Büffelhäute, die sie von barmherzigen Leuten bekommen hatten. Dies beweist wieder was wir zu erwarten gehabt hätten, wenn wir unsere Reise nach Gondar hätten fortsetzen können.

Unser Weg ging durch ebenes Land, wie gestern, aber weniger waldig. Da es schon Abend war und es zu regnen drohte, so wollten wir heute nicht mehr nach Woldaia, sondern in einem Dorfe Namens Schelte, etwa eine Stunde diesseits Woldaia, ein Obdach suchen. Wir hatten im Sinn dann am folgenden Tag nach Woldaia zu gehen und dort ein paar Tage von unsern Beschwerden auszuruhen. Ueberdieß gedachten wir einen Vorrath von Lebensmitteln für unsere Reise durch Lasta zu sammeln, das uns als ein armes, von seinen Einwohnern verlassenes Land beschrieben worden war. Im Regen in Schelte angelangt, gingen wir in ein Haus und baten um Obdach und Nachtherberge. Aber die Hausfrau, die mit ihren Kindern allein da war, hieß uns hinausgehen, es gebe noch viele Häuser, wo wir Obdach suchen könnten. Traurig gingen wir im Regen weiter und suchten in einem andern Hause Zutritt; aber da hieß es: „was habt ihr bei uns zu schaffen? ihr könnt nicht hier bleiben; wir haben einen Kranken im Hause; nur fort auf der Stelle!“ Im dritten Hause ging es uns nicht besser, da der Besitzer uns sagte, er habe keinen Platz, sein Haus sey voller Menschen und Vieh. Nachdem ich aber doch noch einige vergebliche Worte mit ihm gewechselt, riefen uns die Leute, die sich mit einem Kranken im Hause entschuldigt hatten, und wiesen uns ein leeres Haus an, dessen Bewohner zu Dedschasmadsch Faris in den Krieg gezogen waren. Wir waren sehr dankbar für diese Güte. Einige Nachbaren, die von meinen Leuten gehört hatten was uns widerfahren war, brachten einige Brode und Bier.

Auch zündeten sie ein Feuer an, weil es auf den Regen kalt geworden war, und wärmten Wasser, um unsere Füße zu waschen, was ein freundlicher Gastwirth in Abessinien nicht versäumen darf.

12. April. Da wir den Tag in Woldaia, das nahe war, zuzubringen gedachten, so eilten wir nicht sehr von Schelte fort. Unterwegs trafen wir sehr viele Leute, die nach Woldaia auf den Markt gingen, der heute dort gehalten werden sollte. Sie kamen aus allen Gegenden. Wir sahen Hunderte von Eseln und Maulthieren mit Salzstücken, Gerste, Tüchern u. s. w. beladen. Man gibt in Woldaia 36 bis 40 Salzstücke für einen Thaler, also noch einmal so viel als in Schoa. Woldaia ist ein ziemlich großer Ort, in einer etwas hügelichten Ebene. Es mag einige Tausend Einwohner fassen.

Man hatte uns wegen der Unsicherheit der Straße gerathen uns an eine Kaffila nach Lasta und Wag anzuschließen. Da wir aber nicht wußten welchen Tag sie abreisen würde, so wies man uns an Atku, den Negad Ras oder obersten Kaufmann in Woldaia, um uns zu erkundigen. Wir gingen hin, indem wir zugleich hofften er werde uns während unsers Hierseyns in sein Haus aufnehmen. Wir hatten uns aber getäuscht, denn wir wurden nicht einmal in sein Haus gelassen. Er saß in seinem Hof; aber in der Meinung, daß wir ihn nicht kennen, sagte er: „der Negad Ras ist auf dem Markte, er ist nicht hier.“ Und als wir noch einmal versuchten hinein zu gehen, rief er uns zu: „ich habe euch schon gesagt, der Negad Ras sey nicht hier.“ Zugleich hetzte er seine Knechte und viele wilde Hunde gegen uns auf. Wir gingen nun traurig von dannen und beschlossen unsers Weges zu ziehen ohne uns an die Kaffila oder die Unsicherheit der Straße zu kehren. Nun war unser gestern gefaßter Vorsatz, in Woldaia Mundvorrath für die Reise zu sammeln, gänzlich vereitelt; wir hofften aber unterwegs, und wenn oder wo wir es bedürften, das Nöthige zu finden.

Wir zogen von Woldaia in nordöstlicher Richtung und hatten von der Ebene dieser Stadt an bedeutend bergab zu steigen. Wir hatten keinen Führer, aber wir fragten überall nach Provinzen und Orten, die mir durch die Landkarten von Abessinien bekannt waren. Ein schmaler Fußweg führte uns in ein kleines Thal, wodurch ein Fluß geht, der im Amharischen Schwarzfluß heißt. — Um 9 Uhr hielten wir in einem Dorfe, genannt Guddo, wo meine Leute betteln wollten, da das Dorf Wohlstand zu verrathen schien. Allein das war nur eine optische Täuschung, wenn wir von den reichaussehenden Leuten Etwas zu erhalten suchten. Mit vieler Mühe und nach langem Bitten brachten meine Leute von ihrem Bettelausflug Etwas weniges Saubohnen mit. Eine Muhammedanerin gestattete uns dieselben in ihrem Hause am Feuer zu sieden, sowie etwas schwarzen Kaffee zu kochen, den uns vorgestern unser Wirth in Mersa gegeben hatte. Bei Christen konnten wir nie die Erlaubniß auswirken Kaffee in ihren Wohnungen zu bereiten, da sie uns gleich für Muhammedaner hielten und fortjagten; auch wollten sie uns nie ein Gefäß zum Kaffeesieden leihen, weil es dadurch verunreinigt würde.

Nach Woldaia trafen wir selten Muhammedaner; sie sind im christlichen Lande Jechu nicht zahlreich, und noch weniger im Lasta- und Wag-Lande.

Von Guddo aufgebrochen machte ich die Bekanntschaft eines Mannes aus dem Dorfe Schal, der zu Pferde von dem Markte in Woldaia kam. Er fragte von welchem Lande wir kämen und wo wir hingingen; und als er hörte wir kämen von Schoa, sagte er: „die Schoaner sind die besten Christen in Abessinien, und ihr König ist der beste Fürst." Diese Bemerkung hörte ich von vielen Leuten von Lasta, Wag und Tigre.

Unser Weg ging durch sehr schönes anbaufähiges Land. Westlich hatten wir immer den Anblick hoher Gebirgsketten, die sich von Süden nach Norden und Nordosten zogen. Als es spät war und die umwölkten Bergspitzen Regen verkündigten, so glaubten wir uns zu guter Zeit nach einem Ob-

dach umsehen zu sollen. Wir sahen das Dorf Schal, dessen Name uns schon unterwegs durch den Reiter bekannt worden war. Er hatte uns schon Vormittags verlassen. Wir wußten nicht wie er hieß; auch hatte er uns nicht eingeladen bei ihm zu übernachten, und wir hatten ihn um keine solche Gefälligkeit angesprochen. Im Dorfe angekommen, das aus weit auseinander zerstreuten Häusern besteht, traf sich's, daß wir gerade auf das Haus des Mannes zugingen, dessen Bekanntschaft ich unterwegs gemacht hatte. Er selbst war noch nicht da, und seine Frau wollte uns nicht gestatten im Zimmer Platz zu nehmen, ehe ihr Mann uns Erlaubniß zum Eintritt gegeben hätte. Wir warteten also geduldig im Hofe, ohne noch zu wissen wer der Hausherr war. Endlich kam er, und wir erkannten in ihm mit Verwunderung den Mann mit dem wir uns auf der Straße unterhalten hatten. Natürlich hofften wir nun auf eine gute Aufnahme und Behandlung, da dieser Mann unterwegs uns wohl zu wollen schien. Allein wir hatten ihm zu viel zugetraut; denn er machte uns ein saures Gesicht und fragte, wer uns gesagt habe daß dies sein Haus sey; auch schalt er seine Frau, daß sie uns erlaubt habe, in seinem Hofe unterzustehen. Dann entschuldigte er sich, er sey nicht im Stande einen vornehmen Herrn, wie mich, durch Schlachten eines Schafes oder Ochsen zu bewirthen, und rieth uns in der Kirche Herberge zu machen, die aber sehr weit weg war, und wie wir nachher erfuhren, ohne Priester. Ich sagte, ich begehre nicht wie ein großer Herr bewirthet zu werden, ich würde mich mit etwas wenigem Essen und einem Plätzchen zum Schlafen begnügen. Nachdem ich ihm mehrere Mal vorgestellt, daß wir vom Gehen sehr müde seyen, daß es zu regnen drohe, daß alle andern Häuser weit weg seyen, daß er selbst unterwegs uns seines Wohlwollens versichert, und daß das Christenthum Gastfreundschaft, zumal gegen Christen, verlange, gab er endlich nach, nahm uns in sein Haus auf, und behandelte uns mit einer Leutseligkeit, wie wir sie nach diesem langen Wortwechsel nicht erwarten konnten. Diese Begebenheit bestätigte

mich in meiner Meinung, die ich bei frühern Anlässen gefaßt hatte, daß ein Reisender in meiner Lage sich in manchen Fällen nicht scheuen muß mit Entschlossenheit und Zudringlichkeit aufzutreten, indem die beständige Bettelei der Abessinier die Herzen vieler Geber fast unbeugsam gemacht hat.

13. April. In einem Stalle, in Gesellschaft vielen Viehes, die ganze Nacht von Ungeziefer gequält, verließen wir Schal sehr früh, stiegen lange bergauf und setzten über viele Bäche, deren frisches Wasser, nur wenige Hundert Schritte weit den Felsen entquillend, uns köstlich erfrischte. Um 10 Uhr waren wir am Ende unsers mühsamen Steigens. Wir ruhten ein wenig an einer Stelle, wo zwei Hauptstraßen den Reisenden zur Wahl auffordern. Die nordwestliche führt nach Lalibala und Gondar, die nordöstliche nach Sokota und Antalo. Wären mir die Mittel zu Gebote gestanden, so hätte ich die Straße nach Gondar eingeschlagen, wozu ich mehrere Gründe hatte; allein die Noth drang mich die Straße nach Tigre zu wählen, da sie mich schneller nach Massowa, das Ende meiner Reise, führte.

Kaum waren wir von unserm Ruheplätzchen wieder aufgebrochen, als wir das Rufen einiger Männer hinter uns hörten, die schnell auf uns zueilten. Gleich fiel mir Adara Bille's Plünderung ein, und ich erwartete nichts Anderes, als daß wir des Wenigen das jener Räuber uns am Leibe gelassen, nun auch noch beraubt werden würden. Die Männer kamen und baten uns an den Ort zurückzukehren, wo wir geruht hatten; es seyen Richter da, die über das von uns begangene Verbrechen urtheilen würden. Auf unsere Frage, was wir denn gethan hätten, hieß es, wir hätten in Schelte vier Sclaven veranlaßt ihrem Meister zu entlaufen, und diese Sclaven müßten entweder bei uns seyn, oder wir müßten wissen wo sie hingegangen sind. Da wir sahen, daß sich's hier nicht um Plündern handle und die Leute aus den Feldern herbei liefen, um uns anzuhalten, so entsprach ich ihrer Aufforderung, in der getrosten Zuversicht, daß ich meine Unschuld würde beweisen können. Als

wir an der Stelle, wo die Richter saßen, angekommen waren, wiederholten die Leute von Schelte ihre Anklage: ich sey der Bruder des Abuna, dem die Sclaven gehörten; und da diese gerade verschwanden als ich in Schelte war, so sagten die Leute, Niemand als ich, der Bruder des Abuna, hätte sie dazu überreden können. — Dieser Anklage stellte ich entgegen, erstens eine gedrängte Erzählung meiner ganzen Reise von Schoa, besonders meines Ereignisses bei Adara Bille, wodurch ich sogleich das Herz meiner Richter gewann; zweitens erklärte ich, daß nach dem Worte Gottes die Sclaverei ein Verbrechen gegen die Menschheit und darum in meiner Heimath streng verboten sey; drittens hätte ich in Schelte keine Sclaven gesehen und also auch mit keinen gesprochen; viertens könnte mein Gastwirth in Schal, bei dem ich übernachtet, bezeugen, daß außer meinen eigenen Knechten, die sie in Schal gesehen, Niemand bei mir war; und endlich, daß sie keine Vermehrung meiner Gesellschaft wahrgenommen hätten. Richter und Ankläger schienen durch meine Beweise überzeugt, und der Handel endete mit der Erklärung der Richter, daß wir, falls wir nicht die Wahrheit geredet, in den Bann gesprochen wären.

So verdrießlich auch dieser Vorfall war, diente er uns doch zum Vortheil; denn wären wir nicht aufgehalten worden, so hätten wir den District Angot durchwandert, ohne vor Nacht in einer kalten und gefährlichen Wildniß ein Dorf anzutreffen. Im Dorfe Saragadel angelangt erfuhren wir, daß binnen 15 — 18 Meilen kein Dorf mehr an der Straße sey, und da es schon spät und Regen im Anzug war, und wir der Ruhe bedurften, so beschlossen wir hier zu übernachten. Wir traten in ein Haus; aber die Bewohner hetzten sogleich ihre Hunde gegen uns auf. Ich entfernte mich ein wenig und setzte mich auf eine erhöhte Stelle, wo der Fels mir einigen Schutz gegen den kalten Regen gewährte, der zu fallen begann, während meine Leute durch das Dorf gingen um ein Obdach für die Nacht zu suchen. Betrübt über die Hartherzigkeit der Menschen, seufzte ich um den Beistand dessen,

der mich bisher auf meiner Pilgerfahrt nicht verlassen hatte. Meine Leute gingen von Haus zu Haus; aber ihre Bemühungen waren vergeblich, bis zuletzt ein alter kranker Mann seinen Kuhstall anbot, wenn wir uns damit begnügen wollten, was wir natürlich dankbar annahmen. Der Alte führte uns in den Stall und hieß seine Kinder ein Feuer anzünden, da wir vor Kälte zitterten; auch ließ er uns etwas Brod bereiten.

14. April. Wir verließen Saragadel etwa um 7 Uhr und zogen den Bergen von Lasta zu, immer noch ansteigend bis 9 Uhr. Unser Weg ging durch eine völlige Wildniß, ganz verschieden von derjenigen, durch die wir einige Tage vorher im niedrigern Jechu-Lande gekommen waren. Dort hatten wir Wasser die Fülle, ein warmes Klima, und konnten uns immer wieder zurecht finden, wenn wir den Weg verloren. Anders ist es auf dem Hochlande von Angot und Lasta: Kälte, Wassermangel, und die Schwierigkeit den rechten Weg zu finden, machte uns große Noth. Kein einziger großer Baum; nichts als Gras! und zwar eine Art die nur in einer Höhe von 8—10,000 Fuß Höhe wächst.

Der Himmel war umwölkt als wir diese Wildniß durchzogen, was unsere Lage noch verschlimmerte, weil die Bergspitzen uns so keine Merkmale für unsern Weg darboten. Indeß zogen wir weiter, überzeugt daß wir doch endlich an einen Ort kommen müßten. Wir sahen kein Dorf, keinen Acker, kein Vieh, kein Thier außer Füchsen; keine Reisenden, kurz nichts als Oede, und wir selbst schienen ganz verödet. Nach einer starken Stunde sahen wir plötzlich durch den Nebel in einiger Entfernung eine Anzahl Leute am Wege sitzen. Ihre Erscheinung war uns keine freudige, da wir Tags zuvor in Saragadel vor den Räubern gewarnt worden waren. Zu unserer Freude aber zeigte sich's, daß es Kaufleute von Woldaia waren, wo sie den Markt besucht hatten. Sie verzehrten eben ihr Frühstück, an dem sie uns gütigst Antheil nehmen ließen, nachdem sie von unserm Elend gehört hatten; auch gaben sie uns etwas Mehl

auf den Weg mit. Einer von ihnen begleitete uns sogar eine Strecke weit und wies uns den Weg so deutlich, daß wir nicht irren konnten. Von da an ging es wieder bergab.

Um 1 Uhr etwa kamen wir zu einigen Häusern an der Straße, wo wir hielten und das uns geschenkte Mehl zu Brod backen ließen. Eine Frau in einem dieser Häuser erbot sich dazu, wenn wir das dazu erforderliche Holz und Wasser selbst herbeischaffen wollten. Wir willigten ein, und so erhielten wir drei Brodkuchen, die für mich und meine fünf Knechte kaum zulangten. Um 2 Uhr verließen wir den Weiler, immer noch abwärts gehend, und kamen wieder durch eine ganz menschenleere Landesstrecke. Hier aber war Wassers genug, schönes Gefilde, aber auch viel Dorngesträuch. Wilde Thiere sahen wir keine; aber schöne buntgefiederte Vögel. Etwa 5 Uhr Abends erreichten wir das Dorf Deldei, den Sammelplatz der Kaufleute die von Sokoto und Wofila nach Woldai oder umgekehrt gehen. Von hier reisen sie in großen Gesellschaften, um der Räuber willen, die den von Woldaia oder Sokota zurückkehrenden Kaufleuten auflauern. — Wir traten in das erste Haus im Dorfe. Die Hunde erhoben ein schreckliches Geheul, und die Hausfrau, wie gewöhnlich, verbot uns zu bleiben, bis sie von ihrem Gemahl, der abwesend war, Erlaubniß dazu hätte. Da ich wußte, daß dies Landessitte ist, so warteten wir im Hofe, während einige meiner Leute unterdessen betteln gingen. Diese brachten dann einige Hände voll Saubohnen als Ausbeute mit. Als der Hausbesitzer kam und hörte, daß Fremde um eine Nachtherberge bei ihm anhielten, schlug er es uns zuerst unter dem Vorwand aus, er habe einen Kranken im Hause gehabt, von dessen Uebel wir angesteckt werden könnten, wenn wir in sein Haus kämen. Auf meine Erwiederung, daß ich mich davor im Geringsten nicht fürchte, hieß er uns hereinkommen und ein Abendessen genießen.

15. April. Wir brachen früh von Deldei auf und zogen in östlicher Richtung gen Wofila und den See Aschanghe. Wieder fruchtbare aber menschenleere Gegenden;

der Boden von Gras und Dornen überzogen und von Bächen und Bächlein durchschnitten; hüglig, aber nicht felsig. Wir sahen im Nordnordwesten von Lasta das hohe Gebirge von Samian, dessen Gipfel wie mächtige Thürme aussehen. Das Hügelland von Lasta und Wag hatte, so weit wir sehen konnten, genau das Aussehen eines wogenden Meeres, wo zwischen jeder Woge ein weiter Zwischenraum ist. Wir kamen heute nur durch drei Weiler: Ahio, Tartara und Aternie Galla. In Tartara erschreckte uns ein Mann, der am Wege pflügte. Er sagte, die Straße nach Wofila sey der Räuber wegen gefährlich, wir sollten lieber bei ihm auf eine Kaffila warten, die in einigen Tagen nach Wofila gehe. Er fragte mehrmals was für Waaren wir bei uns hätten, er wolle uns etwas abkaufen. Als wir ihm sagten, wir hätten gar keine Waaren, indem wir im Wollo-Lande geplündert worden wären, behauptete er zu wissen, daß wir Gold bei uns hätten. Da ich sehr müde war, so hätte ich seine Einladung gerne angenommen; aber meine Leute widerstrebten, indem sie sagten, sie trauten dem Manne nicht; unter dem Schein von Gastfreundschaft könnte er ein zweiter Adara Bille seyn. Sie mochten auch nicht so ganz Unrecht haben. — Wir gingen heute in beinah östlicher Richtung; aber von Atemie Galla an wichen wir von unserm Wege gegen Ostnordost ab, da man uns gesagt hatte, daß wir bei östlicher Richtung in das Land der Raia Gallas kommen würden, unter denen wir gewiß ums Leben kämen. — Etwa um 4 Uhr erreichten wir das Dorf Enalka, wo wir zu übernachten gedachten. Da man uns im ersten Hause, das wir betraten, nicht aufnehmen wollte, setzten wir uns unter einen Baum und warteten, nach Landessitte, auf die Einladung irgend eines Dorfbewohners. Nachdem wir lange vergeblich gewartet hatten, kam ein Priester und fragte uns, warum wir so lange unter diesem Baum säßen. Wir sagten ihm, wir wünschten in dem Dorfe zu übernachten, aber es hätte uns noch Niemand eingeladen. Er entfernte sich, kam aber sogleich wieder und brachte uns *einen Laib* Brod und ein Krüglein Bier. Hierauf sagte

er: ich habe kein eigenes Haus, denn ich bin ein Fremder von Antalo in Tigre; aber ich will mit dem Statthalter dieses Dorfes reden, der wird Sie wahrscheinlich für diese Nacht aufnehmen und speisen." Dann setzte er sich und fing ein Gespräch mit mir an, indem er sagte: „Ich bin ein großer Sünder; aber ich glaube die Bekanntschaft mit einem Manne von Jerusalem wird mir von großem Nutzen seyn." Ich erwiederte: „auch ich bin ein großer Sünder, obgleich ich von Jerusalem komme; und wären Sie auch selbst in Jerusalem gewesen, es würde Ihnen nichts helfen. Ich will Ihnen zeigen wie Sie Ihrer Sünden los werden und Antheil an dem himmlischen Jerusalem erhalten können, das weit herrlicher ist als das irdische." Nachdem ich ihn nun auf Christum gewiesen hatte, ging er weg und brachte mir einen äthiopischen Psalter, an dem ein Büchlein, genannt Wudossie Mariam, Lob der Maria, angehängt war. Ich nahm hievon Anlaß ihre Weise, Gottes Wort und Menschenwort zu verbinden und zu vermischen, ernstlich zu rügen. — Als der Priester hörte, der Statthalter von Enalka sey angelangt, ging er zu ihm und bat ihn um eine Nachtherberge für uns. Der Statthalter kam zu uns unter den Baum, legte seine Kleider bis auf die Lenden ab, als Zeichen der Ehrerbietung, verbeugte sich und sprach: „würden Sie nicht besser thun in mein Haus zu kommen und bei mir zu bleiben? ich will Ihnen geben was ich habe." Natürlich nahmen wir die Einladung mit der größten Freude und Dankbarkeit an. Dies erinnerte mich lebhaft an Abrahams Aufnahme seiner Gäste. Der Statthalter breitete selber ein Fell aus und hieß mich darauf sitzen. Dann wurde Bier und Brod gebracht, bis das Abendessen bereitet wäre. Er sagte öfters zu mir: „Sie sind ein großer Mann, ein Priester; Sie kommen von Jerusalem: ich muß für Sie sorgen." Allein der Grund seiner Höflichkeit stellte sich bald heraus: er wollte Amulette gegen Krankheit und böse Geister. Seine Frau war sehr krank, und da meinte er wohl ein Mann von Jerusalem werde sie unfehlbar heilen können. Sobald ich von der Nutzlosigkeit und Sündhaftigkeit von

Zauberzeddeln sprach, verminderte sich seine Höflichkeit bedeutend.

16. April. Bei Sonnenaufgang verließen wir Enalka. Der gestern erwähnte Priester begleitete uns eine Strecke weit und wies uns den Weg nach Lat. Seinem Rathe zufolge gaben wir den kürzesten Weg an den See Aschanghe auf und zogen vor, zuerst nach Lat zu gehen und dort hinsichtlich der sichersten Straße weitere Erkundigungen einzuziehen. Es ging bergauf bis etwa 10 Uhr. Auf dem ganzen Wege sahen wir nur einen Weiler, Namens Dafat. Oben auf dem Berge hatten wir eine schöne Aussicht auf das Gebirge der Raia Gallas im Osten. Um Mittag erreichten wir das Dorf Lat, das einen bedeutenden Umfang hat. Wir gedachten hier nur ein wenig auszuruhen, den Weg nach dem See Aschanghe zu erfragen und dann weiter zu gehen; allein der Alaka der St. Georgskirche, der mich in Ankobar gesehen haben wollte, bat mich noch zu bleiben. Er erquickte uns mit einem Brodkuchen und Saubohnen. Von ihm hörte ich, der Statthalter Wolda Medhen habe in Wofilat am See Aschanghe sein Lager aufgeschlagen, um den jährlichen Tribut von Schafen, Rindern, Gerste, Saubohnen u. s. w. einzutreiben. Nach der Beschreibung, die der Alaka mir von den Soldaten des Wolda Medhen gegeben, hatte ich unter dermaligen Umständen keine Lust mehr an den See zu gehen, ungeachtet unser Weg nach Antalo dadurch abgekürzt worden wäre. — Nachdem wir ziemlich lange beim Alaka verweilt, sprachen wir den Wunsch aus weiter zu ziehen. Kaum waren wir aber einige Hundert Schritte vom Dorf, als ein Mann uns nachgelaufen kam und uns bat die Nacht bei ihm zuzubringen, er wolle uns geben was wir bedürften. Es war der Richter des Dorfes. Ich konnte seiner Höflichkeit nicht widerstehen und ging mit ihm nach Hause, wo er uns mit Brod und Honigwasser aufwartete. Dann fragte er mich, ob ich der Magie und der Zauberzeddel kundig sey. Hierauf frug ich ihn zuerst in welcher Absicht er mich das frage. Er antwortete, seine Frau sey schon seit mehrern Jahren krank

und habe sich vieler von ihren Landsleuten geschriebener Zeddel bedient, aber ohne Erfolg; da er nun gehört hätte, es sey ein von Jerusalem gekommener Mann hier durchgereist, so hätte er ihn zu sehen gewünscht, in Hoffnung einen wirksamen Zauberzettel von ihm zu erhalten. Ich sagte: „Hätte ich gewußt, warum Sie mich zurück ruften, so hätte ich Ihr Anerbieten nicht angenommen, da ich einem Ansuchen, das nach dem Worte Gottes thöricht, unnütz und sündhaft ist, nicht willfahren kann." Als er mich so reden hörte, verließ er das Zimmer, und wir sahen ihn nie wieder. Auch der Alaka war verstimmt, und alle sagten, ich sey ein Muhammedaner und sollte aus dem Hause geschickt werden. Als ich Abends nach einer Schlafstätte fragte, sagte man mir, ich könne draußen vor dem Hause schlafen. Meine Vorstellungen über die Unziemlichkeit solches Betragens, zumal da ich von der Straße zurückgerufen worden sey, waren fruchtlos: ich mußte im Freien, in der Kälte schlafen.

17. April. Früh vor Tagesanbruch kam der Richter und rief uns zu: „Geschwind aufgestanden und fort von hier!" Ich verstund nicht gleich was er wollte, und meinte die Truppen des Statthalters, vor denen sich alles im Dorfe fürchtete, wären gekommen, und darum hieße er uns fliehen. Aber ich hörte bald von einem meiner Knechte, der mit dem Richter wegen seines gestrigen Betragens gestritten hatte, daß er mich für einen Muhammedaner halte, weil ich gegen die Magie gesprochen. Auch hörte ich, er hätte gestern einen Rath gehalten, um mich gefangen zu nehmen, weil ich mich falscherweise für einen Christen ausgäbe. Der Alaka erklärte, ich sey nicht Krapf, den er in Ankobar gesehen: ich sey ein Betrüger, der diesen Namen angenommen; Krapf würde äthiopische und amharische Bücher bei sich führen. Als ich dies alles hörte, bedauerte ich so schnell und in solcher Verwirrung abgereist zu seyn. Es war noch dunkel, und wir konnten unsern Weg nicht finden. Wir wanderten eine Zeitlang in einem Flußbett, und mußten in demselben auf den Tag warten, um unserer Richtung

nach Antola gewiß zu werden. Jetzt sahen wir in einiger Entfernung ein Dorf, und Leute auf uns zukommen; aber diese konnten uns den Weg nach dem noch entfernten Antola nicht weisen. Hingegen auf unsere Frage, ob dieser Weg nach Bella Georgis führe, antworteten sie bejahend. Um 10 Uhr kamen wir über einen nordnordwestlich laufenden Fluß, und eine Stunde später wieder an einen. Von da ging's durch ein Dorf am Fuße eines hohen Berges, den wir zu ersteigen hatten. Das Wofila-Land scheint besser bevölkert und angebaut zu seyn, als Angot und Lasta. Von Lat an sahen wir viele Dörfer und angebaute Landesstrecken; aber die Ursache ist, daß Ras Ali's verheerende Kriege nicht bis dahin gekommen sind. Um Mittag herum erreichten wir den Gipfel des Berges, dessen Besteigung wegen der schroffen Stellen oft ungemein beschwerlich und gefährlich war. Hier vernahmen wir nun, der Statthalter Wolda Medhen sey mit seinen Truppen diesen Morgen von Selga aufgebrochen und werde diesen Nachmittag in Bella Georgis erwartet. Das war schlimme Nachricht für uns; indeß hofften wir noch vor seiner Ankunft vorbeizukommen. Wir reisten so schnell wie möglich, ungeachtet wir vor Müdigkeit kaum noch unsere Beine regen konnten. Wir hatten zwei Wege vor uns: einen gegen Osten, den andern gegen Nordost. Selga, wo der Statthalter seyn sollte, schien mir gerade östlich zu liegen. Ich schlug daher den nordöstlichen Weg zu gehen vor, in der Hoffnung auf diesem dem Begegnen des Statthalters zu entgehen. Allein ich irrte mich. Wir gingen so schnell als wir konnten, trafen aber leider Niemand an, der uns hätte zurecht weisen können. Endlich sahen wir ein großes Dorf und gingen darauf zu, mußten aber plötzlich an dem hohen fast senkrechten Ufer eines Flusses uns gegen Osten wenden. Als wir so wieder etwa eine Stunde gegangen waren, kamen wir abermals an einen steilen Abhang und sahen von da in ein kleines Thal hinab, wo ein Theil der Truppen des Statthalters lagerte. Jetzt war an kein Entfliehen zu denken, da sie uns gesehen hatten; daher sprach ich zu meinen

Leuten: „Nun wir nicht entfliehen können, ist es besser wir gehen geradezu zum Statthalter und machen ihn mit unserer Lage bekannt; vielleicht wird sein Herz gerührt, und Gott hindert ihn uns zu schaden." Als wir das Thal hinabstiegen kamen uns einige Leute entgegen, unter welchen ein Priester war, der grüne Felder an der Straße hatte und gekommen war, Jeden der über seine Felder ginge in den Bann zu erklären. Wir sagten ihm wer wir wären, und daß wir zum Statthalter wollten, und baten ihn uns Jemand mitzugeben der uns in des Statthalters Zelt führte. Er willfahrte mir, bat mich aber vorher noch das Vaterunser mit ihm zu beten. Ich that es, und zwar mit ganzer Innigkeit des Herzens. Es war mir wirklich ein Trost in dieser mißlichen Lage. Auf meinem Wege zum Statthalter wurde ich von Soldaten aus dem Waglande öfters um einen Segen gebeten. Entweder knieen oder liegen sie auf den Boden, bis der Segen gesprochen ist, und haben einen starken Glauben, daß dieser Segen, besonders wenn ihn ein Mann von Jerusalem spricht, ihnen von Nutzen seyn werde. Leider aber ist es ihnen wohl mehr um irdischen als geistlichen Vortheil zu thun. Viele meinten, mein Segen werde sie gegen die feindlichen Kugeln schützen; Andere, daß er sie in den Stand setzen werde ihre Schulden zu bezahlen u. s. w. Daher suchte ich stets ihnen den Segen auf solche Weise zu geben, daß in ihren Herzen ein Verlangen nach geistlichen Wohlthaten geweckt werde.

Des Statthalters Zelt war noch nicht aufgeschlagen, daher ich ihn unter freiem Himmel sprechen mußte. Glücklicherweise war ich seinem Beichtvater begegnet, der so gütig war mich bei ihm einzuführen. Ich begrüßte den Statthalter auf Amharisch, das er und die meisten Anwesenden verstunden. Auf seine Frage, wo ich herkäme, erzählte ich ihm in Kürze meine Reise von Schoa. Als ich von dem Gepäck sprach, dessen ich im Wollo-Lande beraubt worden war, sagten seine Günstlinge: „ach, das ist doch schade, daß er seine Sachen nicht zu uns gebracht hat." Ich sagte, ich hätte ihn deswegen zu sprechen gewünscht, weil ich ihn

auf meiner Reise durch sein Land um seinen Schutz und um Lebensmittel bitten möchte. Nun hieß er mich unter einen Baum sitzen bis sein Zelt aufgerichtet war, worauf er mich wieder rufen ließ und eine lange Unterredung mit mir hatte. Er fragte mich, was ich bei mir hätte. Ich sagte, ich hätte nichts als ein kleines Buch, das ich aus der Tasche zog und ihm zeigte. — Was das für ein Buch sey? Ich erwiederte: ein Neues Testament in meiner Landessprache. — Ob es dasselbe enthalte was das Neue Testament seines Landes? Ich sagte: „allerdings," und übersetzte 1 Joh. Cap. 1, worauf er ganz erfreut ausrief: „ich sehe! ich sehe! ich sehe! es ist ganz dasselbe." Dann gab ich eine kurze Erklärung des Inhalts, wobei der Priester besonders aufmerksam war. Sie fragten mich auch, ob es wahr sey, daß in Jerusalem keine Kinder stürben? — Beim Schlusse der Unterredung hieß mich der Statthalter irgendwo unter freiem Himmel rasten, bis er mir erlauben werde morgen abzureisen.

18. April. Ich erwartete den Tag und die Entscheidung des Statthalters mit großer Ungeduld. Ich hatte gestern einen günstigen Eindruck von ihm bekommen und ich konnte nicht denken, daß er Böses gegen mich im Schilde führe. Gestern Abend sandte er für jeden von uns ein Stück Brod. Seine Leute jedoch betrugen sich etwas roh, was aber nichts zu sagen hatte so lange ihr Herr mir wohl wollte. Hier hörte ich von der Plünderung eines Franzosen, was mir doch einige Besorgniß einflößte, besonders da der Erzähler, ein Diener des damaligen Statthalters von Sokota mir sagte, er hätte auch bei der Plünderung geholfen; sie hätten den Franzosen morden wollen, aber er sey entwichen; darum hätte es nichts zu sagen, wenn ich an seiner statt umgebracht würde. Ich konnte die Nacht wenig schlafen; ich stand mehrere Mal auf und empfahl mich und meine Leute der schützenden Macht unsers himmlischen Vaters, der mich auch diesen Morgen die Erhörung meines Gebets erfahren ließ.

Nach Sonnenaufgang begab ich mich zum Zelt des Statthalters um mich zu verabschieden. Nachdem ich lange unter einem Haufen gaffender und belästigender Soldaten draußen gewartet, wurde ich endlich vom Beichtvater eingeführt. Der Statthalter schien bei guter Laune zu seyn und ohne schlimme Absicht gegen mich oder meine Leute. Er fing das Gespräch damit an, daß er sagte, er hätte mich gern um ein Paar Augengläser gebeten, wenn ich ihm hätte entsprechen können. Ich erwiederte, es würde mir Freude gemacht haben, wenn ich seine Güte durch irgend etwas hätte vergelten können, aber meine Umstände ließen mir's nicht zu. Hierauf gab er seinem vertrautesten Knechte Auftrag, mich um seiner Seele willen, wie er sagte, mit zwei Madegas (etwa ein Zentner) Gerste zu versehen, die mir in einem Dorfe unterwegs zu übergeben waren. Ich dankte ihm, gab ihm auf sein Verlangen einen Segen, und sagte ihm dann Lebewohl.

Der Mann, der die Gerste zu sammeln hatte, führte seines Herrn Befehl richtig aus; aber wir hatten in dem genannten Dorfe mehrere Stunden darauf zu warten. Wir hatten nun eine solche Ladung von Mundvorrath, daß meine Leute mit dem Tragen abwechseln mußten; aber keine Beschwerden waren ihnen zu groß. Wir setzten unsere Reise freudig fort, da wir täglich neue Beweise von der väterlichen Fürsorge unsers Gottes erfuhren.

Nachdem wir über den Fluß Ghebia gesetzt hatten, wurden wir von einem heftigen Regen übereilt. Wind und Regen kühlten die Luft bedeutend ab, und das beschwerliche bergauf- und absteigen hielt uns beständig im Schweiß. Zum Glück erreichten wir zu guter Zeit das Dorf Karanghe, wo uns ein Mann freundlich in sein Haus aufnahm, ein Feuer anzündete und uns sonst gütlich that.

19. April. Wir reisten vor Sonnenaufgang von Karanghe in ostnordöstlicher Richtung weiter. Obschon wir schon gestern beträchtlich aufwärts gestiegen waren, so ging diesen Morgen unser Weg doch noch weit mehr bergauf, durch eine Gegend voll Gras und Dornen. Aber kein

Dorf, kein Mensch begegnete uns; hingegen hatte ich noch nirgends so viele Rebhühner gesehen als auf diesem Berge. Mit einem Schuß hätten wir uns für mehrere Tage Speise verschaffen können; aber meine Flinte war in Adara Bille's Hände gefallen. Von der Höhe des Berges hatten wir eine schöne Aussicht nach den Provinzen Wag und Semien. Das Gebirge von Semien schien bis in den Himmel zu ragen. — Um 10 Uhr etwa betraten wir den District von Bora, in dessen erstem Dorfe wir den Statthalter Wolda Michael unter einem Baum am Wege trafen, wo er mit seinen Leuten Rath hielt. Als ich die Leute in der Ferne sah, vermuthete ich, es werde ein Statthalter unter ihnen seyn, und da ich gestern vom Statthalter Wolda Teklo so freundlich behandelt worden war, so war ich von der in Lasta gehegten Besorgniß nunmehr frei. Als ich mich der Rathsversammlung näherte, wollte ich, ohne unterwegs zu fragen, wer sie wären und was sie thäten, geradezu an den Ort hingehen. Aber der Statthalter sandte seinen Diener, der mich bat, auf seinen Herrn zu warten, dessen räuberhaftes Aussehen mir sogleich alles Vertrauen benahm. Auf seine Frage woher? und was ich treibe? sagte ich ihm, ich hätte in Schoa das Wort Gottes gelehrt; ich wäre ein christlicher Priester aus einem Lande, genannt England, weiter als Jerusalem. Anfangs wollte er nicht glauben ich sey in Schoa gewesen, indem er nie gehört hatte, daß ich durch Wag gekommen, und er schien ungerne zu hören, daß es einen andern Weg dahin durch Adel gebe. Als ich von meiner Plünderung durch Adara Bille erzählte, lachte er mit seinen Knechten und sagte: „Ei das wäre doch lustig gewesen Sie mit Ihrem Gepäck bei uns zu sehen, wir würden Ihnen alles abgekauft haben.“ Er wollte dann auch meine Augengläser, meine Stiefel anprobiren, kurz alles was er sah. Glücklicherweise war ihm nichts anständig. — Ich habe nie ein Land gesehen, wo die Leute so viel von Gold reden als in Wag; in allen ihren Gesprächen kommen sie gleich auf diesen Gegenstand. Sie meinten ganz im Ernst ich hätte Gold in Menge bei mir, weil ich sonst kein

Gepäck hatte. Auf meine Frage, ob sie denn glaubten, ich würde so elend daher kommen, wie sie mich sähen, wenn ich viel Gold hätte, erwiederten sie: „Sie haben freilich kein Maulthier, und Sie betteln um Ihr täglich Brod; aber eben das ist der deutlichste Beweis, daß Sie Gold bei sich haben, denn Jeder, der seine Taschen voll Gold hat, benimmt sich auf dieselbe Weise."

Um Mittag passirten wir den Fluß Schemschebo, der sich in den Takasse ergießt. Er ist sehr fischreich; wir sahen gegen 30 nackte Männer die Fische mit ihren Händen fangen. Gegen 3 Uhr überfiel uns ein Gewitter mit Regen; zum Glück aber fanden wir am Weg eine Felsenhöhle, wo wir unterstehen konnten. Als der Regen aufhörte setzten wir unsern Weg weiter fort. Wir hatten uns vorgenommen nicht im Agau-Gebiet zu übernachten, sondern im ersten Dorfe von Enderta, da man uns gesagt hatte, wir könnten es noch vor Nacht erreichen. Allein wir vermochten das nicht, indem wir noch einmal vom Regen überfallen wurden. Da wir von ferne ein Dorf auf einer kleinen Anhöhe erblickten, so wollten wir lieber im Regen dahin gehen, als auf der Straße von der Nacht übereilt werden. Aber in der Nähe des Dorfes angelangt, hörten wir mit Bestürzung, der Statthalter des Districts sey dort gelagert, und bald darauf kamen einige Soldaten auf uns zu. Auf ihre Frage, wer wir seyen, sagte ich, ich sey ein Priester und komme von Schoa, ich wolle ihren Herrn sprechen, denn ich hätte gehört er sey hier und sey gegen Fremde gut gesinnt. Die Soldaten staunten uns an; sie mochten wohl noch nie solche Leute gesehen haben; indeß waren sie höflich und führten mich zu ihrem Herrn. Da er nicht Amharisch verstand, so brauchten wir einen Dolmetscher um uns zu verständigen. Er that hundert Fragen an mich über meine Reise nach Schoa, was ich dort getrieben, über Jerusalem u. s. w. Aber bei dem allem äußerte er doch Bedauern mit mir. Als ich mich entfernte, gab er mir einen Diener mit, der mir Speise und Nachtherberge verschaffen mußte. Da der Mann hörte ich sey ein Priester, führte er mich zum

Oberpriester des Dorfes, mit dessen Behandlung wir in jeder Hinsicht zufrieden seyn konnten. Auch hier wurde ich von vielen Dienern und Soldaten des Statthalters, sowie von den Dorfleuten um den Segen angesprochen.

20. April. Ich ging heute in aller Frühe zum Statthalter, um ihm für seine Güte zu danken und mich zu verabschieden. Er schien jetzt noch höflicher als gestern; indeß wagte ich es nicht ihn um Lebensmittel zu bitten; auch bot er mir selbst nichts dergleichen an. Nachdem ich ihm auf Verlangen einen Segen gegeben, verließ ich das Lager und zog dem Fluß Zana zu, der das Wag-Land von Enderta und Tigre trennt. Es ist ein schöner wasserreicher Fluß, dessen Ufer von Bäumen und Büschen besetzt sind; und die Einwohner von Wag diesseits und die von Enderta jenseits bauen jeden Erdfleck an, den sie dem Fluß abgewinnen können. Um 11 Uhr erreichten wir denselben. Der letzte Theil unsers Weges in Wag war wohl bevölkert und angebaut.

Zu unserm großen Leidwesen hörten wir von Leuten, die von Antalo, der Hauptstadt von Enderta, kamen, ganz Tigre sey in Verwirrung und Aufruhr. Es hieß, der Statthalter Guebra Medhen sey mit einer bedeutenden Heeresabtheilung wilder Raia Gallas am Fluß Zana gelagert. Diese Nachricht war uns um so verdrießlicher, da wir geglaubt wir würden mit unserm Eintritt in Tigre weniger Schwierigkeiten und Entbehrungen zu erleiden haben. Aber es war offenbar der Wille unsers Gottes, daß wir die Last der Leiden bis an die Meeresküste tragen sollten.

Der Mann, der uns von dem Zustand Tigres Kunde gegeben, sagte uns auch, der vertriebene Statthalter von Silloa hätte frische Truppen gesammelt und würde wahrscheinlich sich mit Guebra Medhen in einen Kampf einlassen. Daher rieth er mir so schnell wie möglich nach Antola zu gehen, ehe die Straße durch die kämpfenden Parteien unsicher würde, und ehe der Mangel an Lebensmitteln, der immer solchen Unruhen auf dem Fuße folgt, unsere Lage noch schwerer machen würde.

Nachdem wir den Zana passirt hatten, der in einem tiefen Bett zwischen Bergen fließt, hatten wir eine lange und schwierige Höhe zu ersteigen. Das Geschrei der Agauer Pflüger hallte stark im Thale des Zana nach, daß wir manchmal meinten es seyen Truppen im Gefecht begriffen, oder es sey Zank zwischen zwei Parteien. Ich nahm dieselbe Gewohnheit in manchen Theilen von Enderta wahr. Die Bauern schreien beim Pflügen so laut sie können, um ihre Büffel anzutreiben, mit denen sie als mit vernünftigen Geschöpfen reden.

Auf dem Berge angekommen hielten wir in Bora, dem ersten Dorfe in der Provinz Enderta. Hier hörten wir: Guebra Medhen sey mit seinem Lager gegen Osten gezogen nach dem Dorfe Schebrara. Sofort beschlossen wir zum Statthalter zu gehen, da wir die Erfahrung gemacht, daß man am besten unter dem Schutz des Statthalters einer Provinz oder eines Districtes reist. Der Weg ging über felsigte Hügel, durch Schluchten und Bäche; aber wir kehrten uns wenig daran, da wir noch vor Nacht das Lager des Guebra Medhen zu erreichen wünschten. In Schebrara erfuhren wir, Guebra Medhen sey noch weiter ostwärts gezogen, und wir mußten es nun aufgeben heute noch zu ihm zu stoßen, weil es schon Abend war. Wir suchten also ein Nachtlager; aber Jedermann entschuldigte sich, der Statthalter hätte ihnen alles genommen und es ihnen unmöglich gemacht Fremde zu beherbergen, sie hätten kaum für sich selber genug zu essen. Traurig und mitunter weinend gingen wir von Haus zu Haus, bis sich endlich Jemand fand, der uns für die kalte und regnerische Nacht Obdach und Speise gab.

21. April. Bald nach Tagesanbruch verließen wir Schebrara, gingen aber der Warnung unsers freundlichen Wirthes gemäß nicht zu Guebra Medhen, indem Nachricht gekommen, die Raia Soldaten hätten einige von Antalo nach dem Wag-Lande Reisende ermordet. Unser Wirth begleitete uns eine ziemliche Strecke auf einem Nebenwege, wodurch wir das Lager des Statthalters umgingen. Allein

dieser Nebenweg führte uns in eine Wildniß, in der wir ganz den Weg verloren. — Um 10 Uhr kamen wir über eine große waldige Ebene, wo wir mehrere zerstörte Dörfer, aber keine Einwohner trafen, die uns den Weg zeigen konnten. Wir zogen noch immer in östlicher Richtung; da ich aber fürchtete unter die Raia Gallas zu gerathen, so schlug ich Nachmittags vor, unsern Weg fast nordwärts einzuschlagen und so ihr Land zu vermeiden. Jetzt geriethen wir aber in eine gänzliche Wildniß, wo jede Fußspur aufhörte. Wir konnten einander vor dem hohen Grase selber nicht sehen, und einer von uns blieb mehrmals zurück, was für uns um so besorglicher war, da wir der Gallas wegen es nicht wagen durften zu rufen oder laut zu reden; auch mahnte uns der sinkende Tag, nicht zu säumen und eiligst den rechten Weg zu suchen. Aber das schlimmste stand uns noch bevor. Zu beiden Seiten von unersteiglich steilen Bergen eingeengt, waren wir genöthigt, von Fels zu Fels zu hüpfen, und als wir damit fertig waren empfingen uns wieder unsere alten Feinde, die Dornen, und versperrten uns den Weg. Heftiger Schweiß in Folge dieser Anstrengung, Durst und Müdigkeit, Besorgnisse wegen des Weges und der hereinbrechenden Nacht, Furcht vor den Gallas und Trauer über meine armen hungernden Leute, erschöpften mich so, daß ich mich zur Ruhe auf den Boden hinstreckte, unbekümmert was uns in dieser schwierigen Lage widerfahren möchte. — In der nun herrschenden Todesstille drang das leise Gemurmel nahen Wassers an unsere Ohren. Durch hohes Gras und Dornen auf und ab kriechend gelangten wir zu einem Bächlein, und diese Entdeckung gab uns wieder Muth und Hoffnung aus dieser schrecklichen Wildniß herauszukommen. Zuerst erfrischten wir uns durch einen Trunk des köstlichsten Wassers und folgten dann seinem nördlichen Laufe, in der freudigen Ueberzeugung, daß es uns wieder auf unsern verlorenen Pfad führen werde. Um 5 Uhr etwa hatten wir die unaussprechliche Freude zu einem das Bächlein durchkreuzenden Weg zu gelangen, der auf einen Berg führte, wo wir hofften etwas von der Lage

von Antalo sehen oder vernehmen zu können. Der Weg war ziemlich breit und von Menschen und Thieren betreten, so daß wir nicht mehr zweifelten, es müsse der nach Antalo seyn. Ungefähr halbwegs den Berg hinauf begegnete uns eine Anzahl Priester und Soldaten des Statthalters Guebra Medhen. Sie wunderten sich, uns ganz allein ohne Führer oder Karawane zu sehen bei den gegenwärtigen Unruhen. Sie trösteten uns dann mit der Versicherung, daß wir auf dem rechten Wege seyen. Droben auf dem Berge sahen wir in ein großes Thal und viele Dörfer darin. Auf dieses gingen wir nun zu, und im Dorfe Mawoini angelangt, fanden wir ein Obdach in der Kirche St. Michael, da uns die Dorfbewohner nicht aufnehmen wollten.

Von den ungewöhnlichen Beschwerden dieses Tages ermüdet, legte ich mich am Eingang der Kirche zum Schlafen nieder; aber ein Mönch, der vor einigen Monaten von Debra Tabor gekommen war, rief mich, durch unsere hülflose Lage gerührt, in seine Hütte, die er ganz nahe bei der Kirche errichtet hatte, und gab mir von dem heiligen Brod, das sonst kein Ungeweihter sehen oder kosten darf. Er steckte mir es heimlich in die Tasche, damit meine Knechte es nicht sähen, die nicht einmal der Hütte des heiligen Einsiedlers nahe kommen durften. Indeß zeigte ich es nachher meinen Leuten, die sich wunderten, daß es nur gewöhnliches Brod sey, das ihren Blicken so sorgfältig entzogen und als ein großes Geheimniß betrachtet wird.

22. April. Das entsetzliche Geschrei der singenden Priester, und noch mehr die Flöhe, eine Plage, welcher die in den Kirchen übernachtenden stets ausgesetzt sind, waren mir so lästig, daß ich mich mit der größten Ungeduld nach dem Morgen sehnte. Sobald es dämmerte, brachen wir auf, nachdem wir von den Priestern gestern Abend schon Abschied genommen hatten. Auf unserm jetzt gerade westwärts gehenden Wege sahen wir viele von Ubie zerstörte Dörfer, von dessen Grausamkeiten das ganze Land voll ist. — Um 9 Uhr etwa setzten wir über den Bach Gumalo, und hatten dann bis zu dem Dorfe Gumalo bedeutend zu

steigen. Von hier aus gings südwestlich einer ungeheuern Ebene zu mit nur wenig Erhebungen. Auf dieser angelangt erblickten wir Antalo am Fuße eines Berges, bedeutend über der Ebene erhaben. Aber erst um 4 Uhr erreichten wir den Ort. Da wir kein Nachtlager fanden, so gingen wir in die St. Georgskirche, ein prächtiges, von Ras Wolda Selassie errichtetes Gebäude. Die hiesigen Priester waren besser gekleidet als alle die ich bisher auf der Reise gesehen; aber sie betrugen sich auch sehr hochmüthig, namentlich der Alaka, der ganz verächtlich auf mich armseliges Wesen herab sah. Er erlaubte mir nicht in dem Häuschen, Decha Salama genannt, am Eingang der Kirche zu übernachten, wo doch Fremde gewöhnlich untergebracht werden. Indeß verschaffte er mir ein Gemach in der Nähe, das aber voll Weiber und Soldaten war, die Anfangs von des Alakas Verfügung nichts hören wollten, und die Weiber fingen an zu klagen: „woi Gipzi! woi Gipzi;" „Egypter! Egypter!" So heißen sie alle Europäer. Nur einer von den Priestern kam mich besuchen und ließ sich in ein religiöses Gespräch mit mir ein. Er kannte Gobat gut und sprach günstig von ihm. Er gab mir zwei Stücke Salz, um Honigwasser kaufen zu können; auch gab er uns etwas Brod, das mit dem der andern Priester für ein Abendessen hinreichte. Meine Leute zogen im Orte herum, aber ohne etwas zu erhalten, so daß wir Hunger gelitten hätten, wenn wir nicht in die Kirche gegangen wären. — Antalo hat einen bedeutenden Umfang; die meisten Häuser sind aber zerstört.

23. April. Wir machten uns in aller Frühe nach Chelikut, etwa zwei Stunden von Antalo, auf den Weg. Ein Trupp Soldaten, die zu Balgadaraia gingen, um mit ihm gegen Adowa zu ziehen, begleitete uns eine Strecke weit. Sie waren gutes Muths und versprachen sich den besten Erfolg von dem Unternehmen ihres Obern. Unser Weg war ziemlich eben. Nicht weit von Antalo sahen wir dicht am Wege eine ungeheure Schaar Paviane von weißlicher Farbe. Ich wunderte mich über die Ordnung in der

sie einhergingen: vor und hinter jeder Reihe gingen einige größere. Als wir ihnen nahe kamen, hielten sie ein wenig und gafften uns an. Sie gingen um eine kleine Erhöhung herum, dann auf die andere Seite unseres Weges, hielten wieder eine Weile an und zogen dann auf einen höhern Hügel, alles in der größten Ordnung. Von Chelikut zogen wir Adigrate zu. Mangel an Wasser und die große Hitze der Thäler machten uns das Wandern ziemlich mühsam. Der herannahende Abend mahnte uns an das unangenehme Geschäft, die Leute um ein Nachtlager anzusprechen. In dieser Absicht hielten wir in einem Dorfe Namens Arena Mariam, in einiger Entfernung vom Wege. Nachdem wir uns eine Zeitlang auf einer Stelle gelagert hatten, wo die Dorfleute uns sehen und unser Begehren errathen konnten, lud uns ein Mann zu sich, der vor seinem Hause einem kranken Farren zur Ader ließ und schickte uns in eine elende Hütte ganz nahe bei seiner Wohnung. Diese Hütte, in welcher er in der Nacht sein Vieh zu halten pflegte, war von einer Steinmauer umgeben, und nur ein Theil des Dachs war leicht mit Gras bedeckt. Da der Eigenthümer uns unaufgefordert eingeladen hatte, so wäre es seine Pflicht gewesen auch sonst noch für uns zu sorgen; allein es blieb uns selbst überlassen die Lebensmittel für die Nacht herbeizuschaffen. Meine Leute gingen betteln und brachten etwas Mehl zurück, das wir die Hausfrau baten zu Brod zu backen; allein sie wollte es nur unter der Bedingung thun, daß wir ihr einen Theil des Mehles überließen, das doch für mich und die Meinigen nicht halb hinreichte. Holz und Wasser sollten wir natürlich selber holen. Nach langem Wortwechsel gab sie uns endlich die nöthigen Gefäße zum Brodbacken mit dem Beifügen, sie thue dies um ihrer Seele willen.

24. April. Die unfreundliche Behandlung unsers Wirthes beschleunigte unsere Abreise von Arena Mariam. Das Land, das wir heute durchzogen, war dem gestrigen ganz ähnlich: wellenförmige Ebene. Auch Wasser mangelte wieder, und Dörfer oder Weiler kamen uns selten zu Gesicht;

der Boden steinig und wenig zum Anbau geeignet. Das erste Wasser fanden wir im Fluß Haikamesal, der in den Takasse fließt. Ehe wir diesen passirten, begegneten wir einem Mann, der, von unserm Mangel unterrichtet, uns etwas Basso gab. Dies ist Mehl aus gerösteter Gerste gemahlen, das mit Wasser gemischt nicht übel zu essen und auf der Reise leicht zu bereiten ist. Es war dies eine sehr dankenswerthe Gabe in unsern jämmerlichen Umständen. — Um Mittag herum trafen wir einen andern Mann, der uns weinend erzählte, er sey unterwegs durch Soldaten aller Lebensmittel, seines Schwertes und seiner Kleider beraubt worden. Wir bedauerten ihm nicht helfen zu können. Zugleich bewog uns die Besorgniß, im Laufe des Tages dasselbe Schicksal zu erleben, uns ängstlich nach denjenigen Orten umzusehen, die wir gefährlich glaubten und wo wir fürchteten Räuberbanden in die Hände zu fallen. Aber unser himmlischer Beschützer brachte uns wohlbehalten in ein Dorf Namens Maberka, wo, ungeachtet ein Flöhstall uns zur Wohnung angewiesen wurde und ein saures Gesicht und andere unfreundliche Behandlung unsere Herzen verwundete, wir mit einigen Bechern Bier und etwas Mehlspeise uns zufrieden gaben, im Vorausblick, daß wir doch täglich der Küste näher kämen.

25. April. Diesen Morgen sehr früh verließen wir Maberka und hielten hierauf einige Stunden im Dorfe Atzbie, wo ich hörte, daß vor einigen Tagen ein Europäer gewesen sey. Ehe wir in das Dorf kamen bemerkte ich eine aufgerichtete Steinmasse von 15 — 18 Fuß Höhe, die in der Entfernung einem zerbrochenen Obelisken ähnlich sah. Neugier zog mich dahin, und da fand ich Stücke davon auf der Erde herum liegen; aber von einer Inschrift oder Hieroglyphen konnte ich nichts wahrnehmen. Ich fragte einen Mann was dieser Stein bedeute, und erhielt die Antwort, es sey ein der heiligen Dreieinigkeit geweihtes berühmtes Kloster im Dorfe, und dieser Stein sey dazu errichtet worden, daß ein Mörder, der nach dem Kloster flüchte, wenn er einmal diesen Stein erreicht hätte, vor der

Rache des Verfolgers sicher wäre. — Von Atzbie unterwegs nahm das Fieber, das mich diesen Morgen befallen, noch mehr zu. Wahrscheinlich war es Folge der Nässe und Kälte, der ich in der letzten Nacht ausgesetzt war, indem ich, um der Plage der Flöhe zu entgehen, außerhalb des Hauses schlief. Zum Glück trafen wir denselben Mann wieder, der uns gestern das Basso gegeben hatte. Er sah uns bei seinem Dorfe, das nahe an der Straße war, vorbei gehen, lief uns nach, und lud uns in sein Haus ein. Dies war augenscheinlich vom HErrn; denn nicht nur hatten wir eine unrechte Straße nach dem Schoho-Lande eingeschlagen, sondern, was noch mehr war, mein Fieber besserte sich in seinem Hause. Ich nahm zuerst ein recht warmes Fußbad, trank dann etwas Kaffee und ging zu Bette. Als ich wieder aufstand war ich bedeutend besser. Dann aßen und tranken wir was unser freundlicher Wirth uns vorsetzte, und nachdem wir uns erfrischt, machten wir uns wieder auf den Weg. — Abends hielten wir im Dorfe Masaot, wo wir, von Niemand aufgenommen, in die Kirche St. Michael gingen. Wir fanden die Priester hier sehr leichtsinnig und ausgelassen.

26. April. Da ein Priester in Masaot war, welcher versprach in einigen Tagen nach Schoa zu reisen, so benützte ich diese Gelegenheit einige Zeilen an Capitän Harris zu schreiben, und ihn von meiner Ankuuft in Tigre zu benachrichtigen. — Wir schlugen den Weg nach Adigrate ein, erreichten um 9 Uhr den Marktplatz Guila und hielten um Mittag im Dorfe Agoddi. Hier gingen wir in ein Haus und baten um etwas Essen; man gab uns wieder Tello mit Oel und rothem Pfeffer gemischt. Unser Wirth klagte bitterlich über Ubies Grausamkeit, indem derselbe voriges Jahr diesen District plünderte und verbrannte. — Zu unserer Rechten sahen wir den hohen Berg Haramat, wo Kassai, ehe er durch einen Kunstgriff Ubies gefangen genommen wurde, sich vertheidigte. Ubie schwor acht Mal vor 90 Priestern, er werde Kassai kein Leid zufügen, wenn er sich und seine Burg übergebe. Kassai that es, wurde

aber sogleich in Ketten gelegt, und die Priester, welche Ubie an seine feierlichen Eide erinnerten, wurden ebenfalls eingekerkert. — Abends trafen wir den Statthalter eines Districts bei Adigrate. Wir meldeten uns bei ihm als unglückliche Fremde und sprachen seine Güte an; als er aber vernahm daß ich ein Engländer sey, wollte er nichts mit mir zu thun haben, denn er war den Franzosen gewogen. Der Unterschied zwischen beiden war ihm wohl bekannt; auch kannte er die Europäer in Adowa. Er sagte: „gehn Sie in welche Kirche Sie wollen." Wir gingen in eine Kirche; es war aber kein Priester da. Wir fragten nun nach dem Vorgesetzten; dieser meinte wir wollten uns bei ihm einnisten, und verließ augenblicklich, unter dem Vorwand von Geschäften, das Haus. Seine Frau schickte uns in ein anderes Haus: ihr Haus sey voller Vieh, so daß wir keinen Platz hätten. Als der Priester zurückkam und uns noch vor seiner Thüre sitzend traf, sprach er: „ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Sie diese Nacht nicht in mein Haus nehmen kann; gehn Sie nur auf der Stelle." Ich antwortete: „nun gut, Sie sind ein Priester wie ich; Sie wissen daß das Wort Gottes von den Christen und namentlich von den Priestern fordert, daß sie gegen Fremde, zumal wenn sie unglücklich sind, gütig seyen. Nehmen Sie mich nicht auf, so gehe ich unverzüglich; aber wissen Sie, daß Gott zwischen Ihnen und mir richten wird, wenn Sie Ihr Vieh mehr lieben als einen unglücklichen Nebenmenschen." Hierauf verließen wir ihn. — Da wir noch etwas Mehl bei uns hatten, so gingen wir in ein anderes Haus, um Brod daraus zu backen. Aber die Frau, die wir darum ansprachen, machte nur drei kleine Kuchen und warf das übrige Mehl in unsern Sack. Mittlerweile ließ uns der Priester sagen wir möchten zu ihm ins Haus kommen. Wir ließen uns jedoch zweimal von ihm rufen, ehe wir seine Einladung annahmen, um ihm unser Mißfallen an seinem Betragen zu erkennen zu geben. Wahrscheinlich brachte ihn mein letztes Wort, ehe ich ihn verließ, zur Besinnung. Er führte uns in einen Stall, worin wenigstens hundert

Rinder und eine Menge Schafe waren. Hier mußten wir nun ein Plätzchen aussuchen, wo wir nicht in Gefahr waren vom Vieh zertreten zu werden. Der Priester gab uns keinen Bissen Brod; kaum konnten wir einen Schluck Wasser bekommen, um unsern brennenden Durst zu stillen, da das Wasser weit her geholt werden mußte.

27. April. Wir brachen früh vom Dorfe Maschagheria-Mariam, unserm Nachtlager, auf und erreichten gegen 9 Uhr Adigrate. Ich ging in die St. Chirkos-Kirche, von der man mir sagte, sie sey von Eichinger, dem mit Gobat nach Tigre gekommenen Zimmermann, gebaut. Die Form im Innern ist wie die der andern Kirchen, nur regelmäßiger und ist reich mit Bildern von Löwen, Elephanten, Hyänen u. s. w. bemalt. Die Priester erinnerten sich noch Eichingers und Gobats. Einer von ihnen gab mir etwas Mehl und seine Frau buk uns einige Kuchen für die Reise. — Adigrate liegt in einer großen von Bergen umgebenen Ebene. Das Dorf ist nicht sehr groß und jetzt ist es fast ganz zerstört. Wir hielten uns hier nicht lange auf, sondern machten uns bald wieder auf den Weg. Beim Dorfe Mamberot gab uns ein Mann, den die Erzählung von unserer Reise rührte, etwas Bier und Basso. Er war geneigt uns etwas Korn zu verkaufen; aber ich hatte ja nichts ihm in Tausch zu geben. Da erbot sich mein Oberknecht Atku, seinen Gürtel zu verkaufen: er könne ja besser ohne Gürtel seyn als ohne Essen, meinte er. Nun kauften wir etwas Gerste und Saubohnen. Hierauf gingen wir in die Kirche von Mamberot; weil aber kein Priester da war, so konnten wir nicht darin übernachten. Nun bettelten wir im ganzen Dorfe um Obdach; aber nirgends fanden wir Zutritt, bis uns endlich ein Mann wieder einen Stall anbot, worin wir doch gegen die Kälte und die wilden Thiere geschützt waren. Wie weiter wir in Tigre kommen, desto ungastfreundlicher werden die Bewohner.

28. April. Mit Tagesanbruch traten wir unsere Wanderung wieder an. Wir gingen nordostwärts durch eine sehr felsige, wenig angebaute und bevölkerte Gegend. Hier

und da war ein Weiler am Wege. Im Dorfe Dagadi bekamen wir etwas Brod und Bier. Von da gings östlich. Um 3 Uhr erreichten wir Behat, wo wir zu bleiben gedachten, um uns nach dem Wege zu erkundigen und Mundvorrath für unsere Reise durch Schoho zu sammeln. Als wir uns aber an den Oberpriester wandten, den wir unterwegs getroffen hatten, erhielten wir die rohe Antwort: „da ist der Weg; sucht einen andern Ruheort; hier ist kein Platz für euch." — Behat ist ein großes Dorf in einer Ebene. Ehe wir in diese Ebene kamen hatten wir über einen sehr steilen Abhang hinunter, und jenseits des Dorfes wieder gegen Teltal, einem Theile von Schoho, hinauf zu steigen. Oben angelangt, waren wir wieder in einer weiten, aber reichlich angebauten und bevölkerten Ebene, denn überall herum lagen Dörfer. Diese Ebene ist die östliche Grenze von Tigre; weiterhin gegen Osten wohnen keine Christen mehr. — Ein Kaufmann hatte uns unterwegs gesagt, die Leute von Senafe seyen sehr schlimme und unduldsame Muhammedaner, und wir könnten ohne Führer oder sonstigen Schutz nicht der Schohogrenze nach reisen; daher rieth er uns in einem der vielen benachbarten Dörfer auf die Leute zu warten, die von einem nahen Markte kommend, morgen durch Senafe gehen würden; mit diesen könnten wir dann nach Tekunda gehen, von wo der Statthalter Aito Habta Michael uns nach Massowa senden würde. Diese Weisung war uns vom HErrn geworden: sie rettete uns das Leben; denn ohne sie wären wir weiter gewandert, und dann wären wir entweder von den Senafe-Leuten ganz ausgezogen oder von den Schohos ermordet worden, da wir den Weg nicht wußten und gewiß in Schohodörfer gerathen wären in der Meinung es seyen Tigredörfer.

So berathen gingen wir nun im Dorfe Chemasana in die St. Georgskirche. Der Alaka der Kirche war blind, zeigte aber einen guten Verstand. Er wußte von den Engländern und Franzosen. Er kannte auch Isenberg. Nach einem Gespräch über Fasten und genossener Erfrischung sandte uns der Alaka in das Dorf Meschaikh, wo einer

seiner Freunde uns eine Nachtherberge versprochen und von wo wir mit den Marktleuten am folgenden Morgen nach Tekunda reisen sollten.

29. April. Mit Anbruch des Tages begaben wir uns mit den Marktleuten auf den Weg. Es war ein wahres Glück, daß ich mich an diese Gesellschaft angeschlossen, da der Statthalter von Senafe, ein grimmig aussehender Schoho, am Wege stand und erklärte, daß der Egypter nicht durchkommen solle, er habe ihm denn einen Thaler gegeben. Ich sagte, ich hätte kein Geld, ich wäre aller meiner Habe von Adara Bille im Wollo-Lande beraubt worden. Aber er wollte mir nicht glauben und behauptete, die Egypter hätten immer Geld bei sich. Der Streit wurde lebhaft, da der Anführer der Marktgesellschaft zu meinen Gunsten sprach. Der Schoho sagte, die Marktleute möchten ihres Weges gehen, er wolle die Sache mit mir allein ausmachen; aber sie wollten nicht ohne uns weiter gehen, da sie wohl wußten, daß die Schohos uns morden und statt Geld unsere Kleider nehmen würden. Der Streit begann aufs Neue; aber der Schoho wollte mich nicht ziehen lassen. Der Anführer schlug nun vor, einen Boten an den Statthalter in Meschaikh zu schicken; ich aber wollte das nicht zugeben, da es uns zu lange aufgehalten hätte, und ich die Leute um meinetwillen nicht wollte warten lassen. Ich bot ihm ein Stück Zeug, das ich gegen die Sonnenstrahlen um meinen Kopf gewunden hatte. Dies warf ich dem Schoho zu Füßen und sagte: „dies ist alles was ich geben kann; seyd Ihr nicht zufrieden, so gehe ich zurück und nehme einen andern Weg ohne Euer Land zu berühren." Der Anführer des Zuges redete ihm zu, sich mit dem Zeug zu begnügen, das etwa fünf Stücke Salz werth war; aber er gab's noch nicht näher, bis sich ein allgemeines Geschrei wegen des langen Aufenthalts der Kaffila erhob, worauf man uns ziehen ließ. — Der Weg führte nun durch eine steinigte und waldigte Wildniß, ganz wie für Räuberbanden gemacht. Um 9 Uhr etwa kamen wir zu einem Brunnen guten Wassers, wo man hielt bis die

ganze Gesellschaft beisammen war; dann zertheilte sich die Kaffila, indem Jeder seinem Dorfe zuging. Einige gingen in der Richtung nach Halai im Norden, während wir mit einem Trupp Tekunda zugingen, das wir nach 10 Uhr erreichten. Da wir so elend aussahen, so achteten der Statthalter Habta Michael und sein Bruder Wolda Gaben anfangs sehr wenig auf uns. Der Statthalter fragte mich, ob ich ein Engländer sey, und ob ich Samuel Gobat und Herrn Schimper kenne? Da ich dies bejahte, wurde er schon etwas höflicher und gab uns etwas Brod und Saubohnen. Als er darauf hörte, Adara Bille hätte mich geplündert, sagte er, es seyen einige muhammedanische Pilger, Unterthanen jenes Häuptlings, bei ihm; ob ich mich nicht rächen und von ihren Kleidern nehmen wolle? Ich sagte: nein, das könne ich nicht; am allerwenigsten heute, am Charfreitag; denn Christus sey für alle Menschen gestorben, der Gerechte für die Ungerechten, und für seine Feinde, um ihre Schuld zu tragen, sie mit seinem Vater zu versöhnen und ihnen den Geist der Liebe und des Friedens zu geben. Mit diesem Beispiel von Liebe und Hingebung vor Augen, wäre es mir unmöglich Pilger ihrer Habe zu berauben, obgleich er mir die Erlaubniß dazu gäbe. — Aito Habta Michael wies uns dann ein großes neues Haus und Lebensmittel im Ueberfluß an. Ach wie froh war ich, endlich eine Ruhestätte gefunden zu haben, wo ich diese heiligen Tage in stiller Feier zubringen konnte!

30. April. Der Statthalter versprach diesen Morgen aus dem nächsten Schoho-Dorfe einen Führer zu bestellen, der uns nach Harkiko begleiten sollte, da die Schohos uns umbringen würden, wenn wir ohne einen Führer von ihnen durch ihr Land reisten; aber dieser Führer werde für seinen Gang nach Dohono oder Harkiko einen Thaler fordern. Ich sagte, ich hätte kein Geld, aber in Massowa würde ich mir welches verschaffen können. Er antwortete: „das thut nichts; der Schoho muß warten, und auch ich will warten, bis Sie Geld haben.“ Es ist nämlich Gebrauch,

daß der Schohoführer einen halben Thaler und der Statthalter den andern halben empfängt.

1. Mai. Diesen Morgen wollte der Statthalter mit dem Schohoführer den Vertrag abschließen; allein der Schoho wollte bezahlt seyn ehe er Tekunda verlasse. Das konnte ich nicht eingehen. Nun wollte er ich solle schwören, daß ich ihn in Dohono nicht im Stich lassen wolle. Ich erwiederte, ob ich schwöre oder nicht, es werde auf dasselbe hinauskommen, denn es hänge davon ab, ob mir in Harkiko oder Massowa Jemand Geld borgen wolle; bekomme ich Geld, so werde ich ihn bezahlen ohne Eid; bekomme ich keins, so würde auch mein Schwören ihm nichts helfen. Es wäre also besser er bestünde nicht auf dem Schwören, sondern ginge im Vertrauen auf mein Wort mit mir nach Dohono.

Endlich willigte der Schoho ein, und wir verließen sogleich Tekunda. Nach etwa 20 Minuten Gang kamen wir an die Quelle eines Flusses. So weit müssen die Leute von Tekunda gehen um Wasser zu holen. Tekunda ist ein kleiner Weiler auf einer Anhöhe, ist aber jetzt wichtig wegen des Verkehrs mit der Küste, und ich glaube ich sey der erste Europäer, der diesen neuen Weg gegangen ist, der jedoch nach etwa 3 Stunden Gehens wieder auf die alte Straße führt. Wir hatten eine gute ebene Straße durch eine waldige Wildniß. Unser Weg führte bei mehrern Begräbnißplätzen vorbei, und jedesmal sagte unser Führer einige Gebete her, die ich aber nicht verstand. Um 11 Uhr etwa kamen wir an die Stelle, wo der Weg von Tekunda mit dem von Halaia zusammentrifft. Ich erkannte mich sogleich wieder; und bald hernach kamen wir zu einigen hohen Bäumen, wo die Kameele gewöhnlich entladen und nach der Küste zurückgeschickt werden. Ich erinnerte mich der Stelle wohl, wo ich mich vor 4 Jahren wegen der Miethe von Ochsen, um mein Gepäck auf den Berg Schumfeito zu tragen, drei Tage mit den Schohos herumzankte. Hier sah ich in einer Entfernung von etwa 60 Schritten unter einigen Bäumen eine große wilde Ziege uns ganz

furchtlos nachschauen. Sie hätte ein treffliches Mittagsmahl gegeben, wären wir nicht durch Adara Bille unserer Flinten beraubt gewesen. Ich bat unsern Führer unter diesen Bäumen zu halten, um die vom Statthalter von Tekunda uns geschenkten Saubohnen zu verzehren. Wie dankbar war ich jetzt, daß ich nicht damals, als ich eben erst von Europa gekommen war, die Beschwerden zu erdulden hatte, wie meine jetzige Reise sie mit sich brachte! Damals hätte ich sie nicht zu ertragen vermocht. Während ich so in Gedanken war, kamen drei Schohos und forderten in ihrer gewöhnlichen ungestümen Weise einen Thaler von mir, denn sie seyen große einflußreiche Leute unter den Schohos. Ich wies auf einen Stein am Boden und sagte, das sey alles was ich ihnen geben könne. Nach langem Wortwechsel standen sie vom Thaler ab, wollten aber nun Kaffee, der ihnen auch versagt wurde. Endlich ließen sie uns ziehen. Wir übernachteten unter einigen großen Bäumen am Wasser nicht weit von Hamhammo. Eine herrliche kühle Luft erfrischte uns, und wir erlitten nicht die geringste Belästigung, da Niemand bei uns war als unser Führer. Ein großer Baumstamm wurde angezündet und brannte die ganze Nacht, wodurch die wilden Thiere weggescheucht wurden, die in dieser Gegend am Samhar sehr zahlreich sind.

2. Mai. Mit Sehnsucht erwarteten wir diesen Tag, der uns fast an das Ende dieser traurigen Reise bringen sollte. Wir standen um 4 Uhr auf; und obgleich ich meine Beine kaum noch bewegen konnte, in Folge des gestrigen ermüdenden Wegs durch das steinigte Bett eines Flusses, so gab mir doch der Vorausblick auf das baldige Ende meiner Reise fast übernatürliche Kraft. Wir wanderten beinahe den ganzen Tag ungeachtet der großen Hitze im engen Thale. Um 2 Uhr etwa kamen wir an eine Stelle, wo der Führer uns sagte, wir müßten Wasser mitnehmen, weil wir in dieser Jahreszeit bis Harkiko keines mehr antreffen würden. Wir füllten also einen großen Wasserschlauch, den der Statthalter von Tekunda uns auf den Weg mitgegeben hatte, mit dem Auftrag an den Führer, ihn wieder zurück-

zubringen. Wir reisten bis in die Nacht hinein; aber ich war so ermüdet und vom Schlaf übernommen, daß ich öfters auf der Straße niederfiel. Hunger und Durst quälten mich auch aufs äußerste; je mehr ich trank, desto durstiger wurde ich, und die wenigen Saubohnen, die wir noch übrig hatten, sättigten mich nicht. Als es Nacht war, bat ich unsern Führer uns irgendwo in der Wildniß ruhen zu lassen, da es mir nahezu unmöglich sey weiter zu kommen; aber er behauptete, das könne nicht seyn wegen der Beduinen und wilden Thiere; wir müßten noch weiter, bis er uns einen geeigneten Ort zeige. Ich sagte: „das thut alles nichts; laßt uns nur einige Stunden ruhen." Ich ging nun noch eine Weile; da aber der Schoho immer nicht nachgeben wollte, so legte ich mich auf den Boden hin und sagte: „Thut nun was ihr wollt, Halten oder Gehen; ich weiche nicht von dieser Stelle, bis ich einige Stunden ausgeruht habe." Jetzt fügte er sich, und wir ruhten auf dem Sande nur wenige Schritte vom Wege. Es war etwa 2 Uhr Morgens. Ein Trupp Schohos zog vorbei, aber ohne uns zu bemerken. Sie machten ein solches Geräusch, und sprachen so laut, daß sie unsere Leute nicht schnarchen hörten. Nur mein Führer und ich erwachten von ihrem Lärm. Sobald sie vorbei waren, beschlossen wir aufzubrechen. Der Mond ging so eben auf. Die ungeheure Ebene von Harkiko langweilte uns entsetzlich; wir sahen den Ort in der Ferne; aber so sehr wir uns auch anstrengten, er schien unerreichbar zu seyn. — Etwa 9 Uhr Morgens erreichten wir die Wasserbrunnen von Harkiko, denen wir herzlich zusprachen. Dann gingen wir halb lahm dem Hause des Statthalters zu, dem wir zum Glück auf der Straße begegneten. Er befahl seinen Dienern uns ein Zimmer zu geben und uns bequem zu machen. Ich legte mich mit unbeschreiblichem Freuden- und Dankgefühl gegen meinen himmlischen Vater auf ein Bett nieder. Ich lobte Ihn für die vielfältige Bewahrung, Errettung und Durchhülfe auf dieser langen beschwerlichen Reise.

3. Mai. Wie bereits erwähnt, langten wir diesen Morgen in Harkiko an und wurden vom Naib Hassan freundlich aufgenommen. Ich fragte gleich, ob im Hafen von Massowa ein englisches Schiff, das nach Aden fahre, zu Anker liege. Es hieß, ein englischer Skuner hätte erst vor drei Tagen den Hafen verlassen. Er hatte Hrn. Coffin von Aden herüber gebracht, und da ich hörte Hr. Coffin sey in Harkiko, so ging ich, obschon ich meine Beine kaum rühren konnte, gleich zu ihm. Da hörte ich nun allerlei wichtige Neuigkeiten von Europa und Egypten; aber am wichtigsten war mir die Nachricht, daß die Brüder Müller und Mühleisen, um derer willen ich zum Theil diese Reise gemacht, nach Egypten zurückgekehrt seyen. — Da ich ganz ohne Geld war, so bedeutete ich dem Statthalter von Harkiko, daß ich welches zu borgen wünschte; allein er vermied alle Geldgeschäfte.

4. Mai. Diesen Morgen reiste ich nach Massowa ab, und zwar zu Lande; aber meine Füße waren so schlimm, daß ich es vorzog barfuß, wie ein Abessinier, zu gehen. In Massowa fand ich Wohnung bei Hrn. Coffin; aber auf die freundliche Einladung des französischen Consuls, Herrn de Goutin, dessen Beistand ich sehr viel zu verdanken habe, zog ich zu ihm. Sobald er meine Ankunft erfuhr, kam er mich besuchen und bot mir seine Dienste an. Ohne mich je gesehen zu haben, ohne zu wissen, ob er mir trauen könne, und ohne zu fragen, welcher Nation ich angehöre, bot er mir so viel Geld an, als ich für meine Reise nach Aden bedürfe.

Missions-Zeitung.

Die den Gesellschaften beigesetzten Jahreszahlen zeigen das Jahr ihrer Entstehung oder des Anfangs ihrer Missionsthätigkeit an.

Die Zahlen zur Seite der Namen der Missionare oder Stationen u. s. w. in der Missions-Zeitung deuten auf die Gesellschaft zurück, welcher dieselben angehören. Die mit * bezeichneten Missionare sind Zöglinge der Basler-Anstalt.

Abkürzungen: M. (Missionar), K. (Katechet), m. F. (mit Familie), m. G. (mit Gattin), † (gestorben).

Evangelische Missionsgesellschaften im Jahr 1849.

Deutschland & Schweiz.

1. Brüdergemeinde. 1732.

Arbeiter und Arbeiterinnen: 281.

Stationen:	
Grönland	4
Labrador	4
Nordamerica	5
Mittelamerica	1
Westindien	38
Guiana	7
Südafrica	8
Neu-Holland	1
	68

Einnahmen im Jahr 1848:	145,161 fl.
Ausgaben	174,629 fl.
Rückstand	31,680 fl.

2. Missions-Anstalt zu Halle. 1705.

3. Evangelische Missionsgesellschaft zu Basel. 1816.

Arbeiter und Arbeiterinnen: 62.

Katechisten: 42.

Stationen:	
Südwest-Ostindien	11
Ost-Bengalen	4
China	1
Westafrika	3
	19

Einnahmen i. J. 1848:	133,783 fl.
Ausgaben	115,339 fl.

Zöglinge in der Missionsanstalt: 26.

Zöglinge in der Voranstalt: 20.

4. Rheinische Missionsgesellschaft zu Barmen. 1828.

Arbeiter und Arbeiterinnen: 63

Nationalgehülfen: 23

Stationen:	
Südafrika	14
Borneo	4
China	7
	25

Einnahmen i. J. 1848:	63,529 fl.
Ausgaben	77,850 fl.
Rückstand	24,201 fl.

5. Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden, in Berlin. 1824.

Arbeiter und Arbeiterinnen: 25.
Stationen: Südafrica 10.
Einnahmen i. J. 1848: 39,891 fl.
Ausgaben: 43,988 fl.

Frauen-Verein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande, in Berlin.

6. Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden, in Berlin. 1822.

7. Evangelischer Missionsverein zur Ausbreitung des Christenthums unter den Eingebornen der Heidenländer (sonst Pred. Goßner's) in Berlin. 1836. *

Arbeiter und Arbeiterinnen, ohne die unter den deutschen Gemeinden in Nordamerica, und die an andere Gesellschaften übergegangen sind, etwa 50.

Stationen:	Ostindien	8
	Australien	1
	Tschathaminsel	1
		10

Einnahmen: 9000 fl.

8. Lutherische Missionsgesellschaft in Leipzig. 1836.

Arbeiter: 12.

Stationen:	Australien	1
	Ostindien	5
	Nordamerica	1
		7

Einnahmen i. J. 1848: 19,821 fl.
Ausgaben 19,172 fl.
Einnahmen i. J. 1849: 31,150 fl.

9. Norddeutsche Missionsgesellschaft in Hamburg. 1836.

Arbeiter: 12.

Stationen:	Ostindien	1
	Neuseeland	2
	Westafrica	1
		4

Einnahmen i. J. 1847: 12,495 fl.
Ausgaben 17,250 fl.

10. Missionsgesellschaft zu Lausanne. 1826.

Niederlande.

11. Niederländische Missionsgesellschaft zu Rotterdam. 1797.

Arbeiter: 15.

Stationen:	Molukken	4
	Celebes	7
	Java	2
		13

Einnahmen: 66,823 fl.
Ausgaben: 73,875 fl.

England.

12. Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß. 1647.

13. Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums. 1701.

Arbeiter (ein großer Theil Prediger an christlichen Gemeinden): 423.

Stationen (zum großen Theil Pfarreien):

Britisch Nordamerica	260
Westindien	30
Guiana	10
Ostindien	38
Australien	43
Neuseeland	3
Südafrica	4
Seychelles	1
	389

Einnahmen i. J. 1848: 1,141,896 fl.
Ausgaben 952,224 fl.

Anmerkung. Von den mit * bezeichneten Gesellschaften ist Mangel neuen Berichtes der vom vorigen Jahr wieder aufgenommen worden.

14. Baptisten-Missionsgesellschaft. 1792.

Europäische Arbeiter und Arbeiterinnen: 83.
Eingeborne Prediger und Lehrer: 145.

Stationen:		
	Ostindien und Indischer Archipel	42
	Westafrica	4
	Westindien	8
	Nordamerica	8
		62

Einnahmen: 286,164 fl.
Ausgaben: 282,714. fl.

15. Allgemeine Baptisten-Missionen. (General Baptists.) 1816.

Europäische Arbeiter: 9.
Eingeborne 11.

Stationen:		
	Ostindien	4
	China	1
		5

Einnahmen: 30,415 fl.
Ausgaben: 31,080 fl.

16. Wesley-Methodisten-Missionsgesellschaft. 1786.

Missionare: 218. Gehülfen: 847.

Stationen:		
	Ostindien	23
	Australien	15
	Neuseeland	14
	Südseeinseln	7
	Südafrica	40
	Westafrica	13
	Westindien und Guiana	49
	Nordamerica	95
		256

Einnahmen i. J. 1848: 1,249,524fl.
Ausgaben: 1,337,910 fl.
Ausfall: 160,305 fl.
Einnahmen i. J. 1849: 1,340,228fl.

17. Londoner Missionsgesellschaft. 1795.

Arbeiter: 169.

Stationen:		
	Südseeinseln	25
	China	4
	Ostindien	21
	Südafrica	27
	Mauritius	1
	Westindien und Guiana	27
		105

Einnahmen: 774,096 fl.
Ausgaben: 806,864 fl.

18. Kirchliche Missionsgesellschaft. 1799.

Europäische Arbeiter und Arbeiterinnen, ohne die Frauen der Missionare, 169; im Land geborne und eingeborne Arbeiter und Arbeiterinnen 1336.

Stationen:		
	Westafrica	17
	Mittelmeer	3
	Ostafrica	1
	Ostindien	48
	China	2
	Neuseeland	23
	Westindien und Guiana	3
	Nordamerica	7
		104

Einnahmen i. J. 1848: 1,212,036fl.
Ausgaben: 1,184,862 fl.
Einnahmen i. J. 1849: 1,251,280fl.
Ausgaben: 1,004,525 fl.

19. Londoner Juden-Missionsgesellschaft. 1808.

Arbeiter 76, worunter 38 gläubige Israeliten.

Stationen:		
	England und Irland	4
	Syrien u. Palästina	4
	Mesopotamien	1

Egypten	1
Türkey	3
Triest	1
Krakau	1
Polen und Posen	5
Preußen und Deutschland	8
Schweden	1
Holland	2
Frankreich	1
	32

Einnahmen: 328,128 fl.
Ausgaben: 310,426 fl.

20. Brittische Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums unter den Juden. 1843.

(Kein Bericht.)

21. Schottische Missionsgesellschaft. 1796.

(Kein Bericht.)

22. Mission der vereinigten presbyterianischen Kirche Schottlands. 1847.

(Kein Bericht.)

23. Mission der schottischen Staats-Kirche. 1830.*

Arbeiter: 9.
Stationen: Ostindien 4
Einnahmen: 43,819 fl.

Judenmission:

Arbeiter 5.

Stationen:		
	London	1
	Carlsruhe	1
	Tunis	1
	Cotschin	1
		4

24. Mission der freien schottischen Kirche. 1843.

Missionare 29; eingeborne Prediger und Katechisten etwa 30.

Stationen:		
	Ostindien	5
	Südafrica	4
		9

Einnahmen: 136,788 fl.

Judenmission:

Arbeiter: 18.

Stationen:		
	Pesth	1
	Jassy	1
	Preußen	2
	Damascus	1
	Constantinopel	1
		6

Einnahmen: 11,388 fl.
Ausgaben: 77,299 fl.
Schuld: 53,213 fl.

25. Missionen der reformirten presbyterianischen Kirche Schottlands. 1845.

(Kein Bericht.)

26. Welsche und ausländische Missionsgesellschaft. 1840.

(Kein Bericht.)

27. Mission der irländischen presbyterianischen Kirche. 1840.

(Kein Bericht.)

28. Frauengesellschaft für weibliche Erziehung im Auslande. 1834.

Arbeiterinnen: 13.

Stationen:		
	China	1
	Hinterindien	1
	Ostindien	4
	Südafrica	1
	Jerusalem	1
		8

Einnahmen: 23,750 fl.
Ausgaben: 17,560 fl.

Frankreich.

29. Missionsgesellschaft zu Paris. 1824.

Arbeiter: 19.

Stationen: Südafrica 13
Einnahmen i. J. 1848: 76,360 fl.
Ausgaben: 27,790 fl.
Cassabestand: 41,472 fl.
Einnahmen i. J. 1849: 58,371 fl.
Ausgaben: 32,277 fl.
Cassabestand: 67,566 fl.

Dänemark.

30. Dänische Missionsgesellschaft. 1821.

(Kein Bericht).

Schweden.

31. Schwedische Missionsgesellschaft in Stockholm. 1835.

Arbeiter 7 (5 Schullehrer und 2 Reisekatecheten).
Stationen (Schulen): Lappland 5
Einnahmen 11,293 fl.
Ausgaben: 5403 fl.
An andere Missionsgesellschaften und Missionen abgegeben 5870 fl.

32. Missionsgesellschaft in Lund. 1846.

Arbeiter 2.
Station: China 1
Einnahmen i. J. 1848: 10,398 fl.
Ausgaben für eigene Rechnung 2628 fl.
An andere Missionen abgegeben 500 fl.
Vermögen: 23,314 fl.

Norwegen.

33. Norwegische Missionsgesellschaft in Stavanger. 1842.

Arbeiter 4.
Station: Südafrica 1
Einnahmen i. J. 1848: 8340 fl.
Ausgaben für eigene Rechnung 3379 fl.
Der luther. Mission in Trankebar 1333 fl.
Vermögen: 27,887 fl.
Einnahme i. J. 1849: 8084 fl.
Ausgaben für eigene Rechnung 7590 fl.
An die Leipziger und Pariser Missionsgesellschaft abgegeben 2134 fl.
Vermögen: 26,248 fl.

Nordamerica.

34. Baptisten-Missionsgesellschaft. 1814.

Europäische Arbeiter und Arbeiterinnen 109
Nationalprediger und Gehülfen 194.

Stationen:		
	China	2
	(Nebenst. 3)	
	Hinterindien	14
	(Nebenst. 82)	
	Vorderindien	4
	Westafrica	1
	Europa	30
	Nordamerica	12
		63

Einnahmen: 263,815 fl.
Ausgaben: 252,804 fl.

35. Americanische Missionsgesellschaft. 1810.
(Board of Foreign Miss.)

Arbeiter und Arbeiterinnen ausgesandt 405
Nationalprediger und Gehülfen 128

Stationen:		
	Südafrica	8
	(Nebenst. 3)	
	Westafrica	3
	Griechenland	1
	Türkei	2
	(Judenmission)	
	Armenier	7
	(Nebenst. 2)	
	Syrien	4
	(Nebenst. 2)	
	Nestorianer	1

Ostindien	27
(Nebenst. 11)	
Hinterindien	1
Borneo	1
China	3
Sandwichinseln	19
Nordamerica	24
(Nebenst. 3)	
(Nebenstationen 21)	
	101

Einnahmen: 724,255 fl.

36. Bischöfliche Methodisten-Missionsgesellschaft. 1819.

Missionare 92

Stationen:		
	Westafrica	10
	Nordamerica	4
	Südamerica	1
	China	1
		16

Einnahmen: 210,113 fl.

37. Mission der bischöflichen Kirche in Nordamerica. 1830.

Arbeiter und Arbeiterinnen 20; worunter 2 Missionsbischöfe, nebst einer Anzahl Nationalgehülfen.

Stationen:		
	Griechenland	1
	Türkei	1
	Westafrica	5
	China	1
		8

Einnahmen: 103,633 fl.
Ausgaben: 102,084 fl.

38. Mission der presbyterianischen Kirche. 1802.

Arbeiter und Arbeiterinnen 108, außer einer Anzahl Nationalgehülfen (etwa 20).

Stationen:		
	Ostindien	9
	China	2
	Hinterindien	1
	Westafrica	4
	Nordamerica	7
	Judenmission:	
	New-York	1
		24

Einnahmen: 275,203 fl.

---

1. Nachrichten aus der Heimath.

England. Vom 26. April bis und mit 21 Mai, in London: Jahresfeste der Bibel- und Missionsgesellschaften, sowie anderer religiöser und wohlthätiger Gesellschaften und Vereine, 36 im Ganzen.

Frankreich. Vom 8. bis 23. April, in Paris: Jahresfeste der Bibel- und Missionsgesellschaften, sowie anderer protestantischer und wohlthätiger Gesellschaften und Vereine, 9 im Ganzen.

---

2. Nachrichten aus den Missionsgebieten.

China. Schanghä. Nach Berichten von hier sind gegenwärtig in dieser Stadt drei Kirchen im Bau begriffen: eine von der englisch-bischöflichen Missionsgesellschaft, eine von der bischöflichen Kirche in Nordamerica, und eine von der Baptisten-Mission von Nordamerica.

Emui. Miss. Doty (35) meldet die Taufe einer alten Frau und ihrer zwei Söhne am 29. Juli 1849, in der neuen Kirche ihrer Mission.

Miss. Lechler * (3) taufte am 21. October 1849 in Jamzeo zwei Chinesen, Toa und Gneng, und am 4. November in Tienkang, von wo er vor einem Jahre krank sich flüchten mußte, fünf weitere Chinesen: Supek, Sukiet, Sammut, Hemon und Julong. Nach beiden Anläßen hielt er mit den Getauften das heilige Abendmahl.

Der chinesische Verein. Nach der Abreise des Dr. Gützlaff übernahm Miss. Hamberg * (3) die Leitung dieses Vereins. Aber in Folge einer Untersuchung, die eine Anzahl von Missionaren verschiedener Gesellschaften über den Charakter und das Betragen der Mitglieder des Vereins anzustellen sich veranlaßt sahen, und welcher auch Hamberg beiwohnte, fühlte sich letzterer bewogen, sich von dem Verein gänzlich zurückzuziehen und die ihm bisher zur Seite gestandenen Prediger und Schriftenvertheiler zu entlassen.

Hinterindien und Archipelagus.

Arracan. Miss. Beecher (34) in Sandoway schreibt unterm 16. August 1849 von den Pwo-Karenen: „Wir haben nun 300 getaufte Pwos, und 200 weitere warten auf die Taufe. Die eingebornen Prediger der Sgaus sagen, die Pwos seyen eben so zahlreich, wo nicht zahlreicher als ihr eigener Stamm, und sie verlangten schon seit Jahren nach Erklärung der Religion Jesu in ihrer eigenen Sprache, um sie gründlich zu verstehen."

Java. Am 8. Dec. 1848 taufte Miss. Jellesma (11) im Dorfe Modschowarno, 17 Stunden von der Station Surabaia, 56 Eingeborne, Junge und Alte, nachdem sie von dem javanesischen Prediger Paulus gründlich im Christenthum unterrichtet worden waren. Es geschah dieß in Folge eines Briefes, den Jellesma im November von dem Dorfsoberhaupte erhielt, worin dieser ihm meldet, daß er selbst und viele andere aus seinem Dorfe, Frauen und Kinder inbegriffen 60 Personen, den christlichen Glauben angenommen hätten und darum getauft zu werden wünschten. Jellesma sagt in seinem Bericht hierüber: „So besteht also nun in Modschowarno eine javanische Christengemeine. Der Vorsteher des Dorfes ist einer der lebendigsten Christen. Es sind jetzt nur noch 15 Muhammedaner hier übrig." — Gegen Ende des Monats December taufte er ferner im Dorfe Sidokaree 16 Erwachsene aus mehreren Ortschaften, die auf verschiedenen Stufen des Unterrichts standen, aber alle ein redliches Verlangen nach dem Heil ihrer Seelen kund gaben. — An einem andern Orte, Sringat, taufte Jellesma Anfangs März 1849 21 Personen, Männer und Frauen und Kinder, die durch einen andern Eingebornen, Namens Matthäus, unterrichtet worden waren. Von diesen sagt er: „Die erwähnten Javanesen waren einfältige Seelen; nur zwei derselben konnten ein wenig lesen; doch konnten sie alle auf die Fragen über die Hauptlehren des Evangeliums fertig antworten."

Ober- und Niederindien.

Assam. Miss. Barker (34) in Gowahatti schreibt im August 1849: „Seit einiger Zeit hat sich mir die Ueberzeugung sehr stark aufgedrungen, daß wir mehr für die Katscharis thun sollten als bisher. Sie sind unsre Nachbaren, sprechen Assamesisch, sind keine Hindus, sind das arbeitsamste und kräftigste Volk von Assam, und verdienen meiner Meinung nach viel mehr den Namen der Karenen von Assam als die Nagas. Die Karenen sind ein ruhiges, arbeitsames, ackerbauendes und einiges Volk. Dasselbe sind die Katscharis; während die Nagas ein wildes, kriegerisches, uneiniges und zerstreutes Geschlecht sind. — Die Katscharis sind viel zugänglicher als die Assamesen. Es ist ungemein schwierig, assamesische Kinder, ausgenommen Waisen, in die Schule zu bekommen. Nicht so mit den Katscharis: deren könnten wir jetzt so viele bekommen, als wir zu unterhalten vermöchten."

Burdwan. Hier wurde zu Weihnachten 1849 die neue Missionskirche (18) eingeweiht. Miss. Weitbrecht * (18) hielt die Einweihungspredigt, welcher etwa 300 Zuhörer, worunter gegen 250 Eingeborne, meist Christen, beiwohnten. Die Kosten des Baues wurden durch freiwillige Beiträge bestritten. Die Kirche ist im gothischen Style erbaut, und soll eine der größten und schönsten in Indien seyn.

Mirzapor. Miss. Artope (8) schreibt unterm 15. Juni 1849: Vor zwei Jahren kam ein Muhamedaner mit seiner ganzen Familie zu uns, ließ sich unterrichten, und ist nun vor zwei Monaten mit der ganzen Familie getauft und der Gemeinde des HErrn zugethan."

Muzufferpor. Miss. Brandin (8) meldet am 1. Dec. 1849: „Hier hat uns der HErr doch schon 10 Familien und 18 Waisenmädchen geschenkt, die in den Tod Jesu getauft sind. Unsre fünf Schulen werden auch sehr besucht: 250 Kinder kommen regelmäßig."

Vorderindien. Madura. Miss. Tracy (35) meldet unterm 29. September vor. J. von einer geistlichen Erweckung in ihrem dortigen Seminar und in der Gemeinde: „Eine Erzählung von der neulichen Erweckung unter den Nestorianern erregte in Lehrern und Zöglingen ein Verlangen nach einer ähnlichen Segnung unter ihnen selbst. Mehrere Gemeindeglieder fühlten sich zum Gebet getrieben, und nachgehends wurde ein besonderer Tag zum Gebet und Fasten bestimmt. In den Versammlungen herrschte großer Ernst, und einige der Eingebornen beteten mit ungewöhnlicher Salbung. Mehrere der hoffnungslosesten Zöglinge erkannten sich als verlorne Sünder und suchten Gnade unter Jesu Kreuz. Ihrer neun oder zehn gaben Hoffnung wiedergeboren zu seyn, und verschiedene Andere fragen mehr oder weniger angelegentlich was sie thun müssen, um selig zu werden."

Nagpur. Miss. Hislop (24) beklagt in seinem Brief vom 10. Nov. 1849 den Abfall eines getauften Hindus, Namens Perumal, in

Folge der Verfolgung durch seine Verwandten. Indeß war er doch zu erleuchtet, um ins Heidenthum zurückzukehren: er trat in die zwischen dem Christen- und Heidenthum in der Mitte stehende römisch-katholische Kirche. — Einen Ersatz fand die Mission in der Bekehrung eines andern Hindu desselben Namens, der bei der Predigt des eifrigen eingebornen Katechisten Samuel diesen mit andern Heiden anfangs verfolgte, nach und nach aber doch nebst seiner Frau für Christum gewonnen wurde. Ehe ihm jedoch die Taufe ertheilt werden konnte, erkrankte er und starb nach vierwöchentlichem Aufenthalt im Spital im fröhlichen Glauben an seinen Heiland.

Bombay. Miss. Isenberg (18) schreibt unterm 17. Dec. 1849: „Unsre Mission steht jetzt, Gottlob, ordentlich. Wir haben 19 Taufen gehabt; nämlich hier 5, in Astagam 5, in Nassik 9. Unsre Gemeinen von getauften Eingebornen bestehen, hier aus 47, in Nassik aus 40, in Astagaum aus 18, in Malligaum aus 11, zusammen aus 116 Personen. Die Schülerzahl in Bombay ist 882, in Nassik 315, in Januir 150, in Malligaum gegen 10, zusammen 1357." — Im Januar dieses Jahrs durfte Miss. Rogers (18) in Malligaum abermals 13 Eingeborne durch die Taufe in die Kirche Christi aufnehmen.

Nestorianer. Die Missionare Perkins und Stocking (35) kehrten nach ihrem Besuch in Mosul (M. Z. 1849. H. 4. S. 145.) über das kurdische Gebirge nach Urumia zurück. In ihrem Bericht von dieser Reise heißt es unter Anderm von Amadia: „Gerade hier ist jetzt der Kampfplatz zwischen den Nestorianern und Papisten. Letzeere sind allmählig vorgerückt und haben fast allen Boden unter den Nestorianern von Mosul und Elkusch bis Amadia in Beschlag genommen, und streben sehr ernstlich nach dem Ganzen, damit sie den Krieg um so sicherer in die Nestorianer-Gebiete des Inneren Kurdistans führen könnten. Innerhalb der letzten 5 oder 6 Jahre sind die großen Dörfer Arabin und Inisch, in der Nähe von Amadia, ihre Beute geworden; und ein Gebirgsbewohner aus dem District Bast, der von Elkusch nach Rom geschickt, dort zum Jesuiten erzogen worden war, ist nun hier auf seiner Heimreise in das Gebirge, wo er seinen Missionsberuf zu treiben gedenkt." — Als Ergebniß ihrer Reise empfehlen die Missionare die unmittelbare Besetzung von Mosul als eine Missionsstation, und sodann die der beiden bedeutenden Orte Gawar und Amadia, an den Gränzen von Kurdistan.

In Urumia traf der merkwürdige Fall ein, daß genau ein Jahr nach dem Anfang der letzten bedeutenden Erweckung, am 14 Januar, in der Knabenanstalt zu Seir eine neue Erweckung begann, die sehr tief ging und auch weiter in der Gemeinde und in der Mädchenanstalt sich äußerte. Im Seminar in Seir waren 44 Knaben.

Armenier. Aintab. Der in der letzten Missionszeitung erwähnte

Wartabed von Arabkir, der eine Zeitlang Hoffnung gab, ein nützliches Werkzeug für das Reich Gottes zu werden, hat sich nicht bewährt: er liebte die Welt mehr als Christum, und ist darum zu seiner fleischlichen Kirche zurückgekehrt.

Zwei Tagereisen nordwestlich von Aintab liegt Marasch. Nachrichten von einem reigiösen Forschungsgeist in dieser Stadt veranlaßten Miss. Schneider (35) in Aintab im October vorigen Jahrs einen eingebornen Bruder dorthin zu senden, um sich näher über den Stand der Dinge zu erkundigen. Er fand bald Eingang bei einer Anzahl wahrheitliebender Armenier und wurde fleißig von ihnen besucht. Aber schnell erhob sich auch eine feindliche Partei und bewog den Pascha durch falsche Vorstellungen, diesen Bruder ohne alle Untersuchung aus der Stadt zu entfernen. — Dieser Kunde fügt der Missionar bei: „Indeß ist ein guter Anfang gemacht worden. Ihrer 5 oder 6 sind redliche Freunde und Forscher der Wahrheit, und 15 Andre sind günstig gestimmt. Sie haben um Bücher bitten lassen und den Wunsch ausgesprochen, mit unsern Brüdern einen Briefwechsel zu unterhalten.“ — In Aintab selbst hat das Werk Gottes seinen steten und sichern Fortgang. Unterm 8. November 1849 heißt es in Miss. Schneiders Tagebuch: „Gestern Abend hatten wir eine Gemeindeversammlung, deren Absicht war, Ausschüsse, die man Besuch-Ausschüsse nennen könnte, anzuordnen. Dreißig Gemeineglieder wurden erwählt und in zehn Gesellschaften vertheilt, deren Geschäft seyn wird, an den Abenden, an welchen kein Gottesdienst gehalten wird, diejenigen ihrer Freunde und Nachbaren zu besuchen, die sich geneigt finden, sie aufzunehmen. Die Absicht hiebei soll seyn, ihnen die Wahrheit auf eine freundliche Weise nahe zu legen, und die Leute zur Wahrung ihres Seelenheils zu ermahnen. Alle Anwesenden erfaßten die Sache mit warmem Herzen.“ — Auch in dem ganz armenischen Dorfe Kissab ist eine Zahl von 10—15 aufgeklärte Bibelforscher, worunter 5 oder 6 Hauptpersonen. Um aber Verfolgung zu vermeiden, können sie sich noch nicht entschließen, sich förmlich von ihrer alten Kirche zu trennen, bis sie eine beträchtliche Zahl für sich gewonnen haben, um der Verfolgung dann besser widerstehen zu können.

Levante. Constantinopel. Unter den bisher dem lautern Evangelio so entfremdeten Griechen dieser Hauptstadt hat sich doch in jüngster Zeit eine Anzahl der Wahrheit, oder den Missionaren (35) genährt. Ein junger Mensch hat sogar von Seiten des griechischen Patriarchen schwere Verfolgung zu erdulden gehabt und wäre, wenn die türkische Regierung nicht auf die Vorstellungen der Missionare gehört hätte, verbannt worden. Miss. Goodell schreibt unterm 6. März dieses Jahres: „Die religiöse Regung unter den Griechen nimmt allmählig zu. An den 4 letzten Sonntagen wohnten durchschnittlich 18 dem griechischen Gottesdienste bei. Hr. Panajotes, der seit Anfang dieser Mission als Lehrer, Uebersetzer u.

s. w. bei uns war, hält diese Versammlung. Ihrer Mehrere erklären sich öffentlich als Protestanten und sind so der Herrschaft des Patriarchen entzogen. Später wurden die protestantischen Griechen wohl eine eigene Gemeinde für sich bilden."

Miss. King (35) in Athen schreibt unterm 18. Oktober 1849: „Ich habe seit einigen Tagen viel mit italienischen Flüchtlingen aus Rom zu schaffen und habe ihnen in drei Tagen gegen 50 Bibeln und Testamente verkauft. Mehrere haben sich mir als vollkommen überzeugt erklärt, daß die römisch-katholische Religion nicht die Religion Christi sey. Einer wollte von mir 500—1000 italienische Bibeln von Diodati zur Vertheilung. Derselbe sagt, er sey als Knabe 11 Tage auf Wasser und Brod in ein Zimmer eingesperrt worden, weil man eine italienische Bibel bei ihm gefunden habe.

Westafrica. Liberia. Miss. Bastion (36) in Monrovia meldet in seinem Brief vom 12. November 1849 von einer sehr ausgebreiteten Erweckung in der Stadt und Umgegend. Der Bericht schließt mit folgender Bemerkung: „Alle Orte, wo sich die Erweckung kund gegeben, zusammengenommen, sind weit mehr als 100 bekehrt worden, von welchen sich die meisten an die bischöfliche Methodisten-Kirche angeschlossen haben."

Sierra-Leone. Miss Frey* (18) in Waterloo taufte am Pfingstsonntag, den 27. Mai vorigen Jahres, 15 Männer, alle, mit Ausnahme eines einzigen, vom Joruba-Volke. — Am Trinitäts-Sonntag, den 3. Juni, taufte Miss. Haastrup* (18) in Kissey 40 Männer von 10 verschiedenen Negerstämmen.

Drei in Sierra-Leone gebildete Katechisten, Namens Thomas King, James Barber und James White, alle 3 vom Joruba-Stamm, sind der Abbeokuta-Mission beigesellt worden, um unter ihren eigenen Landsleuten das empfangene Licht zu verbreiten. Der erstgenannte, Th. King, ist derjenige, der, damals Schullehrer, die Niger-Expedition begleitete. (Siehe Magazin Jahrg. 1845, H. 1.)

Abbeokuta. Miss. Crowther (18) schreibt unterm 3. August 1849: „Heute ist diese Mission 3 Jahre alt. Was hat nicht Gott gewirkt in dieser kurzer Zeit des Kampfes zwischen Licht und Finsterniß! Es sind ihrer wenigstens 500, die unter dem beständigen Einfluß der Gnadenmittel stehen; etwa 80 Communicanten und gegen 200 Tauf- und Abendmals-Candidaten. Sehr viele Heiden beten ihre Götter nicht mehr an; Andre haben die ihrigen ganz weggeworfen und sind nicht ferne vom Reiche Gottes. Das Evangelium ist in allen Theilen dieser ausgedehnten Stadt verkündigt worden. Die Religion Christi wird ein Gegenstand ihrer Gespräche bei ihren Kriegszügen, in den Bauernhäusern und auf entfernten Märkten."

Am 3. Juli wurde vom Häuptling Sagbua wegen Verfolgung einer Frau, um ihres Christenbekenntnisses willen, Gericht gehalten und bei diesem Anlaß der Grundsatz völliger Glaubensfreiheit im Bereiche von Abbeokuta ausgespro-

chen. — Demungeachtet erhob sich im October darauf von Seiten der heidnischen Priesterschaft gegen einen Theil der gläubigen Einwohner Abbeokutas eine grausame Verfolgung. In Miss. Crowthers Tagebuch heißt es unter dem 10. October: „Als wir alle bei Miss. Hinderer * (18) versammelt waren, kam uns die Kunde zu, einige der Bekehrten in Itoku (einer Capellen-Station, siehe M. Z. 1848. H. 4. S. 211.) seyen ergriffen und im Rathhaus dieses Stadtheils in Fesseln gelegt. — 20. Oct. Heute brachen die Leute von Igbore gegen unsre Bekehrten los. — Sie kamen hinter 4 junge Leute, die bei uns wohnten, mit Keulen, Geißeln und Waffen, ein großer Haufe, singend und jauchzend, als jagten sie Dieben und Räubern nach. Die Füße der Gefangenen wurden durch Löcher in der Mauer gestoßen, deren einige 2 Schuh vom Boden angebracht waren. Vielen unsrer Bekehrten wurden, nachdem sie fast todt geschlagen worden waren, die Füße in diesen Löchern befestigt, und ihre Körper fünf Tage lang bei Tage der glühenden Sonne und des Nachts den Regengüssen ausgesetzt. Es gab von je her im Rathe der Verfolger Männer wie Nikodemus, Joseph und Gamaliel, die nicht mit ihnen stimmten. Dergleichen gab es nun auch hier, die unsre Leute erleichterten, sonst wären gewiß viele in dieser schrecklichen Lage umgekommen; und in diesem Fall wären alle Gefangenen, ihrer hundert, die wesleyanischen mitbegriffen, ums Leben gekommen; denn da sie alle wegen ihres Kirchengehens gefangen waren, so hätten, wenn Einer um dieser Ursache willen gestorben wäre, auch die Andern deswegen sterben müssen. — Die Weiber wurden grausam gegeiselt und gebunden, ihre Häuser geplündert, ihr Hausrath zerstört und ihre Hausthüren ausgehoben und fortgetragen. — Unter welchem Vorwand sie auch verfolgt wurden, die erste Frage nach ihrer Verhaftung an sie war: ob sie nicht wieder Ifa und Orisa anbeten wollten. Hierauf antworteten sie aber einhellig: „Nein." Zuerst wollte man sie durch Hunger nachgiebig machen, und 2 Tage lang wurde ihnen keine Speise gereicht. Allein unsre armen Dulder sagten, ihr Heiland habe in der Wüste 40 Tage und Nächte gefastet, und nun sey es sein Wille, daß sie seinem Beispiel folgen sollten. — Sie trösteten einander in der Gefangenschaft und beteten für ihre Verfolger, wie Christus that. — 25. Oct. So ist also meine Gemeine jetzt auf wenige Sierra-Leone Emigranten, außer einigen Eingebornen aus andern Stadttheilen, wo die Verfolgung noch nicht ausgebrochen ist, herabgeschmolzen; meine 50 Communicanten auf 24; meine 48 Täuflinge auf 9; die 36 Schulkinder auf 16." — Am Schluß der Mittheilung, den 3. November, schreibt Crowther: Vor 14 Tagen konnten die Brüder Müller und Hinderer nicht einmal durch die Straßen gehen, ohne von den Babbalawos (Priestern) beschimpft zu werden. Allein die Sache wendet sich jetzt. Bruder Müller ging letzten Donnerstag in die Toko-Capelle und hatte eine

zahlreiche Zuhörerschaft. Die Jokn-Capelle, die auf dem Boden unsrer Verfolger steht, kann jetzt nicht benützt werden. Wir hoffen aber bald Besseres zu erleben."

Süd-Afrika. Am Schluß des Jahres 1848 belief sich die Personenzahl der Gemeine zu Gnadenthal (1) auf 2795, darunter 890 Communicanten, 438 erwachsene Getaufte, 862 getaufte Kinder, 168 Taufcandidaten und 437 neue Leute. Die Gemeine zu Groenekloof (1) zählte 1338, Elim 1186, Silo 700, Clarkson 320 und Enon 392 Personen.

In Groenekloof (1) wurden am ersten Osterfeiertag vorigen Jahres 7 erwachsene Hottentotten getauft. — Miss. Bonatz (1) in Silo meldet unterm 19. Juli: „Unter den Tambukis regt sich immer mehr Verlangen nach Gnade bei Gott. Die Predigten sind gut besucht, so daß die Kirche manchmal ganz überfüllt ist. Hin und wieder kommt Einer und meldet sich bei mir an mit den Worten: „Ich habe Verlangen, mich auch zu Jesu Füßen nieder zu werfen." Dieß Jahr sind schon 8 Tambukis getauft worden. Nun soll es bald an den Bau eines Hauses am Windvogelberg gehen."

Bruder Teutsch (1) schreibt unterm 15. Dec. von Gnadenthal: „Ein allgemeines Erwachen und Lebendigwerden scheint gekommen zu seyn. Neue Kirchen werden gebaut, Missionare dringend erbeten, jede kirchliche Gesellschaft scheint eine neue Thätigkeit zu entwickeln, und alles zu harren und sich anzuschicken auf das Kommen des Tages des HErrn." — „Die Tambukis strömen in solcher Menge nach Silo, daß der Raum zu eng wird, und wir hoffen daher, daß sich bald auch auf dem neuen Posten (Sichem, am Windvogelberg, wohin Geschwister Sy-fin gezogen) eine zahlreiche Gemeine sammeln werde." — Die neue Station an der Bicha hat den Namen Mamre erhalten. (M. Z. 1848. H. 4. S. 211. 1849. H. 2. S 184.)

Zoar (5). Am Pfingstfest 1849 durfte Miss. Prietsch 32 Erwachsene, 17 Männer und 15 Frauen, durch die Taufe der Gemeinde Christi einverleiben; der Missionar fügt seinem Berichte hievon bei: „Es ist aber auch ein solches Tauffest in der That ein Tauffest für die ganze Gemeine; denn ich kann wohl mit fester Gewißheit behaupten, daß nicht Einer von der Gemeine gegenwärtig ist, der seinen Taufbund nicht mit erneuert. Der ganze Tag war ein Segens- und Freudentag."

Miss. Winter (5) sah sich durch Umstände genöthigt seine frühere Station Hebron zu verlassen und sich an der vormals von den Methodisten besetzten Station Platberg, am Faalfluß, anzubauen. Ehe es zu dieser Versetzung, im August 1849, kam, ging es aber durch schwere äußere Kämpfe und unsägliche häusliche Noth und Trübsale. Die Korannas, in deren Mitte Platberg steht, ist auch ein äußerst verkehrtes Geschlecht.

Der Kafferkrieg hatte die Gemeinde der Station Kat-River (17) in solche Unordnung gebracht,

daß für nothwendig erachtet wurde, die Gemeinde aufzulösen, als das einzige Mittel das Gute und Böse zu scheiden. Dieser Schritt, so schmerzlich er auch war, hatte die besten Folgen. Mehrere traten freiwillig hervor, bezeigten Reue und baten ernstlich um Wiederaufnahme in die christliche Gemeinschaft. Bei der Wiederherstellung der Gemeinde zeigte sich dann, daß sehr viele bereit waren sich dem Heiland aufs Neue hinzugeben; und als Erhörung ernstlichen Gebets um Ausgießung des heiligen Geistes, haben mehrere merkwürdige Bekehrungen statt gefunden, besonders unter der Jugend, wovon Miss. J. Read im November vorigen Jahrs einige Beispiele erzählt.

Bethulie (29). Bei aller der großen Unzufriedenheit, die bei den Eingebornen gegen die englische Regierung herrscht, wegen der Schmälerung ihres Landes und anderer Beschränkungen, war es Miss. Pellissier am 1. April 1849 vergönnt sieben Erwachsene zu taufen und unter die Communikanten aufzunehmen. Und ungeachtet der schon seit zwei Jahren herrschenden Dürre und daherigen Mangels an Lebensmitteln, erhielt der Missionar im letzten Jahr von den Eingebornen über 1000 Franken Beiträge für die Mission.

Bethesda (29). Die Missionare dieser Station hatten den Schmerz von den 25 Mitgliedern ihrer Gemeinde binnen 6 Monaten ihrer fünf in das Heidenthum zurückfallen zu sehen. Es sind dies die Häuptlinge Paul Zegoa, (M. Z. 1846. H. 1. S. 232 und H. 3. S. 103) und Matthias Ntabanjane, nebst ihren beiden Frauen und einer Wittwe.

Morija (29). Am Sonntag vor Weihnachten 1849 tauften die Missionare auf dieser Station in einer sehr zahlreichen Versammlung von Eingebornen auf freiem Felde 34 Erwachsene aus den Heiden, Männer und Weiber, und Tags darauf 12 Kinder von gläubigen Eltern. Zwei Abgefallene sind nach Ablegung eines reumüthigen Sündenbekenntnisses wieder in die Gemeinde aufgenommen worden.

Wellington (29). Zu derselben Zeit hatte auch Miss. Bisseux die Freude sieben Eingeborne, zwei Männer und fünf Frauen, zu taufen.

Die verbesserte Geldlage der Gesellschaft (29) hat ihre Committee veranlaßt, die im Jahr 1848 aufgehobenen neuen Stationen Kana, Hebron und Hermon, sowie das beabsichtigte Katechisten-Seminar von Karmel wieder aufzunehmen, und letzteres zu vollenden.

Port-Natal-Colonie. Miss. Schreuder (33) kaufte im April 1849 in der Nähe von Pietermaritzberg, von einem frommen holländischen Bauern ein ansehnliches Landgut zum Behuf einer Missionsniederlassung. Der Name des Gutes heißt Uitkomst. Schreuders drei neue Mitarbeiter Oftebro, Udland und Larsen, kamen am 28. August in der Capstadt und am 29. October auf ihrer neuen Station Uitkomst bei Schreuder an.

Nordamerica. Labrador. Die im Jahr 1848 von Säglek nach

Hebron (1) übergesiedelten heidnischen Eskimo (M. Z. 1849. H. 1. S. 140) machen den dortigen Brüdern durch ihren Wandel und Fleiß im Lernen viele Freude. Es heißt in ihrem letzten Bericht unter Anderm: „In der Christnacht (1848) war die Kirche so voll, daß es an Raum gebrach, und die schöne Feier derselben, erhöht durch eine schön ausgeführte Kirchenmusik und den Gesang der Kinder, machte einen sichtbaren Eindruck auf die neuen Leute. Besonders gesegnet war uns auch die Versammlung zum Jahresschluß. Die 90 Heiden, die, seit Hebron steht, 17 Jahre lang die Botschaft des Friedens mit Frechheit von sich gewiesen und gesagt hatten: Ihr braucht uns nicht zu besuchen; wir wollen von Euerm Jesus nichts wissen; wir haben unsere Hexenmeister, die werden uns mehr helfen als Euer Jesus, von dem ihr sagt, daß er ans Kreuz genagelt und für uns gestorben sey; — die noch im vorigen Jahre bei dem Besuch der Brüder sich so verstockt und feindselig bewiesen hatten, diese Feinde und Spötter samt ihren Hexenmeistern lagen nun mit uns auf den Knien, zu den Füßen des Heilandes, voll Lob und Dank, daß Er endlich durch seine Gnade auch ihre harten Herzen überwältigt hatte." — Zwei Taufhandlungen haben bereits statt gefunden, in denen sechs Erwachsene der Kirche Christi einverleibt wurden. Die Gemeinde zu Hebron bestand zur Zeit der Berichterstattung aus 347 Personen. — Im Bericht von Okak heißt es: „Am 28. März (1849) war Schulprüfung mit 150 Schülern. Wiewohl viel zu wünschen übrig blieb, konnten wir uns doch ihrer Fortschritte freuen; 40 derselben schreiben recht gut, und einen großen Schatz von Bibelsprüchen und Liedern haben sie im Gedächtniß. Es wurden ihnen auch einige von Kindern aus der Schweiz an sie geschriebene Briefe vorgelesen, über welche sie sich sehr freuten, und für die sie uns ihren Dank und Gruß auszusprechen baten, mit der Versicherung, sie wollten auch für sie beten und für alle Kinder, die den Heiland lieb haben." — Die Gemeinde bestand im August 1849 aus 410 Personen.

Nordwestamerica. Laut Bericht von der Cumberland-Station (18), vom 1. August 1849 datirt, sind letztes Jahr auf dieser Station 15 Erwachsene und 35 Kinder getauft worden, und die Zahl der mit der Station verbundenen Personen war 474. — Durch Mangel an Lebensmitteln während der langen Winter gedrängt, fangen die Indianer dieser Station nachgerade an, mehr Kartoffeln zu pflanzen und feste Wohnungen zu bauen, was den Missionaren zu großer Erleichterung dient. Eine Kirche und ein Schulhaus waren im Bau begriffen.

Ost-Florida (1). Am 24. December 1848 ist der Erstling dieser Mission, ein erwachsener Neger, durch Bruder Siewers zu Woodstok-Mills getauft worden. Sein Name ist Christian Alfred. Auch seine Frau hat hierauf um die Taufe angehalten.

Mittel-America. Miss. Pfeiffer (1) an der Mosquito-Küste schreibt: „Am 28. October (1849) habe ich die erste Taufhandlung an einer Negerin, aus der Zahl derer, die seit längerer Zeit den Gottesdienst regelmäßig besuchen, verrichtet. Sie hatte sehr verlangt, der Gemeinschaft der Gläubigen beigezählt zu werden und ein öffentliches Bekenntniß ihres Glaubens an Christum ablegen zu dürfen." — Als fernern Beweis der Wirksamkeit der Predigt meldet Br. Pfeiffer: „Dem HErrn zum Preise kann ich auch erzählen, daß einige der jungen Leute, welche sich der Versammlung angeschlossen haben, da sie von ihren Freunden und Verwandten aufgefordert wurden, den Lustbarkeiten beizuwohnen, sich sehr standhaft bewiesen und gezeigt haben, daß ihr Herz nicht ohne Eindruck vom Worte Gottes geblieben ist. Sie schlugen alle Einladungen dieser Art auf das Entschiedenste aus und erklärten, daß sie an solchen heidnischen Dingen nicht mehr Theil haben wollten. Natürlich sind sie die Zielscheibe des Hohnes und Spottes geworden; sie ertragen dies aber geduldig und preisen den HErrn für seine Gnade, daß sie ihn kennen gelernt haben und nun in Ihm ihre Freude und Seligkeit haben."

Guiana und Westindien.

Miss. Bickford (16) in Demerara (engl. Guiana) meldet unterm 16. November 1849 die Bekehrung und Taufe eines der Singalesen, die vor mehrern Jahren ihre Heimath (Ceylon) verlassen hatten, um auswärts als Lastträger, Dienstboten u. dgl. zu dienen. Er sagt von demselben: „Unsere Herzen sind kürzlich durch einen Ostindier sehr erfreut worden, der uns um Aufnahme in unsere Kirche durch die Taufe bat. Er ist von Trinkomali und ist mit Hunderten seiner Landsleute hieher gekommen, wo er thörichterweise in den Sumpfflächen von Brittisch-Guiana ein Eldorado zu finden hoffte. Er ist ein sehr verständiger junger Mensch, schreibt eine sehr schöne Hand, und scheint viel Gabe zu besitzen, um die heilige Schrift zum Gebrauch der Kuli (Lastträger) aus dem Englischen in Tamil zu übersetzen. Er wählte bei seiner Taufe den Namen Samuel Johnson." — Dieser junge Mensch hatte in Ceylon in einer Missionsschule Lesen und Schreiben gelernt, sich aber stets eigensinnig geweigert, in der Bibel zu lesen. Der Erfolg zeigte jedoch, daß die damaligen Ermahnungen nicht verloren waren.

Surinam. Miss. Wullschlägel (1) in Paramaribo meldet in zwei Briefen, einmal die Taufe von 33 Personen am 18. September, dann von 29 Personen am 26. December 1849.

Es wurden im vorigen Jahr auf den Plantagen-Reisen an der Suriname und Para 67 Personen in Jesu Tod getauft; in Pflege standen in diesem District 2174 Personen. — Uebrigens hatten die Missionare im vorigen Jahre den Schmerz auf ihren Plantage-Reisen an der Suriname und Para auf 12 Plantagen von den Verwaltern abgewiesen zu werden:

„die Neger müssen arbeiten;“ hieß es, „es gibt viel zu thun; zum Anhören des Wortes Gottes ,kann keine Zeit gegeben werden.“ — Von Paramaribo schreibt Br. Wullschlägel: Die Zahl sämmtlicher in dieser Colonie von uns mit dem Worte Gottes bedienten Neger beläuft sich bereits auf 17,000. Von diesen gehören 5500 zu unserer Stadtgemeine.“

Jamaica. Die verschiedenen Kirchen- und Missionsgemeinschaften, so wie die Bevölkerung dieser Insel überhaupt, befindet sich gegenwärtig in zeitlicher und geistlicher Hinsicht in sehr beklagenswerthem Zustand. Indeß kann die Brüdergemeine sagen: „Von unserer Mission, welche als die erste auf dieser Insel seit dem Jahre 1754 besteht, können wir dem HErrn zum Preise sagen, daß sie trotz dieser Prüfungszeit in gedeihlichem Fortgang sich befindet. Nur der Jugendunterricht hat gelitten.“ — Die Zahl der Mitglieder in den 13 dortigen Gemeinen beläuft sich auf 13,388; darunter sind 4777 Communicanten, und 5008 Kinder.

Antigua. Von dieser Insel heißt es in den Berichten der Brüdergemeine: „Unsre Mission auf Antigua ist, Dank sey dafür dem HErrn, einem Weinberge gleich, der wohl gepflegt wird und seine Früchte bringt. Die dortigen 7 Gemeinen gehören seit langer Zeit zu den geförderten in christlicher Erkenntniß unter allen unsern Missionsgemeinen. Die Zahl der in unsrer Pflege stehenden Neger beläuft sich auf 8806.

Die 4 Gemeinen (1) auf St. Kitts zählen 3905 Seelen. — Auf Barbados in eben so vielen Gemeinen sind 3575. Auf Tabago in 2 Gemeinen 1875.

Australien. Neu-Holland. Endlich kamen auch wieder Nachrichten von den Missionaren (8) in Zionshill, aber sehr unerfreulicher Art. So schreibt Miss. Gerler unterm 11. September 1849: „Es ist ein Jammer, die armen Menschen hier zu sehen! Rauben, Morden, ist ihre Arbeit — mehr als je. — Kein Weißer darf ohne Feuergewehr mehr im Walde sich sehen lassen, denn die Schwarzen wollen alle Weißen ermorden. — Auch wir waren in Sorgen; denn seit langer Zeit ließ sich kein Schwarzer mehr bei uns sehen. — Wir mußten alle Nächte wachen. Einmal kamen 6 Schwarze in die Stube unsers nächsten Nachbaren, jeder mit Lanze und Speer versehen, die sie dem Manne und Knecht auf die Brust hielten mit der Drohung, sowie sie sich rührten, sie augenblicklich zu durchbohren; — sie sollten ihnen sagen, wo sie Zucker und Mehl hätten. — Zwei Tage darauf überfielen die Schwarzen mehrere Bretschneider im Walde; Milbo wollte schon auf Einen mit der Keule zuschlagen; da kamen Bewaffnete aus der Stadt und jagten ihm eine Kugel in den Kopf. Es war schon lange ein hoher Preis auf seinen Kopf gesetzt; denn er hat, so viel man weiß, schon 5 Weiße ermordet. O wie oft war ich allein mit ihm im Walde, betete mit ihm und lehrte ihn die Buchstaben, und wie freute er sich,

wenn er die Worte: Gott — Jesus Christus — im Buche fand, die er gut kannte. Ich gab ihm zu essen und ein Gewand; er blieb oft den ganzen Tag bei mir und that mir viele Dienste — ließ sich aber zuletzt nicht mehr sehen, weder bei uns noch in der Stadt, weil er wußte, daß man ihm nachstelle. — Es sind jetzt gegen 1000 Einwanderer nach Moreton-Bai gekommen, auch gegen 800 Verbrecher, die alle in kurzer Zeit von den Gutsbesitzern und Stadtleuten gemiethet werden Moreton-Bai ist jetzt wieder als Straf- oder Verbrecher-Colonie von England erkärt. — Alles ist hier schön und angenehm; nur der Mensch ist schlecht. Es ist sonst keine Mission mehr, meines Wissens, in unserm Theile Australiens unter den Heiden; die letzte mußte voriges Jahr aufgehoben werden. Ich habe die unsrige noch nicht aufgegeben, und werde sie, mit Gottes Hülfe, nicht aufgeben, so lange meine Augen offen stehen."

Neuseeland. Am 4. Februar 1849 hatte Miss. Wohlers (9) in Ruapuki die Freude, 11 Eingeborne: 8 Männer und 3 Frauen, auf den Namen des dreieinigen Gottes zu taufen.

Sandwichinseln. (35) Nach der im Januar 1849 aufgenommenen Volkszählung belief sich die Bevölkerung dieser Inseln damals auf 80,641 Seelen, worunter 1787 Fremde und gemischter Geburt. Auf die verschiedenen Inseln vertheilt sich so: Hawaii 27,204; Oahu 23,145; Maui 13,671; Kauai 6941; Molokai 3429; Nihau 723; Lanai 528. — Nach amtlichen Urkunden finden sich auf den Inseln 9 engl. Schulen und 6 hohe Schulen, letztere mit 256 Zöglingen. Die Zahl der Volksschulen ist 505 mit 18,022 Schülern. — Miss. Coan (35) schreibt, daß während im Jahre 1848, dem Jahr schrecklicher Heimsuchung durch Seuchen, in Hilo und Puna nur 173 Kinder geboren wurden, die Zahl der Todesfälle 1098 betrug. Unter den Verstorbenen war auch ein Nationalgehülfe Namens Josua, der in hohem Alter selig im HErrn entschlief. Auf seinem Sterbebette hörte der Missionar ihn öfters in folgenden und ähnlichen Ausdrücken den Empfindungen seines Herzens Luft machen: „Der HErr sey gepriesen! Es freut mich Sie zu sehen. Mein Herz ist voll. Ach das Wort Gottes! Tief! hoch! breit! Reich! wunderbar! so süß! welch ein Genuß! köstliche Speise! Mich verlangt Ihn zu sehen! Ich sehne mich nach Ihm! Doch ich will warten, Er ist so gut; Er weiß es am Besten. Er wir wird schon noch kommen. Aber bei Ihm seyn, kann mich allein befriedigen — mein Herz allein sättigen."

Fidschi-Inseln. (16) Die Missionare betrauern den Rückfall von zwei gläubig gewordenen und getauften Häuptlingen, welche ihrer Lust, Menschenfleisch zu verzehren, nicht zu widerstehen vermochten "

Freundschafts-Inseln. (16) Miss. Wilson schreibt unterm 30. April 1849 von Mua: „Die Zahl unsrer Mitglieder in diesem Theile des Bezirks hat um 100 zugenommen. Wir predigen an 13 Orten,

von denen 3 ganz neu sind. Die Gesammtzahl der Christen in diesem Theil ist 900. Noch ist kein Ort an diesem Ende der Insel, wo sich Alle zum Christenthum bekennen. Außerdem besuchen wir noch 10 ganz heidnische Dörfer. Das Werk hier erstreckt sich über einen Raum von 7 Stunden Länge und 4 Breite."

Judenmission.

Constantinopel. Bis vor Kurzem fanden die Missionare (24) hier sehr wenig Zutritt bei den spanischen Juden dieser Stadt. Aber am 5. Januar dieses Jahres konnte Miss Alex. Thomson günstiger berichten: „Seit ich Ihnen das letzte Mal schrieb, hat der spanische Theil der Mission entschiedene Fortschritte gemacht, so daß unsre Schule, in deren Eröffnung wir so viele Schwierigkeiten fanden, und gegen die, als sie endlich zu Stande kam, sich so viel Widerstand erhob, jetzt als völlig gegründet angesehen werden kann." — Die deutschen Kinder bildeten lange die Mehrzahl; nach und nach fanden sich aber auch Knaben angesehener spanischer Eltern ein, und ungeachtet der immer fortgesetzten Anfeindungen der Rabbis, hatten die Missionare zuletzt doch gegen 30 Schüler auf der Liste.

Straßburg. Im Lauf des Monats März nahm Miss. Hausmeister * (19) 2 israelitische Jünglinge und eine Jungfrau durch die Taufe in die christliche Gemeinschaft auf.

Amsterdam. Am Charfreitag taufte Miss. Pauli (19) einen Juden, Namens Meyer Samuel Meyersche. Es ist dieß derjenige junge Mann, der (M. Z. 1848. H. 2. S. 161) als Vetter und Begleiter der verfolgten Sara erwähnt ist. Zugleich ist er auch Vetter desjenigen Juden, der am 20. April 1845 (s. M. Z 1845. H. 3. S. 152.) mit seiner ganzen Familie getauft wurde. Als er damals, nachdem er einige Zeit von Amsterdam entfernt gewesen, von der Taufe dieses seines Vetters hörte, erschrak er so, daß er in Ohnmacht fiel. Allein gerade dadurch wurde er später veranlaßt, den Miss. Pauli predigen zu hören, und so kam er nach und nach selbst zur Erkenntniß der Wahrheit.

Inhalt

des ersten Heftes 1850.

Nro. X. Weinmonat 1849.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Aus einem Schreiben von Herr W. Tiddy.

Brüssel den 26. September 1849.

Im letzten halben Jahr sind verkauft worden: in Deutschland 17,428 Bände, in Holland 11,091, und in Belgien 1587; im Ganzen 30,106 Bände.

Die letzten drei Monate der Krankheit und des Todes waren für unsre Bibelträger von schmerzlicher Wichtigkeit. In Rotterdam war die Cholera ungemein heftig. Van Dorp sagt in einem seiner Berichte, Viele seien durch die Seuche an den Rand des Grabes gekommen, Manche seien aber in derselben aus dem Grab der Sünde und des geistlichen Todes erstanden. Je mehr ich die Berichte unsrer Bibelträger lese, desto mehr werde ich überzeugt, daß das Hausieren das beste jetzt gebrauchte Mittel ist, um das Evangelium aller Kreatur zu verkündigen und um dem Befehle unsers HErrn (Luc. 14, 23) nachzukommen: „Gehe auf die Landstraßen und an die Zäune.“

Als ich diesen Morgen in einer englischen Zeitung die Anweisung für die Besucher der Cholera-Distrikte las, fiel mir ein Theil davon besonders auf. Es heißt da: „Es ist seine Pflicht in dem ihm angewiesenen Distrikte jedes Haus wenigstens einmal des Tages zu besuchen, und wo in einem Haus mehrere Familien woh-

nen, da ist es seine Pflicht, wenigstens eine erwachsene Person jeder solchen Familie zu sprechen." Dieß ist, was wir schon seit Jahren gethan haben in solchen Distrikten, wo eine tödtlichere Seuche als die Cholera herrschte: diese kann bloß den Leib tödten, jene vermag Leib und Seele in die Hölle zu verderben. Van Dorp sagt in einem andern seiner Berichte, wo er von dem Worte Gottes spricht: „es entfließt einem unendlichen Meer und ergießt sich in einen ewigen Ocean, nachdem es in seinem Lauf Viele mit seinem Lebenswasser erfrischt hat." „Es ist jetzt ein Jahr," heißt es weiter in dem Bericht, „daß ich zu dem Todbett eines Bettelkindes gerufen wurde. Es war etwa 11 Uhr des Nachts. Die Worte und Gebete, die ich da sprach, dienten zur Bekehrung des Vaters. Dieß erfuhr ich einige Zeit hernach von ihm selbst in einer Betstunde, wo ich sechs solcher Bettler um mich hatte." Diese Armen sind bei der Welt verachtet, und man kümmert sich wenig um ihre Bekehrung; aber Van Dorp war so glücklich die wunderbare Veränderung wahrzunehmen, die durch das Wort Gottes bei diesen sechsen gewirkt wurde, und welche bewies, daß unser himmlischer Vater sie nicht verachtete.

Sein Bericht für diesen Monat enthält eine sehr liebliche Erzählung von einem armen Matrosenjungen aus dem Kaukasus. Als dessen Schiff vor Constantinopel lag, ging er jeden Tag ans Land um Lebensmittel einzukaufen. Da traf er einmal in einem Bäckerladen einen Judenmissionar, der mit ihm von Jesu sprach. Sein Gemüth wurde von dem, was er da hörte, so ergriffen, daß er drei Monate lang jeden Tag den Missionar aufsuchte, und als das Schiff Constantinopel verließ, sagte der Missionar zu dem Knaben, er hoffe, sie würden einander wieder sehen, und da er im Begriff stehe seiner Gesundheit wegen nach Holland zu gehen, so würde er (der Knabe) vielleicht während seines Dort-

seins auch dahin kommen. Zwei Jahre lang fuhr der Knabe von einem Seehafen zum andern, und wo er hinkam, war seine erste Frage je und je: „wie weit ist es noch bis Holland?" Endlich kamen sie nach London, und da erfuhr er auf seine gewöhnliche Frage, das Dampfschiff werde sogleich nach Rotterdam abgehen. Im zuversichtlichen Glauben, daß Gott ihn nach Holland und wieder zum Missionar bringen werde, damit er ihm mehr von Jesu sage, verließ er bei der Nacht sein Schiff und kam nach Rotterdam, aber fast ohne Geld und Kleider. Er durchwanderte den ärmsten Theil der Stadt, wo aber viele Kinder Gottes wohnen. Er ging in eine Barbierstube, wo er eine Bibel sah, und bat den Barbier sogleich ihm etwas von Jesu zu sagen. Das war nun keine leichte Aufgabe, denn der Mann wußte nichts vom Heiland, seine Frau aber hatte die Kraft des Wortes vom Leben erfahren. „Sie schickte ihn zu mir," erzählt Van Dorp; „da ich aber wenig Deutsch verstehe, das der Junge sprach, so führte ich ihn zu Deutschen, und diesen gefiel der Knabe so sehr, daß sie beschlossen, ihn vierzehn Tage bei sich im Hause zu behalten. Wir gaben ihm neue Kleider und ein russisches Neues Testament, das ihn viel mehr freute als die Kleider. Die Kosten wurden durch die armen Leute bestritten, die unsre Betstunde besuchen."

In Deutschland hat unser Verkauf, wie Sie sehen werden, im letzten halben Jahre zugenommen. Ich sandte Ihnen vor einigen Tagen eine obrigkeitliche Verordnung, welche alle Beschränkungen unsers Werkes aufhebt und den Ortsvorgesetzten gebietet, uns unentgeldlich mit Patenten zu versehen. Das ist wahrlich eine edle Handlung der preußischen Regierung, wodurch sich der König als wahrer Freund der Bibelverbreitung kund gibt. Einer der deutschen Bibelträger schreibt: „In Dotteran hatte ich eine Gelegenheit den Großherzog (von

Mecklenburg) zu sprechen. Ich dankte ihm im Namen der Gesellschaft für die mir geschenkte Bewilligung des Bibelhausierens, und bat ihn, dem Beispiel des Königs von Preußen zu folgen, der unter seinen Soldaten Hunderte von Testamenten vertheilt. Ich schenkte ihm eine große Bibel, die er mit Dank annahm. Auf seine Frage, wie ich von den Leuten aufgenommen werde, machte ich ihn mit wenigen Worten mit meinen Arbeiten bekannt. Er wünschte mir Glück und sprach mir Muth zu."

Der Bibelhausierer in Oldenburg, Lange, schreibt: die Ortsvorgesetzten können nicht begreifen, warum wir mit unsern Bibeln so oft zu den Leuten kommen. — „Gestern Abend", schreibt er, „kam Feldlange (einer von Hrn. Onckens Bibelträgern) im Drang seiner Liebe in Nacht und Nebel und Regen zu mir. Wir waren voll Freude. Erst vor einem Jahr schien es fast unmöglich in Oldenburg irgend etwas für das Reich Christi zu thun, und jetzt sind unsrer drei hier emsig beschäftigt. Nie wurde so viel von der Bibel geredet als gegenwärtig. Feldlange hat in Vechte auf dem Markt einen Stand eröffnet. Viele Hunderte drängten sich um ihn her. Er verkaufte Bibeln und verschenkte Tractate. Alle Geschäfte stockten, so daß die Polizei ihn höflich bat, sich zu entfernen. Er ging in sein Wirthshaus zurück, aber die Leute folgten ihm nach und kauften sehr viele Bücher. Er verkaufte gegen 60 Bibeln und Testamente an Gefangene. — Ein anderer Hausierer sagt in seinem Bericht: „Auf einmal ging eine Thüre auf: die Hälfte der männlichen Bewohner des Dorfes kam aus einer Kirche heraus. Sofort packte ich meine Kiste aus und rief: wenn hätte ich geschickter kommen können! Alle besahen meine Bücher, lobten sie und freuten sich über das Thun der Gesellschaft, aber kein Einziger kaufte. Der Pastor ging voran und Alle gingen fort ihm nach. „Ach, HErr!" sprach ich jetzt bei mir selbst, „warum

schickst du mich an einen solchen Ort; so verliere ich ja meine Zeit." Beim nächsten Haus durchsuchte ein Dienstmädchen meinen Sack und kaufte eine Bibel und ein Testament. Bald kam noch ein Mädchen und kaufte; dann kaufte ein Knecht eine Bibel und sprach: „Jetzt kann ich doch sagen, ich habe eine eigene Bibel. „So ist's recht", versetzte ich, „die Bibelgesellschaft trachtet darnach, daß Jedermann das sagen könne." Hierauf verkaufte ich dem Hausherrn eine Bibel und eine seinem alten Vater. Dazu kamen noch mehrere andre Leute und kauften.

Von Prediger Reiche.

Schleswig den 1. September 1849.

Aus Vorstehendem werden Sie ersehen, daß ich in meinen gewöhnlichen Arbeiten ziemlich unterbrochen worden bin. Indeß bin ich durch die Freigebigkeit der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft in den Stand gesetzt worden, die geistlichen Bedürfnisse der Kranken und Verwundeten in den Spitälern Schleswigs zu befriedigen. Meine Frau hatte mehrere Monate lang die Aufsicht über die Krankenzimmer im herzoglichen Schloß, in welches die Leidenden beider Heere aufgenommen waren; und so oft sie in Einem ein Verlangen nach geistlicher Nahrung inne wurde, ermangelte sie nicht dasselbe aus den vorräthigen Schätzen Ihrer Gesellschaft zu stillen. Auf diese Weise haben sowohl dänische als deutsche Soldaten in ihren Leiden Trost aus dem Worte Gottes erfahren; dabei muß ich aber bemerken, daß unter solchen Umständen ihre Vertheilung natürlich unentgeldlich war. Auf diese Weise ist mein ganzer Vorrath von kleinen Testamenten und Bibeln an Mann gekommen. Eine der segensreichen Wirkungen des Krieges ist die, daß

die körperlichen Leiden oft die Bedürfnisse der Seele zum Bewußtsein bringen; hievon hatten wir hier manche merkwürdige Beispiele sowohl bei ältern Kriegern als auch bei solchen, denen durch den Verlust ihrer Glieder in der Blüthe ihres Lebens die traurige Aussicht auf ein langes Jammerleben vor Augen gestellt ist. Gewiß, wenn Mitglieder Ihrer verehrten Committee hätten Augenzeugen der seligen Wirkungen sein können, die das Lesen der heiligen Schrift bei solchen armen Geschöpfen hervorgebracht hat, sie würden ermuthiget worden sein, die heiligen Zwecke ihrer Gesellschaft mit ausharrendem Dank gegen den HErrn zu verfolgen, der dem Werke so offenkundig seinen Schutz und Segen verliehen hat.

Aus dem 28sten Bericht der Bibelgesellschaft von Norfolk und Norwich in England.

An Schulen sind 67 Bibeln und 132 Testamente vergabt worden. Für die Schlafzimmer in den Gasthöfen und vornehmsten Wirthshäuser in Norfolk sind 100 Bibeln verabfolgt und dankbar angenommen worden.

Der unter der Leitung der Yarmouth-Committee arbeitende Agent, hat laut seinem Bericht 827 Exemplare heiliger Schriften auf Schiffen vertheilt. Er hat an 4000 Besuche auf Schiffen im Hafen gemacht und ist mit den verschiedensten Charaktern und Bekenntnissen zusammengetroffen. Er meint, die Seeleute hätten in Gesittung zugenommen: von zehn können neun lesen und acht aus derselben Zahl besitzen eine Bibel oder ein Testament. Mit den Fischern verhält sich's etwas anders: von zehn können kaum zwei lesen und schwerlich hat einer von zehn eine Bibel. Von den Fremden sind die Franzosen die sorglosesten; sie zucken die Achseln und wollen nicht hören. Als er in der Fastenzeit ein Mal-

teserschiff bestieg, wurde er vom Unterschiffer mit Drohungen fortgewiesen, obschon es schien, daß die Mannschaft die Bücher gern gesehen hätte. Auf einem andern Schiff wollte der Capitän und Andre nichts von einer Bibel und fragte nach Paine's „Zeitalter der Vernunft.“ Nach weiterer Unterredung erklärte jedoch der Agent den 107. Psalm, erhielt Erlaubniß zu beten und verkaufte drei Bibeln. Auf einem irländischen Schiff klagte der Capitän über unsre Uebersetzung, pries die Priester und wies die Bibel ab; dennoch verkaufte der Agent zuletzt drei Bibeln und beredete die Schiffsleute am Abend einer Bibelstunde auf einem schottischen Schiff beizuwohnen.

Vom Prediger John Deck.

Hull (England) den 19. October 1849.

Die irischen Bibeln sind angelangt, und ich sage Ihnen recht herzlichen Dank dafür. Mögen sie unter dem Segen Gottes recht Viele zur Seligkeit führen.

In dem Tagebuch meines Bibelvorlesers heißt es unter dem 14. März: „Entging heute bei einem Besuch mit knapper Noth einem feindlichen Angriff. Ich ging nämlich zu einer katholischen Familie und lud zu einer Bibelstunde ein. Die Frau erwiderte trotzig: „wir sind katholisch und wollen nicht kommen.“ Dann erhob sich der Mann von seinem Sitz, ergriff ein Schüreisen und drohte mir mit Schlägen, hätte ich mich nicht augenblicklich zurückgezogen.“

Letzten Samstag erwähnt er desselben Mannes wieder: „Ich fragte ihn freundlich, als wenn nichts vorgefallen wäre, ob er irisch lesen könne, und da er es bejahte, fuhr ich fort: „und würdet ihr eine irische Bibel lesen, wenn ihr eine hättet?“ Er antwortete ganz vergnügt: „o ja gewiß, das wollten wir recht gerne.“

Ich will nun sehen, was daraus wird. Wer weiß, ob nicht das Schwert des Geistes ihn bestraft, daß er je eine fleischliche Waffe gegen einen Bibelvorleser erhoben hat.

Von demselben.

Hornsea, bei Hull, den 24. Oktober 1849.

Dem in meinem Letzten Ihnen mitgetheilten Auszug aus dem Tagebuch des Bibelvorlesers, wollte ich gerne Nachstehendes folgen lassen, als Beweis, daß Einiges von dem ausgestreuten Samen auf guten Boden gefallen zu sein scheint.

22. October. — Ich begegnete heute dem Manne, dem ich ein irisches Testament gegeben hatte und fragte ihn, wie es ihm gefalle. Er bezeigte sich sehr dankbar und sagte: „O, es gefällt mir sehr, ich habe es schon größtentheils gelesen."

„Es freute mich gestern einen Irländer in der Kirche zu sehen, dem ich am Freitag ein irisches Testament geliehen hatte. Ich hatte ihn noch nie in der Kirche gesehen."

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Vom Prediger R. W. Dyor, Neufundländer Schul-
gesellschaft.

Grenspond, Neufundland, den 16. Juli 1849.

Es freut mich in der That und es wird gewiß auch Sie freuen zu wissen, daß es mir vergönnt war nicht nur Einzelne, die außer Stande waren, Bibeln und Testamente zu kaufen, sondern auch Haushaltungen mit dem Worte Gottes zu versehen. Es gibt Familien, die den Winter über diesen Ort verlassen und in die einsamen Wälder ziehen, wo sie natürlich aller Gnadenmittel entbehren und während dieser Zeit nicht einmal das Wort Gottes lesen hören könnten, wenn sie nicht vor ihrem Weggehen mit Bibel oder Testament versehen worden wären; es freut mich aber sagen zu können, daß diese fleißig gelesen werden, nicht von den Eltern selbst, denn diese können das leider nicht, sondern von den Kindern, die in unsern Gesellschafts-Schulen Unterricht genossen haben.

Wir haben alle Ursache zu glauben, daß die Zeit nicht sehr ferne sei, wo viel mehr Nachfrage nach der heiligen Schrift sein wird, als bisher der Fall war, besonders seit durch die angestrengten Bemühungen unserer nützlichen Gesellschaft Schulen eröffnet und unterhalten worden, in welchen das aufwachsende Geschlecht gelehrt wird, das lautre Wort Gottes zu lesen und hoch-

zuschätzen, und nicht allein thun das die Kinder, sondern sie empfehlen es auch Andern.

Nach dem, was mir die Eltern gesagt, die — wie oben bemerkt — den Winter über in den Wäldern wohnen, haben Manche vom Lesen der Bibel großen Segen genossen. Da nun der Glaube aus der Anhörung des Wortes Gottes kommt, dürfen wir denn nicht hoffen, daß Viele, sehr Viele zum gläubigen Ergreifen der Hoffnung des ewigen Lebens werden gebracht werden, das durch unsern hochgelobten Herrn Jesum Christum Allen angeboten ist?

Aus dem 35sten Bericht der preußischen Central-Bibelgesellschaft.

Berlin im October 1849.

Das fünfunddreißigste Jahresfest dieser Gesellschaft wurde am 10. October in der Trinitäs-Kirche in Berlin gehalten.

Ihre Einnahme vom 1. October 1848 bis 1. October 1849 betrugen 9357 Thlr. 14 Sgr. 7 Pfg. und die Ausgaben 7801 Thlr. 21 Sgr. 3 Pfg. Vom Lager in Berlin sind im Lauf des Jahres ausgegangen 12,719 Bibeln und 332 Neue Testamente.

Seit der Gründung der preußischen Central-Bibelgesellschaft sind von ihr ausgegangen 339,360 Bibeln und 64,545 Neue Testamente; und nimmt man dazu, was von den verschiedenen Hülfs- und Zweigvereinen ausgegangen ist, so ergiebt sich ein Gesammtbetrag von 1,566,660 Bänden heiliger Schriften als von den preußischen Bibelgesellschaften verabfolgt.

In diesem Betrag sind aber nicht mitbegriffen die unter Mithülfe des vorigen und jetzigen Königs, sowie der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft unter die Soldaten des preußischen Heeres vertheilten Exem-

plare heiliger Schrift, welche sich seit Anfang dieser Vertheilung im Jahr 1831 auf ungefähr 310,000 Neue Testamente und 17,000 Bibeln ohne die Apokryphen belaufen.

Der Bericht theilt unter Anderm folgende dem letzten Bericht der Elberfelder Bibelgesellschaft entnommene Thatsache mit. — „Vor etwa zwölf Jahren trug ein Hausierer seine köstlichen Bücher in einem der an den Rhein stoßenden Bezirke herum und benützte eine sich ihm dargebotene Gelegenheit, eine Anzahl Exemplare in dem angränzenden Rhein-Baiern abzusetzen, und insbesondere in einer gewissen Gemeinde. Er machte mehrere Einwohner des Orts auf die Nothwendigkeit einer durchgängigen Sinnesänderung aufmerksam, die aber nur durch fleißiges und nachdrückliches Lesen des Wortes Gottes zu Stande kommen könne. Seitdem hat er den Ort nicht mehr besucht; allein das Wort Gottes wirkte; denn viele Leute lasen darin und gelangten dadurch zu einer klaren Einsicht ihrer Sündigkeit, sowie zu der einzigen Quelle des Heils in solchem Zustande. Viele wurden wiedergeboren, ungeachtet sie einen Pastoren über sich hatten, dessen Denkweise mit den Lehren der heiligen Schrift durchaus nicht im Einklang war. Die auf diese Weise zur Erkenntniß der Wahrheit gebrachten hielten nun zusammen und führten einen so tadellosen Wandel, daß ihr Beispiel nicht ermangelte auf ihre Nächsten eine augenfällige Wirkung auszuüben. Der HErr gab seinen Segen zu dem Werke, so daß gegenwärtig an dem Orte, wo früher geistliche Finsterniß herrschte, sich ein aus mehr als 60 Personen bestehendes Häuflein befindet, die das Wort Gottes als ein Licht auf ihrem Wege gebrauchen, und von denen Viele neugeboren sind, während die Uebrigen sich das Heil ihrer Seelen sorgsam angelegen sein lassen und Alle in brüderlicher Eintracht und Gemeinschaft zusammen leben. Dieß ist doch gewiß ein

aufmunterndes Beispiel von der wohlthätigen Wirksamkeit des Bibelhausierens und hätte zu keiner gelegenern Zeit ans Licht kommen können."

Wir lassen hier noch eine kleine Erzählung folgen als Beitrag zu der Geschichte des ersten lettischen Bibeldrucks. Johann Fischer, ein livonischer General-Superintendent, war der erste, der mit Hülfe einer Anzahl Geistlicher, sowohl von Livonia als Kurland, im Jahr 1689 die Uebersetzung der ganzen Bibel in lettischer Sprache vollendete, und nun wollte er sie in Riga auf seiner eigenen Presse, die er mit königlicher Erlaubniß dort aufstellte, drucken lassen. Der König Karl der Elfte gab 7500 Thaler zu diesem Werke, wofür 1500 Bibeln gedruckt wurden. Zu einem so bedeutenden Unternehmen war es nöthig, das erforderliche Papier aus Frankreich kommen zu lassen. Das mit demselben befrachtete Schiff fiel in die Hände eines türkischen Seeräubers; und als dieser auf die Frage, was man mit solcher Menge Papier wolle, zur Antwort erhielt, es sei für den Druck der heiligen Schrift in Riga bestimmt, überfiel ihn ein solcher Schrecken, daß er nicht nur das Papier, sondern das ganze Schiff sammt Mannschaft und Ladung zurückgab. Auf dieses Papier wurde die erste Auflage der lettischen Bibel gedruckt.

Indien.

Von Herrn M. Wylie. Calcutta den 12. Juli 1849.

Ich habe Ihnen den Empfang Ihres Briefes vom 12. April zu melden, mit Abschriften eines Briefes von Herrn Prediger W. Arthur an Herrn Browne und des Ihrigen an Herrn Prediger Porter in Madras, in Bezug auf den interessanten Vorschlag des Herrn Arthur, daß ein Versuch gemacht werden sollte, jede Familie in

Indien, von welcher ein Mitglied lesen kann, mit einem Theil der heiligen Schrift zu versehen.

Unsre Committee hat den Inhalt des Schreibens von Herrn Arthur gründlich erwogen. Wir haben keine Leute, welche den Vorschlag des Herrn Arthur ausführen könnten. In einem Distrikt, wie Trawankor oder Tinnewelli, wo viele Missionare, viele Schulen und Tausende von Christen sind, dürfte der Plan ausführbar sein; aber hier in Bengalen (und noch schlimmer ist es in Bahar und in den nordwestlichen Provinzen) ist das Verhältniß, derer die lesen können, zur ganzen Bevölkerung nicht einmal drei von Hundert. Wie könnten wir also erwarten, daß der eine oder die zwei Missionare in den weiten Distrikten von Burdwan, oder Hugli oder Dacca das ganze Land durchziehen um diese heraus zu finden? Gegenwärtig werden die heiligen Schriften auf dem einzigen Wege verbreitet, der bei unsrer dermaligen beschränkten Zahl der Missionsarbeiter möglich ist, nämlich auf gelegentlichen Reisen durch volkreiche Gegenden, an Jahrmärkten und Festen, wo große Haufen zusammenkommen, und an solche, die zum Unterricht an Orte hingehen, wo Missionare sind und sich dafür melden. Unsre Committee glaubt, daß die gute Förderung dieser Sache ihr Möglichstes thue, indem sie ihren Beschluß veröffentlichet, Missionare, welche willig sind, zum Behuf der Bibelverbreitung zu reisen, mit den nöthigen Mitteln dazu zu versehen. In der Absicht, dergleichen Hülfsgesuch zu veranlassen, hat sie beschlossen, Herrn Arthurs Brief sammt diesem Beschluß in den gelesensten religiösen Zeitschriften Calcuttas einrücken zu lassen. Wir haben keine Mittel um eigene Bibelreisende zu halten; und inmitten so vieler Missionen wäre es unklug, solche anzustellen, wenn wir auch könnten. Will aber ein Missionar oder ein Verein von Missionen mit Herrn Arthurs Plan irgendwo einen Versuch machen, so wollen

wir ihn mit Geld und Büchern versehen. Indeß glaube ich, daß durch Predigen vor großen Volksschaaren, durch Vertheilung von Traktaten und biblischen Schriften unter sie, überall wo sich Gelegenheit dazu darbietet, mehr Gutes gewirkt wird als auf irgend eine andre Weise; denn die Ernte ist hier groß, aber der Arbeiter sind wenige. Viele unsrer Missionare sind in Schulen beschäftigt, und das sehr nützlich. In vielen Distrikten sind gar keine Missionare. Wollte Gott, der Zustand Indiens, seine Mängel und Bedürfnisse und die Weise seiner Ernte wären in der Heimath besser gekannt! Es ist nun hier in Bengalen Raum genug für eine ganze Schaar von Missionaren, um das junge Geschlecht zu unterrichten; denn, ach, was sind drei von Hundert die lesen können? Etwas wird freilich gethan, und vor vier Jahren hat die Regierung 101 Landschulen errichtet oder zu errichten vorgegeben; aber leider verwenden unsre Herrscher ihre Einkünfte weder auf diese Weise, noch für Verbesserung der innern Verkehrsmittel. Die Schulen bestehen fast nur dem Namen nach. Vom Volk des HErrn, nicht von unsern Herrschern, dürfen wir wirkliche Bemühungen zur geistigen und sittlichen Erhebung des Landes erwarten. Und thun denn die Seinen was sie können? Kommt Großbrittanien dem Bedürfnisse Indiens entgegen wie es könnte? Reiche Leute unterzeichnen sich für ihren jährlichen Guineenbeitrag und rechnen sich unter die Freunde dieser oder jener Missionsgesellschaft; aber wo ist der Sinn für Selbsthingabe, dieser Beweis der Liebe des HErrn, der, obwohl er reich war, um unsretwillen arm wurde? Viel mehr geschieht allerdings jetzt als früher; dieser Ueberzeugung bin ich froh. Und manches, das dem Fortschritt der göttlichen Wahrheit ein Hinderniß war — als Vorurtheile in den Herzen der Menschen, willkürliche Gesetze, der Argwohn gewisser Regierungen — wird beseitigt; allein noch viel mehr könnte

gethan werden und noch viel mehr wird gethan werden, wenn die Herzen des Volkes Gottes durch bessere Einsicht ihrer Pflichten, Seiner Treue, der Bedürfnisse, Uebel, Hoffnungen und der Bestimmung der Welt sich erweitern.

Von Prediger W. Porter. Madras den 13. August 1849.

Ihr Schreiben vom 12. April mit Abschrift eines Beschlusses in Betreff des Vorschlags des Herrn Arthur, jeder Familie in Indien einen Theil des Wortes Gottes zu geben, ist richtig in unsre Hände gekommen.

Sie bitten uns, geehrter Freund, um Mittheilung unsrer Ansicht über diesen Vorschlag, in Bezug auf die Präsidentschaft von Madras, und versichern uns Ihrer Bereitwilligkeit uns in Ausführung desselben kräftigst zu unterstützen, falls wir denselben gutheißen.

Sie werden aus inliegendem Briefe und Beschluß ersehen, daß es unsrer Committee scheint, Herr Arthur stelle sich den Zustand Indiens viel zu glänzend vor, und daß sein Plan für jetzt noch unausführbar sei. Indeß will sie trachten aus dem Vorschlag den größt möglichen Vortheil zu ziehen, indem sie zu größerm Fleiß und Eifer in Verbreitung des Wortes Gottes antreibt.

Die Unausführbarkeit des Vorschlags hat ihren Grund hauptsächlich in der Unwissenheit des Volkes: es ist ein großer Mangel an Arbeitern; aber es könnte in der Bibelverbreitung viel mehr gethan werden, wenn die Leute dafür vorbereitet wären. Die Masse des Volks schläft in den Armen des Bösewichts; das Land ist sittlich unfruchtbar; es ist hart, steinig, mit Gesträuch überwachsen; der Pflug muß der Saat vorausgehen; der Boden muß aufgelockert und gesäubert werden, ehe wir den unverweslichen Samen des Reiches Gottes recht reichlich ausstreuen können. Erziehungs- und Missionsarbeiten müssen der Bibelgesellschaft erst den Acker bestellen, sonst säen wir unter Dornen oder streuen den köstlichen Samen an den Weg, wo er vom Feinde weggerafft wird, der uns überall zu hindern und uns der Frucht unsrer Arbeit allezeit zu berauben sucht.

Doch ist es immer besser zu viel als zu wenig zu thun. „Einer theilt aus, und hat immer mehr; ein Anderer karget, da er nicht soll, und wird doch ärmer.“ (Spr. 11, 24.) Ein Gebot lautet: „Theile aus unter Sieben und

Achte." (Pred. 11, 2.) Wir wissen nicht, wie und wo der Same aufgehen und wachsen wird. Wo wir es am wenigsten erwarten, kann er Erde finden, Wurzel schlagen und uns mit reichem Ertrag überraschen und erfreuen.

Auch ist es von Wichtigkeit, daß zwischen dem Pflügen und Säen keine Zeit verloren gehe. Es kommt eine Zeit, wo der Pflüger den Schnitter einholen wird, wo der da säet und der da schneidet sich mit einander freuen. In dieser kommenden Zeit dürfen wir gewiß zwischen unsrer Arbeit und unserm Lohn einen kürzern Zwischenraum erwarten, und sollten uns daher zu größerm Fleiß angetrieben fühlen. „Frühe säe deinen Samen, und laß deine Hand des Abends nicht ab; denn du weißt nicht, ob dieß oder das gerathen wird; und ob es beides geriethe, so wäre es desto besser."

Sie werden aus beiliegendem Briefe ersehen, daß unsre Committee ihre Freunde zu größern Anstrengungen in diesem guten Werke ermahnt und sie zugleich ihrer eigenen freudigsten und herzlichsten Mitwirkung versichert. Wir wissen natürlich noch nicht, was der Erfolg dieses Aufrufs an unsre Freunde sein wird. Wir haben von Trawankor und Tinnewelli noch keine Antwort auf unsre Mittheilungen erhalten; dieß sind die für den Versuch am besten vorbereiteten Provinzen, und worin die meisten Arbeitskräfte in Wirksamkeit gesetzt werden können; indeß haben wir sehr schätzbare Briefe aus andern Gegenden erhalten, die uns nicht ohne Hoffnung auf Erfolg lassen.

Es ist uns sehr darum zu thun, auf allen unsern Hauptstationen Zweig- und Hülfsvereine zu haben. Vereinigung ist Kraft hier wie anderswo; und wenn auch nur einige christliche Freunde sich zu diesem guten Zweck der Verbreitung des Wortes Gottes verbinden können und zu bestimmten Zeiten zu Besprechung und Gebet um Weisheit und Erfolg zusammenkommen, so wird es gewiß nicht ohne Segen abgehen.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß unsre Committee, nachdem sie auf ihr gedrucktes Circular von ihren Freunden Antworten erhalten hat, sich zur Verfolgung eines neuen Plans zur Verbreitung des Wortes Gottes veranlaßt finden wird.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Von Herrn James Irvin, Secretär der Sonntagsschulgesellschaft für Irland.

Dublin den 19. December 1849.

Als wir bei Ihrer Committee mit unsrer jährlichen Meldung um Bibeln und Testamente einkamen, so dachten wir dieselbe für die Nachfrage der Armen zureichend. Allein das Verlangen nach Bibeln war ungewöhnlich groß; und obgleich wir möglichst viele zu verkaufen trachteten, (was wegen der äußersten Armuth des Volkes ungemein schwer ist) so ist unser Vorrath doch beinah erschöpft. Indeß haben wir doch ungefähr die Hälfte der abgegangenen Bibeln verkauft, woraus die Willigkeit der Leute zu zahlen, wenn sie können, erhellt. Eine bedeutende Zahl wurde an die Sonntagsschulen im Westen von Irland für den Schriftunterricht der vom Pabstthum Uebergetretenen, Erwachsenen und Kinder, sowie für wahrheitsuchende Katholiken verabfolgt, und zwar in diesen Fällen natürlich unentgeldlich. Wir hoffen bei Abschluß unsrer Rechnung Ihrer Committee einige interessante Mittheilungen in Betreff dieser Schule zu machen. Mittlerweile wäre unsre Committee für Sendung folgender Bibeln sehr dankbar, nämlich 1250 Bibeln in Duodez und 1250 in Vierundzwanzigstel.

Von dem Missionar der Brüdergemeinde D. K. Suhl in Gnadenthal, Südafrika, an Prediger P. Latrobe in London.

Den 20. Juni 1849.

Indem ich von Ergebung rede, kann ich nicht umhin noch ein anderes Beispiel zu erwähnen, das uns zu großer Erbauung gereicht hat.

Rebecca Jochem, eine 45jährige ledige Kafferin, hatte seit mehrern Jahren in unsrer Gemeinde als Nationalhelferin gedient und solange sie gesund war, ihren Unterhalt immer selber verdient. Seit einem Jahr aber ist sie durch eine schmerzliche Krankheit genöthigt, das Bett zu hüten und muß nun von der Wohlthätigkeit ihrer Geschwister in Christo leben. In der Nähe ihrer netten und reinlichen Wohnung, die unser trefflicher Aufseher, Herr Ruyter, für sie erbaut hat, sind nicht Wenige, die es für ein Glück halten, ihr Beistand zu leisten, denn sie treten nie an ihr Bett hin, ohne durch ihre gottseligen Reden erbaut zu werden. Von ihr kann wahrhaft gesagt werden, daß sie im Glauben und in der Liebe lebt, fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal und am Gebet anhaltend. (Röm. 12, 12.) Einmal sprach sie zu Bruder Teutsch: „ich bin so vergnügt in meinem Heiland, daß ich nicht vergnügter sein könnte, wenn ich auch wieder ganz gesund wäre und fliegen könnte, wie ein Adler.“ Als ich sie in der Passionswoche besuchte, sprach sie zu mir: „mein Kopf und meine Ohren schmerzen mich so, daß ich Tag und Nacht nicht ruhen kann; aber meinem Heiland sei Dank, in seinem bittern Leiden finde ich allezeit Trost. Was ist doch meins im Vergleich zu seinem? ich muß um meiner selbstwillen leiden, und meine Sünden verdienen weit schärfere Strafe; Er aber litt um meinetwillen; und was muß Er nicht gelitten haben, als Ihm die Dornenkrone auf sein heiliges Haupt gedrückt wurde.“ Solange sie noch gesund war, fand man sie bei Besuchen immer mit Flechten niedlicher kleiner Kafferkörb-

chen oder mit Lesen des Neuen Testamentes beschäftigt; jetzt ist sie aber so geschwächt, daß ihre Augen nicht einmal mehr eine Brille ertragen; dennoch trifft man immer ihr Testament auf einer Kiste neben ihrem Bett, und so oft eine ihrer Schwestern in Christo oder eins der drei Kafferzöglinge unsres Seminars sie besucht, bittet sie, man möchte ihr etwas aus dem Buche vorlesen, das ihr größter Schatz ist. Einmal sagte sie: „ich bin besonders dankbar, wenn ich mich etwas stärker fühle als gewöhnlich und mit eigenen Augen in der Bibel lesen kann, um die Bekehrungen und Tröstungen des heiligen Geistes in mich aufzunehmen.“ Sie faßt jedes Trostwort, das man ihr aus dem Worte Gottes reicht, mit der größten Dankbarkeit und Begierde auf. Einmal rief sie aus: „ich bin ganz beschämt: ich bin es nicht werth, daß mein Lehrer, der über das große Meer hergekommen ist, um uns zu unterrichten, mich so oft besuche und mit dem Worte des Lebens tröste. Kein heißhungriger Hund kann seinen Bissen gieriger verschlingen als ich, wenn ich die Brosamen genieße, die von meines Heilands Tische fallen.“ — Vor etwa 6 Wochen empfing sie mich mit folgenden Worten: „ich bin sehr froh, daß Sie kommen; seit einer Woche fühle ich mich verpflichtet Ihnen etwas zu geben, und gestern Nachmittag war ich in beständiger Erwartung, daß Sie kommen würden.“ Dann erhob sie sich augenscheinlich mit großer Mühe, nahm aus ihrer Kiste ein Papier, worin sorgfältig etwas Geld eingewickelt war, und gab es mir mit den Worten: „das ist für die Verbreitung des Reiches Christi.“ Zuerst meinte ich, sie wolle mir etwas für unsre Mission geben; aber auf meine Anfrage sagte sie, es sei für die Bibelgesellschaft bestimmt. In dem Papier fand ich ein Goldstück von einem halben Pfd. Sterl. und einen Schilling, das sie vor drei Jahren von besuchenden Freunden erhalten, die mit ihrer leidenden Schwester in Christo Mit-

leid hatten. Ich bat sie, die Sache nochmals recht zu überlegen, Gott kenne ja ihre dürftigen Umstände und verlange kein so großes Opfer von ihr; aber sie entgegnete schnell und fröhlich: „O nein, ich gebe es gerne, es ist dem HErrn gewidmet, ich brauche es nicht; als meine Mutter starb, hinterließ sie mir dieses Kistchen, aber es war nichts darin, und nun hat mir der HErr dieß alles gegeben; ich weiß, daß Er mich auch fürderhin nicht vergessen und verlassen wird; und wie unverdient ist es nicht, daß mir vergönnt wird das Wort von Jesu Leiden zu hören, während meine Verwandten und Volksgenossen noch in der tiefsten Unwissenheit und Finsterniß leben. Ach möchten sie bald mit dem Worte Gottes bekannt gemacht werden!" So fuhr sie eine Weile fort, bis Thränen der Dankbarkeit ihre Stimme erstickten. Ich konnte mich selber kaum der Thränen enthalten und nahm ihr Liebesopfer mit dem Versprechen zu Handen, es zu dem bestimmten Zweck nach der Capstadt zu senden.

Seit Herrn Bourne's Besuch sind in unsrer Niederlassung 60 holländische und 13 englische Bibeln, sowie 17 holländische und 15 englische Testamente abgesetzt worden, außer etwa 100 Testamenten als Belohnungen für solche Kinder, die bei ihrem Austritt aus der Schule lesen konnten; und es freut mich beifügen zu können, daß manche unsrer Leute von dem besitzenden Schatz einen guten Gebrauch machen. Bei unsern Besuchen von Haus zu Haus treffen wir die Leute oft in ihren Bibeln lesend; oder wir hören, daß die Kinder am Sonntag Nachmittag, oder an Werktagabenden ihren Eltern vorlesen müssen, wo sie nur ein Licht zu brennen vermögen.

Wir haben Montagabendversammlungen angefangen zu dem ausdrücklichen Zweck, die heilige Schrift auszulegen. Schwester Heinrich hat zum Besten der alten Frauen, die Bibeln gekauft, aber selber noch keinen Ge-

brauch davon machen können, eine Leseschule eröffnet, und bemerkt mit Vergnügen, daß ihrer Viele diese ihnen angebotene Gelegenheit sehr gerne benützen und einige mit sehr gutem Erfolg.

Von Herrn de Pressense. Paris den 8. April 1849.

Die religiösen Bewegungen in den Departementen L'Orne und La Sarthe, zu deren Hervorbringung sich der HErr zuerst einer unsrer Bibelträger bediente, dehnen sich noch immerfort weiter aus. Sie umfassen gegegenwärtig 10 bis 12 große Gemeinden, und besonders erfreulich ist, daß sie täglich entschiedener werden. Man kauft jetzt die Bibeln nicht mehr, um sie als Waffen gegen die Priester zu gebrauchen, sondern um daraus den Weg der Seligkeit kennen zu lernen.

In einer Stadt im Süden, die ich jetzt der Vorsicht halben nicht nennen darf, hat sich seit einiger Zeit eine Erweckung kund gegeben, welche zwei von unsern Hausierern zugeschrieben werden kann, die nach einander diesen Distrikt bereist haben. Diese Erweckung hat sich vorzüglich unter einer protestantischen Bevölkerung gezeigt, die, um wenig zu sagen, der ernstlichen Ermahnung, sich das Wort Gottes zu verschaffen, ebenso sehr bedurfte, als die katholische Bevölkerung. Die Zusprüche der Bibelträger waren vom Segen Gottes begleitet, und jetzt geht in jener Gegend eine Bewegung vor sich, welche wenigstens hundert Personen ergriffen hat, die entschieden für das Evangelium gewonnen sind, und wovon noch weitere 400 Seelen berührt sind, die sich sehr günstig gestimmt zeigen. Wenn Klugheit mir nicht mehr verbietet, deutlich von diesem Ereigniß zu sprechen, so werden Sie sehen, daß es eine der hoffnungsvollsten Früchte unsrer Arbeiten in Frankreich ist.

Im Oktober kam einer unsrer Hausierer noch spät

durch einen Wald. Die Nacht kam heran und der Regen fiel in Strömen. Schon war er vom Wege abgekommen und war in großer Verlegenheit, als er bei einer Wendung des Pfades in einem kleinen Häuschen ein Licht gewahr wurde. Er nahm seinen Weg dahin und erreichte es bald. Durch das Fenster schauend, erblickte er vier Personen um ein Feuer hersitzen; ein bejahrter Mann las beim Scheine eines brennenden Stückes Holz einer Frau und zwei jungen Männern von etwa 20 Jahren etwas vor. Als der Hausierer eintrat, bot ihm der, welcher der Hausvater zu sein schien, einen Sitz beim Feuer und bat um Erlaubniß fortzulesen. Der Bibelträger war nicht wenig erstaunt, als er hörte was der Alte las, denn es war ein Capitel aus einem der Evangelien. Als der Vorleser fertig war, sprach er zu unsrem Freunde: „Entschuldigen Sie, daß ich mich durch Ihren Eintritt nicht habe unterbrechen lassen; wir wollen gerne alles hören, was uns der HErr diesen Abend zu sagen hätte. Wir schließen seit 9 Jahren jeden Tag auf diese Weise, und wir halten sehr fest an dieser Gewohnheit.“ Hierauf kamen sie in ein Gespräch, durch das unser Hausierer erfuhr, daß vor 9 Jahren ein Andrer seines Berufs durch diesen Wald gekommen und hier ein Neues Testament verkauft habe, und von da an hätten Vater, Mutter und die zwei Söhne jeden Morgen und Abend ein Capitel darin gelesen, und dadurch eine gute Erkenntniß der Wahrheit erlangt.

Einer unser Bibelträger meldete sich am Eingange zu einem Provinzial-Gefängniß und bat um Erlaubniß, seine Bücher den Gefangenen anzubieten. „Ha, Sie kommen gerade recht,“ sprach der Gefangenwärter zu ihm, „denn es ist unter den Gefangenen hier ein junger Mensch, der sich in die Politik gemischt und sehr unruhig ist; der sagte mir erst kürzlich, er verlange sehr nach einer Bibel, das sei das Buch, das ihn am meisten erfreue.

Kommen Sie, wir wollen ihn sprechen. Aber ich muß Ihnen zum Voraus sagen, guter Freund, das Sie bei ihm wenig gewinnen werden, denn er hat keinen Sou." Dem Gefangenwärter folgend kam ich zu einer Zelle und fand da einen sehr gut aussehenden jungen Menschen, der, sobald er vernahm, daß ich Bibeln verkaufe, große Freude bezeigte. „Die Bibel! die Bibel!" rief er aus, „das ist gerade, was ich brauche." Dann hielt er an sich, und Betrübniß schien seine Freude zu verdrängen, indem er sprach: „ach, die Bibel ist jetzt freilich hier, aber ich habe kein Geld eine zu kaufen." — „Als ich das hörte," erzählt der Hausierer, „war ich sogleich entschlossen ihm auf meine Kosten eine Bibel zu geben; vorher aber wollte ich mich noch der Aufrichtigkeit seines Wunsches, eine solche zu besitzen, versichern. Nach einem langen Gespräch, aus dem sich ergab, daß dieser junge Mensch in frühern Jahren die heilige Schrift gelesen und daß die davon erhaltenen Eindrücke in seinem Mißgeschick wieder lebendig geworden, sprach ich zu ihm: „Seht, lieber Freund, hier ist eine Bibel, ich schenke sie Ihnen, ungeachtet ich selbst arm und ein Familienvater bin." — „Halt", rief der Gefangenwärter, der dem Gespräch zugehört, „ich möchte an Ihrer Wohlthätigkeit auch Theil nehmen. Lieber will ich die Bibel kaufen, und ich selber, will sie diesem jungen Menschen schenken; sie wird ihn klüger machen, daß er sich nie mehr in Verschwörungen mischt. Ich will sie ihm mit der Bedingung geben, daß wir gemeinschaftlich darin lesen, so lange er hier bleibt; denn was ich so eben von der heiligen Schrift gehört habe, erweckt in mir den Wunsch damit bekannt zu werden; und zu dem Behuf will ich nicht nur eine, sondern zwei Bibeln von Ihnen kaufen, eine für meine Gefangenen und eine für mich."

Etwas in Verbindung mit der Geschichte der Junitage 1848.

Einer unsrer Bibelträger traf unlängst in einem Landdistrikte mit einem jungen Menschen zusammen, der in jenen Tagen als Offizier in der Mobilgarde gedient. Die damals erlittenen Beschwerden zogen ihm eine Krankheit zu, die ihn schnell ins Grab zu werfen droht. Bei seiner Familie in einem kleinen Dorfe wohnend, empfing er unsern Freund mit der lebhaftesten Freude, sobald er hörte, was dessen Geschäft wäre. „Ha", sprach er zu ihm, „Gott selbst hat Sie zu mir geschickt, um mir in meinen letzten Tagen zum Trost zu gereichen, indem Sie mir das ganze Wort Gottes zum Besten bringen." Hierauf erzählte der Offizier, wie er in den Junitagen in Paris ein schrecklich blutiges Gefecht mitgemacht habe; wie er vor einer Barrikade einen tödtlich verwundeten Soldaten in seine Arme genommen, und dieser mit sterbender Stimme ihm gesagt: „nehmen Sie aus meinem Tornister ein Büchlein, das Sie dort finden werden, es sind die Evangelien, lesen Sie solche, und gedenken Sie meiner letzten Worte — es ist das Wort Gottes, es allein kann Sie den wahren Weg der Seligkeit lehren." — „Ich weiß nicht", setzte der Offizier hinzu, „ob der Mann todt ist; er wurde sterbend von mir weggetragen, und ich habe nie erfahren können, was aus ihm geworden ist; aber so viel ist gewiß, ich habe sein Büchlein gelesen, und habe es lieb gewonnen, und wünsche nun das ganze Wort Gottes kennen zu lernen." Nie war wohl eine Bibel wohlthätiger angebracht worden.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Jahrgang
1850.
Zweites Quartalheft.

Fünf und dreißigster

Jahresbericht

der

evangelischen Missions-Gesellschaft zu Basel.

In Jesu Christo geliebte Freunde und Brüder!

Als Paulus zum Apostel Jesu Christi berufen wurde, bezeugte der HErr über ihm: Ich will ihm zeigen, wie viel er leiden muß um meines Namens willen, und die Weissagung ging in buchstäbliche Erfüllung. Die Apostel mußten dem Leiden Christi ähnlich werden. Die Mission geht zu allen Zeiten denselben Todesweg.

Der Tod Christi bringt der Welt das Leben. Die Erlösung der Welt wird nicht vollendet, es werde denn das Maas der Leiden Christi erfüllt. Was Wunder, wenn die Geschichte der Mission durch ein Meer von Leiden und Todesschmerzen führt!

Deßhalb könnte die evangelische Missionsgesellschaft in Basel, wäre Trübsal und Noth jedesmal nur ein Zeichen göttlichen Wohlgefallens und ein Siegel der Gnade, beim Rückblick auf das Jahr 1849—50 mit großer Freude ihrer göttlichen Versiegelung sich rühmen und, als eine reichbegnadigte, frohlockend der Zukunft entgegengehen. An Trübsal mannigfacher Art hat es uns im verflossenen Jahr nicht gefehlt.

Leiden sind aber selbst für die Kinder Gottes oftmals auch ernste Züchtigungen, denen man stille halten, unter welchen man sich demüthig beugen und der Gnade sich aufs Neue versichern muß. So gebührt es auch uns, über die schweren Erfahrungen des zurückgelegten Jahres nicht in falschem Glaubensmuth hinwegzuschreiten, sondern in aufrichtiger und wahrer Buße uns unter die gewaltige Hand Gottes zu demüthigen und da, wo wir das Missionswerk unter der Sünde und Schwachheit seiner Freunde leiden sehen, ein Neues zu beginnen.

Dieses Bekenntniß fühlen wir uns gedrungen, an die Spitze unseres Jahresberichts zu stellen. Der HErr hat sich aufgemacht, seine Tenne zu fegen. Auch die Mission bedarf je und je der Läuterung. Eine solche Zeit der Läuterung ist für unsere Missionsgesellschaft, unsere Stationen und Missionare gekommen.

Auf der andern Seite hat unser hochgelobtes Haupt unter den Trübsalen des hinter uns liegenden Jahres seine tröstende, helfende und zum Siege führende Gnade in so reicher Fülle an uns geoffenbart, daß wir aufs Neue dessen versichert wurden, wir stehen mit unserm Werke auf jenem Felsen, den auch die Pforten der Hölle nicht überwältigen können, und die Freudigkeit gewonnen haben, mit dem Apostel zu sagen: „Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängsten uns nicht; uns ist bange, aber wir verzagen nicht."

Wir haben mehr als Einen schweren Verlust erlitten im verflossenen Jahr; dennoch hegen wir die Hoffnung, daß unser Werk unter dem Segen des HErrn ungestört und ungeschmälert fortgehen werde. Die Mission ist ein Werk Gottes, nicht ein Werk der Menschen. Die Mission ist größer als ihre Begründer und Freunde; sie bleibt rein, wenn sich auch die Hände derer beflecken, die sie treiben.

Die Positionen unserer Streiter auf dem großen Kampfplatz der Heidenwelt haben an mehr als Einem Ort sich ungünstig gestaltet, dagegen sehen wir bereits, wie selbst auf denjenigen Punkten, welche von diesen Prüfungen vorzugsweise betroffen worden sind, dem mit Thränen befeuchteten Boden neue Segnungen entsprießen.

Auf andern Gebieten hat das Jahr eine reichere Erndte gebracht, als manches frühere Gesellschafts-Jahr.

I.

Lassen Sie uns zuerst die heimathlichen Verhältnisse ins Auge fassen und zwar zunächst die Committee unserer Gesellschaft.

Der Präsident der Committee, Hr. Pfr. La Roche zu St. Peter, wurde durch die immer stärker hervortretenden Beschwerden des vorgerückteren Alters häufig verhindert, die Arbeiten der Committee zu leiten. Herr Rathsherr Socin-Heußler, unser vieljähriger Freund und Mitarbeiter in der Committee war wegen länger dauernder und einige Zeit sehr bedenklicher Krankheit fast den ganzen Winter hindurch außer Stande, den Sitzungen anzuwohnen. So rückt uns die Zeit allmählig näher, wo die alten ehrwürdigen Stifter und Leiter unserer Gesellschaft, wenn auch nicht von dem Schauplatz der Missionsthätigkeit sich zurückziehen, so doch durch ihr Alter genöthigt sind, an die jüngern Mitglieder der Gesellschaft einen Theil ihrer Arbeiten abzugeben. Um so mehr freuen wir uns, diese theuren Männer, deren Stimmen, wegen ihrer reichen Erfahrung so gewichtig in die Wagschaale der Entscheidung fallen, bis jetzt doch immer noch, so weit es ihre Zeit und ihre Kräfte erlauben, unermüdlich mit uns fortarbeiten zu sehen.

Eine sehr schmerzliche Lücke hat im Kreise der Committeemitglieder der Austritt des Hrn. Inspektors Dr. Hoffmann verursacht. Schon im vorigen Sommer und zwar am letzten Tage des Missionsfestes erkrankte derselbe in Folge der großen Anstrengung jener Tage auf eine sehr bedenkliche Weise so, daß er so schnell als möglich sich von Basel wegbegeben und dem Wildbad zueilen mußte. Zu unserer großen Freude erholte er sich daselbst in einigen Wochen wieder so, daß er am Ende der Ferien mehrere Missionsfeste der Schweiz zu besuchen im Stande war. Allein schon

im September und October wiederholten sich seine früheren Anfälle, wenn auch jetzt in einer veränderten Gestalt. Deßwegen glaubte er schon damals die Frage, ob es nicht seine Pflicht sey, seine hiesige Stelle niederzulegen und in das Privatleben sich zurückzuziehen, in Erwägung ziehen zu müssen, und wirklich faßte er, da seine Leiden ihn eigentlich nie mehr ganz verließen, im November vorigen Jahrs den Entschluß, der Committee seinen Austritt für das Frühjahr 1850 anzukündigen. Bei dieser Gelegenheit entwickelte er zugleich derselben seine Ansicht über die Wiederbesetzung seiner Stelle und die mit seinem Austritt nothwendig werdenden Veränderungen.

Mit großem Schmerz willigte die Committee in das Entlassungsgesuch unsers geliebten Freundes, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß derselbe auf keine Weise länger festzuhalten war. Sie konnte es aber nicht thun, ohne sich den großen und reichen Segen zu vergegenwärtigen, den der HErr auf die Arbeit desselben während seines 11jährigen Wirkens im Dienste der Mission gelegt hatte, sie fühlte sich tief verpflichtet zur Theilnahme an seinen Leiden, von denen er mit Recht sagen konnte, daß sie die Folge seiner außerordentlichen Anstrengungen und seines rastlosen Eifers für die Ausbreitung des Reiches Gottes seyen, ebenso wird sie sich auch Seiner alle Zeit in treuster Liebe und inniger Fürbitte erinnern, denn sie weiß sich mit ihm für alle Zukunft verbunden.

Die Verhandlungen über die nunmehrige Gestaltung der Dinge nahmen die Committee während der Monate November, December und Januar mannigfach in Anspruch. Zuerst beschloß die Committee das Vorsteheramt des Missionshauses mit dem Inspectorat wieder zu vereinigen und beide Aemter in die Hände des bisherigen Vorstehers des Missionshauses zu legen. Dieser selbst sprach wiederholt die Bitte aus, ihn in seiner bisherigen Stellung zu belassen, theils weil er sich als Lehrer und Seelsorger der Zöglinge einen seinen Wünschen und Bedürfnissen wie seinen Kräften vollkommen entsprechenden Wirkungskreis eröffnet

sah, theils weil er befürchtete, den beständigen Kämpfen und Anfechtungen, welche die Vertretung der Gesellschaft in der Heimath und die Leitung der Stationen in der Heidenwelt mit sich bringt, körperlich und gemüthlich nicht für lange gewachsen zu seyn. Da jedoch die Committee auf ihrem Beschluß zu verharren die Freudigkeit gewann, wollte auch Vorsteher Josenhans sich dem an ihn gestellten Antrag nicht entziehen. Sofort handelte es sich aber darum, dem zukünftigen Inspector auf zweckmäßige Weise die als nothwendig erkannte Unterstützung zu verschaffen. Mit besondern Danke nahm man das Anerbieten Hrn. Inspector Hoffmanns an, auch nach seinem Austritt noch für die nächste Zeit die Herausgabe des Missionsmagazins besorgen zu wollen. Seinem Nachfolger aber sollte weiter für den theologischen Theil des Unterrichts ein tüchtiger Lehrer der Theologie an die Seite gestellt werden, damit er seine Hauptkraft auf die Erziehung und praktische Ausbildung der Missionszöglinge und auf die Besorgung der allgemeinen Angelegenheiten, insbesondere die Leitung der Stationen, zu verwenden in den Stand gesetzt wäre. Auf diese Stelle eines Lehrers der Theologie am Missionshause wurde im December vorigen Jahrs Hr. Pfr. Geß aus Großaspach im Königreich Württemberg von der Committee berufen und zu unserer Freude erkannte dieser in dem Rufe der Gesellschaft den Willen des HErrn. Als Zeit seines Austritts war von Hr. Insp. Hoffmann das Frühjahr bezeichnet worden, um dieselbe Zeit versprach Hr. Pfr. Geß in Basel einzutreffen.

Wie wohlthuend wäre es nun nach dieser Zeit schwerer Entscheidung für uns gewesen, hätte es dem HErrn gefallen, unserm austretenden Freunde für die letzte Zeit seines Aufenthalts in Basel noch einige Tage der Ruhe und Erquickung zu Theil werden zu lassen. Statt dessen sollten Tage der schwersten Heimsuchung und des bittersten Leids diese Abschiedszeit bezeichnen. In den ersten Tagen des März genas die theure Gattin Hrn. Insp. Hoffmanns glücklich einer Tochter. Es war allgemeine Freude im Kreise

der Missionsangehörigen, er selbst war voll Dank und Lob über dieser freundlichen Schickung. Da traf ihn unerwartet der schwerste Schlag, der ihm begegnen konnte. Ein Scharlachfriesel trug ihm drei Tage nach jenem glücklichen Ereigniß, wie im Sturme, innerhalb weniger Stunden seine so innig geliebte Gattin davon und ließ ihn mit seinen Kindern zum zweiten Mal verwaist zurück. Noch wußte er damals nicht, wohin er seinen Wanderstab setzen sollte, und die Entscheidung wurde ihm um so schwerer, als der Schlag, der ihn betroffen hatte, seine ganze Lage mit Einem Mal veränderte. Sowohl die königlich-württembergische, als die großherzoglich badische Regierung hatte einen Ruf an ihn ergehen lassen, die erstere auf das Ephorat des theologischen Seminars in Tübingen, die letztere auf die Stelle eines Direktors des Predigerseminars in Heidelberg. Er entschied sich für die Rückkehr in sein Vaterland, obgleich mit schwerem Herzen, theils wegen der großen Veränderung, die mit Württemberg vorgegangen ist, theils wegen der tiefen Bekümmerniß, in welche Krankheit und Leid ihn versetzt hatte. Indessen half ihm der HErr so mächtig auf, daß er, zwar gebeugt und schmerzlich bewegt, aber lobend und dankend und mit fester Zuversicht und Hoffnung in den verschiedenen Abschiedsstunden, in welchen zuerst die Committee, dann die Missions-Gemeinde, zuletzt das Missionshaus zum letzten Mal um ihn versammelt war, seine Vergangenheit und seine Zukunft überschaute. Es waren Stunden seliger Beugung vor dem HErrn, aber auch der reichsten und nachhaltigsten Kräftigung und des innigsten Zusammenfließens der Herzen. In den ersten Tagen des April übergab unser theurer Freund Dr. Hoffmann sein Amt dem bisherigen Vorsteher des Missionshauses und am 1. Mai verließ er Basel von unsern treusten Wünschen und brünstigsten Gebeten begleitet.

Natürlich ist durch seinen Austritt in unserm Kreise eine große Lücke entstanden, und Niemand vermag vor der Hand dieselbe auszufüllen, als der HErr selbst. Zugleich tritt unsere Mission im Ganzen nun in ein neues Stadium

ihrer Geschichte ein. Die Krisis, welche eine solche Uebergangszeit bildet, haben wir zunächst zu bestehen.

Was die Missionsanstalt betrifft, so können wir zum Preise des HErrn rühmen, dieselbe im Wesentlichen überstanden zu haben. Am 18. Mai ist Hr. Pfarrer Geß in seinen neuen Wirkungskreis eingetreten und hat sogleich seinen Unterricht in der Glaubenslehre sowie in der alt- und neutestamentlichen Exegese begonnen und seinen Sitz in der Committee eingenommen. Wir freuen uns mit Vielen, die bereits Zeugen seiner Lehrthätigkeit an unserm Hause gewesen sind, der frischen Kraft, die er uns zugebracht und der reichen Gaben, mit welchen ihn der HErr für diesen Posten ausgerüstet hat. Um die gleiche Zeit hat auch Hr. Cand. Möricke aus Württemberg sein Lehramt an der Stelle des Hrn. Cand. Kern angetreten, der wegen eines länger andauernden Brustleidens auf den besondern Wunsch der Seinigen hin aus unserm Kreise auszutreten sich veranlaßt sah. Ebenso wurde am 1. Juni die Stelle des Spediteurs auf unserm Comptoir wieder besetzt. So liegt, ungeachtet fast das ganze Personal des Missionshauses im Lauf von fünfviertel Jahren sich erneuert hat und dieß nicht ohne mancherlei kleinere Nöthen vor sich gehen konnte, die Periode der Ungewißheit, der Unterbrechungen und Unruhe bereits hinter uns und wir dürfen hoffen, wieder in ein ruhiges Geleise gekommen zu seyn.

Der Kreis der Zöglinge zählte beim Beginn des jetzt abgelaufenen Jahreskurses 32 Brüder, von denen indeß jetzt nur noch 26 anwesend sind, indem 6 derselben im Lauf des verflossenen Jahrs theils ihre Bestimmung erhielten, theils entlassen werden mußten. Die Erstgenannten sind W. Locher aus dem Kanton Zürich und Johannes Zimmermann aus Württemberg, welche unsern Brüdern in Westafrica zu Hülfe gesendet wurden; Johannes Leonberger aus Württemberg, der nach Malasamudra im Südmahrattenlande in Ostindien abging und W. Streißguth, der durch die Vermittlung des protestantischen Vereins in Basel für die Gemeinde Neu-Glarus in America gewon-

nen wurde. Von den beiden Andern wurde der Eine wegen Kränklichkeit, der Andere wegen gröberer Verfehlungen verabschiedet. Von den noch anwesenden 26 Zöglingen wurden am Jahresfeste eingesegnet und werden im Lauf der nächsten Monate abreisen Conrad Dillmann von Saarbrücken in Rheinpreußen, Christian Pfefferle aus Endingen in Württemberg, Tobias Steimle aus Alzenberg in Württemberg und Joh. Simon Süß aus Graben im Großherzogthum Baden. Die beiden Erstern werden zunächst nach London sich begeben und in das Collegium zu Islington eintreten, um später im Dienste der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft in die Heidenwelt auszugehen. Die beiden Letztern sollen, nachdem sie die Elemente der Odjisprache erlernt, den von unsern kranken Brüdern verlassenen Posten zu Akropong in Westafrica wieder besetzen.

Der Gesundheitszustand unserer Anstalt war im vorigen Frühjahr und Sommer höchst erfreulich gewesen. Um so schmerzlicher war es für uns, in der Folgezeit mehrere unserer Zöglinge durch Krankheiten an der Fortsetzung ihrer Studien gehindert zu sehen. Einer derselben, Br. Kunz aus Mönchaltdorf, Kant. Zürich, wurde letzten Herbst von epileptischen Zufällen betroffen, die uns endlich nöthigten, dem mit ganzer Seele der Mission sich hingebenden Jüngling, der bereits seine Bestimmung erhalten hatte, noch kurz vor der Zeit der Aussendung seine Entlassung zu geben. Schmerzlich betrübt sahen wir ihn im Anfang dieses Jahres nach Stuttgart ziehen, wo er die Gärtnerei erlernen sollte; der HErr aber überhob ihn bald darauf der Leiden, die ihm unzweifelhaft auf seiner fernern Bahn bevorgestanden wären, indem er ihn im Mai dieses Jahrs nach kurzem, rasch verlaufenden Krankenlager zu sich rief. Ein anderer Bruder mußte für immer dem Studieren entsagen, hofft aber durch die Rückkehr zur Mechanik seine Gesundheit wieder zu erlangen und dann demungeachtet der Mission erwünschte Dienste leisten zu können. Ein dritter erholt sich erst wieder allmählig von längerer Krankheit, lebt aber der Zuversicht, wieder völlig hergestellt zu werden.

Der Unterricht im Missionshause wurde unter den oben geschilderten Verhältnissen während des verflossenen Jahrs oft unterbrochen. Dennoch waren die Fortschritte unserer Zöglinge im Ganzen sehr erfreulich.

Unser Studienplan ist im Wesentlichen unverändert geblieben, und wird es auch in Zukunft bleiben. Es ist nur der Grundsatz, daß in Einem Jahr immer nur Eine Sprache neu erlernt werden soll, vollends durchgeführt worden. Zu dem Ende haben wir das Griechische und Hebräische um ein Jahr vor, das Englische um ein Jahr zurückgeschoben, so daß jetzt im zweiten Jahr lateinisch, im dritten griechisch, im vierten hebräisch, im fünften englisch begonnen und mit Nachdruck betrieben wird. Auf diese Weise werden die zwei letzten Jahre nun fast ausschließlich auf die theologischen Fächer verwendet werden können und wir für die praktische Theologie, insbesondere die katechetischen Uebungen, etwas mehr Zeit gewinnen, ohne daß wir genöthigt wären, die Zahl der Unterrichtsstunden zu vermehren.

Das Zusammenleben im Missionshaus, das jeden vorübergehend Einsprechenden immer so wohlthuend anzuwehen pflegt, hat auch unsere neueintretenden Lehrer in hohem Grade angezogen und allen Gliedern unserer großen Familie auch im verflossenen Jahr göttliche Segnungen in reicher Fülle zugeführt. Wir sind durch die Innigkeit und Frische der brüderlichen Gemeinschaft gekräftigt und oftmals über unsere Schwachheit mächtig empor gehoben worden. Dabei haben wir uns nicht verborgen, daß, was wir, getragen von den Kräften der Gesamtheit, vermögen, noch nicht die selbstständige That ist, welche dem Einzelnen draußen im Gewühl des Kampfes zu Gebot stehen sollte. Die Vorsteher und Lehrer des Hauses haben sich deßwegen namentlich aufgefordert gesehen, die Bedürfnisse des Missionsdienstes in diesen praktischen Beziehungen von Neuem recht angelegentlich ins Auge zu fassen. Sie haben es sich zur Pflicht gemacht, die Zöglinge des Hauses zu selbstverleugnungsvoller Hingebung an die Interessen des Missionsdienstes, zu pünktlichem Gehorsam gegen die Vorge-

setzten, zu freudiger Unterordnung unter die Brüder und zu durchgreifender Ordnungsliebe auch in äußerlichen Dingen durch Wort und Beispiel unabläßig anzuhalten. Und zum Preise des HErrn dürfen wir sagen, daß die meisten unserer Zöglinge nicht allein die Nothwendigkeit und das Heilsame dieser evangelischen Zucht erkannt, sondern auch mit aller Bereitwilligkeit die kleinen Opfer gebracht haben, die sie ihnen auferlegte. Möge ihnen der HErr nur Gnade geben, sich dereinst, wenn es größere Opfer gilt, mit gleicher Liebe und Freudigkeit darzustrecken und immer völliger den Sinn anzueignen, der nicht sich selber leben will, sondern dem HErrn und den Brüdern!

Für die Voranstalt war das verflossene Jahr nicht weniger prüfungsvoll als für das Missionshaus. Zwar ist das Personal der hier angestellten Lehrer fast unverändert dasselbe geblieben. Nur für die mathematischen Fächer hatten wir einen andern Lehrer aus der Stadt zu gewinnen. Dagegen wurde die Anstalt von Trübsal verschiedener Art betroffen. Im Lauf des Winters wurde sie von einem jungen Menschen, der sich früher um Aufnahme in das Haus gemeldet hatte, aber zurückgewiesen worden war, auf eine höchst freche Weise bestohlen und in Brand zu stecken versucht. Es war eine besondere Bewahrung Gottes, daß der Brandstiftungsversuch mißlang und eine besondere Fügung des HErrn, daß der Thäter sich selbst verrieth und seine Heuchelei offenbar wurde. Ferner ergriff das seit mehrern Jahren die Voranstalt immer wieder von Neuem heimsuchende Schleimfieber während der kalten Jahreszeit wiederum fast alle Zöglinge. Zehn Brüder zu gleicher Zeit lagen dießmal an dieser Krankheit darnieder, so daß wir ernstlich darauf denken mußten, dem allgemein gefühlten Nothstand ein Ende zu machen. Wohl nicht ohne Grund wurde als die Quelle des Uebels die Lage und Beschaffenheit der Wohnung angesehen. Wir waren deßwegen eifrig bemüht, ein gesünderes Local ausfindig zu machen. Es gelang uns endlich nach manchen vergeblichen Versuchen, in der Nähe des bisher bewohnten Drahtzugs

ein passend scheinendes Haus zu miethen. Möge nun der HErr die Anstalt in Gnaden mit Krankheiten verschonen und sich in ihr alle Zeit nahe und hülfreich beweisen!

Die Zahl der Zöglinge der Voranstalt belief sich zu Anfang des nun hinter uns liegenden Jahres auf 22 Brüder, bis zum Schlusse des Kurses hat sie sich jedoch bis auf 16 vermindert. Drei der ältern Zöglinge mußten wegen Kränklichkeit entlassen werden; Einer der Neuaufgenommenen war sich seiner Bestimmung zum Missionar so wenig gewiß, daß er seinem frühern Beruf zurückgegeben werden mußte; Einen rief der Mililärdienst nach Hause und Einer endlich wurde an unserm konfessionellen Standtpunkt irre und nahm seine Entlassung.

Noch haben wir hier unserer lieben Missionsprediger und der kranken Missionare zu erwähnen, die bald länger bald kürzer in unserer Mitte verweilten. Sie bilden ein wesentliches und ganz besonders gesegnetes Element unserer Hausgemeinde. Sie verknüpfen uns ebenso innig mit der Heimath, von der wir ausgegangen sind, als mit der Heidenwelt, auf welche wir mit immerwährender Sehnsucht hinausschauen. Durch sie werden uns die Zustände der alten Christengemeinde auf der einen Seite und die Siege und Niederlagen unserer Sendboten in der Heidenwelt auf der andern Seite lebendig vergegenwärtigt. Licht und Schatten malen sich da in buntem Wechsel, und der Strom des Völkerlebens tritt in dem, was sie erfahren und gesehen und uns berichten, so nahe an uns heran, daß wir durch sie in Wahrheit trotz der stillen Zurückgezogenheit, in der wir leben, uns immer mitten hinein versetzt sehen in den Markt der Welt und das Getümmel des Lebens. Bruder Zaremba, obwohl, wie er meint, allmählig alternd, war auch in diesem Jahr unermüdlich thätig, er bereiste einen großen Theil der Schweiz und überbrachte unsern Mitverbundenen daselbst eine lebendige Predigt von der stillen Herrlichkeit der in der Liebe Jesu bestehenden und an der Erlösung der Welt mit Wort und That unabläßig arbeitenden Gemeinschaft der Gläubigen. Br. Lehner war in seinem

Vaterlande Hessen, in Ostfriesland, am Ober- und Niederrhein für die Mission thätig und konnte über seinem Eifer um die Sache des HErrn seiner immer noch andauernden Leiden oft ganz vergessen. Br. Schiedt, der wenige Wochen vor dem letzten Jahresfest aus Africa zurückgekommen war, weil er mit den Brüdern sich entzweit hatte und bedenklich erkrankt war, verließ uns, nachdem er von seiner Krankheit genesen und seine Sache entschieden war, mit Zustimmung der Committee, um in America eine Gemeinde zu suchen. Br. Layer kam nach 13jähriger Arbeit in Ostindien krank und geschwächt mit seiner Familie von Dharwar zurück und begab sich nach wenigen Rasttagen, während welcher wir uns unserer Uebereinstimmung mit ihm aufs Neue auf eine wohlthuende Weise versichern konnten, zu den Seinigen in Stuttgart.

Ueberschauen wir endlich den weiten Kreis der Missionsfreunde und der mit uns verbundenen Vereine und Gesellschaften, so könnten wir uns freuen beim Anblick der großen Zahl unserer Mitarbeiter in der Schweiz, in Deutschland, in England, Frankreich, Dänemark, Schweden, Rußland, America und Indien. Und in der That, es ist nicht von Menschen, sondern von Gott, daß das kleine Senfkorn der hiesigen Missionsgesellschaft zu einem solchen Baum geworden ist, der ebenso, wie er seine Zweige über alle Theile der Erde ausbreitet, so auch seine Wurzeln in so verschiedene Länder der Christenheit versenkt. Zu ganz besonderer Ermunterung muß uns dabei dann noch der Umstand gereichen, daß das Land, wohin Basel seine ersten Boten sandte, das auf dasselbe verwendete Capital nicht allein reichlich verzinst, sondern bereits mehr als vollständig zurückbezahlt hat und dennoch getreulich fortfährt, uns mit seinen Beiträgen zu unterstützen. Da kann man es ja, so dürfte Jemand nicht mit Unrecht bemerken, mit Händen greifen, daß die Glaubensaussaat unserer Gesellschaft noch auf manche reiche Erndte hoffen darf. Dennoch ist der Blick auf die Quellen, aus denen wir die Mittel unseres Bestandes schöpfen, in diesen Tagen der mannigfachsten Umgestaltung kein ganz vollkom-

men ungetrübter. Ist der Kirchenhimmel umwölkt, so ist auch der Horizont der Missionswelt, wenigstens nach Einer Seite hin, in Dunkel eingehüllt. Wir können zwar nicht sagen, daß die Liebe unserer Mitverbundenen im Allgemeinen erkaltet und ihre Theilnahme im Verschwinden begriffen wäre. Wir müssen vielmehr dem HErrn der Gemeinde von ganzem Herzen dafür danken, daß in dieser Zeit des Haders, der Treulosigkeit und der Erschlaffung unsere Freunde sich so treu und unermüdlich in Liebe, Fürbitte und thätiger Handreichung bewiesen haben. Dagegen sind auf verschiedenen Seiten Stimmen laut geworden, die uns auf den großen Umschwung der letztvergangenen Jahre aufmerksam machten und zu bedenken gaben, der Geist der Zeit habe eine andere Richtung genommen und das Interesse der Christenheit habe sich von der Heidenwelt ab und mehr den Bedürfnissen der Heimath zugewendet. Und diese Zeugnisse scheinen bei uns um so mehr auf Glauben Anspruch machen zu dürfen, da es unläugbare Thatsache ist, daß die uns aus Deutschland zukommenden Unterstützungen, zwar nicht die von einzelnen Missionsfreunden, aber die von Vereinen und Gesellschaften uns dargereichten, bereits seit vier Jahren nur wenig aber regelmäßig abgenommen haben. Wir wollen auch nicht läugnen, daß uns gerade diese letztere Beobachtung im Lauf des verflossenen Jahres manches Bedenken erweckte und höchst vorsichtig machte. Allein fürchten, nicht bloß für die Mission überhaupt, sondern auch für den Bestand und die wachsende Ausdehnung unserer Gesellschaft, konnten wir doch auch unter diesen Verhältnissen nicht. Die Ursache der um Etwas verminderten Beiträge aus Deutschland ist gewiß nur der traurige politische Zustand dieses Landes, der in dieser Weise, wie wir hoffen, nicht andauren wird. Ferner sahen wir in andern Ländern und gerade in solchen, welche unter den politischen Revolutionen unserer Tage eine Zeitlang sehr schwer gelitten hatten, die Theilnahme an der Mission auch wiederum entschieden wachsen und zunehmen. Jedenfalls wissen wir, daß die Mission fortgehen und zu ihrem Ziele kommen

wird. Die Schrift kann nicht gebrochen werden und wir haben nicht bloß geglaubt, sondern auch erfahren und erkannt, daß Jesus lebt und herrscht.

Man kann bezweifeln, ob diese oder jene Missionsunternehmung gelingen wird. Daß aber alle Völker der Erde in ihrer Ordnung ins Reich Gottes einzugehen bestimmt sind, dieß darf Niemand in Frage stellen, der die Schrift unbefangen zu lesen im Stande ist. Unter Gläubigen ist also ausgemacht: die Mission soll und muß fortgehen.

Sie muß aber nicht bloß fortgehen, sondern sie wird auch fortgehen. Sie wird fortgehen, wenn auch die Revolution einer Windsbraut gleich die Länder durchzieht und wie ein Erdbeben den Grund der Staaten und Kirchen erschüttert; denn die Kirche Christi besteht, wenn auch die Weltreiche fallen, wenn auch ihre alten Besitzthümer ihr entrissen, ihre alten Ordnungen durchbrochen, ihre alten Geleise verschüttet werden. Und so lange die Kirche besteht, wird die Mission fortgehen.

Freilich die Geschichte scheint hier gegen uns zu zeugen. Gab es doch Zeiten, wo das Werk der Mission stille stand und scheint doch jetzt eine Zeit gekommen zu seyn, wo die Christenheit den Glauben verläugnet und abtrünnig wird von ihrem hochgelobten Haupt. Doch wird ja Niemand unsere Zeiten mit jenen Zeiten vergleichen wollen und ist ja doch der Abfall von Tausenden nicht der Abfall Aller; wachen doch, dem HErrn sey Preis! auch in diesen bösen Zeiten Viele zum Leben auf und erweisen sich die Tage der Sichtung nicht bloß verderbenbringend, sondern auch reinigend, läuternd und kräftigend an denen, die dem HErrn getreu verbleiben. Da muß dann auch der Missionstrieb nur um so lauterer und lebendiger sich entfalten. Allerdings hat die gläubige Welt nun nicht bloß die äußere Mission sondern auch die innere, wie man sie zu nennen pflegt, als ihre Aufgabe erkannt und hat sich das Interesse der Christen, wie es Manchen erscheinen will, nun entschieden der innern Mission zugewendet und dieß könnte uns bedenklich machen. Was sollen wir dazu sagen? Unsere Antwort ist

diese: Wird die innere Mission die äußere vernichten und ihr Abbruch thun, so ist sie nicht die wahre Mission und man kann ihr auf das Ende warten; wird sie aber bestehen und beweist sie sich auf diese Weise als Gottes Werk, so wird die innere Mission die äußere nur fördern. Darum fühlen wir uns durch die Erfahrungen der letzten Jahre zwar aufgefordert, unsere Freunde in Deutschland zu neuer Thätigkeit aufzurufen und sie zu bitten, unseres Werkes eingedenk zu bleiben vor dem HErrn. Wir thun dieß aber nicht darum, weil wir im Ernste für die Mission fürchten, sondern weil wir wissen, daß die Drangsal der letzten Jahre manchen Freund in seiner Vereinzelung niedergedrückt, das Pochen des Feindes manchen in sich selbst Starken eingeschüchtert und die Trostlosigkeit der Zustände Manchem seine Hoffnungen vernichtet hat; wir thun es, um in unserm Theil die Einheit des Missionswerks gegenüber von denen, die dem Geist der Zeit, nicht aber dem Worte Gottes, huldigen ins Licht zu setzen; wir thun es um uns mit allen unsern Mitarbeitern aufs Neue in dem Glauben und in der Hoffnung zu verbinden, daß der Rath Gottes, nach welchem alle Völker der Erde dem Sohne Gottes zu Füßen gelegt werden sollen, an uns und durch uns vollendet werden wird.

In dieser Gewißheit werden Sie, geliebte Freunde! auch die nun folgenden Mittheilungen über die Thätigkeit unserer Gesellschaft und die von unsern Brüdern in den verschiedenen Ländern der Erde ausgegangenen Wirkungen bestärken.

II.

Wir wenden uns zu den auswärtigen Verhältnissen unserer Gesellschaft. Zuerst überblicken wir die große Schaar der von unserm Hause ausgegangenen Brüder, die im Dienste auswärtiger Missionsgesellschaften oder im Dienste

der verschiedenen evangelischen Kirchen des Auslandes arbeiten.

Erster Theil.

1. Im Dienste der holländischen Missionsgesellschaft arbeitet noch immer, obwohl ein Greis von 64 Jahren, Br. Bär in Poka auf der Insel Amboina. Ja derselbe konnte, während er längere Zeit nur noch vom Bette aus zu missioniren vermocht hatte, im verflossenen Jahr zu seiner großen Freude wieder predigen und die Sakramente verwalten. Indessen überfällt ihn, wie er berichtet, oft das Heimweh nach der Ewigkeit. Während seiner oft schlaflosen Nächte befindet er sich in seinen Gedanken oft in Basel und Zürich. Dann ist sein Gebet: HErr helfe und segne sie.

2. Die in Verbindung mit der Londner Juden-Missionsgesellschaft stehenden Brüder Hausmeister und Ewald gehen, obwohl sie beide leidend sind, immer noch den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel nach. Der Letztere, bisher in Jerusalem stationirt, ist seiner Gesundheit wegen nach Europa zurückgekommen. Der Erstere arbeitet immer noch im Segen in Straßburg, ist aber durch eine oft sehr schmerzhafte Krankheit in hohem Grade geschwächt.

3. Br. Eipper und Sutter stehen im Dienste der schottischen Missionsgesellschaft. Letzterer ist auch in letzter Zeit im Großherzogthum Baden thätig und vielen Israeliten und Christen in diesem Lande zum Trost und zur Ermunterung gewesen.

4. Br. Lechler hilft den Missionaren der Londner-Missionsgesellschaft in Salem in Ostindien die Netze ziehen. Wir haben die Freude gehabt, seine Frau und Kinder bei uns zu sehen und aus ihrem Munde nähere Kunde über sein umfassendes und erfolgreiches Wirken zu erhalten.

5. Missionar Biesenbruck, der noch mit der americanischen Missionsgesellschaft verbunden ist, steht noch immer in Constantinopel.

6. Miss. Schreiner, der in Umpukane in Südafrica in Verbindung mit den Wesleyanern arbeitet, hat

uns, nachdem die Verbindung mit ihm längere Zeit ganz unterbrochen war, neuerdings mit einem sehr freundlichen und interessanten Schreiben erfreut. Die Streitigkeiten der Häuptlinge, welche Raub und Mord über das ganze Land verbreiteten, haben, wie vielen andern Stationen, so auch der seinigen Noth und Jammer aller Art gebracht. Manche seiner Gemeindeglieder haben gemeinschaftliche Sache mit den Heiden gemacht, viele sind umgekommen, auch auf die Treugebliebenen haben die Kriegsereignisse lähmend gewirkt. Es ist dem Volke klar geworden, daß mit dem Einziehen der Missionare, ihr ganzes Thun und Treiben ein Ende nehmen muß; darum rufen nun Manche in den Volksversammlungen: „weg mit ihnen." Die Missionare sind in großer Gefahr, ihr Werk hat eine Prüfung zu bestehen, wie noch nie. Br. Schreiner bittet deßhalb alle, die sich seiner in Liebe erinnern, aufs Angelegentlichste um ihre Fürbitte vor dem HErrn.

8. Br. And. Riis wirkt noch immer in Norwegen für die Mission, und wir hatten die Freude, aus seinem eigenen Munde vieles Erfreuliche über die wachsende Theilnahme des norwegischen Volkes an der Missionssache zu vernehmen.

9. Br. Fiellstedt war, wie früher, mit der festern Begründung und Erweiterung der Missionsunternehmungen in seinem Vaterlande Schweden beschäftigt und kann von vielen gesegneten Erfolgen seiner Arbeit berichten.

10. Im Dienste der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft befanden sich während des verflossenen Jahrs 52 unserer Brüder über alle Erdtheile zerstreut.

Auf Neuseeland verkündet Miss. Kießling, wie ein Reiseprediger, den zerstreuten Gemeinden um Kohi Marama her (9 Meilen von Auckland) das Evangelium. Nachdem ihm das Feuer sein Haus und alle seine Habseligkeiten geraubt, erhielt er durch die Freigebigkeit englischer Freunde insbesonders des Bischofs von Auckland eine neue Kirche und eine neue Wohnung.

Von Br. Handt in Neusüdwallis sind uns keine Nachrichten zugekommen.

Bruder Günther in Mudgre schreibt, was die Errichtung von Kirchen und die Vermehrung von Geistlichen betreffe, so habe die Sache des HErrn guten Fortgang im Lande; dagegen werde vielleicht von Manchen zu viel Werth auf die äußere Begründung der Kirche gelegt. Mit seiner eigenen Station scheinen die Behörden zwar wohl zufrieden, ihm selbst aber bleibe viel zu wünschen übrig. Der Kampf gegen das sogenannte Nationalsystem in den Schulen beschäftigte den Bischof und seine Geistlichkeit aufs Ernstlichste. Br. Günthers Gemeinde wollte lieber ihr Schulhaus selbst bauen, als auf die Einführung der Bibel in der Schule verzichten. Die katholische Kirche wetteifert nach seinen Berichten mit der protestantischen. Wo eine protestantische Kirche, ein Geistlicher oder ein Bischof ist, da trachtet sie, alsbald auch in gleicher Weise sich festzusetzen.

Zwanzig unserer Brüder im Dienste derselben Gesellschaft arbeiten in Ostindien. Sieben von ihnen sind im District Krischnaghur auf fünf verschiedenen Missionsplätzen zerstreut.

Br. Blumhardt war zuletzt in Sudderstation (Krischnaghur) stationirt und sah zu seiner Freude allmählig die Vorurtheile der Hindus (insbesondere gegen die Bildung des weiblichen Geschlechts) verschwinden. Seine leidende Gesundheit, die er vergebens durch eine See- und Bergreise wieder herzustellen gesucht hatte, nöthigte ihn aber nach Hause zurückzukehren.

Krückeberg hatte 10 Dörfer um Chupra her in geistlicher und leiblicher Pflege und konnte sich vieler seiner Gemeindeglieder freuen, die die Kraft der Wahrheit im Leben beweisen.

In Kabastanga arbeitete Br. Kraus unter einem großen Theils todten Geschlecht, wurde aber am 24. October 1849 nach 10jähriger Arbeit in die himmlische Gemeinde versetzt.

Die Brüder Lipp und Schurr in Rottenpore und Joginda kosteten ihre Neubekehrten viele Thränen, im Allgemeinen aber hatten sie Ursache genug, den HErrn zu preisen über dem Segen, der ihre Predigt begleitete.

In Solo, wo die Brüder Bomwetsch und Linke stationirt sind, war viel Noth wegen der Ungesundheit der Gegend und des Missionshauses, noch mehr wegen der Unempfänglichkeit derer, denen sie zu Hülfe kommen wollten.

Br. Weitbrecht und Geidt zu Burdwan hatten beide mit körperlichen Leiden zu kämpfen. Ersterer fühlt nach 19jähriger Arbeit seine Lebenssonne allmählig sich neigen, Letzterer dagegen ist durch des HErrn Gnade wieder munter und frisch. Mit lebendigen Farben schildern uns diese beiden Brüder die Versunkenheit des sie umwogenden Hindugeschlechts und seine Stumpfheit. Doch genießen sie bereits die Erstlinge ihrer Glaubensarbeit, sehen mit Freuden den Glanz des Götzendienstes erbleichen und finden in den Bekenntnissen der Heiden selbst die Weissagung einer noch ergiebigern Erndte. Ziehen wir weiter hinauf nach dem

Norden von Indien, so sucht Br. Hechler in Chunar trotz aller Körperbeschwerden mit vieler Emsigkeit festen Fuß zu fassen. In Benares ist die Zahl der Arbeiter zwar kleiner geworden, aber in frischer Kraft blüht die zahlreiche Christengemeinde dort heran. Die Brüder Leupoldt und Fuchs schreiben uns, es scheine, als ob der Tag des Heils für Benares nun angebrochen wäre.

Zu Agra haben die Brüder Pfander, Hörnle, Kreis und Schneider ein großes Werk. Wir hatten die Freude im Lauf des verflossenen Jahres aus dem Munde des l. Br. Hörnle's zu vernehmen, wie hier auf den Trümmern brahmanischer und muhammedanischer Bildung eine neue Schöpfung des christlichen Geistes in wahrhaft großartiger Ausdehnung sich erhebt.

An der Westküste von Indien in Bombay, dem Stapelplatz des Handels und Verkehrs dreier Welttheile arbeitet unser gel. Br. Isenberg, bald der eingebornen Ge-

meinde aus den Hindus seine Kräfte widmend, bald die Verbindung der Brüder in Africa mit der Heimath vermittelnd und für die abgestorbenen Christenkirchen Ostafrica's Wege und Mittel der Neubelebung bereitend, bald wiederum der Baslermission in ihren dem Arbeitsfelde zueilenden Brüdern Herberge, Rath und liebreiche Unterstützung gewährend.

Ihm zur Seite steht Carl Cäsar Menge in Nassuck, der uns in den bestimmtesten Zügen den großen Umschwung vor Augen malt, der während der letzten 10 Jahre in seiner Umgebung vor sich gegangen ist. Ehmals Schimpfreden und Steinwürfe, zerrissene und in den Koth getretene Tractate; jetzt Achtung vor der Mission, Liebe zur Predigt und Verlangen nach christlichen Schriften.

Noch haben wir endlich der Brüder Schaffter und Mühleisen hier zu gedenken, von welchen der Erstere auf den Nilgherries Erholung und Wiederherstellung seiner geschwächten Gesundheit sucht, der Andere noch in England eines neuen Wirkungskreises wartet.

In Vorderasien und Griechenland stehen zum Preise Gottes unsere Brüder Wolters, Dr. Gobat und Hildner noch auf ihren alten Posten. Zwar sind es nur Tage geringer Dinge, welche Br. Wolters in Smyrna sieht, um so nachdrücklicher führen seine Briefe der abendländischen Christenheit die großen Bedürfnisse der morgenländischen Kirchen und die Geringfügigkeit der bisherigen Bemühungen um sie, zu Gemüth.

Der theure Bischof von Jerusalem, der im Laufe des Jahres auf einer Reise in Egypten lebensgefährlich erkrankte, aber durch die Gnade des HErrn wieder vollständig genesen ist, hatte zwar mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, dabei aber einen Muth, wie in vielen Jahren nicht, — dieß sind seine eigenen Worte, — und kommt dennoch alle Jahre vorwärts.

Bruder Hildner in Syra setzt nicht allein seine bereits achtzehnjährige Schularbeit mit ungebrochenem Muthe fort, sondern wird auch immer mehr anerkannt und

darf immer deutlicher die gesegneten Früchte seiner Arbeit erblicken.

Möchten nur auch die gel. Br. Kruse und Lieder in Egypten dessen sich rühmen können. Hier in dieser gesegneten Wüste schließen sich aber selbst die Thüren, welche früher offen standen. Doch stehen auch diese Männer nicht müssig am Markt. In jener furchtbaren Zeit, wo 200,000 Menschen in Mittel- und Unter-Egypten von der Cholera hingerafft worden sind, standen sie Tausenden hülfreich und tröstend zur Seite und auch ihre Predigt findet immer wenigstens Einzelne aufmerksame Hörer.

Entschieden hoffnungsreicher erscheint dagegen weiter hinab das ostafricanische Missionsgebiet, dessen Bearbeitung unsern Brüdern Dr. Krapff, Rebmann und Ehrhardt von der kirchlichen Missionsgesellschaft in England anvertraut ist. Zwar ist der Plan unsers gel. Br. Dr. Krapff, quer durch Africa hindurch zu brechen, an der Bettelei der africanischen Stammeshäupter gescheitert; aber auf Hunderte von Meilen hin hat er von Rabbai Empia aus mit Br. Rebmann den Samen des göttlichen Wortes ausgestreut, die Pforten von Centralafrica sind erbrochen und sein Vorsatz, der Heimath die Nothwendigkeit einer südafricanischen Continental-Missionslinie persönlich darzulegen, ein Gedanke, den er die Güte hatte, auch unserer Festversammlung zu entwickeln, wird, wenn er uns in unserm geringen Theil zunächst auch nicht berührt, ein neues Gewicht in die Wagschaale der Hoffnung auf die Bekehrung dieses von uns immer mit Furcht und Zittern betrachteten Völkergebiets legen.

In Westafrica arbeiten im Dienst der englisch-bischöflichen Missionsgesellschaft 13 unserer ehemaligen Zöglinge theils auf Sierra Leone, im Timnehlande und Furrahbai, theils an der Küste von Guinea in Abbeokuta und Badagry.

Die die letztgenannten Stationen besetzt haltenden Brüder haben noch mit den furchtbarsten Gräueln africanischen Sclavenhandels und Fetischdiensts (Menschenopfer) zu kämpfen. Ueberall aber beweist sich das Evangelium wirksam

an den Gewissen und in Abbeokuta, das 140 Städte mit 60,000 Einwohnern faßt, drängt sich das Volk im eigentlichen Sinne zu der Predigt heran und nöthigt die Brüder durch seinen Zudrang immer von Neuem zu predigen. Es ist deßhalb für Br. J. C. Müller die am 14. Mai erfolgte Ankunft des Br. Hinderer eine sehr große Hülfe gewesen.

Daß Br. Gollmer mit dem l. Huber in Badagry wohlbehalten angekommen ist, hoffen wir.

Die Br. Clemens und Kölle in Furrah Bai überstanden Fieber und Krankheiten glücklich. Clemens kann den Eindruck, den der bejammernswerthe Anblick der Neger auf die Ankommenden macht, nicht groß genug beschreiben und bittet die Heimath flehentlich, mehr als bisher für Africa zu thun.

Kölle berichtet über den sehr erfreulichen Stand seines Seminars, den Eifer seiner Zöglinge im Erlernen der alten und neuen Sprachen und in der praktischen Uebung der Landwirthschaft, über ihr Verlangen nach dem heiligen Abendmahl und den Segnungen des Christenthums.

In Sierra Leone gestalten sich die climatischen Verhältnisse und das kirchliche Leben im Ganzen immer günstiger.

Br. Graf in Hastings erlebte merkwürdige Veränderungen, welche die Predigt und nur die Predigt, ohne andere Beihülfe, in den wilden Gewohnheiten vieler Neger hervorgebracht hat und freut sich, selbst heidnische Neger freiwillig zum Bau seines Missionshauses mitwirken zu sehen.

D. Schmid in Bathurst sieht die Zahl seiner Kirchgänger immer mehr wachsen und die zum Theil sehr auffallenden Bekehrungen zeigen, daß das Wort hie und da auf ein gutes Land fällt.

C. F. Frey im götzendienerischen Waterloo sieht die ersten reichen Früchte seiner Arbeit unter den Negern von Calabar, dem dem Christenthum früher unzugänglichsten, der

Predigt am meisten abgeneigten, ganz dem Bauchdienst ergebenen Stamm.

Unser gel. Br. Haastrup dagegen hat nach neunjähriger Arbeit im heißen Africa sein irdisches Tagewerk im Glauben vollendet und ist den 24. August nach 14tägiger Krankheit zu seines HErrn Freude eingegangen.

Br. Ehemann hat die acht Jahre verwaiste Station Jorruba wieder aufgenommen, steht in Ermanglung einer passenden Wohnung vieles Ungemach aus und hat vielleicht seine schönste Lebenskraft an die Vorarbeiten dieser Station gewendet.

Br. Bultman ist nach einer Erholungsreise in die Heimath auf seinem Posten in Kent wieder angelangt. Wir haben aber keine weitere Nachricht von ihm.

Das Timnehland, das Br. Schlenker in Port Lokkoh besetzt hat, hat bisher wegen der Unsittlichkeit und der Macht der verwilderten europäischen Händler und dem Fanatismus der Muhammedaner so wenig Aussicht gegeben, daß daran gedacht wurde, diese Mission aufzugeben. Dem ungeachtet muß der geprüfte Bruder eingestehen, daß der HErr auch hier Großes gethan hat.

In America haben drei unserer Brüder im Dienste der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft ihren Wirkungskreis.

Von Br. Eckel auf der Insel Trinidad haben wir keine Nachricht.

Der l. Br. Bernau in Guiana hat bei seiner Ankunft in Bartica Grove nach zweijähriger Abwesenheit die Dinge sehr zum Nachtheil verändert gefunden und ist seither von einer sehr schweren Krankheit befallen worden, ist aber wieder genesen und sieht die Dinge wieder hoffnungsvoller sich gestalten. Nur die Unfruchtbarkeit des Bodens, auf welchem seine Colonie steht, macht ihm viele Sorge und Mühe; mit vieler Freudigkeit geht ihm aber Br. Lohrer bei den verschiedenen Arbeiten an die Hand.

Die Brüder Reichardt, Beuttler und Schreiber in Islington erwarten in nächster Zeit ihre Bestimmungs-

orte in der Heidenwelt. Mann, Stern und Klein setzen daselbst ihre Studien fort.

Von nordamericanischen Gemeinden verschiedener Denomination sind nun 30 unserer Brüder nach und nach in Dienste genommen worden. Sieben derselben stehen im Osten.

Walz arbeitet an einer kleinen aber lebendigen Gemeinde in Wilmington.

Schwankowsky hat nach elfmonatlichen Wanderungen, auf welchen er bald da bald dort vorübergehend sich niederließ und vor Tausenden predigte, in Cumberland, wo ihn ein Mißgeschick einige Zeit zu verweilen nöthigte, endlich eine Stelle gefunden, die seiner Ueberzeugung wie seinen Wünschen und seiner Kraft entsprach.

Braun und Maier in Keesport, Vogelbach in Pittsburg, Gackenheimer in Davidsville haben im verflossenen Jahr keine Nachricht von sich gegeben.

Br. Schiedt ist nach einer langen und kalten Seereise in America angekommen und nahm eine große deutsche Gemeinde in Baltimore an. Seine Aussichten scheinen gut zu seyn. Er schreibt, er habe unverdienter Weise bei Gott und Menschen Gnade gefunden.

In den mittlern Staaten sind neun unserer Brüder in Wirksamkeit.

Von Br. Metzger in Liverpool, Schaad in Cincinnati, Sigelen in Petersburg, Bangas in Louisville haben wir keine Nachrichten erhalten.

Besel in Mount Hope dagegen berichtet uns im Auftrag der Michigan Synode, daß die fallengelassene Mission unter den Indianern wieder aufgenommen und ein tüchtiger Prediger eigens mit der Sammlung und Gründung von deutschen Gemeinden beauftragt werden soll. Leider sind wir aber wegen Mangels an Brüdern nicht im Stande, der Synode zwei dafür gewünschte Brüder vorzuschlagen.

Br. Steiner fährt fort, neben der Predigt und Seelsorge in seiner Gemeinde Massillon für die Mission zu

arbeiten. Er redigirt ein Missionsblatt, das bereits manche liebliche Frucht getragen hat.

Br. Zahner in Shanesville ist im Stillen mancher Segen auf seinem weiten Arbeitsfeld zu Theil geworden. Er predigt auf 10 Predigtstellen, die zum Theil 30 englische Meilen von einander entfernt liegen. Das Hauptresultat seiner Arbeit war indessen die engere Vereinigung der früher zersprengten und der Kirche entfremdeten Gemeindeglieder.

Ritter landete nach einer glücklichen aber langen Seereise am 15. October in America und ist, nachdem er den Winter hindurch Br. Dumser in seiner Arbeit unterstützte, von einer der Gemeinden in Toledo zu ihrem Prediger berufen worden.

Br. Jung hat nach Zersprengung seiner alten Gemeinde in Quincy die ihm treu Gebliebenen in eine neue Gemeinde gesammelt und arbeitet nun in stillem Segen fort.

Im Norden der americanischen Freistaaten stehen vier unserer Brüder.

Br. Dresel wartet noch in der von ihm interimistisch angenommenen Gemeinde Burlington in Jowa auf die Zeit, wo der gescheiterte Missionsversuch unter den Indianern von dem evangelischen Verein des Westens wieder aufgenommen werden könnte.

Bruder Dumser sammelte die von dem Missionar Hallstädt versprengte Gemeinde in Monroe wieder und theilte sie in eine Stadt- und Land-Gemeinde, welch letztere er leicht über 40 Meilen hin ausdehnen könnte. Da er aber das Stadtleben nicht gut ertragen kann, sehnte er sich nach seiner frühern Landgemeinde, ein Wunsch, der ihm aber nicht in Erfüllung ging.

Von Br. Schmid in Annarbour haben wir keine Nachricht.

Im Lauf dieses Frühjahrs ist sodann auch unser Br. Streißguth aus Lahr von dem protestantischen Hülfsverein dahier nach Neu-Glarus in Wisconsin ausgesendet

worden, um diese mit vielfacher Noth ringende Gemeinde mit dem Worte des Lebens zu versehen.

Im Westen arbeiteten die sechs Brüder Rieger, Knaus, Wettle, Wall, Rieß und Will. Von den vier Ersten haben wir keine Briefe erhalten.

Rieß ist mitten in der Angst und Noth, welche die Verheerungen der Cholera in seiner Gemeinde St. Louis verursachten, von dem HErrn mächtig gestärkt und erhalten worden. Seine Gemeinde wächst so, daß sie eine neue große Kirche baute; die evangelische Kirche faßt in seiner Gegend immer festeren Fuß und auch das Missionsinteresse ist in erfreulicher Zunahme begriffen.

Br. Will hat in St. Johannes bei St. Louis eine Gemeinde organisirt. Eine Reihe ebenso ergreifender als glaubenstärkender Erfahrungen bezeichnet das erste Jahr seiner Wirksamkeit als ein rechtes Segensjahr.

Im Süden der vereinigten Staaten in New-Orleans wirken die beiden Brüder Schrenck und Bühler im Segen, mit Energie der Bildung der Jugend sich widmend und das Evangelium in Wort und Schrift verkündigend.

Unser Zögling Wurster ist in Gettysburg angekommen und, von dem Vorstand des dortigen Seminars freundlich aufgenommen, in die Reihen der Zöglinge der theologischen Schule eingetreten. Er setzt mit großem Eifer und vieler Freudigkeit seine Studien fort, in Hoffnung einer baldigen Anstellung im großen Arbeitsfeld des HErrn.

Wenden wir uns endlich noch einmal nach dem Osten hin, um an den Anfangspunkt aller Unternehmungen unserer Gesellschaft im Ausland zurückzukehren, so stehen dort im Süden des russischen Reichs an den Ufern des schwarzen Meeres und diesseits und jenseits des Kaukasus 20 unserer Brüder in gesegneter Wirksamkeit.

Der älteste unter ihnen, Br. Dieterich setzt seine Arbeiten an der Gemeinde in Moscau fort. In und um

Odessa her weiden die Brüder Fletnizer als Probst des Sprengels von Odessa, Föll als Probst und Consistorialrath in Hochstädt, Breitenbach in Großliebenthal, Pensel in Glücksthal, Hübner in Freudenthal, Jordan in Fère Champenoise, Kleinmann in Josephsthal, Bonekemper in Rohrbach unsere dahin ausgewanderten Brüder. Br. Fletnizer hat uns abermals nicht allein erfreuliche Nachrichten über das Befinden und Wirken unserer ehemaligen Zöglinge zukommen lassen, sondern uns auch reichliche Gaben unserer Brüder in Rußland zugesendet. Er selbst wurde in seiner Familie durch einen Unglücksfall, der seiner Gattin zustieß, schwer geprüft. Sein neuster Brief ist voll der herzlichsten und innigsten Segenswünsche für Basel und das Werk, das hier getrieben wird.

Von Br. Doll, Divisionsprediger in Nicolajef und Br. Kylius in Zürichthal in der Krimm haben wir gleichfalls durch Probst Fletnizer herzliche Grüße erhalten.

An der Wolga hin sind noch vier unserer Brüder zerstreut. Br. Bomwetsch in Norka erhielt zwar einen dringenden Ruf nach Rohrbach in Bessarabien, aber die Bedürfnisse seiner Gegend, in welcher 4 Kirchspiele mit 30,000 Seelen unbesetzt sind, hielten ihn in seiner bisherigen Gemeinde fest. Ein schöner Reichthum guter Saatkörner ist in diesem Gebiete ausgestreut, schreibt er, und wir wären undankbar, wenn wir sagten, vergebens. Es thut sich vielmehr in steigendem Maaße ein Verlangen nach dem göttlichen Worte kund. Leider ist er öfters durch körperliche Leiden genöthigt, seinen Arbeiten eine Grenze zu stecken.

Hägele hat sich nach elfjähriger Wirksamkeit in Talowka im Februar dieses Jahrs nach Jagadnaja Poljäna übergesiedelt. Diese seine neue Gemeinde besteht aus drei Colonien, zusammen 8000 Seelen stark. Er lebt nun etwas abgeschieden von Freunden, fühlt sich aber in der Gewißheit, daß der HErr ihn hieher geführt, auch in dieser Abgeschiedenheit glücklich.

Groß in Saratow setzt seine Predigt und seinen Unterricht in der Gemeinde, den Schulen und dem Gymna-

stum mit unermüdlichem Eifer fort und würde gerne noch mehr thun, würde ihm das Wort mit willigerem Herzen abgenommen; seine Gemeinde ist aber weniger empfänglich als andere Gemeinden.

Br. Würthner in Medweditzkoi Krestowoi Bujerack ist fortwährend thätig in seinem großen Kirchspiel und freut sich in dieser Zeit, wo der Abfall die christliche Kirche verwüstet, in Rußland das Verlangen nach Erleuchtung und die Liebe zum Evangelium immer mehr wachsen zu sehen.

In Kaukasien steht Br. König immer noch auf seinem einsamen Posten in Karaß, ohne daß wir Weiteres von ihm zu berichten im Stande wären.

Aus Grusien ist uns im Laufe des verflossenen Jahres die betrübte Kunde von dem am 23. Mai vorigen Jahrs erfolgten Heimgang des gel. Pastor Henke in Katharinenfeld zugekommen, der zur Aushülfe nach Tiflis gekommen, dort von den Pocken ergriffen, bei seinem Schwager Oberpastor Huppenbauer nach kurzem Krankenlager, die Seinigen auf die eherne Schlange hinweisend, gestorben ist, nachdem man, wie Huppenbauer schreibt, in der letztvorhergegangenen Zeit ihn immer mehr im Worte Gottes hatte erstarken sehen. Seine traurende Wittwe wird in nächster Zeit bei den Ihrigen eintreffen.

Auch Br. Dettling in Marienfeld ist mit den Seinigen viel krank und wünscht das dortige Klima zu verlassen.

Ober-Pastor Huppenbauer in Tiflis ist durch den Tod seines Schwagers sehr gebeugt. Er hat sich in Sarepta eine zweite Gattin geholt und wirkt im Segen fort.

Br. Roth in Helenendorf leidet zwar je und je, besonders an den Augen, im Allgemeinen aber ist er unabläßig thätig in seiner Gemeinde und im Lande umher. Er hat auch die Freude, daß seine Gemeinde erkennt, wie viel sie ihm verdankt und wie hoch sie seinen Besitz achten muß.

Von unsern Brüdern Sarkis Hambarzumons in Schamachi und Hacub Ratscharoff in Schuschi gibt uns Pastor Roth je und je Bericht. Ersterer ist wohl und in seiner

Schule thätig. Letzterer dagegen ist oft vom Heimweh nach Basel ergriffen und genöthigt, in Helenendorf Trost und Stärkung zu holen, nachdem er mit unüberwindlichem Glauben seinem Ziele nachgestrebt, am 25. Juli vorigen Jahrs der Ewigkeit zugeeilt. Wie indessen zuvor sein Wandel und Zeugniß, so machte nun auch sein Tod heilsamen Eindruck. Der armenische Bischof selbst bekannte von ihm, er sey gen Himmel gefahren.

Zweiter Theil.

Steigen wir nun aber von der Höhe herab, auf welcher sich uns der Ausblick auf die weit ausgestreckten Zweige der Basler Missionsfamilie darbietet, und wo sich uns der Erfolg jener Glaubensthat, die unserer Gesellschaft und unserm Missionshause die Entstehung gab, in seiner ganzen Größe darstellt, wieder herab, um uns der Basler Mission im engeren Sinne zuzuwenden, so dürfen wir zwar zum Preise des HErrn rühmen, daß unsere Arbeiten auf den verschiedenen Stationen unserer Gesellschaft in ununterbrochenem und theilweise sehr gesegnetem Fortschritt begriffen sind, wir müssen aber zugleich die Zeit, in der wir stehen, als eine Zeit mannigfacher Krisen bezeichnen. Die verschiedenen Missionsgebiete, die wir bearbeiten, sind im verflossenen Jahr durch allerlei Prüfungen und Läuterungen hindurchgegangen. Die Unbeständigkeit menschlicher Verhältnisse, die Schwierigkeiten, welche insbesondere neuen Missionsunternehmungen sich entgegenstellen, Krankheiten und Todesfälle, Schwachheiten und Gebrechen aller Art, Muthlosigkeit, Uneinigkeit, Mangel an Hingebung und Unterordnung, Planmacherei und zersplitternde Vielgeschäftigkeit, dies und noch manches Andere hat unsere Missionare in mannigfaches Gedränge gebracht, unter welchem vieler Herzen Gedanken offenbar wurden und eine gründliche Erneuerung des innersten Wesens mancher unserer Missionsarbeiter durch Buße und Glauben als unabweisbares Bedürfniß sich her-

ausstellte, wenn unsere Angelegenheiten den erwünschten Fortgang haben sollen.

War unsere westafricanische Mission im vorigen Jahr durch Uneinigkeit der Missionare vielfach gelähmt, und konnte diese nicht anders als durch die Entfernung Eines der Arbeiter beseitigt werden, so erlitten unsere dortigen Stationen im verflossenen Jahr durch einige Todesfälle schwere Verluste, und wurde die Missionsarbeit durch immer wiederkehrende und alle unsere Brüder ohne Ausnahme ergreifende Krankheiten vielfach unterbrochen. Ja, da zuletzt fünf unserer Missionsgeschwister den Rückweg nach der Heimath antraten, standen die Posten zuletzt beinahe verlassen.

Die Mission in Ostbengalen hat sich in Folge des unerwarteten Heimgangs Dr. Häberlin's beinahe gänzlich aufgelöst. Hatte Br. Häberlin früher 12 Brüder begehrt und diese mit den von englischen Freunden in Aussicht gestellten Beiträgen erhalten zu können versichert, so war er in der letzten Zeit kaum 6 zu erhalten im Stande gewesen. Man fand nach seinem Hingang die Missionskasse völlig erschöpft. Drei der in Ostbengalen stationirten Brüder zogen sich daher auf englische Stationen zurück und baten um Aufnahme in den Dienst der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft. Lehmann reiste nach Mangalore ab. Nur zwei unserer Brüder Bion und Supper hielten in Dajapur bei ihrem Gemeinlein aus und erst jetzt scheint sich allmählig das Dunkel zu erhellen, das über diese Mission hereingebrochen war.

In China haben unsere Brüder bereits früher eine selbstständige Stellung neben dem von Hrn. Dr. Gützlaff geleiteten chinesischen Verein eingenommen; immer mehr aber treten ihnen nun die Schwierigkeiten entgegen, welche einer gründlicheren und geregelteren Missionsarbeit, wie sie von evangelischen Missionsgesellschaften verlangt werden muß, in China sich entgegenstellen.

Unsere Mission in Vorderindien war bisher im Allgemeinen in wahrhaft blühendem Zustand; auch im verflossenen Jahr war auf mehrern unserer dortigen Stationen die

Missionsarbeit sehr gesegnet, die Erndte über Erwarten reich. Dagegen scheint nun auch eine Saat, die der Feind gesäet, während die Leute schliefen, aufzugehen. Einige Verfügungen der Committee haben bei einem Theil unserer im Südmahratta-Land stationirten Brüder unerwartet einigen Widerspruch gefunden, der für uns um so betrübender ist, als wir darin nur eine Versuchung des Feindes erkennen, der unsere Brüder zu sichten sucht.

Ungeachtet dieser zum Theil höchst schmerzlichen Erfahrungen sind wir indeß voll guter Zuversicht. Die Stürme, welche die Mission zu bestehen hat, können dem, der die Geschichte der Kirche Christi kennt, nimmermehr zum Aergerniß gereichen. Bedarf das Glaubensleben jedes einzelnen Christen der Prüfung und Läuterung, so auch die Mission. Wir in unserm Theil erkennen bereits, wie nothwendig und heilsam die Züchtigungen des HErrn, welche wir im verflossenen Jahre erduldeten, beides für uns und für unsere Brüder in der Heidenwelt gewesen sind. Und so dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß, wenn die Kämpfe, die wir jetzt zu bestehen haben, überstanden seyn werden, diese Prüfungen reichliche Früchte der Gerechtigkeit tragen werden. Wir glauben zu dieser Erwartung um so mehr berechtigt zu seyn, als der HErr selbst uns in den tausendfachen Gnadenerweisungen, womit er uns im verflossenen Jahr erquickt und gestärkt hat, ein Angeld seiner treuen und allmächtigen Hülfe auch für die Zukunft gegeben hat.

A. Die Mission im westlichen Ostindien.

Unsere Mission im westlichen Ostindien hat im Lauf des verflossenen Jahrs eine neue Verfassung erhalten. Während bisher die einzelnen Stationen und Missionare unter sich nur lose verbunden waren und ihren Mittelpunkt in

der leitenden Committee zu Basel hatten, ist durch die Reorganisation der Generalkonferenz, welche zwar schon früher eingerichtet worden war, aber eine Reihe von Jahren aufgehört hatte, thätig zu seyn, ein neuer Vereinigungspunkt für die verschiedenen Glieder dieses bereits großgewordenen Missionskörpers geschaffen. Der neuen Generalkonferenz-Ordnung zu Folge werden nun alle zwei Jahre Abgeordnete der vier Missionsdistrikte in Mangalore zu einer Generalkonferenz zusammentreten, und ebenso wiederum in bestimmten Zwischenräumen Distrikts- und Stations-Konferenzen mit festbegrenztem Wirkungskreise regelmäßig abgehalten werden, auf welchen unter der Leitung frei von den Missionaren gewählter Präsidenten und Sekretäre die Angelegenheiten der Mission berathen werden und den Brüdern Gelegenheit gegeben ist, sich gegenseitig zu ermuntern, zurechtzuweisen und aus dem Worte Gottes gemeinschaftlich zu erbauen.

Diese Einrichtung wird, wenn gleich keine dieser Conferenzen das Recht hat, unabhängig von der Committee neue Anordnungen und Verfügungen zu treffen, wie wir hoffen, wesentlich dazu beitragen, die bestehenden Verordnungen der Committee allseitig in Ausführung zu bringen, die Einheit des Ganzen zu sichern, die Kräfte zu concentriren, Mißverständnissen vorzubeugen, den Muth und die Freudigkeit der Brüder zu beleben und aufzurichten und der Committee gründliche Berichte über den Stand der Dinge und die sich herausstellenden Bedürfnisse zu verschaffen. Zugleich sind auf diese Weise in den Personen der Präsidenten und Secretäre diejenigen Männer gefunden, welche die Committee für die Durchführung ihrer Beschlüsse verantwortlich machen kann, so daß falsche Freiheit und falsche Brüderlichkeit ebenso, wie unbefugtes Regiment, beseitigt werden können. Die erste Generalkonferenz wurde im Januar dieses Jahres abgehalten, drei Distrikte sandten ihre Abgeordnete, der vierte, oberländische Distrikt wünschte, den bisherigen Stand der Dinge erhalten zu sehen, wird sich aber, wie wir zuversichtlich hoffen, bald von der Nothwendigkeit und

Wohlthätigkeit dieser neuen Einrichtung überzeugen. Mit großer Freude haben wir aus den eingesendeten Protokollen der ersten Generalkonferenz ersehen, wie gesegnet dieses erste Zusammentreten der Abgeordneten der verschiedenen Missionsgebiete war.

a) Mission in Canara.

I. Station Mangalur.

(Angefangen im Jahr 1834.)

Missionare: C. Greiner mit Gattin. H. Mögling. A. Bührer mit Gattin. B. Deggeller. W. Hoch.
Katechisten und Gehülfen: Titus. Simeon. Enos und Peter. Elieser. Daniel.

Bruder Greiner's Bericht über die Gemeinde-Verhältnisse in Mangalur lautet folgendermaßen:

Ich preise mit gerührtem Herzen die Huld unseres Gottes, der uns unter allerlei Stürmen, Widerwärtigkeiten und Bedrängnissen gnädig durchgeholfen und ein weiteres Jahr unserer Missionslaufbahn hat zurücklegen lassen. Wie treu hat es doch der HErr mit uns gemeint, wie reich war seine Gnade, wie groß seine Segnungen, wie wunderbar seine Wege und wie schonend seine Schläge, und auf der andern Seite wie kalt und undankbar, wie störrig und klein- und unglaubig, wie blöd und hart war ich, wie irdisch mein Sinn. Der barmherzige Gott vergebe mir alle meine Schuld.

Bei dem Befehl des HErrn und bei der Größe des Arbeitsfeldes, das hier in und um Mangalore zum Theil brach da liegt, wären anstatt drei Arbeiter die doppelte und dreifache Zahl nicht zu viel. Daß der treue Bundesgott uns bis jetzt so gesund erhalten hatte, war und ist ein Werk seiner Barmherzigkeit. Nun aber läßt er auf einmal einen doppelten Riß geschehen. Br. Bührer, der wie Sie wissen, in der letzten Zeit, mehr an seinem alten Uebel, der

Dysentry, zu leiden hatte, ist nun genöthigt auf den Rath des Doctors, so schnell als möglich nach den Hills zu gehen, wohin er diesen Morgen auch schon abgereist ist. Ich hoffte immer noch, ihn bis zur Monsoon behalten zu können, auch diese Hoffnung wurde zernichtet, und Br. Deggeller, der nach Ihrem neuesten Briefe nun nach Dharwar, wohin er wegen seiner Gesundheit schon früher gehen mußte, versetzt wurde,* ist nun auch weg, so daß ich allein hier stehe. Unser Generalconferenz-Protokoll hat Ihnen unsere Wünsche in dieser Hinsicht schon dargelegt, und ich möchte Ihnen nur noch den dringenden Wunsch aussprechen, bald einen tüchtigen Bruder zu senden, der mit Leib und Seele dem HErrn und seiner Sache lebt, und nach Gaben und Anlagen zu dieser besondern Arbeit geeignet ist. Wäre Einer unter den noch übrigen Bengal-Brüdern zu finden, so wäre dies ein großer Vorschub, denn er könnte viel bälder, als ein ganz neuer, in die Arbeit eintreten, und auf jeden Fall dürfen wir nicht vor einem Jahr die Zurückkunft Br. Bührer's erwarten.

Die Entblößung der Station durch den Abgang beider Brüder ist um so fühlbarer, da nicht ein einziger Katechist hier ist. Titus ist in Utschilla und Enos in Bolma, Isaak wurde in die Schule geschickt, und es bleibt nun nichts anders übrig, als den alten Simeon und Peter, die beiden Kirchenältesten, mehr in dieses Geschäft hereinzuziehen. Der Mangel an ordentlichen Katecheten war von jeher ein schreiendes Bedürfniß unserer Station, und wie wünsche ich, daß bald aus unserer Schule tüchtige Leute hervorgehen möchten!

Der Gesundheitszustand meiner l. Frau war in der ersten Hälfte des Jahrs sehr schwach, die Hills-Luftveränderung letztes Jahr schien nicht den erwünschten Einfluß ausgeübt zu haben. In der letzten Hälfte war sie nicht mehr so leidend wie früher, jedoch immer noch schwach. Dem HErrn sey Dank für diese Gnade. Dagegen hat er uns in der letzten Monsoon schwer heimgesucht und einen großen

* Diese Anordnung ist auf obige Nachricht von Bührers Krankheit hin wieder zurückgenommen worden.

Riß in unsern Familienkreis gethan, indem er binnen sechs Wochen unsere zwei ältesten Kinder, den l. Herrmann mit fünftehalb Jahren und unsere l. Mina mit drei Jahren uns entrissen und in sein himmlisches Reich versetzt hat. Den tiefen und schweren Schmerz, den wir fühlten, brauche ich Ihnen nicht zu melden, denn Sie wissen, was dies für ein Vater- und Mutterherz ist. Nun kann ich mich für die kleinen Lieben freuen mit inniger Freude. In diese Schmerzens- und Trauerzeit fiel dann auch die Entbindung meiner l. Frau, aber der treue und barmherzige Gott hat ihr wunderbar durchgeholfen und uns mit einem neuen Gnadengeschenk in einem gesunden und starken Mädchen beschenkt, welches ich hiemit Ihrer Fürbitte und Pflege anempfehlen möchte.

Bei der Gemeine hat sich auch dieses Jahr viel mehr zugetragen, das uns zur Trauer als zur Freude Ursach gibt. Kräftig und sichtbarlich jedoch hat der HErr an einzelnen Seelen gearbeitet, und es nicht unbezeugt gelassen, daß er uns weder verlassen noch versäumen will. Viele Segnungen hat Er gespendet in unsern regelmäßigen Gottesdiensten, die sonntäglich zweimal, Mittwochs einmal und jeden ersten Montag im Monat gehalten wurden. Außerdem war regelmäßig Freitag Mittag eine Versammlung für die Weiber, von denen gewöhnlich die meisten beiwohnen, und Abends eine für die Männer, die weniger besucht wird.

Mehrere der Gemeine, die voriges Jahr ausgeschlossen wurden, sind im Laufe dieses Jahrs wieder in den Schoos der Kirche aufgenommen worden, andere stehen noch draußen, suchen und bitten, aufgenommen zu werden, wir können es aber bis jetzt nicht thun, da sie nicht Zeichen wahrer Buße gezeigt haben. Zwei von ihnen jedoch sind um ihr Seelenheil tief bekümmert und haben große Angst, ob sie wirklich noch errettet und zu Gnaden angenommen werden können. Diese vielleicht möchten am ersten wieder aufgenommen werden.

Im Allgemeinen, glaube ich, erstarkt und wächst die Gemeine an Gnade und Erkenntniß, das Ganze bleibt aber immerhin ein Hospital.

Ein Haufen Knaben und Mädchen unserer Gemeine, die nun zu reiferm Alter und tieferer Erkenntniß ihres heiligen Berufs gekommen waren, wurden im Laufe des Jahrs in einen besondern Unterricht genommen, und haben nach sechsmonatlichem Unterricht ihren heiligen Taufbund aufs Neue vor dem HErrn erneuert. Bei Manchen that es einen Schritt vorwärts, und Gott gebe, zu einer wirksamen Einverleibung in den Leib Christi; manche blieben unbußfertig, und nur die Hoffnung und der Wunsch, eine Verbindung mit der Gemeine werde ihnen ein weiterer Sporn zur Buße und zum Schaffen ihres Heils werden, vermochte uns sie zuzulassen. Einige Mädchen und mehrere Knaben wurden theils vom Unterricht, theils von der Confirmation ausgeschlossen. Am 2. September wurden demnach 14 Knaben und 13 Mädchen confirmirt, und an dem darauf folgenden Sonntag das erste Mal zum heiligen Abendmahl zugelassen.

Sehen wir auf den Zuwachs der Gemeinde durch die heilige Taufe, so zeichnet sich das letzte Jahr besonders wegen Unfruchtbarkeit aus, indem nur zwei Erwachsene, beides Mädchen aus unserer Anstalt von 14 und 16 Jahren, getauft wurden; hingegen wurden 20 Kinder der Gemeindeglieder, diese theuern Genossen des Reiches Gottes, durch die heilige Taufe in die Gemeine aufgenommen.

Gegenwärtig steht nun eine kleine Zahl Erwachsener bereit und wir denken sie in 8 oder 14 Tagen in die Gemeine aufnehmen zu können. Es sind ihrer 32 Seelen, von denen die meisten schon mehr als ein und zwei Jahren im Vorbereitungsunterricht stehen. Zwei neue Familien sind im Laufe dieses Jahrs zu diesen hinzugekommen, und wir tragen kein Bedenken sie jetzt schon durch die Taufe aufzunehmen. Der Eine von diesen ist ein Birve, der schon seit einigen Jahren durch Bekanntschaft mit uns von der Nichtigkeit seines Teufels- und Götzendienstes überzeugt, denselben verlassen hat, aber erst seit zehn Monaten nach dem Heil seiner Seele ernstlich zu fragen anfängt. Er wurde in der letzten Zeit durch eine schwere Leberkrankheit, sowie durch

die Krankheit seines einzigen Kindes näher zum HErrn gezogen und innerlich gefördert. Der Andere ist ein Weber, der zuerst allein kam, und von seinem Weibe und seinen Verwandten viel Widerstand erfuhr. Der HErr siegte aber, so daß sein Weib samt den übrigen Kindern auch kam und nun die Taufe verlangen. Die dritte Familie ist die eines Fischers, der schon bei drei Jahren herausgetreten, den es aber, weil er von Jugend auf ans Trinken gewöhnt war, viele Mühe und Arbeit und Zeit kostete, bis er auch dieses aufopfern konnte. Er gab es gleich Anfangs auf, that es aber hie und da heimlich, wenn er, wie er sagte, nicht wohl war. Eine vierte Familie ist die eines Birve, der schon seit 3—4 Jahren mit uns in Verbindung steht und bei dem wir erst jetzt mehr Freudigkeit haben, ihn aufzunehmen. Die fünfte ist die eines Gana Konkani, der seit mehreren Jahren samt seinem Bruder an der Druckerei arbeitet. Wir haben keinen Grund ihm länger die Taufe vorzuenthalten, ebenso seinen beiden alten Eltern, ob sie gleich wenig gelernt und begriffen haben. Dann ist noch eine Wittwe mit ihren Kindern, die von ihren Verwandten, als sie die Pocken bekam, verstoßen, im Krankenhaus Zuflucht suchte, und dort das Christenthum kennen lernte. Sie hat uns durch ihren Wandel bisher Freude gemacht. Außer diesen ist noch ein junger Mann von Kuluru, den ich samt seiner Mutter dieses Jahr nach Bolma sandte, Verwandte von Isaak. Derselbe ist ein netter Mensch, seine Mutter dagegen stumpf und einfältig. Außer diesen gehört zu den Taufkandidaten ein Fischerjunge von 22 Jahren, und ein Birve von 24 Jahren, beide von Utschilla. Ob letzterer noch getauft werden kann, muß sich in ein paar Tagen entscheiden. Er fiel nämlich wieder ab, wurde von seiner Kaste wieder in dieselbe aufgenommen, hatte aber nicht eine Stunde Frieden und eine unerklärliche Angst, bis er wieder kam und reumüthig um Wiederaufnahme bat. Seit dieser Zeit, ungefähr sechs Monate, hat er sich als Christ betragen und er scheint um sein Seelenheil ernstlich bekümmert zu seyn.

Neuere Taufcandidaten hat der HErr im Laufe des Jahrs und besonders zu Anfang dieses beginnenden mehrere gezogen und herbeigeführt. Vor sieben Monaten ungefähr durch Obadiah zum HErrn geleitet, mehr aber durch äußere Noth getrieben, kam Pernu von Urfa samt seinem ältern Bruder, vielleicht nicht wissend, was sie eigentlich wollten und suchten. Sein älterer Bruder ist Pujari in seinem Haustempel und in einem fremden, der dem ganzen Dorfe angehört. Beide zeigten Anfangs große Angst und witterten in jedem Wort, das wir sagten, ein heimlich Gift, das wir ihnen beibrächten. Bei dem Gedanken, ihre Kaste könnte verloren gehen und ihr väterliches Herkommen könnte Noth leiden, sträubte sich ihr ganzes Inneres, und doch war bei dem Allem eine heimliche Hinneigung zur Wahrheit, deren Pernu nicht los werden konnte. Dazu kam, daß die Bemittelten ihres Dorfes und ihr Pachtherr gegen Pernu aufstanden und ihm mit allem Möglichen drohten, weil er die verderblichen Padris in dieses Gebiet ziehe, worin sie bis jetzt haben nicht Fuß fassen können. Sie wandten auch Versprechungen an, allein sie fruchteten nichts. Dies Alles trieb ihn in manche Angst und Noth, und er mußte durch einen langsamen Tod hindurch, bis er endlich entschieden dem HErrn anhing. Sein älterer Bruder bestand diesen Kampf nicht, und als er seinen Bruder bestimmt auf des HErrn Seite sah, fürchtete er, er möchte auch noch angesteckt und mit fortgerissen werden, und verließ deßhalb lieber seinen Bruder, mit dem er seither zusammen lebte, und sein mütterliches Haus und lebt nun lieber unter und mit Fremden.

Bald nachher brachte Pernu einen andern Familienvater von Urva, Namens Mallu, bei dem der HErr beim zweiten Besuch an einem Nachmittag das Wort segnete und zu ziehen anfing. Er schwankte lange, hat sich aber in der letzten Zeit ganz auf des HErrn Seite gewendet, und beide kommen nun regelmäßig zum Gottesdienst und genießen vorläufigen Unterricht von Simeon, der wöchentlich zweimal zu ihnen in ihr Dorf geht. Mallus Weib verließ ihn

mit ihren Kindern, kam aber nach zehn Tagen wieder, nicht weil sie einen andern Sinn erhielt, sondern weil sie draußen nur mit Mühe ihr Unterkommen fand. Selbst das Weib von Mallus Bruder, der sich jetzt auch dem Evangelium geneigt zeigt, wurde von ihren Eltern aus diesem verpesteten Hause genommen (Beide wohnen in Einem Haus) und sie darf nicht mehr dorthin zurückkehren. Auch Pernus Weib war Anfangs dagegen, endlich kam sie näher und war wirklich auf dem Punkt, ihre Kaste und Verwandten dran zu geben, als sie vor vier Wochen zu einer Hochzeit geladen wurde, wo ihre Verwandte sie so bearbeiteten, daß sie ganz umgekehrt zurückkam. Habe aber die größte Hoffnung für sie.

Durch diese Beide angeregt kam vor drei Wochen von demselben Dorf ein Moile (Oelmacher) und der HErr segnete die erste Unterredung so, daß das Herz Ihm ganz abgewonnen wurde. Es war eine Freude zu sehen, wie der HErr in ein paar Stunden so weit mit ihm kam. Der Mann war voll Freude und Zutrauen, und ich bin gewiß, in seinem Herzen war er fest entschlossen, dem HErrn zu folgen. Es war an einem Samstag und er versprach am morgenden Sonntag zum Gottesdienst zu kommen. Er kam aber nicht, vielleicht war es zu viel gefordert. Es scheint er unterlag neuen Gedanken und Versuchungen und wir konnten ihm seither nicht näher kommen.

Ein weiterer und mächtiger Schritt ist geschehen in Utschilla, wo unser treuer HErr auf wunderbare Weise den Corage, einen der einflußreichsten Männer dort zu sich gezogen hat. Er war zugleich Pujari in einem Tempel, der nahe an seinem Hause stand, und dessen Götzen oder vielmehr Bhuta das ganze Dorf, samt den umliegenden, Opfer darbrachte. Ein Streit mit dem Brahminen, der zugleich mit ihm das Obergeschäft an dem Tempel versah, war der letzte und entscheidende Anlaß zu dieser Veränderung. Er hörte vom ersten Anfang unserer Ansiedelung dort das Evangelium, war auch innerlich überzeugt, daß es Wahrheit ist, bezeugte es, wie noch viele Andere, dort

auch mit dem Munde, hatte aber weder Herz noch Bedürfniß, dem Rufe des Evangeliums zu folgen. Dieser Streit brachte eine gänzliche Aenderung in seinem Herzen hervor, er brach auf einmal durch alle Fesseln, sah weder seine Kaste noch seine Verwandten, weder Ansehen noch Güter noch Weib noch seinen Götzen an, dem er so viele Jahre mit ganzer Ergebung gedient hatte, und kam auf einmal zu Titus und Simeon, den wir gerade auf Besuch dorthin geschickt hatten, und sagte ihnen gerade heraus, daß er ein Christ würde. Dies setzte sie in Erstaunen, und als sie sahen, daß es ihm wirklich Ernst sey, und er die Sache vorher reiflich überlegt habe, warfen sie sich gleich gemeinschaftlich vor den Gnadenthron, lobten Gott und erflehten Hülfe. Noch vorher brachte er den Silber= und Goldschmuck des Tempels in unser Bangalow in Verwahrung, weil er fürchtete, die Leute würden, sobald sie seinen Schritt merkten, kommen und dies und sein Eigenthum wegnehmen. Dieser Vorfall ward natürlich gleich ruchbar. Das ganze Dorf und besonders die Obern samt den Patels (Schulzen) der umliegenden Dörfer versuchten Alles, ihn von seinem Entschluß abzubringen. Von Morgens 5 Uhr bis nach Mitternacht umlagerten sie ihn, lockten und versprachen Alles, seine nächsten Verwandten schrieen, weinten und warfen sich vor ihm nieder und baten, ihnen doch nicht diese Schmach anzuthun. Er blieb fest und unbeweglich, obgleich er sichtbarlich innerlich sehr bewegt war, denn bei ihm war Alles noch neu, und er hatte sich solcher Auftritte wohl nicht versehen, er wankte aber keinen Augenblick. Als die Großen sahen, daß sie bei ihm nichts ausrichten konnten, gingen sie Titus an und baten ihn, er möchte ihn doch bewegen und etwas thun, damit er sich seiner Familie und seines Hauses, die dadurch ruinirt werden, erbarmen möchte. Wenn ein Anderer gegangen wäre, würden sie nichts sagen, sagten sie, aber bei ihm senke sich das Land hinab (der Ausdruck der vom Untergang der Sonne gebraucht wird). Sobald wir von diesem Vorgang hörten, eilten wir so schnell als möglich nach Utschilla, weil wir

glaubten, unsere Leute hätten unweise gehandelt, daß sie die Sachen vom Tempel in Beschlag genommen hatten, und die Leute werden eine Handhabe kriegen, uns gerichtlich zu belangen, und so könnte der Sache Schaden zugefügt werden. Wir fanden aber zu unserer großen Freude alles ziemlich in Ordnung und Ruhe. Unsere Leute konnten nicht von Wundern genug sagen, daß der HErr ihnen so beigestanden und geholfen habe. Es sey auf alle Leute ein großer Schrecken gefallen, und der HErr habe ihnen vor den Großen, ohne daß sie (unsere Leute) irgend etwas weiteres gethan hätten, solche Autorität gegeben, daß sie den Mund nicht zu öffnen gewagt hätten und stets beschämt und geschlagen weggegangen seyen. Es war ein schwieriger Punkt zu entscheiden, ob ihm rathen, den Tempel samt Zugehör den Leuten zu überlassen und sie es wegtragen heißen, oder es in der Hand Coragas zu lassen, der der dienstthuende Priester seit Jahren ohne Lohn war, und der seine Priesterwürde nicht von den Leuten, sondern seinem Tamale mit Zustimmung des Volkes erhalten hatte, und doch waren die meisten Sachen Opfer, die das Volk geopfert hatte. Wir hätten ihm sogleich gerathen, alles wegzugeben und nichts weiter damit zu schaffen zu haben, wenn er selbst nicht gegen dieses gewesen wäre, da er glaubte, es als eine Niederlage von seiner Seite ansehen zu müssen. Er meinte, die Sachen seyen rechtlich sein, der Teufel sey sein gewesen, der Tempel sein und deßhalb alles, was ihm geopfert wurde. Zur Reparatur des Tempels jedoch bei der Feier eines Festes mußte immer das Volk beisteuern. Da es klar war, daß sein Herz nicht an diesem Gold und Silber hing und auch die Leute keinen Schritt thaten, ihn vor Gericht zu ziehen, so ließen wir es bis auf Weiteres gehen. Er wollte nun auch eilends den Tempel niederreißen, von diesem riethen wir ihm aber für einige Tage noch ab, bis sich die Sache ein wenig gesetzt hätte. Als dies so war, so riß er ihn mit mehrern Türken ab. Unsere Leute hielten sich natürlich ferne davon. — Der Pujari ist nun seither treu geblieben, war für einige Tage in Mangalur und wir hoffen, er werde von noch manchem dort

der Vorgänger geworden seyn. Sein Weib und seine nächsten Verwandten sind noch bei ihm im Haus, wollen ihn aber verlassen, wodurch er in Noth käme, weil Niemand Haus und Hof besorgen würde. Er scheint aber auch hierin ganz in den Willen Gottes sich zu ergeben, fest glaubend, er werde ihn nicht verlassen. Sie mögen gehen, er aber schicke sie nicht fort. Er sagte seinem Weibe gleich Anfangs, als sie mit Bitten und Weinen in ihn drang, wieder umzukehren, sie solle ihn nicht weiter mit dergleichen Bitten beunruhigen, er gehe auf dem betretenen Weg fort, sie solle mitkommen, und wenn sie nicht wolle, so könne sie das Geld in jener Kiste nehmen und gehen, er fordere es nicht wieder.

Ein weiterer erfreulicher Schritt geschah in Bolma. Dort trat vor drei Wochen die Erstlingsfrucht heraus. Es ist ein Birve von 22 Jahren, Namens Fakire, in dem das Werk der Gnade, wie es scheint herrlich angefangen hat. Er erzählt: Vor drei Jahren, als wir zuerst dort hinausgekommen, habe sich in seinem Herzen ein wahrer Haß gegen uns und unser Werk angesetzt, er habe es verachtet und verkleinert, wo und wie er nur gekonnt. So sey es ein ganzes Jahr mit ihm gestanden. Nachher durch öfteres Hören und öftern Verkehr mit Nathanael habe sich der Haß verloren, und es sey in seiner Seele ein Verlangen aufgestiegen, doch die Sache weiter zu untersuchen und zu sehen, ob es sich so verhalte. Dies habe er für längere Zeit gethan, doch aber so, daß es Niemand merken sollte. Endlich sey er von der Wahrheit überzeugt worden, und er habe, anstatt wie früher Abneigung, nun Liebe zum Worte gefühlt. Diese Stimmung seines Herzens hielt er noch für ein ganzes Jahr geheim, und trug sie mit sich herum, ohne irgend Jemand zu sagen, was in seinem Herzen vorgegangen sey, bis vor drei Wochen seine Eltern ihn anwiesen, ihrem Teufel im Haus die gewöhnliche Anbetung zu machen, (er war der dienstthuende Priester, von dem der Teufel bei jeder feierlichen (?) Handlung Besitz nahm). Dies konnte er nun nicht mehr thun. Er sagte seinen Eltern frei, er thue dies nicht mehr, das sey sünd-

lich und ihre Sache lauter Betrug und Lüge. Solche Sprache setzte seine Eltern in Erstaunen, weil sie nie etwas der Art von ihm gehört hatten. Sie merkten jedoch bald, daß er von der neuen Lehre angesteckt sey, sie suchten es ihm auszureden und ihn abzubringen, aber da sie ihn entschieden und schon weiter von diesem Gift, wie sie es nennen, durchdrungen fanden, schrieen und heulten sie, und was sie nicht mit Versprechungen vermochten, suchten sie mit Drohungen zu bewirken. Sie wollten ihm sogleich Gegenmedecin geben, er aber weigerte sich und sagte, er sey nicht krank. Nun verboten sie ihm aufs Strengste, ferner zu Nathanael zu gehen, worauf er ihnen sagte: sie mögen ihm überall hin zu gehen verbieten, und er wolle gehorchen, aber zu Nathanael zu gehen, könne und werde er nicht lassen, und wenn er sein Leben geben müßte. Sie riefen dann das Dorf zusammen und machten Panchayte, und da alle nichts bei ihm vermochten, so kamen sie endlich zu dem Entschluß, um noch weitern und größern Schaden zu verhüten, sollen seine Eltern ihn nicht mehr unter ihrem Dach lassen und alle Verbindung mit ihm abbrechen, sonst verlieren sie auch die Kaste. Dies geschah. Sie warfen ihn hinaus, erklärten ihn für todt und beweinten ihn, nun werden sie wohl auch das Leichenbegängniß gehalten haben. Er wandelt jetzt als Todter täglich vor ihren Augen herum. Er ist jetzt bei Nathanael und arbeitet fleißig. — So hat der HErr auf das Jahr 1850, was wir billig als Jubiläums-Jahr betrachten, bei uns sich eingestellt, möge das Jahr noch ferner und auch anderwärts ein angenehmes Jahr für Hunderte und Tausende werden!

Mit unserer Gemeinde-Jugend sind wir endlich auf einen Boden, d. h. ins rechte Geleis gekommen, wie wir denken. Wie Sie wissen ist ein Waisenhaus angefangen, in dem die verwaisten und verwahrlosten Knaben unserer Gemeine aufgenommen werden, und eine Gemeindeschule errichtet. Leider mußte ein heidnischer Schulmeister angestellt werden, da kein christlicher aufzutreiben war, und es ist sehr zu wünschen, daß sich bald irgendwo einer

zeigen möchte. Eliefer, der Mädchen-Schulmeister gibt nun in dieser Schule täglich zwei Stunden Bibelunterricht, um auch nur einigermaßen diesen Mangel zu ersetzen. Die Knaben, die bei ihren Eltern wohnen, sind verpflichtet täglich diese Schule zu besuchen; einige von ihnen gehen auch in die englische Schule. Die Waisenknaben werden hauptsächlich von Br. Bührer besorgt. Ein Hausvater, Namens Daniel, besorgt das Haus. Von Morgens 8—1 Uhr haben sie Schule, Nachmittags stete Beschäftigung für die Weberei.

Beinahe alle ältern Mädchen der Gemeine befinden sich unter der Pflege von Frau Greiner und Frau Bührer. Da nun letztere auch mit Br. Bührer nach den Hills gereist ist, fällt die ganze Last wieder auf die Schultern meiner Frau, die kaum stark genug sind, so viel zu tragen. Da die ältern Mädchen immer wegen Heirath austreten, so wird ihre Anzahl jährlich kleiner, und es wird wohl so kommen, daß nur solche noch aufgenommen werden, die draußen nicht gut aufgehoben sind. Die Arbeits- und Schulstunden wie früher. Der Zustand der Knaben sowohl als der Mädchen ist von der Art, daß wir uns nicht zu ihrem Lob erheben können, wir vielmehr manche niederschlagende Erfahrung zu machen hatten. Diese kleine Heerde erfordert besonders viel Wachsamkeit und Gebet. Dem treuen Hirten seyen sie anempfohlen.

Ausgetretene Gemeindeglieder sind: Esther, die mit Timotheus von Karnada vermählt wurde, und nun dort wohnt. Maria, die mit Br. Bührer nach den Hills ging, um dort mit Johannes getraut zu werden. Paul wurde wegen Liederlichkeit ausgeschlossen. Er diente in Balmattha und ist nun nach Bombay gegangen. Weib und Kinder ließ er hier. Gestorben sind: unser alter Knecht Esra und acht kleine Kinder, darunter eines einer heidnischen Mutter, die sehr wünschte, daß es noch vor seinem Tode getauft würde.

Ueber die öffentliche Predigt auf den Straßen kann ich nichts berichten, es wäre denn das, daß wir, wo es Gelegenheit gab, bei Hausbesuchen und an öffentlichen Plätzen mit den Leuten über den Weg des Heils redeten; zu einer

regelmäßigen Bazaarpredigt dagegen kam es nicht, schon darum, weil es an Arbeitern fehlte. Daß es aber jetzt gar nicht mehr geschieht, ist gewiß ein Fehler, und ich habe mir aufs Neue vorgenommen, wenn ich kann, hie und da öffentlich in den Straßen aufzutreten.

Reisen wurden gemacht von Br. Deggeller im Januar nach Udapi, Brahmavara, Perdur und Karkalla, im Februar nach dem Osten von Mangalur, dann kleinere Ausflüge und endlich seine letzte Reise nach Corg und Subramanya. Ueber diese Reisen werden Sie die nähern Berichte erhalten haben. Von Br. Bührer und mir wurden mehrere Reisen nach Utschilla und der Umgegend gemacht. Wir Beide beschlossen wenigstens jeden Monat einmal hinzugehen, es konnte aber nicht eingehalten werden.

Zwei Schulen wurden im Laufe des Jahrs von Br. Deggeller angefangen und fortgeführt, die eine in Bolara, die etliche 30 Schüler zählt, die andere in Bokapatna, die etliche 20 zählt. Wegen seiner Versetzung nach Dharwar weiß ich nun nicht, wie sie fortgeführt werden können, wenn nicht Br. Hoch sie übernimmt und ordentlich darnach sieht.

Jeden Samstag Morgen wurde ungefähr 300 Armen das Evangelium gepredigt, die dann aus dem Armenfond, derselbe wird von englischen Freunden ausgestattet, ihren Antheil Reis erhielten. Außerdem werden etliche 30 Kranke stets im Krankenhaus geistlich und leiblich versorgt. Jeden Morgen und Abend ist Andacht, an der die Meisten Antheil nehmen. Hiezu ist Niemand gezwungen, nicht einmal beredet. Viele von ihnen verlangen Christen zu werden, ich habe aber nicht viel Freudigkeit zu ihnen, weil ich nicht im Stande bin, bei ihnen das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Viele von ihnen kommen zu unsern sonntäglichen Gottesdiensten, acht von ihnen sind getaufte Christen.

Ich schließe diesen Bericht mit der Bitte, Sie möchten uns und unsere Arbeit stets vor den Thron Gottes bringen, denn die Macht der Finsterniß ist groß, unsere Kraft nichtig und der HErr Zebaoth mächtig und stark im Streit,

welchem sey Macht und Anbetung und die Herrschaft in alle Ewigkeit. Amen. A. Greiner.

Bruder Bührer schreibt:

Sie werden die verspätete Einsendung meines Berichts entschuldigen, indem ich bisher durch Krankheit vom Schreiben abgehalten wurde, und auch jetzt nicht selbst schreiben, sondern nur meiner Frau in die Feder dictiren kann. Die Krankheit dieses l. Bruders hat sich seither so verschlimmert, daß wenig Hoffnung für seine Wiederherstellung seyn soll.

Aus meinen zwei letzten Briefen, vom December und Januar werden Sie gesehen haben, daß ich seit Juni vorigen Jahrs mit wenigen Unterbrechungen immer leidend war, und zu wiederholten Malen unter der Behandlung des Arztes stand, welcher mich, auch für den Fall daß ich etwas besser werden sollte, dennoch über die Monsoon nach Dharwar schicken wollte. Gegen Ende Januars hatte es den Anschein als wollte es sich bessern, als ich auf einmal Anfangs Februar einen neuen starken Anfall von Dysentrie bekam, der trotz den angewandten Mitteln nicht weichen wollte, und mich so weit herunterbrachte, daß ich glaubte, Mangalur nicht mehr verlassen zu können. Der Arzt drang aber doch darauf, so schnell als möglich fortzugehen und zwar nicht nach Dharwar, an welchem Orte ich schon nicht mehr gesund werden könne, sondern auf die Nilgherries. Die Brüder waren einstimmig dafür und eilten mich bald fortzubringen, obwohl ich mich zu schwach fühlte, eine solche Reise zu unternehmen; der HErr aber stärkte mich sichtlich, und ich konnte in Gottes Namen, aber mit schwerem Herzen, mit meiner Familie am 12. Februar von Mangalur abreisen, bis Calicut auf einem Küstenschiffchen. Am 27. selbigen Monats trafen wir hier in Kaity ein, und fanden liebreiche Aufnahme und eine freundliche Wohnung bei den Geschwistern. Auf der Reise war ich ziemlich ordentlich, freilich durch starke Medezin unterstützt; allein die erste Nacht hier brachte mir wieder einen neuen Anfall, von dem ich mich indessen nun, Gott sey Dank, ein wenig zu erholen beginne.

„Da ich auf diese Weise in meiner Arbeit unterbrochen wurde, oft Wochen ja Monate lang wenig oder gar nichts thun konnte, werden Sie mich auch entschuldigen, wenn mein Bericht diesmal armseliger als je ausfällt; Sie werden mir glauben, daß ich von Herzen gerne mehr gethan hätte und mehr mittheilen würde, wenn es meine Gesundheitsumstände erlaubt hätten mehr zu arbeiten. Troz dem daß ich mich vieler Untreue und Nachlässigkeit im Dienste meines Heilandes anzuklagen habe, darf ich doch sagen, daß mir nichts Schwereres war, als Tage und Wochen vorübereilen zu sehen, die ich so gerne zur Arbeit im Weinberge des HErrn benützt hätte, und müssig seyn mußte. Dies mag wohl eine der schwersten Prüfungen des Missionars seyn. Ich habe aber viel Ursache dem HErrn auch für diese Schickung zu danken, weil ich weiß, daß es wenigstens zu meinem Besten dienen muß. Möge Er mir wieder neue Lebenskraft und volle Gesundheit, und dann auch mehr brennenden Eifer und selbstverläugnende Liebe in seinem Dienste schenken. An der Gemeinde half ich wie gewöhnlich, so viel es meine Gesundheit erlaubte, predigen, Bet- und Missionsstunde halten, Haus- und Krankenbesuche, Besprechungen mit Einzelnen, 2c. Seit Deggeller's Abwesenheit fiel auch die Besorgung der Tamilgemeinde wieder mir zu. Im letzten Jahre hatte ich acht erwachsene Personen mehrere Monate im Taufunterricht. Diese stehen in Beziehung auf Erkenntniß und inneres Leben noch auf einer sehr niedern Stufe; es gab aber eine Zeit, in welcher wir solche ohne allen Anstand getauft haben würden; aber früher gemachte traurige Erfahrungen mit Einigen die bald getauft wurden brachten uns auf den Gedanken, die Taufe so lange aufzuschieben, bis wir uns wenigstens über den Anfang eines innern Lebens versichert hätten. Da wir aber in dem Verfahren der Apostel keine Gründe für eine lange Prüfung von Taufcandidaten, die bekennen, daß Jesus Christus Gottes Sohn ist, haben, und die Leute durch langes Hinhalten auch nicht viel gewinnen, so glauben wir wenigstens bei solchen, bei denen wir einen Ernst und Ver-

langen nach Heil sehen, nicht mehr so lange mit der Taufe warten zu dürfen; immerhin aber werden wir vorsichtiger seyn als früher. Ich hoffte diese Leute nach noch einigen Wochen Unterricht taufen zu können; da ich aber wegen meiner Krankheit Mangalur schnell verlassen mußte, bat ich Br. Greiner sie mit denen zu taufen, die er schon längere Zeit im Unterricht hatte.

„Die Waisenschule für Knaben in unserm Gehöfte, die im letzten Mai errichtet worden ist, und in welche nur solche Knaben aufgenommen werden, die keine Eltern und Verwandte mehr haben, oder deren Verwandten die Erziehung nicht überlassen werden kann, oder noch Heiden sind, zählt gegenwärtig 19 Knaben, deren Namen sind:

1.	Friedrich	15 Jahre	11.	Samuel	10 Jahre
2.	Martin	14 „	12.	Adam	10 „
3.	Samuel	14 „	13.	Timotheus	10 „
4.	John	14 „	14.	Dumah	9 „
5.	Albert	13½ „	15.	Benjamin	8 „
6.	Dumah	13 „	16.	Jeremia	8 „
7.	Ugga	12 „	17.	Subba	7 „
8.	Christian	12 „	18.	Munda	7 „
9.	Manjappa	11 „	19.	David	7 „
10.	Johann	10½ „			

„Außer diesen besuchen diese Schule noch 12—15 andere Knaben aus der Gemeinde, die bei ihren Eltern wohnen. Die Schulzeit ist von Vormittags 8 bis Nachmittags 1 Uhr. Sie erhalten Unterricht in Lesen, Schreiben, Rechnen und biblischer Geschichte. Das Alte Testament lesen sie Canaresisch und das Neue Tulu. Zum Auswendiglernen haben sie gegenwärtig Zeller's Spruchbuch. Um 1 Uhr Mittagsessen und nachher frei. Von 2—6 Uhr Handarbeit. Gegenwärtig zwirnen und spuhlen sie noch Garn für die Weberei, wofür bezahlt wird; später hoffen wir sie auf andere, vielleicht vortheilhaftere Weise beschäftigen zu können. Daniel, früher in Mulki bei Br. Ammann, ist als Hausvater angestellt: er beaufsichtigt und leitet sie bei ihren Handarbeiten;

in meiner Abwesenheit hält er auch die Morgen- und Abendandachten, die sonst von mir besorgt werden. Die Leitung des Ganzen und die Seelsorge haben die Brüder mir übergeben. Meine Frau besorgt Kleider, Wäsche und Rechnungssachen; jetzt fällt natürlich auch diese Arbeit Geschwister Greiner's zu.

„Missionsreisen konnte ich, um der oben genannten Gründe willen, wenig machen. Im December wollte ich, theils um meiner Gesundheit willen, theils um in der Umgegend von Mangalur das Evangelium zu verkündigen, eine mehrwöchentliche Reise machen, ging nach Suratkall und wollte über Mulki nach Utschilla, mußte aber wegen einem erneuten Anfall wieder nach Mangalur zurückkehren. Nachdem ich wieder besser war entschloß ich mich, mit Zustimmung des Arztes, noch einmal einen Versuch zu machen und verließ daher Mangalur den 11. Januar, ging in Begleitung von Br. Ammann, der auf Besuch bei uns war, nach Suratkall. Kaum hatten wir uns einige Schritte vom Hause entfernt, kam einer unserer Leute von Utschilla mit einem Brief von Titus auf mich zu, was mich etwas Besonderes vermuthen ließ. Der Inhalt desselben war, daß in Utschilla ein Teufelspriester herausgetreten, und daß dadurch großer Lärm im Dorfe entstanden sey. Nach einer kurzen Berathung mit Ammann (Greiner war in Bolma) kamen wir zu dem Entschluß, daß ich so schnell als möglich nach Utschilla gehen soll. Nachts 8 Uhr kamen wir in Suratkall an, sehr erfreut darüber, daß der HErr wieder einem Götzendiener die Augen geöffnet hat; es war uns besonders in jener Stunde gegeben für unsere Gemeinden und für die Heiden um uns her zu beten. Morgens 3 Uhr, als ich eben im Begriff war meine Leute zu wecken, trat zu meiner großen Ueberraschung Greiner herein; als er nämlich, von Bolma zurückgekommen, des Titus Brief las, den ich ihm zurückließ, bekam er den Eindruck es möchte große Unannehmlichkeiten geben, weßhalb er sich Nachts 11 Uhr auf den Weg machte, und Morgens 3 Uhr zu Fuß in Suratkall eintraf. Nach einer kurzen Besprechung mit Grei-

ner schnell nach Utschilla, und ich folgte ihm zu Fuß nach; dort angekommen, hörte ich mit Freuden, daß die Leute wieder ruhig wären, weßhalb Greiner den folgenden Tag wieder nach Mangalur zurückging. Um des Priesters willen blieb ich zehn Tage dort, und will nun aus meinem Tagebuch Einiges hier anführen.

„11. Januar. Die Geschichte des Teufelspriesters Koraga ist folgende: Auf den Befehl eines Braminenhauptes und des Ortsvorstehers sollte Koraga seinem Götzen, den er erzürnt haben sollte, ein Opfer bringen, was er verweigerte, da er sich keines Fehlers bewußt war; die Leute des Dorfes bestanden darauf, versammelten sich vor der Sana vor seinem Haus, forderten ihm die Schlüssel ab, um das Opfer durch einen andern Priester vollziehen zu lassen. Koraga behauptete, die Sana (Teufelstempelchen) samt Zugehör sey sein Eigenthum, er gebe ihnen deßhalb die Schlüssel auch nicht, erklärte ihnen ferner, daß er von nun an nichts mehr mit den Teufelsgeschichten zu thun haben wolle, sie sollen sich nach einem andern Priester und einer andern Sana umsehen. Nach diesem ging er zu Titus, bei dem gerade auch der alte Simeon war, erzählte ihnen das Vorgefallene, und bat ihn, ihm in dieser Sache zu rathen und zu helfen, indem er fest entschlossen sey, Christ zu werden. Titus und Simeon freuten sich sehr, sagten sie wollten ihm im Namen des HErrn beistehen, und uns die Sache berichten. Als die Leute sahen, daß es dem Koraga ernst sey, kamen sie schaarenweise vor das Haus, baten und flehten ihn dringend bis Mitternacht, er möchte sich ihrer doch erbarmen, und keine solche Schmach und Schande über sie und das ganze Dorf bringen; wenn er ihren Götzen verlasse können sie nicht mehr bestehen, alles gehe zu Grunde, Fluch und Verderben komme über sie, wenn er nicht wieder zurückkehre. Selbst der obengenannte stolze Bramine und die Häupter des Dorfes baten ihn fußfällig um Verzeihung, und versprachen alles zu vergessen und gut zu machen, wenn er wieder zu ihnen komme; Koraga aber blieb fest. Auf das hin baten sie ihn, das zur Sana gehörige Gold

und Silber, etwa 200 Ruppies werth, zu geben; als er auch die verweigerte, fingen sie an, ihn mit Flüchen der Götter und Dämonen zu überhäufen, und uns zu verläumden, indem sie sagten, wir nähmen ihm jetzt all sein Gut und Vermögen und machten ihn zum Taglöhner oder gar zu einem Bettler. Dazu kam noch das wehmüthige, herzzerreißende Flehen seiner Frau, seiner reichen, angesehenen Verwandten, und sogar seiner Knechte. Man kann sich denken wie dies alles den armen Mann umhertrieb. Heute wollte er die Sana niederreißen; wir fanden es aber für besser, noch einige Tage zu warten, bis sich der Sturm etwas gelegt hätte, wozu er auch einstimmte, obgleich er sie je bälder je lieber aus dem Weg geschafft hätte.

„12. Januar. Heute, als der Koraga auf seinem Felde war, kam der Bramine, trat so nahe zu ihm hin, wie er es früher um keinen Preis gethan haben würde, (wie es auch sonst nie ein Bramine thut, um sich nicht etwa zu verunreinigen) und bat ihn weinend, er solle doch keine solche Unehre auf ihn und sein Haus bringen, jetzt mit ihm in seine Wohnung kommen, und Bachire mit ihm essen — (ein Gemisch von Betelnuß und Kalk; d. i. so viel als Freundschaft mit ihm schließen; für einen Braminen, der sich für einen Halbgott, die Palmweinzieher hingegen für einen Auswurf betrachtet, ist dies eine ungewöhnliche Erniedrigung.) Koraga bat ihn, nicht weiter in ihn zu dringen, indem er keinen Schritt zurückgehen werde, er wolle auf dem Wege bleiben, den er jetzt betreten habe, was sie auch mit ihm anfangen mögen. Der Bramine sagte, dann wolle er mit dem ganzen Land zu den Padri gehen und um seine Rückkehr bitten. Koraga erwiederte: „Du magst es thun; meinst du aber, diese werden mich wieder an Euch verkaufen?“ Es ist erstaunlich wie die Leute allem aufbieten, um ihre vermeinte Ehre wieder zu retten: sie bedienen sich dazu oft der niederträchtigsten Mittel, und können sich die größten Opfer gefallen lassen. Um die Götter selbst bekümmern sie sich weniger.

„13. Januar. Sonntag. Nach dem Abendgottesdienst, als ich mich in der frischen Luft etwas erholen wollte, traf ich unterwegs einen von den Häuptern des Dorfes mit einigen andern Palmweinziehern auf dem Boden sitzen. Ich suchte schon lange Gelegenheit mit diesem Manne zu reden, weil er gegen den Koraga sehr feindselig war und ihm zu schaden suchte. Er redete mich gleich an und verlangte 8 Ruppies von mir. Ich fragte: „wozu"? Er: „der Regierung die Abgaben zu bezahlen." Ich: „dazu bin ich nicht hieher gekommen; überdies hast du dies gar nicht nöthig; du bist reich genug dazu. In Beziehung auf Koraga, hüte dich was du thust; bedenke daß du nicht bloß der Regierung, sondern Einem der über alle Obrigkeit steht, Gott, Rechenschaft geben mußt; wisse, daß du die Früchte deiner Werke selbst essen mußt." Er staunte mich sichtbar betroffen an, und fragte, wer mir denn gesagt habe, daß er Böses gegen den Koraga im Sinn habe. Ich: „Ich weiß es, und das soll dir für jetzt genug seyn." Nach einer kleinen Pause sagte er: „Alles was ihr lehret ist recht; aber das ist nicht recht, daß ihr bald einen Braminen, bald einen Kaufmann, bald einen Bauern, bald einen Fischer, bald einen Palmweinzieher, bald einen Sclaven, fanget, und alle zu einer Kaste machet." Ich: „Wer hat die Kasten gemacht?" Er: „Gott." Ich: „Was hast du für einen Beweis dafür?" Er: „Sie bestehen schon seit Jahrtausenden." Ich: „Wer hat des Koraga's Sana hier und den alten Götzentempel auf dem Hügel dort drüben gebaut?" Er: „Unsere Urväter." Ich: „Auf gleiche Weise haben sie auch die Kasten gemacht; diese entsprangen aus dem Stolz und Neid der Braminen. Euer Kastenwesen hat viel dazu beigetragen, daß euer Land von Zeit zu Zeit in die Hände fremder Beherrscher gefallen ist, und jetzt unter dem Volk so viel Händel und Streit vorkommen. Sie ist der Liebe Gottes, des Vaters über Alle, etwas Unwürdiges. Wie kann ein weiser Vater seine Kinder so ungleich behandeln? kann er das eine bis in den Himmel erheben, und das andere bis zur Hölle verstoßen?" Er: „Nein, das wäre ungerecht." Ich:

„Dies ist der Fall bei euerm Kastensystem. Nach diesem hat er die Braminen, die oft so unmenschlich handeln, zu Göttern erhoben und euch unter die Thiere erniedrigt." Er: „Alles recht, aber nur die Kasten nicht verderbt!" Ich drang in ihn, dafür zu sorgen, daß er etwas Besseres als die Kasten kriege, wenn ihn Gott von hinnen nehme und vor Gericht fordere; er soll den HErrn Jesum suchen, bei dem er allein Heil und Vergebung finde. Hernach fragte er, ob wir jetzt die Sana abbrechen? Ich erwiederte, Koraga werde sie niederreißen, indem sie auf seinem Platz stehe. Er ersuchte mich, ihnen zu erlauben dieselbe samt Zugehör wegzunehmen. Ich sagte, dies stehe nicht in meiner Macht; den Dämonen können sie wegnehmen. Er sagte lächelnd: „Ja diesen bekommen wir nicht mehr, der ist schon lange um Eures Kommens willen geflohen; gebt uns nur das Gold und Silber, das zur Sana gehört."

„14. Januar. Heute hielten die Leute im Hause des Braminen Rath, wie sie das Geld, das im letzten Jahr für die Sana gesammelt wurde und in den Händen Koraga's ist, kriegen könnten. Ein Knecht von diesem ließ sich überreden dasselbe in Koraga's Abwesenheit auf eine listige Weise zu entfernen. Noch ehe aber dies geschehen konnte, wurde dieser davon benachrichtigt, worauf er das Geld in Sicherheit brachte. Auch sein Weib versuchte das Gold und Silber nebst einer Summe Geldes auf die Seite zu bringen, was aber auch zu rechter Zeit entdeckt wurde.

„15. Januar. Heute erhielt ich auf meine Anfrage, ob Koraga die Sana, über deren Eigenthumsrecht er keine schriftlichen Zeugnisse hatte, abbrechen dürfe, von Greiner und Mögling die Antwort, daß dies wohl geschehen dürfe, wenn Koraga die Zerstörung ohne unser Mitwirken vornehmen wolle. Ich ließ ihn sogleich rufen und theilte ihm unsere Ansicht mit; er war ganz einverstanden, bestellte gleich 5—6 Türken, (andere würden ihm nicht geholfen haben) die ihm dieses Bollwerk der Lüge und des Betrugs niederreißen halfen. Vor einem Jahr, als ich die Priester wie rasend um diesen Teufelssitz hüpfen und springen und

eine Schaar Leute, die begierig die Orakelsprüche des Bhuta vernahmen, sah, dachte ich nicht, daß dieses alles so bald fallen würde. Ich fürchtete die Zerstörung dieses Werkes würde einen Auflauf erregen; aber kein Mensch zeigte sich dabei: die Leute waren wie mit Verwunderung und Schrecken erfüllt, und hielten sich so ferne als möglich von dem Platze. Auch Koraga's Hausbewohner, die noch nicht wissen, welchen Weg sie einschlagen wollen, verhielten sich ganz ruhig bei der Sache. Koraga hat nun mehr Ruhe. So lange die Sana stand, glaubten die Leute immer es sey noch Hoffnung für seine Rückkehr da, bestürmten ihn deßhalb täglich mit Bitten, Flehen und Drohungen. Jetzt haben sie alle Hoffnung aufgegeben, und lassen ihn in dieser Beziehung in Ruhe.

„Während meines hiesigen Aufenthaltes ging ich öfters an die Straße, um den Pilgern, die vom Udappifest kamen, zu predigen.

„Wie stark oder schwach der Zug des Koraga zum HErrn sey, darüber läßt sich jetzt nicht viel sagen; seine Erkenntniß vom Christenthum ist noch schwach, und seine Erfahrung gering. Das Wort Gottes hat er wohl früher schon hie und' da von Titus und uns gehört, war auch immer freundlich gegen uns gesinnt; aber das Eine was noth ist mangelt ihm noch. Wir freuen uns aber dennoch von Herzen, daß ihn der HErr gezogen und auf diesen Weg geführt hat; wir hoffen durch ihn sey auch Andern eine Thüre geöffnet: er ist einer der wohlhabendsten und angesehensten Männer des Dorfes. Die Leute sagten oft, wenn solche einmal zu uns kommen, dann können die Geringern nicht mehr zurückbleiben.

„Für das Land, das wir dort von der Regierung erhalten haben, dürfen wir uns freuen und dankbar seyn; es ist eine große Hülfe und wird seiner Zeit Früchte für die Mission tragen. Da ich am 18. laufenden Monats einen wiederholten Krankheitsanfall und zugleich auch eine Einladung von den Brüdern bekam, der ersten Districtconferenz beizuwohnen, kehrte ich am 19. Januar wieder nach Mangalur zurück.

„Möge der HErr in Gnaden Seinen Segen auf das legen, was ich in großer Schwachheit habe thun dürfen; Er selbst aber fördere das Werk unserer Hände bei uns, ja das Werk unserer Hände wolle Er fördern!"

A. Bührer."

Br. Deggeller beschäftigte sich im vorigen Jahr viel mit den Schulen in den Vorstädten von Mangalur und den nahegelegenen Dörfern. Während der Regenzeit widmete er sich dem Tulu. In der ersten Hälfte des Octobers begab er sich auf die Reise zum Götzenfest in Subramanja, von wo aus er eine Rundreise in den Dörfern um Mangalur her machen wollte; ein Unfall aber, der ihm in Subramanja begegnete, nöthigte ihn, nach Mangalur zurückzukehren und später im canaresischen Oberland Erholung zu suchen. Ueber seinen Aufenthalt daselbst, seine Rückkehr nach Mangalur und seine Arbeit daselbst schreibt er uns unter dem 7. Juni 1850:

„Was meine Arbeit im Oberland anbetrifft, so erlauben Sie mir es in wenigen Worten zu sagen, indem es auch wenig war, was ich thun konnte. So lange ich in Hubli war, war Br. Würth abwesend, theils in Dharwar, theils auf der Reise, und ich übernahm daher die Besorgung seiner Schulen in Alt-Hubli und auf einem Dorfe, bei welchen Schulbesuchen ich dann auch öfter mit Erwachsenen zu reden Gelegenheit hatte. Auf der Rückreise nach Mangalur hielt ich mich nur in Honor auf über Ostern, wo ich den englischen Gottesdienst hielt, und der kleinen Tamil-Gemeinde dort, der sich die Frau des dortigen Richters mit Wärme annimmt, einigemal predigte. Auf das Verlangen und auf Empfehlung jener Freundin taufte ich einen ihrer Dienstboten mit seiner Mutter und Schwester. Von Herzenserweckung konnte ich zwar Nichts wahrnehmen; aber an der Aufrichtigkeit und Redlichkeit seines Verlangens zu zweifeln fand ich keine gegründete Ursache, um so weniger, als er für einige Zeit in innigem Umgang mit einem dortigen Tamul Sepoi steht, der während seines hiesigen Aufenthalts

ein Glied unserer hiesigen Tamil-Gemeinde war, und der ein lieber und von Herzen gläubiger Christ ist.

„Mit meiner Rückkehr nach Mangalur fiel mir wegen Br. Bührer's Abwesenheit nun auch ein Theil directer Arbeit an der Gemeinde zu, wie abwechslungsweise die Wochenpredigt am Mittwoch, und Mittagspredigt am Sonntag. Die Bibelstunde der Männer am Freitag, die Bührer hielt, ist mir übergeben, sowie die Andachten im Waisenhaus mit der Beaufsichtigung der da gehaltenen Gemeindeschule. Durch die lange Unterbrechung kam mir das in der letzten Monsun gelernte Tulu ziemlich abhanden, so daß ich nur die Andachten und Bibelstunden in dieser Sprache halte, bei der Predigt in der Kirche aber bis jetzt noch nicht den Muth hatte, Gebrauch davon zu machen, was aber, wie ich hoffe, nicht mehr lang anstehen wird. Die zwei Heidenschulen, die letztes Jahr errichtet wurden, konnten während meiner Abwesenheit nicht gehörig besucht werden, und ich fand sie daher in unerfreulichem Zustand. Der Widerwille gegen christliche Bücher, die Furcht der Eltern vor Bekehrung ihrer Kinder, und die Elendigkeit der Schulmeister sind bis jetzt unbewegliche Hindernisse, die jedem Gedeihen im Wege stehen. An den Besuch dieser Schulen habe ich wieder angefangen den Besuch von Heiden bei ihren Häusern zum Behuf der Arbeit an ihren Seelen anzuknüpfen, und den Besuch der in der Nähe wohnenden Christen damit zu verbinden. Ich wüßte davon nichts Specielles mitzutheilen, das intressant, erfreuend, oder nicht bereits genugsam berichtet worden wäre; Nichts von begierigem Aufnehmen der Heilsbotschaft, oder sichtbarem Ergriffenwerden von den ewigen Wahrheiten. Gleichgültigkeit und Stumpfheit ist das Gewöhnliche, was Einem entgegentritt; herzloses Zugeben und gefühlloses Jasagen die öftere Antwort. Sie suchen nur Irdisches und fragen und sehen auch beim Anbieten des Ewigen nur nach jenem. Würde der Heiland Brotwunder unter ihnen thun, sie würden Ihm haufenweis zulaufen; aber noch mehr als bei den Juden würde das

Wort anwendbar seyn: „Ihr suchet mich nicht, daß ihr „Zeichen gesehen habt, sondern von dem Brot gegessen habt „und satt geworden seyd." — Den Gottesdienst der Tamil-Gemeinde, die durch Wegreise Mehrerer gerade jetzt sehr klein ist, halte ich wie gewöhnlich am Sonntag Morgen. Der speciellen Seelsorge steht die Nichtkenntniß der Sprache sehr im Wege. Allein vor genugsamer Bemeisterung der Tulu kann ich nicht daran denken mit dem Tamil mich abzugeben. Mit herzlicher Freude berichte ich Ihnen die Taufe eines Tamulmädchens, vielleicht 16 Jahre alt, die bald nach meiner Ankunft stattfand. Sie war vor meiner Reise im October eine Zeitlang zum Unterricht gekommen und gab schon damals ein aufrichtiges Heilsverlangen zu erkennen. Während meiner Abwesenheit las sie das Wort Gottes öfter mit unserm Schulmeister Elieser, und da sie zur Zeit meiner Rückkehr, wenn auch der Erkenntniß nach nicht in hohem Grade, doch ihrem Herzenszustande nach zur Taufe vorbereitet sich zeigte, so taufte ich sie mit Freuden den 14. April und hieß sie Lydia, indem der HErr an ihr gethan hatte, was an jener Lydia zu Philippi. Sie war im Dienste eines europäischen Unteroffiziers hier, wo aber ihre Bekehrung aus selbstsüchtigen Gründen ungern gesehen und ihrem Besuch der Gottesdienste und des Unterrichts fortwährend Hindernisse in den Weg gelegt wurden, bis sie sie endlich ihres Dienstes entließen. Nun ist sie in Honor um mit dem obenerwähnten neugetauften Manne verehlicht zu werden, während sie von einer dortigen englischen Dame, (die Tamul spricht) geistliche Handreichung genießt. Sie drückt sich in ihren Briefen erfreut über den christlichen Sinn des Mädchens aus. Ein hiesiger indobrittischer Pensionair war das Werkzeug ihrer Anfassung, indem sie gelegentlich zu dessen Frau, einer Tamul-Christin, kam. Es war rathsam sie zu verehlichen, indem die Versuchungen solcher Mädchen im Dienste englischer Herrschaften, wo immer eine Anzahl heidnischer Knechte sind, groß und viel sind.

„Den 5. Mai und am Himmelfahrtstage den 9. Mai versah ich die Gottesdienste in Mulki für Br. Ammann, der mit seiner Familie bei uns in Mangalur war, um der Entbindung seiner Frau willen. Von Mulki ging ich dann am 10. Mai nach Utschilla, wo ich bis 29. Mai blieb. Hier ist verschiedene Arbeit: Arbeit an Christen, an solchen die Christen werden wollen, und an Heiden. Es ist Grund zu Hoffnungen und Grund zu Befürchtungen da. Was die Heiden betrifft, so bin ich während meines Aufenthalts dort unter ihnen umher gegangen und habe sie zum Suchen und Annehmen des Heils ermahnt und eingeladen, und was Hoffnung gibt, ist die Wahrnehmung, daß sie einerseits im Allgemeinen freundliches Gehör geben; freilich noch ohne inneres Verlangen oder Schätzen des Wortes; und andererseits nicht selten ein Gefühl kund geben, daß es mit ihrem väterlichen Götzen- und Teufelsdienst zur Neige gehe, und das Christenthum siegen werde. Man muß aber bei diesen hoffnunggebenden Umständen die gewaltige Gleichgültigkeit, die damit verbunden ist, und das oben erwähnte Suchen des Irdischen, nicht übersehen, sonst überschätzt man die Erstern. Dieses Letztere kann Einer, der nicht im Lande lebt, sich nicht gehörig vorstellen. Hoffnung weckt auch das immer häufigere Hervorkommen Einzelner um Christen zu werden. Der Erste in letzter Zeit ist, wie Sie wissen, ein Putschari (der Besitzer und Priester eines Teufelstempelchens) Namens Koraga. Er hat entschieden sich vom Heidenthum losgesagt und dem Evangelium zugewendet; und dennoch hat er die wesentlich christlichen Lehren von der Versöhnung des Sünders mit Gott durch Christum, seiner Rechtfertigung durch den Glauben und Erneuerung durch den heiligen Geist nicht erfaßt, auch ist bis jetzt keine geistliche Belebung seines innern Menschen, wenn auch nur im Sündengefühl bestehend, wahrzunehmen; dabei hält es außerordentlich schwer, die einfachsten Wahrheiten und Worte der heiligen Schrift seinem Gedächtnisse beizubringen. Willig und redlich ist er, aber ohne Leben. Später folgten: des

Titus Schwester und ihr Mann, der ungeachtet der Aussicht sein ganzes Vermögen zu verlieren, doch zu kommen bereit ist. Seine Frau hat das Wort schon viel gehört. Allein beide zieht weniger der Zug der Wahrheit, als Familienbande. Das Gleiche ist mit einem Bruder des vor mehr als zwei Jahren getauften jungen Mannes Samuel der Fall; auch ihn zieht mehr sein Bruder, als ein bewußter Zug nach der seligmachenden Wahrheit. Ein anderer Mann im Norden von Utschilla, der noch nicht herausgetreten ist, aber Christ werden zu wollen erklärt hat, ist von derselben Art. Ein anderer Mann, zwei Stunden im Osten von Utschilla, Bruder eines unserer Christen, hat eine gewisse Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums, war geneigt das Wort zu hören und wollte Christ werden; als es aber drauf und dran war, widersetzten sich sein und seines Bruders Weib, da er seinem Bruder auch folgen sollte, und das drehte auf einmal seinen Sinn um; nicht zur Feindschaft gegen uns, aber zum entschiedenen Aufgeben des Heraustretens (für jetzt, wie er sagt). Der Umgang mit diesen erweckte in mir Befürchtungen für die Zukunft der Gemeinde. Ein Anwuchs von todten Gliedern, bei sonst geringer Macht des lebendigen Elements darin, ist gefährlich. Und doch erlaubt, wenn sie aus aufrichtigen Motiven kommen, die Hoffnung ihrer nachfolgenden Belebung durch den Einfluß des Wortes Gottes nicht, sie zurückzuweisen und dem Heidenthum zurückzugeben, von dem sie mit Ueberzeugung seiner Falschheit sich abgewendet haben. Was die Erfahrung bei der Pflege der dortigen Christen betrifft, so hatte ich meine Noth und Kampf mit dem Vater der einen der zwei Haushaltungen dort, weil gerade während ich dort war sein besonderes Uebel, der Geiz, der sich bei ihm in der Unzufriedenheit mit dem, was er hat, und dem ungläubigen Wahn nicht genug zu haben zeigt, (wie schon früher) ihn verleitete auf weltlichem Wege Gewinn zu suchen, und dann in Lüge und Heuchelei stürzte. Er ist nicht leer von geistlichem Leben; er fühlt sein Sün-

denverderben und hat ein Verlangen nach der Gerechtigkeit; aber er sucht nicht redlich und ernstlich von seinen Banden los zu werden.

„Schließlich empfehle ich mich Ihrer fortwährenden fürbittenden Liebe. Mit Achtung und Liebe grüßt Sie herzlichst Ihr im HErrn Verbundener

B. Deggeller."

Ueber die Schulen zu Mangalur haben wir folgende Nachrichten erhalten.

Das Katechisten-Seminar auf Balmattha hatte, seit Br. Bühler auf die Nilgherries zurückgekehrt ist, Br. Mögling allein zu besorgen. Er berichtet uns: „Zwei unserer im Jahr 1844 bekehrten Jünglinge, Christian Kamsika und Jakob Kamsika, die bisher als Katechisten und Schulmeister angestellt waren, aber keine förmliche Ausbildung für diesen Beruf erhalten hatten, wurden auf ihre dringenden Bitten hin in die Katechisten-Classe aufgenommen. Einer der andern Zöglinge mußte wegen Kränklichkeit entlassen werden. So sind es nur noch 10 Jünglinge, welche im Seminar zu Nationalgehülfen gebildet werden.

„Die Lectionen, welche im Jahre 1849 ertheilt wurden, waren:

1. Erklärung der Briefe St. Pauli an die Epheser, Philipper, Colosser, Philemon und 1 Thessalonicher.
2. Erklärung des Predigers, Hiobs, Hosea, Amos, Joel.
3. Repetition der Harmonie der Evangelien, der 5 Bücher Mosis und der Psalmen.
4. Erklärung der ersten 6 Bücher von Jaimini's Bharata und canaresischer Sprüchwörter.
5. Uebungen im Nachschreiben von Predigtskizzen aus dem Gedächtniß.
6. Ein Cursus in der Kirchengeschichte.
7. Privatlectüre englischer Werke.

„Die Fortschritte der Zöglinge, ihr Fleiß und ihr Betragen sind befriedigend. Mögen sie immer mehr lernen

glauben an die Liebe Christi, verstehen das Wort Gottes und dem HErrn dienen im Geist und in der Wahrheit."

In einem neuern Briefe schildert er uns die gegenwärtige Tagesordnung des Seminars und seine eigenen Tagesgeschäfte folgendermaßen:

„Um 5 Uhr Morgens lasse ich die Glocke zum ersten Mal läuten. Vor dieser Zeit steht selten Jemand auf außer mir selbst. Zwanzig Minuten nach 5 Uhr wird das zweite Zeichen gegeben zum Morgengebet. Wir singen ein Lied. Ich bete, lese einen Psalm und schließe mit dem Vaterunser und dem Segen. Dies ist unser Tages Anfang.

„6—7 Uhr. Erklärung des Alten Testaments. Seit dem Anfang des Jahres der Prophet Jesaias. Wir stehen erst am Anfang des neunten Capitels. Allein es wird nun nach und nach schneller gehen. Ich dictire eine neue wörtliche Uebersetzung, welche ich für die Schule ausarbeite, und erkläre Wort für Wort. Dabei habe ich selbst noch viel zu lernen. Ich benütze Ewald, Umbreit, Drechsler, Lisco, Starke. Meine Erklärung wird in der Lection von den Schülern niedergeschrieben; jeden Samstag Morgens die Aufgabe der Woche wiederholt.

„7—8 Uhr. Erklärung des Neuen Testamentes. Jetzt der erste Brief an Timotheus. Vorher der zweite Thessalonicher Brief und der erste Thessalonicher Brief vom 4ten Capitel an. Auch hier wird Wort für Wort erklärt, und die Erklärung geschrieben, meistens nach Bengel's Gnomon; doch werden auch andere Hülfsmittel benützt.

„8—9. Historisch kritische Vergleichung der Paulinischen Briefe mit der Apostelgeschichte nach **Paley's Horae Paulinae.** Die Aufgaben werden zuerst erklärt, die Stellen verglichen, und dann die Arbeit einer Stunde außerhalb der Schule von den Schülern corrigirt. Diese Aufsätze in der nächsten Lection vorgelesen und kritisirt, und darnach eine Conversion dictirt. Dies an einem Tage. Am andern Tage, eine Apologie der Hauptlehren heiliger Schrift ruhend auf ihrer Vergleichung mit den in dem Wesen und Gang der sichtbaren Welt sich offenbarenden göttlichen Ord-

nungen, nach **Butler's Analogy of Religion, natural and revealed, with the constitution and course of Nature.** Diese Lection wird durchgearbeitet wie die obige, die **Horæ Paulinæ**, und diese beiden kosten die Schüler so viel Denk- und Schreibarbeit, daß ich sie so den ganzen Tag bei strenger Arbeit erhalten kann. Eigentlich hätten diese Fächer erst in das Jahr fallen sollen, welches mit dem 1. Juni anfängt. Allein da ich allein stehe, mußte ich zwei schwere Fächer etwas vor der Zeit zu Hülfe ziehen, um die Schüler beschäftigen zu können.

„10 — 11 Uhr. Jaimini. Hie und da canaresische Sprüchwörter. Wir stehen jetzt im 9ten Buch. Das ganze Werk hat 32 Bücher. Ich lasse in der Regel eine Seite exponiren, welche dann die Schüler für sich wiederholen müssen, um sie am folgenden Tag wiederholen zu können.

„Auch in diesen Lectionen wird am Samstag die Arbeit der ganzen Woche in der Regel repetirt.

„Nachmittags und auch Vormittags in den von Unterricht freien Stunden arbeiten die Schüler in der Schule, neben der mein Studierzimmer ist, bei offenen Thüren, und wer es bedarf, hat offen Zugang zu mir, um zu fragen.

„Diese Ordnung ist bisher, dem HErrn sey Dank, genau eingehalten worden, und wird dazu dienen, nach und nach fleißige Leute aus den Katechisten-Schülern zu machen. Meine übrigen Vormittagsstunden dienen in der Regel der Vorbereitung auf die Schule. Nur die Uebersetzungen fallen noch in den Nachmittag.

„Meine Nachmittage werden meist auf Preßarbeiten, Tractate (jetzt das Herzbüchlein) Schulbücher (jetzt zwei in der Arbeit. Lesebücher, canaresische für den **Board of Education**) und Uebersetzung der Bibel oder Correctur und Revision der neuen Uebersetzung, welche hier gedruckt wird, verwendet.

„Die Nacht und frühen Morgenstunden gehören der Correspondenz, den Berichten und ähnlichen Arbeiten. Doch mache ich mir hierin kein Gesetz und tausche oft Nachtarbeiten gegen Tagarbeiten aus.

„Seit die neuen Brüder von Hubli da sind, gebe ich ihnen nach dem Abendgebet (welches seit neuerer Zeit von Br. Hoch gehalten wird zwischen 8 und halb 9 Uhr) eine Katechismusstunde. Sonst habe ich hie und da um diese Zeit Privatunterredungen mit den ältern Schülern oder den jüngern Handwerksknaben. An Dienstagen von 6—7 Uhr des Abends halte ich eine Bibelstunde mit hiesigen christlichen Freunden unter den Engländern. Sie kommen auf mein Zimmer zu diesem Zwecke. Paulinische Briefe haben uns seit mehr als einem Jahre beschäftigt.

„Nach Abschluß der Arbeit, halb 6—7 Uhr des Abends, gehe ich spazieren so oft es mir möglich ist.

„Um 10 Uhr Nachts sorge ich dafür, daß in der Regel Alles zu Bette geht. Doch gibt es Ausnahmen bei den ältern Schülern.

Sonntage:

„Samstag Nachts und Sonntag Morgens arbeite ich eine Predigt aus, welche ich, nach geschriebenen Noten, Vormittags englisch halte in der englischen Kirche, und Nachmittags canaresisch vor unserer Gemeinde. Die Haupttheile (und auch mehr) werden von den Schülern während der Predigt nachgeschrieben und am Montag in der zweiten oder dritten Stunde durchgegangen, worauf eine Conversion der Predigt-Skizze dictirt wird. Ungefähr 40 Predigten sind bis jetzt auf diese Weise durchgearbeitet worden. Der Werth dieser Arbeit wird sich erst künftig fühlbar machen.

„Morgens 9—10 Uhr wird, so oft als thunlich, eine Kinderlehre gehalten. Früher hielt ich dieselben, später Bühler, jetzt Hoch.

„Sonntag Nachts halten wir unsere Wochen-Conferenzen der Station. — Dies ist ein Abriß meiner Arbeit.

„In der ersten Woche des März machte ich einen Predigtausflug mit Dr. Graul nach Mudabiddri, Karkala und Mulki. Sonst bin ich immer zu Haus und in das Haus gebannt gewesen. Br. Würth's Eintritt wird mich einigermaßen für weitere Arbeit frei machen. H. Mögling."

Ueber die englische Schule macht uns Br. Hoch folgende Mittheilungen:

„Beim Examen den 16. August 1849, schreibt er, waren in der Schule: 64 Schüler.

„Beim Examen den 16. August 1849, schreibt er, waren in der Schule:	64	Schüler.
Ende Augusts vorigen Jahrs wurden dazu aufgenommen:	56	„
Somit hatten wir Anfangs des neuen Schuljahrs 1849—50:	120	„
Davon blieben im Lauf des nächsten Quartals wieder weg:	32	„
Somit waren Anfangs dieses Jahres in der Schule:	88	„
Außerordentlicher Weise sah ich mich genöthigt noch einmal in Mitte des Schuljahrs Schüler aufzunehmen, was jedoch in Zukunft nicht mehr geschehen darf. Somit wurden am 26. Januar dieses Jahres aufgenommen:	69	„
so daß jetzt auf der Schülerliste stehen:	157	„

von denen z. B. letzten Montag 144, letzten Dienstag 140 anwesend waren.

Was den Schulbesuch betrifft, so war die Durchschnittszahl der anwesenden Schüler:

im September 1849:	109 Schüler.		
„ October „	100 „		
„ November „	82 „	NB. Während dieser beiden Monate war ich abwesend, wovon weiter unten.
„ December „	80 „		

Da der Schulraum viel zu klein ist für 157 Schüler, und zu dem der Lärm einer so großen und noch immer nach indischer Weise sehr geräuschmachenden Schaar fast unerträglich wäre, habe ich die Schüler in eine obere und eine untere Abtheilung getheilt.

Die obere Abtheilung besteht aus 4 Klassen und hat Schule von 6—10 Uhr des Morgens.

Die erste Klasse (5 Schüler) wird von mir besorgt. Ihre Lektionen bestehen in:

Bibelgeschichte, nach Kurtz Lehrbuch der heiligen Geschichte 1mal Examen und 1mal englische Gedichte — tägl. 6— 7 Uhr
Uebersetzungsübungen aus dem Canaresischen, 3mal in der Woche von Ramaschandra besorgt, und Aufsatz — „ 7— 8 „
Weltgeschichte, nach Dittmar, und Ausarbeiten von Aufsätzen — „ 8— 9 „
Engl. Grammatik, Mathematik, und Erklärung englischer Gedichte — „ 9—10 „
Montags 6—7 Uhr wird über das in der letzten Woche Vorgekommene examinirt.

Die zweite Classe (27 Schüler) erhält ihren Unterricht von Hrn. May. Sie haben bei ihm:
Geographie, wozu noch Bibellesen kommen soll — „ 6— 7 „
Grammatik oder Uebungen in Aufsätzen und Schönschreiben — „ 7— 8 „
Uebersetzungsübungen aus dem Canaresischen ins Englische — „ 8— 9 „
Rechnen und Lesen abwechselnd — „ 9—10 „

Die dritte Classe (28 Schüler) hat
bei Mandschanata: Lesen von Barth's bibl. Geschichten und Geographie — „ 6— 7 „
Uebungen im Diktirtschreiben, Schönschreiben und Gedankenschreiben — „ 7— 8 „
Engl. Sprachübungen — „ 8— 9 „
bei Menazes, einem erst kürzlich angestellten Hülfslehrer (einem Katholiken): Rechnen — „ 9—10 „

Die vierte Klasse besteht aus 6 erst aufgenommenen Männern, welche Mittags die Schule nicht besuchen können, weil sie Anstellungen haben. Sie erhalten Unterricht von Menazes, täglich von 6—9 Uhr.

Die untere Abtheilung umfaßt die Classen 5—9, und ist in der Schule täglich von 11—2 und von 3—5 Uhr. Samstags jedoch hat sie Schule nur von 11—1 Uhr.

Die fünfte Classe besteht aus 8 Schülern, und zwar aus solchen, bei denen auf die canaresische Sprache nicht kann Rücksicht genommen werden. Sie lernen Watt's ersten Katechismus auswendig, lesen Barth's biblische Geschichten, haben englische Sprachübungen und Uebungen im Rechnen und Schönschreiben. Ihr Lehrer ist **Charles Whish**, einer unserer Balmatthaknaben, der Morgens von 6—10 Uhr mit der 2ten Classe Lektionen erhält.

Die sechste Classe (24 Schüler), wird von 11—1 Uhr von Hrn. May und von 1—2 und 3—5 Uhr von Menazes unterrichtet. Ihre Lektionen bestehen in Sprech- und Sprachübungen, Lesen, Schreiben und Rechnen.

Die siebente Klasse (21 Schüler) wird von einem frühern Schüler der ersten Classe, Mahadeva, unterrichtet. Ihre Fächer sind dieselben wie in Classe VI.

Die achte Classe (16 Schüler) wird von Jonathan, einem Schüler der zweiten Classe und Sohn des Kirchenältesten Andreas, besorgt. Sie besteht ganz aus neu aufgenommenen Schülern, die schon einige geringe Vorkenntnisse mitbrachten. Ihre Fächer sind dieselben wie in Classe VI und VII.

Die neunte Classe endlich (22 Schüler) wird von **George Woodfall** unterrichtet, der ebenfalls ein Schüler der 2ten Classe ist. Sie besteht aus ganz neuen Schülern und beschäftigt sich somit mit den ersten Anfängen.

Da ich dreimal des Morgens von 7—8 keine Lektionen in der ersten Classe zu geben habe, so benütze ich diese Zeit zu Wochenexamen in den verschiedenen Classen der obern Abtheilung. Ebenso halte ich auch in jeder Classe der untern Abtheilung wöchentlich ein Examen, wozu die Zeit von 3—4 Uhr ausgesetzt ist. — Außerdem verwende ich täglich die Zeit von 10—11 Uhr auf die Bearbeitung der englischen Lehrkurse mit Hrn. May, so daß ich der *englischen* Schule täglich die Morgen von 6—11 Uhr

(Montags und Donnerstags 8—9 Uhr ausgenommen) und Mittags die Stunde von 3—4 (Samstags ausgenommen) widme.

Noch lasse ich eine Tabelle über die Religionen und Kasten der seit dem 26. Januar in der Schule befindlichen Schüler folgen.

	Protestanten.	Katholiken.	Muhamedaner.	Braminen.	Sonstige Hindus.	Zusammen.
Obere Abtheilung:	(4)	(3)	(8)	(44)	(7)	(66)
Erste Classe:	—	—	—	5	—	5
Zweite "	3	2	2	18	2	27
Dritte "	1	1	6	16	4	28
Vierte "	—	—	—	5	1	6
Untere Abtheilung:	(9)	(12)	(4)	(54)	(12)	(91)
Fünfte Classe:	2	2	—	—	4	8
Sechste "	5	—	2	13	4	24
Siebente "	1	—	1	18	1	21
Achte "	1	1	—	14	—	16
Neunte "	—	9	1	9	3	22
Zusammen:	13	15	12	98	19	157

„Die canaresische Stadtschule, die noch immer in dem gemietheten Haus gegenüber der englischen Schule muß gehalten werden, hat durch die Aufnahme neuer Schüler in die englische Schule an Knaben wieder verloren, nachdem sie seit dem letzten Oktober für einige Zeit besser besucht war. — Sie besteht zwar jetzt noch aus 45 Schülern, aber die erste Classe (12 Schüler) enthält nur solche Knaben, welche bloß Morgens von 6—9 Uhr die canaresische Schule besuchen, weil sie von 11—5 Uhr in die englische Schule gehen, und somit bereits in obiger Tabelle eingeschlossen sind. — Doch habe ich gegründete Hoffnung, daß sich in kurzem die Zahl der canaresischen Schüler wieder heben wird. — Zu Examen und Lektionen in dieser Schule habe ich ausgesetzt Montags und Donnerstags von 8—9 Uhr und täglich von 2—3 Uhr, Samstag ausgenommen. Auch 4—5 Uhr, außer Samstags, widme ich der canaresischen Schule, insofern ich in dieser Zeit mit dem canaresischen Schulmeister die canaresischen Lehrkurse durcharbeite. Ich bin jedoch für die nächste Zeit genöthigt, 2mal wöchentlich eine Ausnahme davon zu machen und diese Zeit auf den Besuch der beiden canaresischen Schulen zu verwenden, die Br. Deggeller in hiesiger Umgegend angefangen hat, und die ich seit Br. Bührer's Abreise habe übernehmen müssen, bis ein neuer Bruder dem Br. Greiner kann an die Seite gestellt werden.

„Zur Uebersicht lasse ich auch eine Tabelle über die Classen der canaresischen Schule und die Religionen und Kasten ihrer Schüler folgen:

	Protestanten.	Katholiken.	Muhamedaner.	Brahminen.	Sonstige Hindus.	Zusammen.
Erste Classe	5	—	—	7	—	12
Zweite Classe	—	—	—	7	5	12
Dritte Classe	—	1	3	4	4	12
Vierte Classe	—	—	3	4	2	9
Zusammen	5	1	6	22	11	45
Somit stehen unter meiner Pflege:						
Englische Schule	13	15	12	98	19	157
Canaref. Schule, mit Abzug der ersten Classe, die zugleich englische Schüler sind:	—	1	6	15	11	33
	13	16	18	113	30	190

NB. Die Protestanten sind meist Balmatthaknaben und Söhne von Gliedern unserer Gemeine.

„Ferner habe ich Einiges zu erwähnen über die Gemeindeschule, Handwerkerschule, Sonntagsschule und Schul-

lehrerschule, soweit ich im letzten Jahr mich damit befassen konnte.

„1. Die Gemeindeschule. Nachdem von dem Balmattha-Institut alle jüngern Knaben waren ausgeschieden und theils ihren Eltern zurückgegeben, theils ins Waisenhaus aufgenommen worden, das, wie Sie wissen, in Br. Greiner's unterm Garten sich befindet und unter Br. Bührer's Leitung steht, fing ich die Gemeindeschule an, die Nachmittags von 1—5 Uhr in dem englischen Schulhaus gehalten wurde. Da es mir im Blick auf die Schullehrerbildung daran mußte gelegen seyn, einen tüchtigen Gemeindeschullehrer zu erhalten und einzuschulen, so bat ich um den bisherigen Mädchenschulmeister Eliefer, als den einzigen zu dieser Arbeit befähigten Mann, über den wir disponieren können. Wir hofften mit der Zeit einen andern passenden Mädchenschullehrer zu finden und behalfen uns während der Regenzeit so, daß Eliefer des Morgens die Mädchenschule und des Mittags die Gemeindeschule hielt, während Br. Deggeller den Mädchen zwei Lektionen des Nachmittags gab. Ich nahm dann alle die Knaben unserer Gemeinde auf, die das sechste Jahr zurückgelegt hatten, und unsere Schülerzahl belief sich auf 42. — So blieb es bis zum Schluß der Regenzeit; es war mir auch bereits gelungen, einige Schritte zur Einführung eines zweckmäßigern Lehrkurses zu thun. Da wurde ich aber genöthigt Eliefer zurückzugeben, und da es mir unter solchen Umständen unmöglich gewesen wäre an dem angefangenen Werk fortzumachen, so mußte ich auch die Gemeindeschule abgeben, die jetzt im Waisenhaus gehalten wird und zwar von einem heidnischen Schulmeister, mit Ausnahme einer täglichen Lektion, welche Eliefer gibt. Die Gemeindeschule wird nun auch so bleiben müssen, so lange mir nicht ein tüchtiger und bildungsfähiger christlicher Mann als Schullehrer kann angewiesen werden, und so lange das neue Schulhaus nicht gebaut ist, da seit neuster Zeit die beiden Abtheilungen der englischen Schule das englische Schulhaus den ganzen Tag über vollkommen besetzen. — Daß ich mich natürlich nach

der Zeit sehne, da alle diese Hindernisse werden hinweggeräumt seyn, brauche ich kaum zu erwähnen, indem ja gerade an diese Schule der Schullehrerkurs, den ich als eine meiner Hauptaufgaben zu betrachten habe, wird anschließen müssen.

„2. Die Handwerksschule. Ein halbes Jahr lang gab ich auch einige wöchentliche Lektionen den Handwerkslehrlingen auf Balmattha, wozu ich zwei Abende in der Woche von 7—9 Uhr benützte. Die Lektionen bestanden in biblischer Geographie und Uebung in Aufsätzen und im Rechnen. Da ich jedoch zuletzt einerseits einsehen mußte, daß die einzige Zeit, die mir zu dieser Schule offen stand, höchst ungünstig sey, und ich mich andererseits überladen fühlte, so fand ich mich genöthigt diese Arbeit aufzugeben, bis ich einmal einen canaresischen Lehrer haben werde, dem ich diese Schule übertragen kann und ich mich dann nur mit der Anordnung der Lektionen und den jeweiligen Examen zu befassen habe, für den Fall nämlich, daß sich nicht auf eine andere Weise für die Fortbildung der aus der Schule entlassenen Knaben wird sorgen lassen.

„3. Die Sonntagsschule. Da an den Sonntagen der Morgen-Gottesdienst erst Mittags 11 Uhr gehalten wird, so drängte sich Einigen von uns schon länger das Bedürfniß auf, die Sonntag Morgen wenigstens für unsere Jugend auf irgend eine entsprechende Weise auszufüllen. Deshalb hielt ich längere Zeit jeden Sonntag von 9—10 Uhr eine Kinderlehre, in der ich etwa die Hälfte des Evangeliums Matthäi durchkatechisirte, und von 10—¾11 Uhr eine Singstunde, wozu sich unsere Balmattha- und Waisenknaben in unserm Kirchlein versammelten. — Durch mein Unwohlsein im letzten Spätjahr wurde ich darin unterbrochen, und da verschiedene Rücksichten mich bestimmen, in Zukunft diese Kinderlehren und Singstunden auf Balmattha zu halten, so lange sie nicht auf unsere ganze männliche und weibliche Jugend sich ausdehnen lassen und dadurch einen allgemeinern kirchlichen Charakter erhalten, habe ich

sie seit meiner Rückkehr von den Nilgherries noch nicht wieder angefangen.

„4. Die Schullehrerschule. Auch mit dem Schullehrerkurs hatte ich im letzten Jahr Gelegenheit einen vorläufigen Versuch zu machen.

„Bis zu meiner Reise arbeitete ich mit ihnen einen Theil des ersten Bandes von Zeller's Lehren der Erfahrung und der Alten Geschichte durch und hatte mit ihnen Uebungen im Singen und Erzählen biblischer Geschichten. — Da ich übrigens immer noch eine ausführliche Darstellung des Schullehrerkurses Ihnen schuldig bin, so spare ich die weitern Erörterungen für dieselbe auf. Sie ist bereits begonnen; aber da ich nur sehr wenig Zeit für dieselbe aufwenden kann und in dieselbe die Darlegung des bisherigen Schulwesens und die Entwicklung des in unsere Volksschulen einzuführenden Lehrkurses glaubte aufnehmen zu müssen, wodurch natürlich der Aufsatz weit ausgedehnter wird, aber mir auch eine erwünschte Gelegenheit bietet, das ganze mir anvertraute Schulwesen gründlich und allseitig durchzuarbeiten, so muß ich Sie bitten, mir noch etwa ein Jahr Zeit bis zur Vollendung zu gestatten."

Was Br. Hoch's persönliche Verhältnisse betrifft, so war er leider im verflossenen November genöthigt, eine Reise nach den Nilgherries zu machen. — „Die letzte Regenzeit," schreibt er, „war außergewöhnlich naß und lang, und das Häuschen, in dem ich während derselben wohnte, unter diesen Umständen denn doch zu ungesund, so daß ich viel an Katarrh und Heiserkeit zu leiden hatte. Zudem war ich an etlichen Wochentagen mit Lektionen überladen (mehrmals in der Woche 9 Lektionen an einem Tage) und so kam es, daß ich endlich auf der Brust Schmerzen fühlte, die mich am lauten Sprechen hinderten, und sonst auch ziemlich abgearbeitet war. Deshalb stellte mir der Arzt ein Zeugniß aus, daß ich für einige Zeit alles Predigen und Schulhalten einstellen müsse und eine Reise machen solle. Da ich schon im canaresischen Oberlande gewesen bin, aber noch nicht in Kalikut und auf den Nilgherries, so wählte ich letztere

Gegend, um so mehr, da ich Gelegenheit hatte, mit Br. Gundert nach Kannanur zu reisen. In Kannanur und Tschirakal, und ebenso in Tellitscherry, Tschombala und Kalikut, so wie auch ganz besonders auf den blauen Bergen, genoß ich viele Liebe, und der treue HErr segnete die Reise so, daß ich vollkommen hergestellt mit Br. Mögling und den Geschw. Weigle im Anfang dieses Jahres hieher zurückkehren konnte. — So habe ich jetzt die Freude, mit allen Stationen und Geschwistern unserer Mission bekannt zu seyn, was gewiß zu einer lebendigen Theilnahme an unsern gemeinsamen Freuden und Leiden viel beiträgt."

In einem spätern Brief vom 5. April berichtet Br. Hoch:

„Am 18. März blieben die vier besten englischen Schüler, die bisher die oberste fast ausschließlich von mir unterrichtete Classe gebildet hatten, aus der Schule weg, und zwar zeigte sich, daß sie einen solchen Schritt seit etlichen Tagen im Geheimen verabredet hatten. Wie tief es mich schmerzte, auch diese Jünglinge, die mir durch einen mehrjährigen täglichen Verkehr mit ihnen besonders nahe standen und die einzigen waren, welche aus einer früher viel zahlreichern Classe mir bis jetzt treu blieben und mich hie und da zu freudigen Hoffnungen zu berechtigen schienen, auf einmal und zwar aus ihrem eigenen Antrieb zu verlieren, brauche ich kaum zu versichern. Sie breiteten als Grund ihres Austritts aus, daß ich sie zu Christen machen wolle! — Ich gestehe auch offen, daß ich sowohl in der Schule als privatim seit einiger Zeit deutlicher als je ihnen die für den Sünder einzig mögliche Gnade in Christo anzupreisen strebte, und zwar bewog mich dazu namentlich auch das Bewußtseyn, daß der Schulkurs dieser Jünglinge mit nächstem August zu Ende gehen werde. Jedoch zeigte sich deutlich, daß ein ganz anderer Grund sie bewog von der Schule wegzubleiben. Sie hatten sich vor einigen Wochen in ganz grundlosen Hoffnungen, jetzt schon zu einigen gerade offenen Anstellungen ernannt zu werden, getäuscht gesehen, und meinten damit am besten ihre Unzufriedenheit ausdrücken zu können, wenn sie die Schule ver-

ließen. Ich warnte sie schriftlich vor den Folgen dieses ihres thörichten Treibens, und gab ihnen Frist zur Rückkehr bis zum 23. März. — Da mich überdieß die in diesen Tagen verminderte Schülerzahl in den untern Classen und der canaresischen Schule weitere Austritte befürchten ließen, (um so mehr, weil die weggebliebenen Schüler auch andere dazu anzuwerben sich bemühten) so erklärte ich öffentlich, daß alle Samstags den 23. März ohne hinreichenden Grund abwesenden Schüler als ausgetreten würden eingeschrieben werden, und daß kein unter diesen Umständen weggebliebener Schüler je auf Wiederaufnahme rechnen könne. Die Schüler der ersten Classe kehrten nicht zurück, und auch mehrere andere Schüler (circa 20) wurden am 23. März von der Tabelle gestrichen und ausgeschlossen; hingegen einige neue Schüler, namentlich einige nicht hinreichend beschäftigte Institutsknaben von Balmattha aufgenommen, so daß jetzt noch 144 Namen auf dem Verzeichniß standen. Unter diesen waren jedoch immer noch etwa 15—20 zweifelhaft; um nun auch diesen Gelegenheit zu geben, sich bestimmt zu erklären, wurde am 2. April sämtlichen Schülern zum erstenmal die Summe des Strafgeldes für ihre Versäumnisse im März angezeigt (— jede versäumte Lektion wurde ihnen zu einem Cash oder $\frac{1}{24}$ Anna angerechnet —) mit der Bemerkung, daß alle, welche bis am 4. April nicht würden bezahlt haben, von der Schule auszuschließen seyen, und zwar ohne Aussicht auf Wiederaufnahme. — (Ich muß namentlich auch wegen des immer stärkern Zudrangs von Schülern zu solchen schärfern Maßregeln greifen.) Ich nahm am 3. April circa 5 Ruppien Strafgelder ein; somit wurden während des Monats März von allen Schülern zusammen circa 1900 Lektionen versäumt, so daß auf jeden einzelnen der 150 Schüler im Durchschnitt 13 versäumte Lektionen (von circa 100 Lektionen) fallen, was immer noch viel zu viel ist; und am 4. April wurden 15 weitere Schüler, welche nicht gezahlt hatten, von der Schule ausgeschlossen, so daß jetzt noch 129 Schüler auf dem Verzeichniß stehen.

„Die Charwoche mußte ich auf eine nun nöthig gewordene neue Classeneintheilung und deßhalb auch auf die Ausarbeitung eines neuen Lektionsplans mit der damit verbundenen Anleitung für Lehrer und Monitoren — und dann auf die Revision einiger in Folge der letzten Ereignisse einer größern Strenge bedürftigen Schulgesetze verwenden.

„Die canaresische Schule hat eben falls durch obigen Vorfall gelitten; aber die englische Schule hat es noch nicht gestattet, auch da einzuschreiten und nachzuhelfen. Froh bin ich, daß durch Br. Deggeller's Rückkehr mir die beiden auswärtigen Schulen wieder abgenommen sind. — Im Juli hoffe ich, so der HErr Leben und Gesundheit und Gnade gibt, Mehreres und Besseres berichten zu können. Ach daß doch der HErr in seiner Gnade mich einmal auch noch etwas Anderes als nur taube Aehren möchte sehen lassen. — Doch tröstet mich auch der Gedanke, daß ja gewiß auch auf den heißen Sommer zuletzt ein Herbst folgen muß. — Der HErr wird's versehen, und Ihnen auch Ihre liebende Fürbitte für mich und mein kleines Arbeitstheil erhalten. Er sey mit Ihnen und Ihrem

W. Hoch."

Was die Industrie-Schule anbelangt, so schreibt Br. Mögling:

„Die Ankunft der Brüder Müller und Bösinger bezeichnet eine erfreuliche Epoche in der Geschichte unserer Mission. Sie sind die ersten Handwerker, die uns von der Heimath zugesendet worden sind. Durch sie werden wir der Lösung der schwierigen Aufgaben, unsere neubekehrten Hindubrüder in ein praktisches Christenthum und ein wahrhaft christliches Gewerbsleben einzuleiten und sie in Beziehung auf ihr äußeres Leben und ihre leibliche Existenz auf eigene Füße zu stellen, um ein gut Theil näher gebracht werden. Es ist nun die Klein- und Groß-Uhrenmacherei begonnen. Eine Schreiner- und Schlosser-Werkstätte ist eröffnet. Sieben ältere Knaben aus unserer Wai-

fenschule sind den beiden Brüdern in die Lehre gegeben worden.

„Fünf junge Männer sind ferner in unserer Weberei beschäftigt. Einer derselben wird in wenigen Wochen nach Tellitscherry abgehen, um auch dort eine Weberei einzurichten.

„Fünf Jungen haben das Buchbinderhandwerk gelernt. Einer derselben, der der Tellitscherry Mission angehört, ist, nachdem er sein Geschäft hinlänglich erlernt hatte, dahin zurückgekehrt und hat seine eigene Werkstätte dort aufgerichtet; er unterrichtet nun auch Andere in der erlernten Kunst. Der Buchbinder, welcher diese Leute alle hier unterrichtet hat, wird nun in nächster Zeit wieder in seine Heimath zurückkehren; wir werden aber im Stande seyn, nun ohne ihn fortzukommen.

„Zwei junge Leute, die früher im Waisenhause waren, sind in der Druckerei untergebracht. Mit Ausnahme von zwei Arbeitern wird dieselbe von lauter Gemeindegliedern bedient.

„Zwei Jünglinge widmeten sich dem Postdienst. Capitän Budd in Kunsur hatte die Güte, sie als Lehrlinge anzunehmen. Jetzt erlernen sie eben dort die Schuhmacherei und Sattlerei.

„Wir sehen der Ankunft weiterer Handwerksbrüder aus Europa mit Sehnsucht entgegen.

„Die Industrieunternehmungen haben uns bisher viele Sorge und Mühe bereitet; wenn es aber der Wille Gottes ist, daß unsere Hindukirche durch unsern Dienst eine Gemeinde von arbeitsamen und glücklichen Menschen wird, (und hat nicht die Gottseligkeit die Verheißung auch dieses Lebens) so wird der helle Schein, der von ihr ausgeht, in die uns umgebende Finsterniß, uns vollkommen entschädigen für alle unsere Mühe.

„Die lithographische Presse hat unter der Leitung Br. Mögling's im verflossenen Jahr der Mission höchst ersprießliche Dienste geleistet. Mehrere schon früher herausgegebene Schriften wurden aufs Neue verbessert edirt; die

canaresische Bibliothek wurde fortgesetzt; einige Theile des Alten Testaments wurden in neuen Uebersetzungen ausgegeben und Br. Mögling von der Regierung zu Bombai beauftragt, ein neues Schulbuch für ihre canaresischen Schulen auszuarbeiten und drucken zu lassen. Die brittische Traktatgesellschaft hat mit großer Freundlichkeit unsere canaresische Presse in Mangalur und die Malajalam Presse in Tellitscherry mit einem Geschenk von 150 Ries Papier bedacht.

Verzeichniß der gedruckten Bücher.

	Seiten	Brempl.	Gesamt-Seitenz.
Henry und sein Träger, neu durchgesehen	102	2000	204,000
Gnana Suchana, neue Auflage . . .	40	2000	80,000
Sanmaraya, dito	88	2000	176,000
Pilgerreise, neu durchgesehen . . .	225	1000	255,000
Canaresische Bibliothek, Ramayana . .	204	220	44,880
Die Psalmen	274	775	212,350
Die Sprüchwörter	88	200	17,600
Der Prediger	32	200	6,400
Summa	1083	8395	996,230

Census der Mangalur-Gemeinde.

April 1850.

A. Gemeinde-Institut.

	Communicanten.	Erwachs. Nichtcommunicant.	Nicht confirmirte Kinder.	Zusammen.
1. Mangalur Tulu-Gemeinde:	88	32	84	204
2. " Tamil "	10	—	14	24
3. Institute: A. Balmattha:	22	—	11	33
B. Waisenhaus:	—	—	21	21
C. Mädcheninstit.	5	—	23	28
4. Bolma	7	2	7	16
5. Suratkal	2	—	3	5
6. Utschilla	4	—	5	9
Zusammen . . .	138	34	168	340
Taufcandidaten	—	22	12	34
Zusammen . .	138	56	180	374

B. Census des Balmattha-Institutes.

1. Katechistenzöglinge	. . . . . .		11
2. Englische Schulknaben	. . . . .		10
3. Lehrknaben:	a. Buchbinder	3	
	b. Weber	2	
	c. Schneider	2	
	d. Uhrenmacher	2	
	e. Schreiner und Schlosser	3	
			12
		Zusammen	33

C. Census der Gemeindeschüler.

	Knaben-Schule.	Mädchen-Schule.	Englische Schule.	
A. In Instituten lebende Schüler:				
1. Balmattha . .	—	—	10	53
2. Waisenhaus . .	19	—	—	
3. Mädchen-Institut	—	24	—	
B. Bei den Eltern oder Verwandten lebende Schüler	16	8	4	28
Zusammen	35	32	14*	81

* NB. 1 mehr, als in meinem Bericht angegeben; es ist David, ein Lehrknabe den Br. Bösinger uns zurückgegeben hat, und den wir nirgends sonst unterzubringen wußten. W. H.

2. Station Mulki.

(Angefangen im Jahr 1845.)

Missionar: J. J. Ammann mit Gattin.

Br. Ammann meldet: „Der HErr schenkte mir dieses Jahr soweit Gesundheit, daß ich, mit geringer Ausnahme, von dieser Seite ungehindert meine Arbeit thun konnte; dagegen wurde meine Frau im April bedenklich krank; doch bewies sich der HErr als Gebetserhörer und half ihr bald

wieder auf. Meine Arbeit war, wie früher, Pflege der kleinen Gemeinde, Predigt unter den Heiden und Uebersetzung oder Revision derselben biblischer Bücher ins Tulu.

„Der Zustand der Gemeinde, die mit Jung und Alt aus 46 Gliedern besteht, ist im Allgemeinen ein erfreulicherer, als er früher war: es ist mehr Ernst in der Nachfolge Jesu zu bemerken. Während meiner Anwesenheit auf der Station wurden Sonntags regelmäßig zwei Gottesdienste von mir geleitet, wobei eine Zusammenstellung der vier Evangelien stets die Grundlage der Predigten war; nur an Festtagen wich ich davon ab. In meiner Abwesenheit wurde ich theilweise durch Brüder von Mangalur vertreten, theilweise ließ ich geschriebene Predigten vorlesen. Diese Gottesdienste wurden gewöhnlich von Allen, die von Haus abkommen konnten, besucht. In der Woche halte ich, wo möglich, für die um Mulki Wohnenden zwei, und für die in Kadike Eine Bibelstunde. Außerdem werden in den einzelnen Häusern alle Abende Familien-Andachten gehalten. Das heilige Abendmahl wurde mehrere Mal, mit Berücksichtigung des jeweiligen Zustandes der Gemeinde, ausgetheilt, und zwar nach Besprechung mit den einzelnen Abendmahlsgenossen oder einzelnen Ehepaaren. — Eine Bemerkung über die in andern Gemeinden gefallenen Opfer veranlaßte ein freudiges Zusammentreten der Gemeinde zur Stiftung eines Fonds, dessen Zweck, wenn derselbe einmal sich gehörig verstärkt haben wird, Unterstützung eines Katechisten und Hülfe für bedürftige Christen seyn soll, um dem HErrn an der Ausbreitung seines Reiches und den armen Brüdern mit Liebesgaben zu dienen. — Alle Familien dieser Gemeinde, unsere Dienstboten abgerechnet, nähren sich vom Landbau, wozu sie Felder und Kokusgärten theils von heidnischen Eigenthümern, theils von der Mission gepachtet haben.

„Den 18. Februar 1849 hatte ich die Freude, eine kleine Familie, Vater, Mutter und Tochter, durch die heilige Taufe in den Gnadenbund Gottes aufzunehmen, zu ihrem und der ganzen Gemeinde Segen. Der Mann hielt sich schon vor acht Jahren, im Anfang meines Hierseyns, zu

uns, und machte mir Hoffnung durch seinen redlichen Sinn; aber die Liebe zu seinem Weibe, die von ihrer Mutter zurückgehalten wurde, vermochte ihn, wieder abwendig zu werden; er verließ uns, und die Kaste (Palmweinzieher) machte ihn sogar zum Bhuta-Priester. Er hatte aber keine Ruhe, und da seine Frau auch geneigt wurde, das Wort Gottes anzunehmen, so traten sie beide heraus und kamen in Unterricht, der bei ihnen zuerst in ausführlicher Mittheilung des Lebens Jesu und erst zum Schluß in einer kurzen Zusammenstellung der Lehren des Wortes Gottes bestand. Gleich nach ihrem Austritt aus der Kaste arbeiteten sie in eines Christen Haus, und letztes Jahr verpachtete ich ihnen einen Theil unsers Landes in Kadike, wo sie nun durch ihrer Hände Arbeit nicht nur ihr Brod verdienen, sondern auch schon einen beträchtlichen Theil ihrer frühern bei Heiden gemachten Schulden abtrugen.

„Die im vorjährigen Bericht erwähnten fünf Confirmanden (vier Knaben und ein Mädchen) wurden im Namen des HErrn unter Erfahrung seiner gnadenreichen Nähe im September confirmirt. Es wurde ihnen dabei Gnade gegeben, ihren heiligen, seligen Taufbund zu erneuern. Es war ein nicht nur für sie, sondern wohl fast für die ganze Gemeinde erquickender und auffrischender Act; dem HErrn sey Lob dafür. So viel ich bemerken kann, wandeln diese Confirmirten seither unter der Zucht des Heilandes.

„Die Gemeinde-Jugend ist gering an der Zahl, und zudem sind mehrere Mädchen in der Mangalur-Schule; nur vier Knaben und ein kleines Mädchen besuchen die Schule, in der meine Frau unterrichtet. Zwei Kleine schreiben noch in den Sand; den drei Größern wurden Barth's biblische Geschichten, Alten und Neuen Testaments, zweimal erklärt und eingeprägt; Geographie von Europa, Asien, Africa und Australien umrißweise gegeben, und Rechnen bis zur Regel de tri gelehrt; auch hatten sie Singübungen. In den letzten Monaten übte sie ein Bramine täglich 1—2 Stunden im Lesen und Schreiben von obrigkeitlichen Documenten rc. Die Schule währt nur von 9—2 Uhr; vor

und nachher helfen die Kinder ihren Eltern in Haus- und Feld-Arbeit. Zur Zeit dringender Feldgeschäfte ist gar keine Schule, und die Kinder werden den ganzen Tag zu jener Arbeit angestellt. — Ich nehme mit Freuden wahr, daß die meisten Eltern bei ihren Kindern Zucht zu handhaben lernen, was sonst unter den Hindus so fast gar nicht der Fall ist.

„Im Anfang dieses Jahrs begab sich eine Familie nach Mangalur, um dort ihr Unterkommen zu suchen. Eine Wittwe verheirathete sich an einen Christen in Mangalur, weßwegen sie ebenfalls samt ihrem Knaben dorthinzog.

„Der schon früher berichtete junge Mensch hat leider bisher noch nicht Buße gethan wegen seiner Hurerei, und ist deßwegen noch ausgeschlossen von der Gemeinde; ebenso eine unverheirathete junge Person, bei der das Nichtverehlichtwerden (wobei eben nichts erzwungen werden konnte) Ursache ihres Falles wurde.

„Unter den Heiden hatte ich es hauptsächlich mit den von Dämonenfurcht gehaltenen Bauern und Palmweinziehern, mit den im Handel ganz versunkenen Concan-Braminen und mit den den Schöpfer und Richter der Welt läugnenden (die Welt für ewig und allein nach Naturgesetzen sich entwickelnd haltenden) Dschains zu thun. Ich traf weniger die früher vorhanden gewesene Furcht vor dem Missionar als einem, der sie auf magische Weise verderben wolle; dagegen bemerkte ich noch kein Erwachen von der todten Gleichgültigkeit gegen religiöse Gegenstände. Ich verkündigte das Wort vom Kreuz auch dieses Jahr meist bei Hausbesuchen, hoffend den Einzelnen so näher zu kommen; es ist damit auch den Weibern, die oft von ferne zuhören, Gelegenheit gegeben, das Evangelium zu vernehmen. — Weite Reisen habe ich nicht gemacht, außer einer nach Macara, wo ich während sieben Wochen mit wenig Unterbrechung täglich den Corrys predigte, die äußerlich zwar freundlicher und frischer als die Mehrzahl der Tulu-Leute, innerlich aber ebenso todt und feindselig, wie Andere, sich erzeigten. Sonst hielt ich mich im Mulki-District auf, und zwar, wie bis-

her, je 6—10—14 Tage in Einem Dorf; ich predigte so das Reich Gottes außer in Mulki selbst noch in den Dörfern Ajakala, Jeranja, Kadike, Suratkall, Sasihittalu, Kodi, Mudabidri, Kallamundera.

„Während der Monsun beschäftigte ich mich mit der Revision des Tulu Neuen Testaments, beendigte die vier Evangelien und sah dabei auf durchgehende Uebereinstimmung (wo sie immer möglich war) in der Uebersetzung der einzelnen Wörter. — Der HErr sey gepriesen für alle Gnade, die Er uns in diesem Jahr erwiesen hat!“

In einem Schreiben vom 17. April berichtet er ferner:

„Seit dem im Januar eingegebenen Bericht hatte ich in Beziehung auf die Gemeine die Freude zu sehen, wie Jakob und Peter eine ganz verarmte Wittwe mit ihren vier kleinen Kindern, die fast Hungers starben, von selbst in ihr Haus aufnahmen, mit der Gesinnung: wenn unter diesen Kindern nur Eines ein rechter Christ werde, so sey es schon der Mühe werth etwas zeitlichen Verlust zu haben. — Herrmann, ein junger Mensch von 19 Jahren, hatte viel freundschaftlichen Umgang mit einem benachbarten Oelmacher-Jungen, wobei er ihn zu Jesu zu bringen suchte; und die Folge war, daß dieser sich vor einigen Tagen bewogen fand, seine Kaste plötzlich zu verlassen und sich an uns anzuschließen. Es wäre mir freilich lieber gewesen, wenn er vorher mehr Bekanntschaft mit dem Wort und Wesen des Reiches Gottes gehabt hätte, da bisweilen ein zu unvorbereiteter Uebertritt schädliche Folgen hat; doch in diesem Falle habe ich Hoffnung, es werde zum Heil für den Jungen seyn, da er aufrichtig zu seyn scheint. — Ein Jüngling ist leider der Fleischeslust unterlegen; doch bekannte er von selbst mit zerknirschtem Herzen seine Sünde und scheint redlich zu seyn in der Buße.

„Unter den Heiden predigte ich 13 Tage in Karkala und auf dem Wege dahin, 11 Tage in Kadendally, 12 Tage in Cap und in der Zwischenzeit auch in Mulki. Ueber den Aufenthalt in Karkala schließe ich Ihnen mein

Tagebuch bei.* In Kadendally bemerkte ich mit Freuden, daß die Leute das Wort von Jesu mehr beachteten als es sonst oft geschieht. „In Cap hieß es von mehreren Seiten: wenn Ihr uns die Schulden abzahlt und uns unterstützet, wollen wir Kaste und Familie verlassen und uns an Euch anschließen; aber wer wird um des Wortes willen umsonst seine Kaste aufgeben?" Nathanael, mein Knecht, sprach namentlich in Kadendally oft mit den Leuten von Jesu, dem Heiland der Welt.

„Mit meinem Wasserträger und dem neulich gekommenen Oelmacher-Jungen habe ich vorgestern Unterricht angefangen.

„Auf dem Land in Kadike lasse ich gegenwärtig viel arbeiten, theils Erde werfen zu den früher gesetzten Kokusbäumen, theils zubereiten für neue Setzlinge, die ich diesen Monsun zu setzen gedenke, um die Zahl der Bäume auf volle 2000 zu bringen. Ich habe dieser Tage eine mit Salzwasser bedeckte Ecke des Landes, welche zurechtzubringen die Mission viel gekostet haben würde, samt wenigen dabei befindlichen jungen Kokusbäumen in Mulo-Geni (Eigenthums-Pacht, der nie aufgehoben noch erhöht werden kann, so lange er gehörig entrichtet wird, — das Gepachtete ist für den Pächter wie Eigenthum, so lange er den Pacht bezahlt) zu Rp. 17 ausgegeben; dieser Pacht ist etwas geringer als der auf bereitetes Land; die Leute müssen aber dafür die Unkosten der Zubereitung bestreiten; da sie aber arme Leute sind, so habe ich ihnen Rp. 18 als Hülfe zur Arbeit versprochen. Der Pacht muß nach sieben Jahren entrichtet werden, d. h. wenn einmal die Bäume Früchte tragen.

„In meinem letzten Bericht erwähnte ich, daß unsere kleine Gemeinde zu einem Kirchengut, dessen Zweck Beihülfe zur Predigt des Evangeliums (d. h. Unterstützung oder Besoldung eines Katechisten) und Hülfe für die bedürftigen Brüder seyn soll, beizutragen angefangen habe; die Beiträge

* Siehe das Tagebuch Br. Ammann's, Beilage B.

wurden bisher regelmäßig fortgesetzt; freilich fielen sie nicht reichlich aus, da die meisten Gemeindeglieder in Schulden sind. Aaron, Josua und Jakob sind samt mir die Verwalter dieses Gutes; würde es durch Gaben so vermehrt, daß es zum Ankauf von Land hinreichen würde, so kauften wir Land damit; der Ertrag würde für genannte Zwecke, namentlich für ersteren, entweder gleich verwendet, oder wohl besser aufbewahrt bis das Kapital größer geworden wäre.

„Schließlich mich Ihrer Liebe empfehlend grüße Sie in dem HErrn Jesu."

J. J. Ammann."

3. Station Honor.

(Angefangen im Jahr 1845.)

Die Station ist noch nicht wieder besetzt und wurde im verflossenen Jahr nur von den Brüdern anderer Stationen bisweilen besucht. Br. Stanger und Br. Deggeller haben dort für kürzere Zeit sich aufgehalten.

b) Mission im Süd-Mahratta-Lande.

4. Station Dharwar.

(Angefangen im Jahr 1837.)

Missionare: J. Layer mit Gattin. F. Albrecht mit Gattin. Neuerdings G. Weigle mit Gattin.

Daß Br. Layer seiner Gesundheit wegen das heimathliche Klima suchen mußte, ist bereits gemeldet worden. Er selbst schrieb unter dem 8. September vorigen Jahrs also: „Es thut mir sehr leid, Ihnen dießmal die Nachricht geben zu müssen, daß es mit meiner Gesundheit so steht, daß ich

genöthigt bin die Wege zu suchen, die mir der HErr zeigen will, um dieselbe, wenn es sein Wille ist, wieder herzustellen.

„Es wird Ihnen von mir und andern Brüdern aus nicht unbekannt seyn, daß meine Gesundheit schon seit mehrern Jahren sehr schwankend ist. Mein Hauptübel ist ein sehr oft wiederkehrendes Magenleiden, das sich in heftigem Erbrechen und schmerzlichem Kopfweh Luft macht, und mich jedesmal für mehrere Tage ungemein schwächt. Seit einigen Monaten waren diese Anfälle besonders häufig. Vor vier Wochen ging ich für 14 Tage auf eine Missionsreise, zugleich mit dem Zwecke der Erholung; aber dieser Zweck wurde nicht erreicht, denn sowohl auf der Reise selbst als seither hatte ich meine Anfälle in sehr heftigem Grade. Den Arzt habe ich oft gebraucht, aber jedesmal ohne irgend welchen Erfolg, und er selbst hat mir auch schon lange gesagt, daß mir keine Medicin, sondern nur eine Erholung in Europa helfen könne. Hie und da wieder eingetretene Pausen der Besserung hielten mich immer wieder ab, dem Gedanken an die Unerläßlichkeit einer solchen Veränderung Raum zu geben; allein die Rückkehr dieser Anfälle in immer verstärktem Grade, die immer mehr zunehmende Schwäche meiner ganzen Constitution, und der dadurch veranlaßte große und oft schmerzlich empfundene Mangel an Kraft und Energie in der Verrichtung meiner Arbeit, zusamt dem Rath von verständigen Engländern, Brüdern und besonders Aerzten, haben mich endlich zu dem Entschluß genöthigt, im Namen Gottes durch eine Klima-Veränderung Wiederherstellung meiner Gesundheit zu suchen.

„Es ist mir eine nicht geringe Last daran zu denken, mein liebes Arbeitsfeld verlassen zu müssen, und zugleich Ihnen solche Ausgaben zu machen; allein die Umstände wie sie sind bieten keinen andern Ausweg dar, und aus diesem Grunde bin ich auch innerlich in guter Zuversicht, daß mir die Ausgaben keine Bedenklichkeiten mehr machen dürfen. Da ich einmal die Arbeit liegen lassen muß, so

möchte ich, menschlich gesprochen, die sichersten Mittel ergreifen, um, wenn es des HErrn Wille ist, nach einiger Zeit, gekräftigt und erfrischt an Leib, Seele und Geist, an meinen Posten zurückzukehren. Zugleich tröstet mich, beim Blick auf die Unterbrechung der Arbeit und auf die Kosten, der Gedanke, daß es mir der HErr vergönnen werde, durch Missionsarbeit in der Heimath einigen Ersatz zu leisten. Ebenso ist es mir in Bezug auf die Kosten eine Erleichterung, daß ich Ihnen die Nachricht geben kann, daß während wir die für dieses Jahr erwarteten Beiträge, nach früherm Maßstabe, und nach den reichlichen Beisteuern des letzten Jahres, nicht auf über 1400 Rp. anschlagen konnten, bereits beinahe die doppelte Summe eingegangen ist, wofür der HErr gelobet und gepriesen sey.

„Daß während meiner Abwesenheit ein anderer Bruder hier stationirt werde, ist unumgänglich nöthig. Br. Albrecht, obwohl er Gottlob wieder einer ziemlich guten Gesundheit genießt, kann doch die vielfachen Geschäfte nicht allein versehen. Bei der Wahl eines Bruders hieher ist der Verkehr mit Engländern, sowie Englisches Predigen in Betracht zu ziehen.

„In meinem letzten Brief habe ich Ihnen mit diesem Dampfboot einen Arbeitsbericht versprochen. Da mich aber gegenwärtig das Schreiben sehr anstrengt, so erlauben Sie mir denselben hier nur in kurzen Umrissen zu geben.

„1. Da mir bei meiner geschwächten Gesundheit die Arbeiten auf der Station etwas zu viel wurden, so hat Br. Albrecht im Anfange dieses Jahres die nähere Aufsicht über die Tamulengemeinde übernommen.

„2. Die Canaresische Gemeinde besteht jetzt nur aus drei Gliedern, indem das getaufte Weib es versucht hat, zu ihrer Familie zurückzukehren, weil es ihr nicht gefallen wollte, sich unsern Anordnungen zu unterwerfen. Sie hat aber dort bis jetzt am Christenthum festgehalten, und versichert uns, daß sie nie mehr die Götzen anbeten

werde. Der Rückweg zu uns ist ihr offen unter der Bedingung, daß sie sich alle unsere Anordnungen gefallen läßt. An Petrus haben wir hie und da die Hartnäckigkeit alter Leute zu erfahren, aber sonst geht er einen ordentlichen Gang. Johannes ist eine wahre Perle, innerlich und äußerlich, in Wort und Wandel ganz dem HErrn Jesu ergeben. In ihm hat uns der HErr für unsere Station einen Missionar geschenkt, der jedenfalls soviel, wenn nicht mehr wirkt als einer von uns. Auf meiner letzten Reise, wo Petrus und er bei mir waren, habe ich dem HErrn oft nicht genug danken können, wenn ich sah, was er im Reden mit den Leuten oft für eine Kraft und Salbung entwickelte. Ich hätte mit meiner Kraft nicht den dritten Theil der Leute, denen wir Gelegenheit hatten, das Wort zu sagen, befriedigen können, und mußte daher ihn zu meinem Stellvertreter machen. Seine Milde, Ruhe, sein Eifer für das Heil der Seelen und sein Eingeweihtseyn in die tieferen Lehren und Ceremonien des Lingaitismus, machen ihn zu einem höchst dankenswerthen Gehülfen.

„Die Männer, die wir, wie unser letzter Jahresbericht zeigt, aufs Bestimmteste hier erwarteten, sind leider nicht gekommen; auch haben wir seither nichts von ihnen gehört, obgleich Johannes und ich ihnen geschrieben haben. — Wahrscheinlich ist nach meinem Besuche daselbst letzten November Verfolgung oder Drohung ausgebrochen, so daß sie sich einschüchtern ließen.

„In einem Dörfchen 6 Stunden von hier hält ein Lingaite schon seit Anfang dieses Jahrs in meinem Namen eine Schule. Er hat schon lange den Linga weggeworfen, und hat auch die Kaste verlassen, kann sich aber doch noch in dem Dörflein halten. Wie ich letzthin sah, so genießt er dort ziemlichen Respekt, und hat die Leute schon viel mit dem Evangelium bekannt gemacht. Er wäre schon lange gerne hieher gekommen, um sich taufen zu lassen und hier zu bleiben; allein wir hielten es für gut, daß er einstweilen Schulmeister sey, und eine Weile in seinem Dorfe die Leute

mit dem Evangelium bekannt mache. Seine Mutter und ein jüngerer Bruder wollen auch dem HErrn dienen.

„3. Wir haben in letzter Zeit, außer den gewöhnlichen Besuchen, auch einige solche gehabt, die hier bleiben wollten. Bei Einem stellte es sich aber bald heraus, daß sein Herz nicht rechtschaffen war, und Andere müssen wir im Verlauf der Zeit noch näher kennen lernen.

„4. Meine Knabenschulen sind sehr mittelmäßig besucht, die Mädchenschule ordentlich.

„5. Im Mädchen-Institut haben wir immer noch meistens nur betrübende Erfahrungen zu machen.

„6. Seit dem Anfang dieses Jahres haben wir einen Mittwochabend-Gottesdienst im Canaresischen angefangen, wo wir Zeller's „göttliche Antworten auf menschliche Fragen" durchgehen.

„7. Ebenso haben wir seit dem Beginn dieses Jahres jeden ersten Montag des Monats Abends 5 Uhr eine Canaresische Missionsstunde, wo wir Nachrichten mittheilen und uns mit der ganzen Missionsgemeinde auf Erden im Flehen um das Kommen des Reiches vereinen.

Nachschrift. „10. Sept. Es ist mir heute kaum möglich, diesen Brief zu schließen, da ich schon wieder meinen Anfall habe. (Ich hatte ihn erst vor 4 Tagen). Wenn es so fortgeht, kann ich genöthigt werden abzureisen, ehe Ihre Antwort kommt. Mich und die Meinigen Ihrer Liebe und Fürbitte empfehlend, bin ich in herzlicher Liebe und Hochachtung, Ihr geringer Bruder

L. Layer."

Br. Weigle sagt in seinem vierteljährigen Bericht vom April dieses Jahrs:

„Als der letzte Bericht an Sie abging, befand ich mich auf der Reise von den Nilgherries nach dieser Station. Ich hatte mich nämlich entschlossen unsere obern Stationen zu besuchen, um mich über den obwaltenden Sprachunterschied und über einige andere Eigenthümlichkeiten dieses Landes — z. B. das Lingaitenwesen — selbst durch eigene An-

schauung zu unterrichten. Auf diesen Schritt — die Uebersiedlung von den Nilgherries in das Oberland — wiesen mich außer dem eigenen Erwägen und der Besprechung mit Br. Mögling auch noch besondere Zeichen, wie die Wahrnehmung, daß mir und meiner Frau in den letzten Monaten des verflossenen Jahrs eine auffallende Gesundheitsstärkung zu Theil wurde, so daß wir die Hoffnung hegen durften, auch in dem heißern Klima anderer Stationen unserer Arbeit nachgehen zu können, welche Hoffnung, dem HErrn sey Dank! nun schon drei Monate lang bestätigt worden ist. Und mein Hieherkommen hat nun durch Ihren Beschluß vom 29. Januar (eben dem Tage, an welchem ich Mangalur verließ, um hieher zu reisen) eine höchst erwünschte Bestätigung gefunden; wofür ich Ihnen meinen herzlichsten Dank sage.

„Seit meiner Ankunft in dem hiesigen Missionsgebiet habe ich mich bei meinem Schwager Hiller in Bettigherry aufgehalten. Ich habe dort an meiner Uebersetzungsarbeit fortgemacht, durch Revision des Buchs Hiob, von welchem mir Bruder Mögling behufs seines Schulunterrichts eine Uebersetzung gemacht hat, und habe auch (wie es für mich besonders nöthig ist) mit Hülfe eines hiesigen Sprachgelehrten in der Bekanntschaft mit altcanaresischer Litteratur einige Schrittlein weiter gethan, und mich mit den Leuten, die das Missionshaus in Bettigherry besuchten, bekannt gemacht. Ich habe hiebei manches Schätzbare gelernt; und würde, wenn meines Bleibens dort gewesen wäre, mich mit der Zeit noch weiter in eine regelmäßige und ersprießliche Arbeit hineingefunden haben; so aber hielt ich es nach Ankunft Ihrer Verordnung vom 29. Januar für meine Pflicht, um meinerseits Verwicklungen, die aus dem Aufschub entspringen könnten, zu vermeiden, mich unverzüglich nach Dharwar zu begeben. Ich verließ Bettigherry am Mittwoch der vorigen Woche, und kam am Gründonnerstag Morgen in Hubli an, wo ich bis Ostermontag blieb. Ich feierte mit den dortigen Geschwistern ein gesegnetes Osterfest und genoß

überhaupt viele Liebe und Freundlichkeit von ihnen, was mir sehr wohl that.

„Am letzten Dienstag trat ich hier ein, und diese Woche ist mir leider durch die nöthigen Einrichtungen im Hause und durch ein kleines Unwohlseyn, welches ich dem Wechsel von Luft und Wasser zuschreibe, auf eine wenig ersprießliche Weise vergangen; doch bin ich seit gestern in der Ordnung und habe für die Zukunft die Hoffnung, unter dem Segen des HErrn geregelt arbeiten zu können.

„Br. Albrecht und seine Frau haben uns aufs Freundlichste hier aufgenommen und sind uns namentlich auch bei der Einrichtung unserer Haushaltung hülfreich an die Hand gegangen, wofür ich diesen Geschwistern auch vor Ihnen meinen herzlichen Dank abstatten möchte. Br. Albrecht hat mich bereits zur Theilnahme an den Gottesdiensten in der hiesigen Kirche aufgefordert, und ich werde dieser Aufforderung gerne entsprechen und auf diese Weise ihm von der Geschäftslast Einiges abnehmen; auch sonst hoffe ich in Schulen und in Dörfern an der eigentlichen Missionsarbeit Theil zu nehmen.

„In meinem besondern Arbeitskreise werde ich zunächst an die Wiederübersetzung des vierten Buchs Mosis gehen. Dieses Buch ist schon 1844 von Br. Essig und mir übersetzt und damals nach Essig's Tod von mir in Bellary zum Druck besorgt worden. Es ist eine auf der einen Seite demüthigende, auf der andern aber auch aufrichtende Erfahrung, die ich beim neuen Durcharbeiten dieses Buchs mache, nämlich die, daß es schon wieder so viel zu corrigiren und umzuarbeiten gibt in einem Buch, das ich doch auch damals mit Eifer und Sorgfalt bearbeitet hatte. Ich darf Ihnen vor dem HErrn als das Resultat meiner dießfallsigen Prüfung sagen, daß ich pünktlicher, genauer und gewiß auch einfacher geworden bin. Doch ist gewiß auch jetzt noch Vieles übrig zur Nachlese für mich und Andere.

„In der canaresischen Literatur beschäftigen mich hauptsächlich die Grammatik und das Wörterbuch: nämlich die von Eingebornen verfaßten Schriften über diese beiden

Wissenszweige. Ich hoffe durch die gründliche Erkenntniß dieser beiden etwas Wesentliches zu gewinnen: nämlich einen festen etymologischen Boden, wie ihn die neuern Sprachforschungen deutscher Orientalisten für das Sanskrit und andere Sprachen mit so großem Erfolg gelegt haben, so daß in Sanskritkenntniß sogar die Gelehrtesten dieses Landes den Forschern zu Hause das Feld räumen müssen und dies wirklich anerkennen. Sonst hoffe ich aber die Gelegenheiten in diesem Landestheile hauptsächlich zu einer gründlichen Kenntniß des Lingaitensystems und der Secten Kalagnana und Nudi hauptsächlich zu verwenden.

„Ich schließe diesen freilich sehr unvollkommenen Brief mit der Bitte, daß Sie die Anomalien desselben gütigst entschuldigen mögen.

G. Weigle."

Br. Albrecht berichtet die Erlebnisse des vorigen Jahres folgendermaßen:

„Nicht von erfreulichen Siegen, auch nicht vom Befestigen des eroberten Gebietes, sondern nur vom Unterliegen, vom Eindringen des Feindes und Wegschleppen seiner Leute, nur von Satans Macht und List hätten wir diesmal zu berichten, wenn wir nicht auf festerem Grunde als dem Sichtbaren ständen, unser Tagewerk trieben und versichert seyn dürften, daß die Tochter Judas, die errettet und übergeblieben, auch hinfüro unter sich wurzeln und über sich Frucht tragen muß! Br. Layer, für mehrere Monate durch Krankheit am regelmäßigen Arbeiten verhindert, war endlich zur schleunigen Heimkehr mit Gattin und Familie genöthigt, und Br. Würth von Hubly trat provisorisch an seine Stelle als Mitarbeiter ein.

„Von den Erstlingen aus den Canaresen haben zwei ihren HErrn wieder verlassen, um dem Götzen dieser Welt, der Fleischeslust, ungehindert dienen zu können. Es ist dies der im vorjährigen Bericht genannte Peter, der früher, als er noch ein Vagabund war, mit dem Weib eines Dorfvorstehers lebte, die aber zu gleicher Zeit mit ihm von Br. Layer

getauft, und darnach ihrem rechtmäßigen Gatten, der sie wieder als Frau bei sich zu haben wünschte, zurückgegeben ward. Hatten wir jedoch schon vordem über Mangel an Erkenntniß und Demuth, um seiner Lauheit willen, bei dem alten Mann zu klagen, so that sich dieser, nachdem jeglicher Umgang zwischen Beiden abgeschnitten war, nur noch schrecklicher in mancherlei Unlauterkeiten und im Verschmähen christlicher Zucht, und endlich in gänzlicher Lossagung von uns kund. Jetzt lebt dieser arme Verblendete mit seiner Verführten in einem circa 50 Meilen entfernten Dorfe, und wir bitten zum HErrn, daß Er ihnen noch Raum zur Buße schenken möge.

„Dagegen haben die damals aus den Canaresen herausgetretenen zwei Andern durch ihren Wandel im Licht unsere Herzen erfreut. Besonders ist die Gnade an jenem jungen Mann von Sircee seither kräftig gewesen, und seine Einfalt, Demuth und Liebe, verbunden mit seinem Eifer für die Sache des Reiches Gottes, haben ihn zur nicht geringen Stütze für uns, und wie wir hoffen, auch bereits zum Segen für seine Landsleute werden lassen. Er begleitete uns auf mehreren Predigtreisen und erquickte uns nicht wenig durch seine mit Liebe und Ernst gewürzte Beredtsamkeit, die im sonstigen täglichen Leben bei seinem anspruchslosen Aeußern so gänzlich zurücktritt, daß man kaum glauben sollte, es sey ein und dieselbe Person. — Wir hatten oft Besuche von ihm früher befreundeten Leuten, insbesondere solchen, mit denen er vor ein Paar Jahren über die Nichtigkeit der Götzen und das Bedürfniß eines Heilandes redete und betete. Einer derselben, den wir während eines zehntägigen Besuchs für redlich zu halten alle Ursache hatten, und bei dem nicht irgend welche äußere Motive zu solchem Schritte sichtbar sind, erzählte, wie er mit dem Vorsatz gekommen sey, Christ zu werden, aber vorher sich erkundigen wolle, ob er auch seine Frau, die bis jetzt noch nichts von demselben Wege, den er als den allein wahren erkannt, wissen wolle, mitbringen könne, wenn sie kommen wolle. Nachdem dies bereinigt sey, müsse er kommen, denn

er habe ein warnend Beispiel vom Aufschub des Kommens zu Jesu gesehen. Der in unserm letzten Bericht erwähnte Lingaschastri nämlich habe ihn als einen Jünger und Freund rufen lassen zu seinem Krankenbett, allwo er ihm und noch drei andern Leuten, so viel es seine Kraft erlaubte, aus dem Worte Gottes vorgelesen und mit ihnen gebetet habe. Am vierten Tage sey er kränker und schwächer geworden und habe fast gar nichts gesprochen; gegen Abend jedoch habe er sich aufgerichtet, unter Weinen und Schluchzen seine Sünden vor Gott bekannt und dann ausgerufen: „Ach daß ich doch nicht gezögert hätte! jetzt muß ich sterben; ich glaube nicht an die Götzen, bin aber auch kein Christ!" — dann habe er sie ermahnt, nicht zu säumen, wie er es gethan, mit ihrer Seligkeit; habe dann knieend das Gebet des HErrn gebetet, (das der Erzähler vor uns mit gefalteten Händen gefühlvoll wiederholte) und sey, ohne sonst mit Jemanden weiter zu sprechen, sanft verschieden! — Ein anderer Lingait desselben Ortes, Adoptivsohn einer reichen Wittwe, hat noch nicht Kraft genug, Alles für Schaden zu achten, um der überschwänglichen Erkenntniß Jesu Christi willen; denn durch den Uebertritt zum Christenthume würde er enterbt werden, und deßhalb will er warten bis zu einer „gelegeneren Zeit." Auch sind noch mehrere Andere im verflossenen Jahre zu uns gekommen, um Jünger Christi zu werden, besonders von der Lingapriester- und Weber-Kaste, und von Einigen dürfen wir mit Zuversicht hoffen, daß sie früher oder später alle Fesseln, in denen sie noch gefangen liegen, durchbrechen und Theilhaber werden am Leiden und am Reich Christi. Verwundern aber würden sich Missionsfeinde und Missionsfreunde nicht, daß noch keine größere Zahl aus den Heiden gesammelt wurde, wenn sie die systematische Hierarchie kenneten, von welcher die armen Heiden geknechtet sind. Alle Lingaiten z. B. sind unter vier „Thronen" oder Auctoritäten, deren jede von einem Lingapriester besetzt ist. Dieser nun hat seine Emissarien, an die er gewisse Bezirke

für so und so viel tausend Ruppies verpachtet, (weßhalb auch diese von ihm Bevollmächtigten savirada ainavetu, d. h. „die Lingapriester der Tausende" genannt werden) und welchen er es überläßt, diese Summe auf irgend welche Weise zu erpressen, was denn auch und zwar so, daß für die Einsammelnden selbst auch noch ein gutes Sümmchen übrig bleibt — vorzüglich an den Aermern und Wittwen reichlich geschieht, indem sie, wenn diese den auferlegten Tribut nicht sogleich willig bezahlen, eine Ursache gegen sie suchen und mit Hinauswerfen aus der Kaste, und damit zugleich aus allen socialen und Familien-Verhältnissen, drohen, was diese Armen schwerer ertragen, als durch Schulden sich in Armuth und Elend gestürzt zu sehen. — Auf Predigtreisen jedoch, deren wir im verflossenen Jahre etliche machen konnten, ist es unzweifelhaft sichtbar, wie auch diese stärkste Festung bereits zu wanken beginnt, und die Zeit wohl nicht mehr ferne ist, da es auch von diesem Theile Indiens heißen wird: „Der HErr hat sein Reich eingenommen!"

„Unsere kleine Gemeinde verlor ein Glied durch den Tod. Es war ein aussätziges ehemaliges Moslemweib, die aber im Glauben an ihren Erlöser ihre letzten großen Schmerzen erleichtert fand, und als Sein Kind heimging. Außerdem wurden durch den traurigen Rückfall obgenannter zwei canaresischen Christen, und die Abreise von drei Tamulchristen, die Gemeinde kleiner; nachdem aber von andern Theilen Indiens wieder sechs erwachsene Tamulen und vier Kinder hinzugethan wurden, beläuft sich mit Einschluß unserer Instituts-Mädchen die Gesamtzahl auf 53 Seelen, unter denen 27 Communicanten sind. Zwei canaresische Gottesdienste an den Sonntagen und einer am Mittwoch Abend sind unter Gottes Segen nicht ganz vergeblich geblieben, indem ungeachtet mancher anklebenden Schwachheit doch etliche Glieder unter der Zucht des heiligen Geistes stehen und ihres hohen Berufes würdiglich zu wandeln trachten.

„Der englische Gottesdienst wurde regelmäßig in der Missionskirche gehalten, nämlich einmal des Monats

vom Caplan von Belgaum und die übrigen Sonntage von uns.

„Christliche Wahrheit wurde auch noch besonders in sechs Knaben- und einer Mädchenschule zu verbreiten gesucht, und es steht zu hoffen, daß die 230 Kinder manches Sämlein der Wiedergeburt mit nach ihren elterlichen Häusern nehmen. Doch waren Schulen bisher, und werden's auch noch für längere Zeit bleiben, Saatplätze auf Hoffnung. Mädchenschulen aber lassen nicht einmal viel Raum zur Hoffnung, wie denn auch überhaupt die Erziehung des weiblichen Geschlechtes in diesem Theile Indiens, und in Schulen oder Instituten, wie wir sie geben können, wohl so lange nur geringen Erfolg haben wird, bis einmal das christliche Beispiel des Hausvaters und der Hausmutter uns nachhilft.

„Die traurigen Erfahrungen die wir in unserer Mädchenanstalt dies Jahr zu machen hatten, und die wenigen erfrischenden, ermunternden oder erfreuenden Dinge die darin vorkommen, möchten wohl die manchmal während der Arbeit bei uns aufsteigende Frage rechtfertigen: ist's auch wohl der Mühe werth, so viel Zeit und Kraft an diesen Arbeitszweig zu wenden? Doch wollen wir auch hierin Geduld und Glauben üben, zumal diese unserer Pflege anvertrauten kleinen Mädchen fast ausschließlich Waisen, Findlinge oder Verwahrloste waren, die wir wohl nie den Eltern, auch wenn wir diese kenneten, anvertrauen würden.

F. Albrecht."

5. Station Hubli.

(Angefangen im Jahr 1839.)

Missionare: Johannes Müller mit Gattin. G. Würth.

Der Stationsbericht lautet folgendermaßen:

„Abermals haben wir durch des HErrn Gnade und Erbarmen ein Jahr beschließen und ein anderes beginnen

dürfen; abermals hat uns unser treuer Gott und Heiland durch Freude und Leid, durch Ermunterndes und Niederschlagendes, durch Tage der freudigen Hoffnung und Tage des Schwach- und Klein-Glaubens hindurchgeholfen, und sich an uns als den Gott bewiesen, der da ist gestern und heute und derselbe in Ewigkeit; denn sein großes und heiliges Werk hat Er von unsern schwachen und unreinen Händen nicht genommen, sondern uns vielmehr Kraft geschenkt und auch Muth, an demselben ungestört fortzuarbeiten, und auch da, wo es durch innere oder äußere, dem Fleisch nicht angenehme Prüfungen, ging, hat Er, als der Anfänger und Vollender des Glaubens, das Licht des Glaubens nicht auslöschen lassen. Darum sey Ihm für das, was Er uns nach Leib und Seele erwiesen, von ganzem Herzen Lob und Dank gesagt. — Aber nicht bloß für das, was Er unmittelbar an uns, sondern auch für das, was Er an Andern durch uns hat thun lassen, sey seinem heiligen Namen Lob und Ehre; denn Er ist es gewesen, der uns die Gnade geschenkt hat, uns zu beweisen als Kinder des Lichts durch Wort und durch Wandel unter einem ungeschlachten und verkehrten Geschlecht. Zwar können wir nicht berichten, daß durch den Schein dieses Lichtes eine todte und finstere Seele belebt und erleuchtet worden wäre, oder daß eine aufgegangene Morgenröthe den nahen Tag verkündigte; aber dennoch sind wir trotz dem der Gewißheit, daß das Reich Gottes kommt; denn wo das Wort vom Reich lauter und rein verkündigt wird, da ist das Reich Gottes nahe herbeigekommen; wir sehen bloß noch nicht, daß ihm alles unterthan ist, aber in Wahrheit ist's doch schon so. Und der Glaube läßt sich dieses nicht nehmen, auch beim Anblick des grellsten Gegentheils. In diesem Glauben hatten wir uns auch im letzten Jahr zu üben; und zum Preis des HErrn bekennen wir es, es war, wenn auch oft eine schwere, dennoch eine selige Uebung.

„Gemeinde. Diese bestand im letzten Jahr aus fünf Gliedern, jetzt nur noch aus zwei. Nikolaus, Jonathan

und Lukas, Eingeborne von Mangalur, kehrten im Lauf des Jahrs wieder dahin zurück, und so besteht unsere Gemeinde nur noch aus Isaak und Paul. An beiden durften wir auch im letzten Jahr wieder wahrnehmen, wie der HErr sein gutes Werk nicht nur in ihnen angefangen, sondern auch weiter geführt hat. Freilich gibt es immerdar zu ermahnen, zu belehren, zu ermuntern und auch zu bestrafen; denn die Verderbniß des menschlichen Herzens ist gar weit umfassend, und bei neuen Gelegenheiten zeigt sich der alte, durch Lüste verdorbene Mensch immer wieder aufs Neue. Dank sey dem treuen Hirten und Bischof aller Seelen, der unsere Ermahnungen und Bestrafungen an ihren Herzen segnete. Isaak, etlich und vierzig Jahre alt, bis jetzt von seiner hochbetagten Mutter in häuslichen Geschäften noch etwas unterstützt, fühlt oftmals das Bedürfniß, eine Lebensgefährtin zur Seite zu haben. Wie gerne möchten wir seinem Wunsch, besonders in diesem Lande, entgegenkommen, wenn es uns nur möglich wäre, eine für ihn passende Person zu finden. Ihn mit einem jungen Mädchen aus einer Mädchenanstalt zu verbinden, halten wir seines Alters und öftern Unwohlseyns wegen für ungerathen, und eine für ihn passende ältere Person konnten wir bis jetzt, trotz aller Mühe nicht ausfindig machen. Es hat uns diese Sache schon oft ins Nachdenken und Gebet getrieben, weil wir wissen, wie leicht er auf seinem Wege fallen könnte. Bis jetzt hat ihn der HErr zu unserer Freude und Trost im kindlichen Glauben an ihn erhalten, und es ist ihm bis jetzt geschenkt gewesen, seine Führung als die Führung des HErrn anzuerkennen und zu erwarten, was der HErr noch weiter mit ihm thun werde. Von seiner noch heidnischen Mutter, die so hart ist wie Stein und kalt wie Eis, hat er immer zu leiden, und alle Ermahnungen scheinen bei ihr fruchtlos zu seyn. Selbst am Stock kaum im Stande mehr zu gehen, ist ihre Zunge doch noch sehr geläufig über nichtige und vergängliche Dinge zu reden; sobald man aber mit ihr über ihr Seelenheil zu reden anfängt, so sagt sie: mein Ohr hört nicht mehr, was ihr

saget. Es ist kaum zu glauben, daß sie dieses aus Feindschaft gegen das Wort Gottes thut; wohl eher aus Bequemlichkeit, indem sie sich durch nichts Neues mehr in ihrer langen Ruhe stören lassen will. Es betrübt uns oft tief diese in unserm Gehöfte wohnende Person so dahin gehen lassen zu müssen. — Isaak hatte im November sehr vom Fieber zu leiden, und zu einer Zeit fürchteten wir sogar, ihn zu verlieren. Aber der HErr hat ihn wieder aufgerichtet und er ist nun wieder ganz wohl. Der HErr bewahre ihn auch ferner in seiner Gnade!

„Unser zweites Gemeindeglied, Paul, hat uns im letzten Jahr ebenfalls Grund zur Freude und Dank gegen den HErrn gegeben, oder vielmehr der HErr selbst hat uns diese Freude bescheert. Nicht nur durften wir ein Wachsthum in der Erkenntniß seiner selbst und des Wortes Gottes, sowie der Natur und Beschaffenheit des Reiches Gottes an ihm wahrnehmen, sondern auch gemäß demselben eine gewisse Stätigkeit und Nüchternheit in seinem Wandel. Obwohl er nach unserer Ueberzeugung vor zwei Jahren redlichen und aufrichtigen Herzens zu uns kam, so brachte er doch im Geheimen die Meinung mit, als ob er durch seinen Uebertritt zum Christenthum seiner äußern Stellung nach auch etwas gewinnen würde. Er sprach in seinem ersten Jahr nicht nur öfters vom Studiren in Indien selbst, sondern sogar auch einigemal vom nach Europa gehen! Es brauchte manche Ermahnung und Vorstellung, bis wir ihn überzeugen konnten, daß diese Gedanken mehr in der Eitelkeit und im Stolz ihren Sitz hätten, als in dem reinen Verlangen, mit der Zeit seinen Landsleuten nützlich zu werden. Gegen das Verlangen, seinen Landsleuten nützlich zu werden, hatten wir natürlich nichts, im Gegentheil freute es uns, dasselbe bei ihm wahrzunehmen; aber daß er diesem Verlangen eben so gut, ja noch wirksamer in Verbindung mit seiner Händearbeit nachkommen könne, war ihm natürlich nicht so einleuchtend, als es nun, wie wir hoffen, der Fall bei ihm ist. Wirklich erscheint uns dies als der beste Weg, auf dem er sich seinem Volk nützlich machen kann. Denn nicht nur

sehen seine alten Freunde und Bekannte und sonstige häufige Besuche, daß das Christwerden nicht darin besteht, daß man die Händearbeit aufgibt und ein Herr wird, sondern auch Leute an andern Orten, mit denen er in Berührung kommt. Erst auf seiner letzten Missionsreise, auf welcher ihn Paul begleitete, hatte Br. Müller Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, daß der Weg, welchen wir mit ihm eingeschlagen, bei weitem der beste sey; denn öfters wurde ihm auf der Reise von Leuten entgegnet: „ja du hast gut Christ werden und mit dem Padri im Lande herum zu reisen; du bekommst monatlich einen guten Lohn und darfst nichts arbeiten." Solchen konnte er dann mit der festen Erklärung entgegentreten, daß das Christenthum die Arbeit nicht nur nicht aufhebe, sondern in derselben noch treuer und fleißiger mache; und daß er, weil er Christ geworden, die Arbeit nicht aufgegeben habe, sondern in Hubli auch beschäftigt sey, und zwar mit Nähen. — Bis jetzt hat er sich der Arbeit nicht entzogen, und unser erstes Anliegen und Gebet ist, daß ihn der HErr auf dem Wege leiten und erhalten wolle, der da heißt der Richtige. Seiner Verheirathung wegen waren wir bis auf ein paar Tage im Ungewissen. Wir wußten nämlich nicht, ob seine ihm verlobte Braut, die vor zwei Jahren, als er zu uns kam, noch nicht mannbar war, nach Erreichung des bestimmten Alters zu ihm kommen werde oder nicht. Vor einigen Tagen aber hat sie sich privatim und öffentlich vor der Obrigkeit ganz bestimmt dahin erklärt, daß sie, obwohl mannbar geworden, unter keiner Bedingung zu diesem Kastenverderber gehen und ihn als ihren Mann anerkennen werde. Obwohl wir wünschten und hofften, daß sie um ihres Mannes willen Haus und Freundschaft verlassen und zu ihrem Manne kommen und Christin werden möchte, so glauben wir doch auch auf der andern Seite, daß es besser für ihn seyn wird, wenn der HErr ihm eine christliche anstatt einer heidnischen Frau bescheert. Der HErr wolle uns in diesem Glauben nicht zu Schanden werden lassen.

„Auch im letzten Jahr haben wir regelmäßig unsere Sonntags-Gottesdienste und Morgen- und Abendandachten gehalten. Außer den genannten Gemeindegliedern wohnten, besonders den erstern, immer auch einige Heiden bei, die aber durch ihre eigenthümliche Gemüths- und Verstandesbeschaffenheit uns keine Hoffnung für ihren Uebertritt zum Christenthum machen. Eben so wenig Hoffnung haben wir von 4—8 jungen Leuten, die fast täglich zu Paul kommen, welcher mit ihnen liest, singt und betet. Diese haben das Wort Gottes schon lange Zeit gehört, wohl auch die Wahrheit desselben mehr oder weniger mit ihrem Verstand aufgefaßt, vielleicht die Kraft desselben auch schon an ihrem Herzen und Gewissen erfahren; aber es ist keine Kraft und kein Wille da, einzudringen durch die enge Pforte: dieselbe ist eben zu eng für sie. Einige von ihnen würden sich wohl nicht lang besinnen, Christum öffentlich zu bekennen, wenn nur mit diesem Bekenntniß auch ein gutes äußeres Fortkommen gesichert würde. Monatlich 6—10 Ruppien Lohn, dabei alle Händearbeit auf die Seite legen, um, wie sie meinen, sich den Wissenschaften zu widmen, das wäre so etwa ihr Begriff vom Christwerden. Doch trotz dem können wir nicht umhin zu bekennen, daß uns ihr fast tägliches Kommen, so hoffnungslos es auch erscheint, schon oft ein Gegenstand der Ermunterung gewesen ist; denn der Gnade Jesu Christi ist es möglich, sie noch zu aufrichtigen und heilsbegierigen Jüngern zu machen.

„Im letzten Monat Mai hatte es den Anschein, als ob ein Mann mit seiner Familie sich bei uns niederlassen wolle. Er hatte bereits angefangen, mit seiner Niederlassung bei uns Ernst zu machen, indem er von seiner kleinen Habseligkeit einige Gegenstände hieher brachte. Allein als er hörte, daß er unabhängig von uns durch seiner Hände Arbeit für sich und seine Familie zu sorgen hätte, bedachte er sich eines andern und ging wieder weg. Wir trugen ihm nämlich ein Stück Land zu bebauen an, mit dem Anerbieten, ihm Ochsen und das nöthige Ackerbaugeräthe anzuschaffen, aber mit der Bedingung, daß er seiner Zeit

solches wieder zurückzuerstatten habe. Das war nicht seine Meinung; er meinte, monatlich 4 Ruppien zu erhalten und zu arbeiten, was man ihn heiße, wäre der Weg, auf welchem er Christ werden wolle. Wir ließen ihn natürlich ziehen, zumal da wir nur gar wenig Verlangen nach Erlösung von Sünden bei ihm wahrnahmen. — Einige Monate später kam ein anderer Mann, von Hubli, ein Schuhmacher, und wünschte in unsere Kaste aufgenommen zu werden. Als wir ihn nach dem Grund fragten, war er doch ehrlich genug zu gestehen, daß er nicht mehr im Stande sey, sich mit seiner Familie zu ernähren; denn, sagte er, ich habe einige Kinder, und zwei Weiber, von denen ich nächstens wieder Vermehrung meiner Familie erwarte. Auf solche Weise könnten wir in kurzer Zeit eine große Gemeinde sammeln, die aber keine Gemeinde Christi, sondern eine Gemeinde von Bauchdienern wäre. Davor wolle uns der HErr durch seinen guten Geist in Gnaden bewahren! denn die Versuchung, äußeren Mitteln mehr zuzutrauen, als der Macht des Geistes Gottes, liegt nahe.

„Schulen. Diese sind an Anzahl und Schülerzahl sich im letzten Jahr gleich geblieben: nämlich fünf Knabenschulen mit etwa 300 Schülern, und drei Mädchenschulen mit etwa 40 Mädchen; eine dieser letztern Schulen steht aber schon seit zwei Monaten stille, weil der Schulmeister erkrankte. Viel Erfreuliches und Ermunterndes läßt sich auch in diesem Jahr über unsere Schularbeit nicht berichten. Noch immer haben wir mit denselben Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen, wie früher. Die Schulmeister, ob sie gleich ihren Lebensunterhalt von uns erhalten, sind auch nicht im Geringsten weder uns noch der Wahrheit zugethan. Bloß wenn sie unter Augen sind, sind sie die gehorsamsten Diener; in der übrigen Zeit aber thun sie nicht nur das, was ihnen gut däucht, sondern auch, was ihre Landsleute und Kastengenossen sie thun heißen. So brachten wir erst vor einigen Wochen in Erfahrung, daß hie und da ein Vater dem Schulmeister einige Ruppien gab, damit er seinen Knaben Abschnitte aus ihren Schastras lehre. Dieses

geschieht natürlich zu der Zeit, wo sie wohl wissen, daß wir nicht in die Schule kommen. Es ist uns zwar schon einige Mal gelungen, solcher Bücher habhaft zu werden und den Schulmeister deßwegen empfindlich zu strafen; aber dieses hat keineswegs den Erfolg, daß sie heidnische Bücher aus unsern Schulen entfernen, sondern nur, daß sie um so vorsichtiger darin zu Werke gehen. Die Schulmeister lassen es sich zwar angelegen seyn, alle Knaben, welche lesen können, aus christlichen Traktaten und Theilen der heiligen Schrift auswendig lernen zu lassen; einer jedoch von ihnen ist auch hierin sehr saumselig; und mit diesem meinen sie dann auch alle Pflicht erfüllt zu haben, welche sie gegen uns zu erfüllen verpflichtet seyen. Die Knaben, und zum Theil auch die Mädchen, sind dann ihrerseits auch gar nicht säumig, dem Wunsch und Willen des Schulmeisters zu entsprechen; denn manche von ihnen lernen in acht Tagen manchmal so viel auswendig, daß es eine Mühe ist, alles abzuhören. Dieses Auswendiglernen, eine erträgliche Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen sind die einzigen sichtbaren Erfolge der Schularbeit bis jetzt. Christliche Einwirkung auf die Kinder hat große Schwierigkeiten. Auch das Lesen und praktische Erklären, besonders der Bibelabschnitte, erscheint ihnen bei weitem nicht so wichtig als ihre abgeschmackten Erzählungen und Geschichten, deren sie eine Menge haben; und wenn je hie und da das Wort Gottes einen Eindruck auf ihre jungen Herzen zu machen scheint, so wird derselbe entweder vom Schulmeister selbst, oder von ihren Eltern und Andern wieder ausgelöscht. Und was ihre eigenen Leute und Schastras sagen, gilt ihnen natürlich mehr, als was wir sagen und das Wort Gottes lehrt. Aber so entmuthigend diese Arbeit uns auch erscheint und oft ist, so sind wir doch ganz für das Fortbestehen der Schulen. Denn durch Auswendiglernen und Lesen und Erklären des Wortes Gottes mit ihnen kommt doch, auch gegen den Willen der Schulmeister, der Kinder und ihrer Eltern, eine Erkenntniß des Wortes Gottes unter sie; denn nicht selten erzählen die Kinder zu Hause, was sie in der

Schule hörten; und mancher Erwachsene hört von uns in den Schulen etwas, was er sonst vielleicht nie gehört hätte. Auf diese Weise wird doch, wenn auch unter großer Entmuthigung und anscheinend fruchtloser Arbeit, der Same des göttlichen Wortes vielfach unter Junge und Alte ausgestreut, was wohl, wenn die Schulen nicht wären, kaum geschehen würde. Und daß die Schulen nicht ganz fruchtlos sind, hat uns der HErr an Paul gezeigt; und die Erwachsenen selbst geben Zeugniß, daß durch dieselben dem Christenthum der Weg bereitet werde. Das wolle Gott in Gnaden geben.

„Predigt unter dem Volk. Mit der öffentlichen Predigt des Wortes Gottes in Hubli und den naheliegenden Dörfern konnten wir auch im letzten Jahr mit kleinen Unterbrechungen ungestört fortfahren. Die Erfahrungen bei dieser Arbeit waren im letzten Jahr so ziemlich dieselben wie früher; doch finden wir, daß die Leute, je länger wir unter ihnen wohnen und mit ihnen bekannt werden, bei Anhörung des Wortes Gottes immer ruhiger, bescheidener, aufmerksamer und nachdenkender werden. Denn bei jedem neuen Missionar bringen sie ihre alten längst abgedroschenen Einwürfe und Spitzfindigkeiten wieder zum Vorschein, was bei einem mehrere Jahre unter ihnen gewesenen nicht mehr so häufig der Fall ist; derselbe hat ihnen ja, was sie vorzubringen wußten, vor Jahren schon widerlegt und als unzulänglich und falsch erwiesen. Auf diese Weise läßt es sich dann auch eher über den Heilsweg mit ihnen reden als es sonst der Fall ist, und wir haben im letzten Jahr öfters liebliche Erfahrungen der Art machen dürfen. Dies war besonders der Fall in den Häusern zweier Goldschmiede, wo nicht nur die Eigenthümer derselben und Bekannte von ihnen freundlich und forschend dem Wort zuhörten, sondern sogar auch unsern Wunsch, unsern Sonntags-Gottesdiensten anzuwohnen, einmal erfüllten. Furcht vor ihren Kastengenossen hält sie natürlich zurück, dem Begehren und Verlangen ihres Geistes nach Wahrheit öffentlich nachzukommen; allein der Geist Gottes ist im Stande auch im Stillen durch das in ihrem Haus

oder auf öffentlicher Straße gehörte Wort das Reich Gottes in ihnen anzubahnen und sie demselben einzuverleiben. Solche stille forschende Seelen gibt es, wir hoffen es zum HErrn, wohl manche im Lande; und wenn auch auf der andern Seite die öffentliche Predigt oft vergeblich gewesen zu seyn scheint, so bleibt doch hie und da ein Wort hängen, das eine Ursache zur Wiedergeburt fürs Reich Gottes abgeben kann. Die Masse ist und wird auch, wer weiß wie lange noch! bleiben, wie sie ist; aber das Licht scheint doch durch die öffentliche Predigt in die Finsterniß; und wenn auch in Dörfern und Städten die Straßen und Gassen ihre Götzentempel in Menge haben, so ist doch auch in vielen dieser Straßen und Gassen der Name Jesu Christi als der bekannt, in dem die Menschen allein können selig werden. Und damit dieser Name nicht nur bekannt, sondern auch erkannt werde, brauchte der HErr im letzten Jahr scharfe Mittel. Zuerst brachen die Pocken aus und rafften viele, besonders Kinder, hinweg. Hernach kam die Cholera, an welcher auch wieder Viele starben. Aber anstatt sich zu dem zu wenden, der sie schlug, wandten sie sich zu ihren todten Götzen und suchten bei ihnen Heil. So sah Br. Müller eines Abends in Hubli eine Frau, von ihrem Haus aus zum Götzentempel hin, der wenigstens 200 Schritte entfernt war, sich auf dem Boden wälzen; und als er sich nach der Ursache dieser Handlung erkundigte, wurde ihm gesagt, daß diese Frau dem Götzen das Gelübde gethan habe, daß wenn derselbe ihr an den Pocken krankes Kind heile, sie sich dieser Buße unterziehen wolle. Das Kind genas, und in Folge dessen wälzte sie sich auf dem Boden. — Solche Erscheinungen sind für den Boten des Evangeliums tief betrübend; aber der Glaube weiß, daß die Götzen noch fallen werden, und zwar nicht nur unter den Heiden, sondern auch unter den Christen.

„Predigt im Haus an die besuchenden Heiden. Mit Freude und Dank gegen den HErrn dürfen wir sagen, daß der Besuchenden im letzten Jahr mehr waren als sonst. Manche jedoch, besonders Einwohner von Hubli, sind ge-

kommen mehr aus Neugierde, zu sehen, wie es ihrem Landsmann Paul ergehe, als zu hören. An ihren Festen besonders kamen einigemal sehr zahlreiche Gruppen, welche sowohl von uns als auch von Paul das Wort der Wahrheit hörten, und wir leben der demüthigen Hoffnung, daß seine stille Wirksamkeit von Segen seyn werde. Unter den Besuchenden von auswärts war auch ein Mann von Ranebednur, den Br. Würth schon vor drei Jahren auf einer Missions-Reise kennen lernte. Vor zwei Jahren, als Br. Würth ihn das letztemal sah, fand er ihn der Wahrheit des Evangeliums sehr geneigt, und zu unserer Freude durften wir während seines zweitägigen Aufenthalts bei uns wahrnehmen, daß er noch derselben Herzensstimmung ist. Bei seinem Gehen versprach er bald wieder zu kommen und bei uns zu bleiben, weil er in seinem Dorf nicht Christ werden und auch nicht als Christ bleiben könne. Diese Erklärung freute uns sehr; allein da er etwas vermöglich ist, und sein Geschäft, Seidenweberei, das er in Verbindung mit seinem Bruder treibt, ein einträgliches ist, so fürchten wir, daß die Schwierigkeiten, welche hier bei einem solchen Schritt entgegentreten werden, fast unüberwindlich seyn werden. O wie manche Seele hält Satan gefangen in diesem finstern Lande, die nach Freiheit seufzt! und welche starke Bande weiß er anzuziehen, wenn ihm eine Seele entrinnen will. Doch auch diese Bande werden brechen zu seiner Zeit!

„Reisen. Vom 27. December bis 30. März war Br. Würth auf einer Besuchs- und Missions-Reise abwesend. Er besuchte die Küstenstationen Mangalur, Cannanur, Tellitscherry und Calicut, und von da die blauen Berge. Von dort kehrte er über Mysore und Shemoga nach Hubly zurück. Auf seiner Rückreise hatte er an vielen Orten Gelegenheit das Evangelium zu verkündigen. Der Regen, der dieses Jahr so reichlich fiel, verhinderte ihn im August und September einen kleinen Ausflug zu machen; im August zog er aus, mußte aber nach einigen Tagen des Regens wegen wieder heimkehren. — Nach Ende der Regenzeit war Br. Müller

vom 21. November bis 11. December von der Station abwesend. Er besuchte, begleitet von Paul, während dieser Zeit etwa 20 größere und kleinere Dörfer, und durfte in einigen derselben erfreuliche Wahrnehmungen machen. So z. B. traf er in Muddigi mit einem jungen Zimmermann zusammen, der der Wahrheit sehr zugethan schien, und bekannte, daß er die Götzen nicht mehr verehre, weil er es aus Erfahrung wisse, daß sie Lüge seyen. Er fürchtet sich aber seinen Glauben frei zu bekennen. Ein ähnlicher Zimmermann ist in Domrikoppa, der aber in Erkenntniß und Sehnsucht nach etwas Besserm weiter voran ist als der erstere. Allein Menschenfurcht und der Gedanke an die Wahrscheinlichkeit, seiner zeitlichen Habe verlustig zu werden, welches Opfer übrigens gar nicht gering anzuschlagen ist, hält ihn in seiner Kaste und in den Gebräuchen derselben gefangen. Könnte er bei uns sein ordentliches Durchkommen und die Versorgung seiner Kinder finden, ich zweifle nicht, er wäre bereit seinen alten Weg zu verlassen. Ein ähnlich gesinnter Zimmermann befindet sich in einem andern Dorfe, Begaru, dem es während des Gesprächs mit ihm abzufühlen war, wie sein Geist nach Freiheit sich sehnte, aber zugleich auch wie schwer die Unmöglichkeit, dieser Freiheit theilhaftig zu werden auf ihm lastete. O wie schmerzt es, solche nach Freiheit sich sehnenden Seelen von den Banden der Kaste, oder andern Teufelsbanden so fest gebunden zu sehen! — In Domrikoppa befinden sich mehrere Familien römischer Katholiken, die aber so unwissend sind wie die Heiden selbst. Sie sind schon lange ohne alle geistliche Pflege. Vor 4 Jahren hatten sie einen Prediger; aber seines unmoralischen Wandels wegen mußte er sich bald wieder entfernen. Paul, der von diesen römisch-katholischen Christen schon oft gehört hatte, verlangte sehr, sie näher kennen zu lernen, er fand sie aber bloß dem Namen nach als Christen. Daß sie übrigens nicht ungeneigt sind, das Wort Gottes zu hören, beweist das, daß sie auf Paul's Predigt mit Verlangen und Freuden hörten und einer seiner Zuhörer ihm sogar ein kleines Geldstück als Bezahlung geben wollte. — Obwohl ihre Gesamt-

zahl nicht viel mehr als 150 Seelen seyn wird, so haben sie doch zwei Gotteshäuser in ihrem Dorf, eines für die höhern Kasten, die aber in Wahrheit nach indischen Begriffen keineswegs zu den höhern Kasten gehören, und eines für die niederern; ein Beweis, wie das Christenthum und der Kastenunterschied sich bei ihnen gut mit einander verträgt! — In einem andern Dorf, Arligardi, hatten wir viele willige Zuhörer, und Paul fand bei Vielen besondere Aufmerksamkeit; denn es war ihnen, wie auch an andern Orten, eine Neuigkeit, von ihm den Weg des Heils zu hören.

„Einige Tage nach Br. Müller's Zurückkunft ging Br. Würth in Begleitung von Paul in einige nahe liegende Dörfer von Hubli und kehrte am letzten Tage des alten Jahres wieder zurück.

„Obwohl wir auf diesen Wanderungen nicht Viele fanden, die sich nach Erlösung von der Sünde sehnten, so fanden wir doch Einige; und im Allgemeinen durften wir wahrnehmen, daß die Bekanntschaft mit dem Worte Gottes wächst und der Name Jesu bei Vielen bekannt ist als der, durch den allein die Menschen selig werden können.

„Der HErr aber, der allein im Stande ist, aus der Finsterniß das Licht und aus dem Tode das Leben zu schaffen, Er wolle dieses auch unter diesem finstern und todten Volke durch uns, seine schwachen Werkzeuge, zur Ehre seines Namens thun!

Johannes Müller."
G. Würth."

Uebersicht.

Gemeinde	2
Schulmeister	8
5 Knabenschulen, Knaben	300
3 Mädchenschulen, Mädchen	40
	350

6. Station Bettigherry.

(Angefangen im Jahr 1841.)

Missionare: J. C. Hiller mit Gattin. G. Kies.

Bericht Bruder Hiller's:

„Durch Gottes Gnade haben wir abermals das Ende eines Jahres erlebt und ein neues angetreten. Mit fröhlichem Gemüth preisen wir seine Liebe und Güte, die wir auch im verflossenen Jahr dem Volk um uns her verkündigen durften, und die uns in unserm Beruf, wie in unserm Privatleben, vor allem Uebel bewahrt, mit schweren Leiden verschont, viele Sünden uns vergeben, und mit mancherlei Freuden und Segnungen uns begnadigt hat. Der HErr gebe uns, nach dem Reichthum seiner Gnade, daß wir in Zukunft in seinem Dienst treuer, für seine Ehre und das Heil seiner Erlösten eifriger, und der Leitung seines Geistes fügsamer uns beweisen; seine immer bräuchlichern Gefäße und immer tüchtigern Werkzeuge zur Aufrichtung seines großen und seligen Reiches unter diesem armen Volke werden mögen.

„Die Art und Weise, wie wir unter unserer Umgebung wirken, ist wie früher die trauliche Unterredung vor und in den Häusern gewesen. Wir finden durchgängig Zutrauen gegen uns, guten Willen, sich belehren zu lassen, und vielfach ein geneigtes Gehör, da unsere Umgebung auf verschiedenem Wege zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß wir ihre besten Freunde in jeder Beziehung sind, und uns auch bei jeder Angelegenheit als solche beweisen; ja wir dürfen sagen, wir genießen bei der Mehrzahl unbedingtes Zutrauen, so daß die kleinliche Opposition derer, die sich vor dem Lichte scheuen, bereits gerichtet ist und uns nicht mehr berührt. Das Haupthinderniß, das uns noch im Wege steht, und das wir zu bekämpfen haben, ist einzig die Finsterniß, die in jedem Einzelnen herrscht, und in der

alle zusammen wie mit Ketten gebunden liegen. Indessen durften wir im letzten Jahr manche erfreuliche Erfahrung machen, und, wie wir gewiß wissen, sind der Seelen, die ihr Angesicht dem Lichte zugewendet haben und sich nach dem Anbruch der Freiheit sehnen, nicht wenige. Dennoch sehen wir theils im Volk, theils in den Verhältnissen unserer Mission selbst, noch Gründe genug zu der Ueberzeugung, daß der Tag der Freudenerndte noch entfernter liegt, als wir wünschen und die Freunde der Mission vielleicht oft erwarten.

„Von der Bazaar-Predigt können wir nichts berichten. An andern Orten mag dieselbe gesegnete Wirkungen hervorbringen: auf unserer Station ist der Bazaar nicht der geeignete Ort für die Predigt des Evangeliums; bei uns würde die Bazaar-Predigt nur dazu dienen, den Müssiggängern die Zeit zu vertreiben, Streitigkeiten zu veranlassen und das Heilige zu prostituiren; dagegen versammeln sich, wenn wir vor den einzelnen Häusern, oder in den Höfen, oder in den Kaufläden die Gelegenheiten ergreifen, mit den Leuten zu sprechen, oft große Haufen aufmerksamer Zuhörer. Auch unser Christian machte, ehe er mit Br. Kies auf die Reise ging, fleißig Hausbesuche. Die Leute wiesen ihn merkwürdiger Weise nicht nur nicht ab, vielmehr riefen sie ihn immer selbst in ihre Häuser und behandelten ihn mit Achtung. Er besitzt nicht nur viel persönliche Erfahrung und Gewandtheit, sondern legt auch entschieden den treusten Eifer für das Heil seiner Landsleute an den Tag. Insbesondere aber gibt ihm der Umstand, daß er einer aus dem Volke der Hindus selbst ist, einen großen Vorsprung vor uns. Wie viel wir uns auch Mühe geben, uns den Hindu gleich zu stellen, wir sind eben Fremdlinge; die Leute sehen an uns hinauf, und es braucht lange, bis der Einzelne so viel Zutrauen zu uns faßt, daß er sein Inneres uns aufschließt. Die Eingebornen haben viel näher zu einander als wir zu ihnen und sie zu uns. Einige junge Leute sind uns im Laufe dieses Jahres näher getreten und besuchen unsere Abendandachten und Sonntagsgottesdienste regelmäßig. In

Beziehung auf einen, der uns voriges Jahr nahe zu stehen schien, haben wir nun die Ueberzeugung gewonnen, daß wir uns in ihm getäuscht haben: er ist von gelehrtem Stolz aufgeblasen, und es ist schwer zu sagen, ob er ein Deist oder Pantheist oder was er sey. Er besucht uns oft, wir haben aber noch kein Herz in ihm entdecken können. Er ist ein Lingaite.

„Ein Weber, der schon fünf Jahre näher mit uns bekannt ist, und seit drei Jahren auf vertrautem Fuß mit uns lebt, machte uns im letzten Jahre viel Freude. Er liest seit 12 Jahren alle Abende die Schastras vor einer Versammlung von 20 bis 30 Männern. Früher that er es, um sich ein Verdienst zu erwerben; jetzt thut er es, um seine Zuhörer von schlimmern Dingen abzuhalten, die Leute mit dem Inhalt der Schastras bekannt zu machen und sie zu ermüden. Deßwegen sind wir ihm auch ganz willkommen, wenn wir bei seinen Vorlesungen erscheinen; er versäumt es dann nicht, Fragen an uns zu stellen, die uns Gelegenheit geben, die evangelische Lehre zu entwickeln. Da er in Bettigherry und auch an andern Orten der Nachbarschaft in einem guten Rufe steht, wird er hie und da von Leuten, die in Bedrängniß sind, um Rath gefragt; wo dann seine Weisheit und Erfahrung nicht ausreicht, kommt er zu uns, um sich zu befragen. Er hat eine ziemliche Bekanntschaft unter den Bessergesinnten und ist ein gerader entschiedener Charakter. Erfahrung ist ihm der Prüfstein der Wahrheit. Wir haben ihm manchen praktischen Wink zu verdanken. In diesem Jahr fing er an, es offen vor uns und Andern auszusprechen, daß nur noch eine Mauer zwischen uns und ihm sey, nämlich die Kaste, und daß diese heute oder morgen fallen könne. So erfreulich indessen diese Erscheinung ist, durchzuckt mich doch oft, wie ich nicht verschweigen kann, beim Umgang mit diesem Manne ein Gedanke der Wehmuth und des Zweifels. Es ist überhaupt noch Vieles zu thun, wenn diesem Volk der Tag des Heils anbrechen soll. Soll derselbe bald kommen, so muß der HErr selbst ins Mittel treten. Einstweilen freuen wir uns aber,

daß unsere Arbeit nicht vergeblich ist und ziehen getrost weiter auf unserer Bahn, in der Hoffnung, daß der HErr zu Seiner Zeit gewißlich seine Verheißungen erfüllen wird.

„Ueber eine andere Arbeit, die uns der HErr seit zwei Jahren anvertraut hat, berichtet Br. Kies, so daß ich nur noch Weniges beizufügen habe.

„In unserm letzten Jahres-Bericht war von einem Mann die Rede, dem damals die Thüre in das Reich Gottes zu eng zu seyn schien. Es ist dieses der Priester von Gulladagudda, einem Dorf 16 Stunden nördlich von hier, der vor bald zwei Jahren, nachdem ich seine Jünger beinahe einen Monat im Worte Gottes unterrichtet hatte, mit mir und Christian eine zweimonatliche Reise zu seinen Schülern im Norden vom Krischnafluß machte und dann mit uns hieher nach Bettigherry kam. Durch seine Vermittlung lernten wir eine zum Theil aus sehr hoffnungsvollen Männern bestehende Versammlung von 20 bis 30 Personen in Gulladagudda kennen. Br. Kies war schon voriges Jahr beinahe einen ganzen Monat bei ihnen, um sie zu unterrichten. Im Anfang des Februar dieses Jahrs wiederholte derselbe seinen Besuch, und von Mitte Februar bis Mitte März war auch ich daselbst, und ich darf sagen, jener Monat ist der angenehmste, den ich in Indien verlebt habe. Im Juli und August brachte Br. Kies mit Christian wieder fast einen ganzen Monat dort zu, und Ende October war ich wieder drei Tage dort. Ebenso hatten wir hier im Mai, im September, und so vor etlichen Tagen Besuche von dort; und im Mai war es bereits nahe daran, daß etliche Familien von Gulladagudda hieher übergesiedelt wären. Allein, wie gesagt, jenem Manne selbst erschien der Weg des Lebens zu schmal: er war nicht ferne vom Reiche Gottes, und dennoch wollte er nicht herein kommen; ja er wandte sich im Geheimen zuletzt gegen uns und das Wort Gottes, und suchte durch Reden, Briefe und Botschaften, wie seine Jünger, so auch andere Leute von uns abwendig zu machen. Dennoch trugen wir ihn, bis wir seine Schüler in Gulladagudda und am Krisch-

naflusse näher an uns gezogen hatten, und wir gewiß geworden waren, daß es ihm nun moralisch unmöglich geworden sey, zu ihnen zurückzukehren, wenn wir ihn weggeschickt haben würden. Als wir aber dieses Ziel im letzten April mit des HErrn Hülfe erreicht zu haben glaubten, schickten wir ihn am 1. Mai weg. Sofort begab er sich, weil ihm von seinen Schülern mündlich und brieflich bedeutet wurde, daß er zu ihnen nicht wieder kommen dürfe, nach Bentur, drei Stunden von hier, zu einem Priester, der sich uns im Jahr 1840 für einige Zeit genähert hatte. Beide Männer arbeiten nun zusammen; sie sollen schon 10—12 Leute zu ihrer Religion bekehrt haben. Sie besteht in zwei Sätzen. Ihr Glaubensbekenntniß lautet: „Ich (der Priester) bin Gott.“ Ihre Moral ist: „Alle Weiber gehören uns. Branntwein, Palmwein, Opium ist Seligkeit.“ Wie hat es doch bei dieser Gesinnung dem Mann einschneiden müssen, ein Jahr lang bei uns aushalten zu müssen! ein Feuer der Hölle in sich, und doch keine Möglichkeit, dasselbe zu löschen.

„Eine sehr erfreuliche Bemerkung machten wir, als ich am Ende Octobers in Gulladagudda war, und Christian mich dahin begleitete um seine Maria abzuholen. Christian übernachtete damals in einem Dorfe, neun Stunden von hier, und erfuhr, daß daselbst mehrere Leute Abends zusammensitzen, um Tractate zu lesen, und daß drei Stunden von dort ein Klausner oder Waldbruder sey, der sehnlich verlange, zu den Padris zu kommen. Christian theilte mir dieses mit, und ich nahm meinen Heimweg über jenes Dorf. Die Wirkung dieses Besuchs war, daß dieser Swami am 15. December mit Weib und vier Kindern und einem Mann, der schon acht Jahre bei ihnen ist, bei uns sich niederließ. Ich habe bereits regelmäßigen Taufunterricht mit ihnen angefangen. Die Kinder haben begonnen, Vormittags Buchstaben zu machen und Nachmittags zu nähen. Wir haben Freude an ihnen und sie an uns.

„Seit dem 6. October besorgte ich die Colonie Malasamudra. Das Feldgeschäft geht seinen gewöhnlichen

Gang unter Samuels und Daniels Aufsicht. Abraham ist hier in Bettigherry. Die drei Christen machen uns durch ihr festes entschiedenes Wesen viel Freude. Ein Mann mit einem Weib und einem Mädchen, und ein anderer junger lediger Mann sind einstweilen hier in Bettigherry, damit wir Gelegenheit haben, sie näher kennen zu lernen, und sie mit des Swami's Familie an dem Taufunterricht Theil nehmen können. Es ist von der lieben Committee ein Bruder für Malasamudra angekündigt; wir wünschen sehnlich, daß er bald eintreffen möge. Den Monat Februar werden wir in Malasamudra zuzubringen haben, weil da Zuckerernte ist.

„Die Schule in Aschanti, zu Malasamudra gehörig, zählt 18 Kinder.

„Zur Station Bettigherry gehören drei Mädchenschulen: eine in Gadak mit 18 Mädchen; zwei in Bettigherry — die eine mit 22, die andere mit 26 Schülerinen. Jede dieser Schulen kommt wöchentlich einmal einen Nachmittag zu meiner Frau, um in den verschiedenen Unterrichtsfächern geprüft zu werden. Knabenschulen stehen unter unserer Leitung fünf. Eine in Gadak mit 56 Knaben; zwei in Bettigherry, die eine mit 54, die andere mit 45 Schülern; zwei in Gulladagudda — die eine mit 40, die andere mit 60 Knaben. Letztere Schule wird zwar nicht von uns unterhalten, arbeitet aber ganz in unserm Interesse, und ist nicht allein nach unsern Grundsätzen eingerichtet, sondern wird auch von uns mit Lehrmitteln versehen; sie wird von einem unserer dortigen Schüler gehalten; er nimmt von jedem Knaben wöchentlich einen Peiß als Bezahlung. Die Gesamtzahl der unsere Schulen besuchenden Knaben beträgt also 255. Was die Schulen im Ganzen betrifft, so bleibt zwar noch sehr Vieles zu wünschen übrig; dennoch haben wir Ursache mit Kindern und Schulmeistern zufrieden zu seyn. Hiemit schließe ich: der HErr lasse sein Angesicht leuchten über uns und sey uns gnädig. Er gebe und bewahre uns seinen Frieden.

J. C. Hiller."

Br. Kies berichtet:

„In unserem Berichte des letzten und vorletzten Jahres war mehrfach von einer Secte unter den Lingaiten die Rede, mit der uns Gott zusammengeführt hat. Da wir damals über die Sache selbst noch nicht im Klaren waren, so begnügten wir uns in unsern Berichten mehr nur mit Andeutungen. Im Laufe des letzten Jahres nun hat sich das Dunkel vollends aufgehellt, so daß uns keine Ungewißheiten und Zweifel mehr übrig sind, und wir halten es deßhalb für unsere angenehme Pflicht, unsern werthen Freunden in gedrängten Zügen eine ausführlichere und zusammenhängendere Beschreibung dieser interessanten Erscheinung vorzulegen; um so mehr, da der größte Theil unserer Missionsarbeit des letzten Jahres mehr oder weniger unmittelbar damit zusammenhing.

„Wie unsern Freunden aus unsern frühern Berichten bereits bekannt ist, kam im August 1847 ein Dschangam-Priester zu Br. Hiller nach Bettigherry, erhielt auf sein Verlangen Unterricht aus Gottes Wort und wurde am Christfeste darauf getauft, mit dem Namen Christian. — Er erzählte uns, daß er mehrere Jahre zu einer Secte gehört habe und selbst einer ihrer Lehrer gewesen sey, die über das ganze canaresische Land da und dort einzelne Anhänger habe, die jedoch besonders im Norden vom Krischna und im nordöstlichen von Bellary gelegenen Adoni-Land zahlreicher seyen; daß dieselbe ihren Ursprung aus alter Zeit herschreibe, Götzendienst und Kaste verachte und viele in curioser der Menge unleserlicher Schrift geschriebene alte Schastras besitze, in denen viele Prophezeihungen seyen, unter denen sich die von einem künftig vom Himmel kommenden und seine Anhänger von den Todten erweckenden Guru besonders auszeichnen. Hauptsächlich die Prophezeihung einer Auferweckung sey es gewesen, welche einige seiner Leute, und so ihn, auf uns aufmerksam gemacht habe, indem sie in einigen unserer Traktätchen gleichfalls die Weissagung einer künftigen Auferstehung des Leibes gefunden haben. — Dieses, zusammen mit der Zeitrechnung der Leute,

mehreren Stellen der heiligen Schrift sehr ähnlich lautenden Citaten und noch einige andere räthselhafte Andeutungen, leiteten uns zuerst auf die Vermuthung, ob wir nicht in der sonderbaren Erscheinung einen alten verkommenen Rest einer der persischen oder nestorianischen Missionsversuche vor uns hätten, von denen die Kirchengeschichte meldet, daß sie im 6ten und 7ten Jahrhundert in verschiedenen Theilen Chinas und Indiens unternommen worden seyen. — Allein durch näheres Bekanntwerden mit der Sache auf den Predigt- und Untersuchungsreisen, die voriges Jahr Br. Hiller vom Januar bis April und Br. Kies vom August bis November unternahmen, wurde diese Vermuthung nicht nur nicht bestätigt, sondern es zeigte sich deutlich, daß der Ursprung der Secte in einer andern Richtung aufzusuchen sey. Und eine genaue Untersuchung und Vergleichung mehrerer Tausend Verse aus den seltsamen Schastras, womit sich Br. Kies im Anfang dieses Jahres beschäftigte, hellte das Dunkel vollends auf, soweit dies überhaupt bei derartigen Erscheinungen auf indischem Boden möglich ist. — Es zeigte sich, daß vor noch nicht ganz 300 Jahren ein mit der Lingaiten Litteratur, der Wedanta Lehre und den Muhammedanern und ihren Schriften gut vertrauten Mann, der allen Anzeigen nach als Lingaite geboren war, später aber sich mehr oder weniger den herrschenden Muhammedanern anbequemt zu haben scheint, und der Sage nach lange als Prediger seiner neuen Lehre das Land durchzogen haben soll, die Secte stiftete und den größten Theil der von den Jüngern Guru Nudi (Lehrer Ausspruch) genannten Schriften in den eigens dazu erfundenen Schriftzügen schrieb, in Kodchalla („Schirmstein" so genannt von dem überhängenden Granitblock, unter dem er 21 Jahre lang geschrieben haben soll) drei Stunden nördlich vom Krischna auf der Grenze zwischen dem Compagnie-Land und dem zum Gebiete des Nizam gerechneten Jurapurdistrikt, wo noch heute vor seinem Grabmal göttliche Verehrung dargebracht wird und der Hauptguru der Secte wohnt. — Der Lehrgehalt der Schriften ist eine eigenthümliche Fassung des

Wedanta Pantheismus, vermengt und versteckt unter lingaitischen, braminischen und muhammedanischen Benennungen und Traditionen, die oft zu sehr sinnreichen Allegorien angewandt sind; die von lingaitischem Ursprung sind bei weitem vorherrschend. In den vielen Prophezeihungen lassen sich deutlich die Hauptzüge der politischen Bewegungen der damaligen Zeit erkennen: Eroberungszüge der Türken vom Norden (unter Babur und seinen Nachfolgern von 1526 an); Niederlassung der Portugiesen im Konkan (Goa 1510) und im Süden; Fall der berühmten Hauptstadt des canaresischen Mittellandes Vizajanagar (1556?) rc. Die Erwartung eines künftig vom Himmel auf Erden (bei Hampi) kommenden Guru ist offenbar nur eine dem Zweck des Verfassers angepaßte Version von der unter den Lingaiten cursirenden Prophezeihung der Wiederkunft Tschanabasappas; dagegen ist die damit verbundene Hoffnung einer Auferstehung der Ergebenen dem indischen Boden fremd und ohne Zweifel vom Verfasser aus den ihm wohlbekannten muhammedanischen Schriften genommen, also biblischen Ursprungs. — Jemehr wir mit dem Inhalt des sogenannten Guru Nudi bekannt wurden, desto klarer sahen wir ein, daß aus dieser Quelle wenig Licht und geistliche Kraft in die Herzen seiner Jünger kommen konnte, und die genauere Bekanntschaft mit den Leuten stellte das vollends heraus. Aber darauf hatten wir auch nie unsere Missionshoffnungen gestützt, sondern von Anfang an glaubten wir, wie in finsterer Nacht auch der matte Schein einer Lampe oder selbst ein Irrwisch den rathlos umherirrenden Wanderer anzieht, so möge unter den Anhängern der Secte da und dort eine Seele seyn, die rath- und pfadlos in der heidnischen Finsterniß umherirrend, durch den Reiz des Neuen und Besonderen angezogen, sich der Secte angeschlossen habe in der Erwartung da einmal die sonst vergeblich gesuchte Wahrheit und Ruhe zu finden; solchen Seelen dürfte das helle, klare Licht und die allerwärmende und belebende Kraft des göttlichen Wortes wohlthun, und sie dürften durch dasselbe von dem matten Lampenschein oder Irrwisch hin-

weg dem Heiland der Sünder zugeführt werden. — Diese unsere Hoffnung ist durch unsere bisherige, nun zweijährige Erfahrung unter den Leuten nicht getäuscht, sondern bestätigt worden. Besonders ihre Erwartung einer Auferstehung ist es, was uns überall unter ihnen einen erwünschten Anknüpfungspunkt für die Verkündigung des Evangeliums von Jesu Christo gibt. — Die Scheidung zwischen Licht und Finsterniß unter und in den Nudi-Jüngern, die wir auf den verschiedenen Reisen während der letzten zwei Jahre besuchten, hat zum Theil bereits begonnen, wie theilweise auch aus den nachfolgenden Tagbuchsnotizen ersichtlich ist. Allein von der ersten Wendung dem Lichte zu bis zum wirklichen Eintritt in die Gemeinschaft Christi und seiner Glieder ist es ein weiter Weg, und es sind für jeden Sünder, besonders aber für einzelne Erstlingsseelen unter diesem Volke, noch unsägliche Hindernisse zu überwinden; und wir dürfen deshalb nicht irre werden, wenn es mit Taufen Einzelner länger anstehen und derselben weniger stattfinden sollten, als wir hoffen. Soviel ist einstweilen gewiß, unter dem bisher so verschlossen scheinenden Volke dieses Landes ist nun eine Thür aufgethan. Denn durch die Nudi-Leute kommen wir auch immer mehr in Berührung und Bekanntschaft mit den ihnen so nahe verwandten Wedantisten, deren über das ganze canaresische Hochland Einzelne zerstreut sind, die aber besonders im Norden von Bettigherry bis Scholapur und östlich bis ins Telugu-Land hinein sehr zahlreich und in unter sich verbundenen Gemeinschaften organisirt angetroffen werden. Bei ihnen will aber die einfache Predigt des Evangeliums nicht ausreichen, da der kräftige Irrthum ihres Systems hauptsächlich in falscher Auffassung des Verhältnisses zwischen Geist und Materie und der Grundverhältnisse der menschlichen Natur beruht. Ihnen muß deshalb die Wahrheit zuerst hauptsächlich in der Form einer auf Erfahrung und heiliger Schrift gegründeten praktischen Seelenlehre beigebracht werden. Von dieser Seite her sind sie am zugänglichsten, da ihre eigenen Schastras viel über diesen Gegenstand enthalten. Leider fehlt uns bis jetzt noch

eine ihren Bedürfnissen und ihrer Fassungskraft angepaßte Bearbeitung dieses Gebiets. Ueberhaupt je mehr wir mit den wirklichen geistlichen Bedürfnissen des Volkes bekannt werden, unter das uns der barmherzige Gott aus Gnaden gesandt hat, desto mehr drängt sich uns das Gefühl und Bewußtseyn auf, daß die härteste Arbeit erst noch zu thun, der Hauptkampf erst noch auszufechten ist. Gott aber, der Treue und Wahrhaftige, der uns bis hieher durchgeholfen, wird uns auch ferner durchhelfen zu seinem Sieg. Seinem Namen sey von uns Allen Lob und Ehre."

Notizen aus Br. Kies Reisetagebuch vom 19. Juli bis 21. December 1849.

„Den 19. Juli brach ich in Gottes Namen von Bettigherry auf und kam am 22. in Gulladagudda an. Die Unsern daselbst waren über meinen Besuch desto mehr erfreut, da sie zuvor nichts von meiner Absicht zu ihnen zu kommen gehört hatten. Ich blieb bis zum 9. August bei ihnen. Wir hatten wie das vergangene Jahr jeden Abend zwischen Sonnenuntergang und ihrer Essenszeit (gegen 9 Uhr) regelmäßige Versammlungen, von 20—30 Personen und manchmal drüber besucht. Auf einem frühern Besuche Siddha Rama's, eines Hauptglieds unter ihnen in Bettigherry, hatten wir ihm eine geschriebene Copie unserer Revision des Matthäus mitgegeben; darin hatten sie unterdessen jeden Abend einen Abschnitt mit einander gelesen und betrachtet und waren bis zum 24sten Kapitel gekommen, als ich sie mit meinem Besuche überraschte. Sie baten mich nun, ihnen den Rest des Evangeliums vollends zu erklären, was ich natürlich mit Freuden that; und als wir am Schluß angekommen waren, so mußte ich auf ihr Gesuch mit ihnen nochmals vom 5ten Kapitel anfangen, weil ihnen von dort an noch Manches unverständlich geblieben sey. Es gab bei diesen fast den württembergischen Versammlungen gleichenden, unterredungsweisen Erklärungen manches interessante Wort und manche liebliche Erfahrung. Der Segen des

HErrn war spürbar mit uns. Nachdem wir so den ganzen Matthäus durchgemacht hatten, stellte ich mit ihnen eine Prüfung des Nudi an. Durch Alles, was sie vorher, besonders auch von Br. Hiller während seines längern Aufenthalts unter ihnen im April, gehört hatten, waren sie bereits vielfach vorbereitet, so daß schon eine genauere Untersuchung der im Nudi und in der unter den Jüngern desselben cursirenden Tradition vorkommenden Zeitbestimmungen völlig hinreichte, ihnen die Haltlosigkeit desselben einleuchtend zu machen. Es kam sie aber sauer an, sich in Betreff ihrer in guter Meinung mehrere Jahre lang gesammelten Schatzes so enttäuscht zu sehen, und sie drückten ihren tiefen Schmerz darüber offen aus. Zum Trost dafür schilderte ich ihnen dann an den folgenden Abenden die herrliche Aussicht der Kinder Gottes und felsenfeste Hoffnung der gläubigen, treuen Jünger Jesu Christi. Sie fühlten sich dadurch sehr angezogen, und Mehrere erklärten mir beim Abschied, von nun an keine Nudi-Jünger mehr zu seyn, sondern folgsame Schüler des Wortes Gottes und Jünger Jesu Christi werden zu wollen.

„Von Gulladagudda zog ich Jurapur zu, da mich der dortige Commissionär, Capitän Taylor, voriges Jahr so freundlich zu sich dorthin eingeladen hatte. — In Tintini, dicht am linken Ufer des Krischna, hielt ich einen Tag; denn hier ist das Grabmal und Kloster Maunappa's, des Stifters einer andern Secte, die ihre Jünger fast ausschließlich unter den fünf Handwerkern, von Meisur bis Punah, über das ganze Hochland hin zerstreut hat. Nach allem, was ich an Ort und Stelle erfragen und aus ihren Watschanas (Reden) hören konnte, steht diese Secte mit der Nudisecte historisch und innerlich in enger Verbindung. Der 70jährige Vorsteher, ein einfältiger, unwissender Mann, behauptete steif und fest: wie im goldenen Zeitalter Adi Sacti, im silbernen Site, und im ehernen Draupati — so sey im jetzigen steinernen Weltalter die Compagnie eine Incarnation Gottes. — Eine starke Stunde nordöstlich von Tintini liegt Halebhawi, wo sich eine Nudi matha befindet,

in der ich für einige Tage abstellte. Der Nudi-Priester daselbst bekümmert sich offenbar mehr um die Wolle als um das Schaf. Ich stellte ihm eine Reihe von Fragen ans Gewissen, die ihn nicht wenig in die Enge brachten, sich aber desto fruchtbarer an den Herzen einiger zuhörenden Gäste erwiesen. Denn einer derselben, Timappa, ein wohlhabender Bauer aus der Nachbarschaft, kam nachher zu mir und sagte, wie sehr er sich nach Allem, was er von mir gehört habe, freue über die nahe Aussicht, nun endlich die beruhigende Wahrheit kennen zu lernen, die er schon lange vergeblich suche. Seit 30 Jahren hätten sich da und dort viele Häuflein gesammelt um das Nudi, in der Meinung, an ihm die Wahrheit zu haben; aber je länger sie darin suchten, desto weniger fänden sie Befriedigung, weshalb in den letzten Jahren viele Nudi-Jünger dasselbe verlassen und sich wieder an die Götzendiener oder Wedantisten angeschlossen hätten. Er betrachte es deshalb als eine Fügung Gottes, daß gerade zu dieser Zeit wir zu ihnen kämen, um ihnen den gewissen Seligkeitsweg zu verkündigen. — Diese Nachricht freute mich sehr. — Später besuchte er mich noch einige Male in Bohnal und versprach, mich das nächste Jahr unter die Nudi-Leute ins Adawani- (Adoni-) Land zu begleiten, von denen er die meisten gut kenne, damit er Zeit und Gelegenheit finde, das Wort Gottes ausführlicher zu hören.

„Während der für diese Gegenden des Mittellandes dieses Jahr ungewöhnlich starken und langen, bis in den October anhaltenden Monsun-Regen, fand ich ein schirmendes Obdach und eine gastfreundliche Herberge bei Capitän Taylor in Surapur. Diese Zeit benützte ich hauptsächlich zu Vorbereitungsarbeiten für meinen Beruf, wozu mir Capitän Taylor's Bibliothek und durch seine gütige Verwendung die Hindu-Gelehrten Surapur's erwünschte Gelegenheit darboten. Auch fehlte es nicht an Unterredungen und Disputationen mit Besuchenden von allerlei Art.

„Von Surapur machte ich sodann Anfangs November einen Abstecher nach dem gegen 70 Stunden nördlich von

Bettigherry gelegenen Kalburgi, durch eine Gegend des noch ganz canaresischen Landes, die zuvor noch kein protestantischer Missionar betreten hatte. Jesuiten, als Sanjasis verkleidet, haben vor mehr als 200 Jahren in diesen Gegenden gewirkt und drei Gemeinden, in Muddahall, Raidschur und Tschittapur, zeugen bis auf den heutigen Tag von dem Erfolg ihrer Arbeit. Eine derselben, die in Tschittapur, lernte ich auf dem Rückweg näher kennen. Ich blieb vier Tage bei ihnen und hielt am Sonntag in der Kapelle eine Ansprache an sie über Joh. 3, 14 – 16. mit Herzensgebet zum Anfang und Schluß. Das war ihnen natürlich etwas Neues; um so mehr, da sie nur nach vielen Jahren hie und da von Goapriestern besucht werden, die gewöhnlich kein Wort Canaresisch verstehen. Ihre Bücher und Kirchengebete sind in populärem Canaresisch geschrieben, und letztere enthalten wenig Marien-Anrufung, sondern sind meist gut biblischen Inhalts. Die kleine Gemeinde aber ist geistlich in einem ärmlichen und erbärmlichen Zustand.

„Bis ich wieder nach Surapur zurückkam, war Christian mit seinem Weibe Maria, die er von Bettigherry abgeholt hatte, angekommen, und mit ihnen zog ich dann Ende November in das Scholapur-Land unter ihre und zum Theil auch meine frühern Bekannten. Wir kamen zuerst nach Bekkinahal, dem Geburtsort der Maria, deren Ankunft ihre alte Mutter sehr erfreute, und alle Weiber des Dorfes in verwundernde Bewegung setzte; denn sie hatten bisher gehört und geglaubt, Maria sey in Bettigherry genöthigt worden, in Kleidung und Manier ein Farengi Weib zu werden.

„In Keadenhally, wo ich voriges Jahr acht Tage lang so aufmerksame Zuhörer hatte, fand ich den Priester und Poeten Wirasanga nicht mehr unter den Lebendigen. Er war zwei Monate vor meiner Ankunft verschieden und hatte sterbend noch seine feste Ueberzeugung ausgesprochen, daß alle Götter und Schastras dieses Landes Lüge seyen, und allein das Schastra und der Gott, den wir verkündi-

gen, wahr sey und seinem Herzen Halt gebe. Er ermahnte seine Jünger sich künftig uns und dem Worte Gottes zuzuwenden. Demgemäß hörten sie abermals mit einfältigem Herzen meinen Worten zu, so lange ich unter ihnen weilte, und baten mich beim Abschied, ihnen doch bald ein ihnen faßlich und leserlich geschriebenes christliches Schastra zu weiterem Selbstunterricht zwischen meinen jährlichen Besuchen zuzuschicken. — In Sasapur stellten die Wedanta-Leute, nach Christian's und meinen dreitägigen Disputationen und Belehrungen, eine ähnliche Bitte um ausführlicheren Unterricht in der göttlichen Wahrheit an mich. — Und hier in Tschabbanur, wo wir nur 11 Tage unser Wesen hatten, versammelte sich jeden Abend nach Beendigung der Erndtegeschäfte und des Nachtessens eine größere oder kleinere Anzahl von Männern und Weibern, denen ich nach ihrem Bedürfniß aus Gottes Wort und durch specielle Schilderung meiner eigenen christlichen Herzenserfahrung, ihre Nudi-Träumereien und Wedanta-Irrthümer zu widerlegen und das alleinige Heil für arme Sünder nahe zu legen suchte. So viel ich wahrnehmen kann sind auch unsere Bemühungen nicht vergeblich gewesen; besonders Maria hatte hier in dem Dorfe, wo ihr früherer Mann Gauda (Schultheiß) war und wo sie die meiste Zeit ihres Lebens verlebte, offenen Zugang zu ihren frühern Bekannten. Ein Mann, der im Laufe des Jahres mehrere Tage auf Besuch in Bettigherry war, und dessen Weib erst jetzt vollends einwilligte, wird, nachdem er seinen Erndtesegen eingeheimst und verkauft hat, um des Wortes Gottes willen mit seiner Familie nach Bettigherry ziehen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß noch einige andere Personen mitkommen. Morgen werden wir von hier aufbrechen und fortfahren, in diesen Gegenden zu reisen, bis mich zu große Hitze nach Hause treiben wird. — Jesu Christo, unserm HErrn und Gott, sey Lob und Dank für all den Segen und die Durchhülfe, die Er uns bisher angedeihen ließ!

G. Kies."

7. Station Malasamudra.

(Angefangen im Jahr 1841.)

Missionar: J. Leonberger.

Die Station Malasamudra, eigentlich den Kalagnana-Leuten zu lieb begonnen, denen man dort Gelegenheit geben wollte, eine christliche Niederlassung zu begründen, hat, wie unsern Lesern bereits bekannt ist, diese ihre ursprüngliche Bestimmung nicht erreicht, weil die Kalagnana's sich wieder zurückzogen; dagegen gedieh sie unter der Leitung Br. Stanger's zu einer Zucker-Plantage, welche immerhin einigen christlichen Familien ihren Unterhalt verschaffte, der Mission einen kleinen Gewinn abwarf und als ein Licht in die Finsterniß der sie umgebenden Heidenwelt hineinleuchtete. Seit einer Reihe von Jahren trug aber Br. Stanger den Wunsch in sich, nicht bloß wie bisher, als Laie, die ökonomischen Geschäfte, den Schulunterricht und die sonntäglichen Erbauungsstunden zu leiten, sondern auch die Ordination zu erhalten, um die Sacramente verwalten und seine kleine Haus-Gemeinde unabhängig von der Hülfe eines der benachbarten Brüder nach allen Seiten hin bedienen zu können. Gerne hätte die Committee ihm diese Bitte gewährt, wenn sie die Ueberzeugung hätte gewinnen können, daß Br. Stanger die erforderlichen Kenntnisse besitze. In Ermanglung derselben aber schlug sie demselben wiederholt seine Bitte ab. Dies gab Veranlassung zu mancherlei Verhandlungen, die, nachdem verschiedene Versuche, den lieben Bruder zufrieden zu stellen, gescheitert waren, endlich im Lauf des Jahrs 1849 mit der Entlassung desselben endigten. Sofort begab sich Br. Stanger nach Mangalur, wo ihm von Br. Mögling die Leitung der Druckerei anvertraut werden wollte. Da er aber auch dort nur unter der Verantwortlichkeit eines Andern hätte fortarbeiten können, zog er es vor, sich von den im Dienst der Londo-

ner Missionsgesellschaft stehenden Brüdern in Bellary als Laiengehülfe anstellen zu lassen.

Unter diesen Umständen stand die Malasamudra-Station eine Zeit lang verwaist. In der Zwischenzeit besorgten die Missionare von Bettigherry die nothwendigsten Geschäfte daselbst. Br. Hiller insbesondere führte die Aufsicht über die Zuckersiederei.

Schon im Herbst des Jahres 1849 indessen sonderte die Committee Br. Joh. Leonberger für die Station Malasamudra aus. Nachdem er bei unserm theuern Freunde, Hr. Kaufmann Reihlen in Mannheim und in der königlich württembergischen Zuckersiederei zu Hohenheim die nothwendigsten Kenntnisse in der Zuckerbereitung sich erworben hatte, reiste er über Marseille, Alexandrien und Bombai nach dem Ort seiner Bestimmung, und erreichte nach einer besonders glücklichen Fahrt von 27 Tagen mit 45 Pfund Sterling (er nahm unterwegs mit den Matrosen vorlieb) am 22. Februar Malasamudra.

Von dort schreibt er unter dem 5. März:

„Mit Freuden ergreife ich meine Feder, um Ihnen die ersten Zeilen von meiner neuen Heimath aus zu schreiben. Am 2. Februar reiste ich von Bombai ab. Ein indisches Schiff, das nach Goa fuhr, brachte mich für 9½ Ruppien nach Wingorla. Die Abreise geschah so schnell, daß ich in Eile mir meine Küche bestellen mußte. Abends 9 Uhr bezog ich meine Cabine, 10 Fuß lang und 6 Fuß breit; auf der einen Seite 4, auf der andern 5 Fuß hoch. Diese Cabine durfte ich der Sonne wegen den ganzen Tag nicht verlassen; da sie aber zu niedrig war, um auf einer Kiste ordentlich sitzen zu können, mußte ich mich ans Liegen und Sitzen nach indischer Weise gewöhnen. Da hieß es bei mir wie in dem Missionslied: „Schwer ist das Scheiden," und wieder: „Es ist ein fremder Laut von fremden Zungen, der hier zum unbekannten Pilger spricht." Der Capitän und seine Matrosen verstanden kein Wort Englisch. Einer der Letztern bediente mich und war mein Koch. Br. Isenberg in Bombai hatte ihm vorher alles gesagt, was

er zu thun habe. Er war ein römischer Katholik aus Goa; die übrigen, Heiden. Die Auszeichnung des Capitäns bestand in einer rothen Mütze und in einer rothen Jacke; die er indessen nur im Hafen trug; während der Fahrt bestand die Kleidung der ganzen Mannschaft aus einem kleinen Stück Zeug, einem Sacktuch ähnlich. Da der Wind schlecht war, erreichten wir Wingorla erst am 7ten Abends 3 Uhr. Die Leute brachten mich und meine Sachen nach Isenberg's Anweisung aufs Zollhaus, an dessen Verwalter, Hülfs-Collector, Herr Dalgel, ich eine Empfehlung von Br. Isenberg hatte. Hr. Dalgel, der etwas Deutsch redet und als Botaniker bekannt ist, nahm mich mit Freuden auf. Am 8ten erhielt ich Briefe, die mir die Nachricht brachten, daß Br. Kies am 9ten in Wingorla eintreffen werde, um mich abzuholen. Er kam Nachts 11 Uhr und brachte das Malasamudra-Pferd mit. Am 12ten Morgens 3 Uhr verließen wir Wingorla. Nun mußte ich zuerst reiten lernen, denn ich hatte früher nie auf einem Pferd gesessen. Ich fiel auch zwei Mal von demselben herunter; indessen hatte ich nicht weit zur Erde, denn das Pferd ist so klein, daß ihm zwei Fäuste bis unter mein Kinn fehlen. Das Beste aber war, daß ich jedes Mal gleich wieder aufsitzen konnte. Es ging auf der Straße nach Dharwar gerade fort; alle 5 oder 6 Stunden fanden wir ein Bangalo, wo man die nöthige Herberge findet. In den Häusern der Eingebornen, die man kaum den Schweinställen und Hühnerhäusern der deutschen Dörfer vergleichen kann, kann man nicht einkehren. Am 15ten Morgens 9 Uhr hatten wir Belgaum erreicht. Am 19ten mit Sonnenuntergang kamen wir in Dharwar bei Br. Albrecht an. Am 21sten Morgens trafen wir in Hubli bei Br. Müller und Deggeller ein. Am 22sten Abends brachen wir wieder auf, und Nachts 11 Uhr erreichten wir den uns von Hiller entgegengesandten Ochsenwagen, der uns Morgens 4 Uhr nach Malasamudra brachte. Mit Tagesanbruch zeigte mir Br. Hiller von dem flachen Dache des Hauses aus meine neue Heimath. Die Gefühle, welche beim Rückblick auf meine Reise und beim

Blick auf diese stillen Fluren, auf welchen noch die Schatten des Todes liegen, mein Herz bewegten, will und kann ich nicht beschreiben. Die Zuckersiederei fand ich gerade in vollem Gange. Die Arbeit wird bis Ende dieses Monats dauern. Ich will für dieses Jahr mich auf einige Versuche beschränken; eingreifende Veränderungen werden der Zukunft vorbehalten bleiben. So viel ich sehe, hat das Zuckermachen unter Samuel, eines Christen Aufsicht, einen guten Fortgang gehabt. Außer Samuel habe ich nur noch einen Christen getroffen; die übrigen sind nach Dharwar und Bettigherry gezogen. Dagegen sind 11 Knechte hier. An den beiden Sonntagen, die ich hier war, waren die Gottesdienste von etwa 30 Personen besucht. Es waren Knechte und Taglöhner mit ihren Weibern und Kindern. Ueber die Umgegend selbst will ich ein anderes Mal schreiben. Sie hat viel Aehnlichkeit mit dem württembergischen Strohgäu. Wie dort der Asberg, so liegen hier manche kahle Hügel von Eisenstein umher. Seit ich hier bin, fiel der Thermometer nie unter 18 Grad Reaumur, und stieg nie ganz auf 25; der Unterschied zwischen Tag und Nacht beträgt selten 4 Grad. Obgleich dies eine Hitze ist, die man auch in Deutschland kennt, so hat doch die Sonne weit größern Einfluß auf mich; in der Mittagszeit muß ich, wenn ich den 4 Minuten langen Weg zum Zuckerhause und Zuckerfelde, wo gegenwärtig die jungen Pflanzen gesetzt werden, mache, zu einem Hut mit zwei Ueberzügen noch den Sonnenschirm nehmen; denn angebrannte Kinder fürchten das Feuer. Wenn ich das Aeußere meiner Lage ansehe, so muß ich nach meinem Geschmack sagen: das Loos ist mir aufs Lieblichste gefallen. Br. Kies wird so lange bei mir bleiben, bis die Regenzeit vorüber ist und er wieder auf die Reise sich begeben kann. Er hofft, daß ich während dieser Zeit so viel Canaresisch bei ihm lerne, um später allein seyn zu können. In herzlicher Liebe Ihr geringer Zögling

Johannes Leonberger."

c) Mission auf den Nilgherries.

8. Station Käty (früher Katery).

(Angefangen im Jahr 1846.)

Missionare: M. Bühler mit Gattin. C. Mörike. J. F. Metz. Katechist: Satyanaden. Schulmeister: Mardochai und Sanurumuttu.

„Ein Jahr besonderer Heimsuchung liegt hinter uns. Der von Gott erwählte Urheber unserer hiesigen Mission ist nicht mehr unter uns. In ihm haben wir einen unserer wärmsten Freunde und treuesten Berather verloren. Eine Gebetssäule, an der wir einen unsichtbaren mächtigen Halt gehabt, ist uns gefallen. Wir trauern noch, gedenken aber des Worts: „Selig sind die Todten, die in dem HErrn sterben, von nun an. Ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit; denn ihre Werke folgen ihnen nach." Der theure Entschlafene bewahrte sein ungetheiltes Interesse am Werke des HErrn bis in den Tod und hat dasselbe noch in seinem Vermächtniß bestätigt.

„Die Arbeiterzahl war im verflossenen Jahre sehr wechselnd.

„Br. Weigle, der wie im vorigen Jahre seine Zeit vorzüglich dem wichtigen Geschäfte der Bibel-Uebersetzung gewidmet, verließ uns mit seiner Frau am Ende des Jahres, um in einem andern Missionsgebiete derselben Arbeit zu leben. In ihm ist derjenige aus unserer Mitte geschieden, der von uns zuerst die Hand ans hiesige Werk gelegt hatte.

„Br. Bühler war für den größesten Theil des Jahres von den Nilgherries abwesend, und nahm für längere Zeit an den Arbeiten des Katechisten-Instituts in Mangalur Theil. Nun aber sehen wir seiner Rückkehr mit seiner Frau mit um so größerem Verlangen entgegen, je mehr wir den Abgang der Geschw. Weigle fühlen.*

* Br. Bühler ist indessen mit seiner Frau glücklich auf den Bergen angelangt, leider aber bald nach seiner Ankunft von einer Unter-

„Br. Metz, der nach einem nochmaligen Versuch an der Küste zu einer schleunigen Rückkehr auf die blauen Berge genöthigt war, gewann seine Kräfte in kurzer Zeit wieder und stand die größere Hälfte des Jahrs in freudigem aktivem Dienst. Er ist nun für bleibend hier oben stationirt.

„Katery wurde im Laufe dieses Jahrs mit Kotagherry vertauscht, und Käty war für längere Zeit der Aufenthaltsort von Br. Metz.

„Unser Katechist half uns theils in der Aussaat des Samens des göttlichen Worts, theils in der Leitung der Katery-Schule. Die drei Schulmeister sind in Käty, Kotagherry und Kugaltore vertheilt.

„Die kleine Gemeinde von 24 Seelen besteht bis jetzt nur aus Nichteingebornen der blauen Berge. Die Gottesdienste nebst den täglichen Andachten wurden regelmäßig gehalten und besucht. In Folge der Verheirathung eines unserer Schulmeister, der früher selbst zur römischen Kirche gehört hatte, mit einer Katholikin, die nun unserer Gemeinde angehört, wurden mehrere Glieder von der Familie der Frau in nähere Berührung mit uns gebracht. Sie besuchten unsere Gottesdienste und Andachten für längere Zeit freiwillig und ungestört, bis der römische Priester davon unterrichtet wurde. Dieser, wie zu erwarten war, bedrohte die katholische Gemeinde in Kotagherry mit dem Interdikte, im Falle jene Katholiken die Gemeinschaft mit uns nicht aufgeben würden. Diese Drohung verfehlte an den noch ganz unerfahrenen Leuten ihre Wirkung nicht — sie zogen sich allmählig wieder von uns zurück. Die oben genannten Neuvermählten blieben bis jetzt standhaft. Das heilige Abendmahl konnte nicht so oft gefeiert werden, als wir hätten wünschen mögen. Außer obiger Verheirathung kamen in diesem Jahre zwei Kindertaufen vor.

leibskrankheit befallen worden, die ihn dem Tode nahe brachte. Doch ist er wieder außer Gefahr.

„Mit dem im letzten Berichte erwähnten Taufkandidaten haben wir im verflossenen Jahre Manches Erfreuliche, aber auch einiges Schwere erlebt. Er hatte als Rajpute und Sanyasi früher ein so ungebundenes Leben geführt, daß es für ihn, um in einen geregelten Lebensgang zu kommen, nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden gab. Er hatte sich seit einer Reihe von Jahren an den täglichen Genuß von Opium gewöhnt. Er machte Versuche, durch Verringerung der täglichen Quantität von Opium die so lange gehegte Gewohnheit allmählig abzulegen, fand aber selbst, daß es so nicht gehen würde, und entschloß sich frei, um des HErrn willen, auf einmal das Opium ganz aufzugeben. In Folge davon wurde er öfters unwohl und hatte noch Monate lang nachher von Kopfweh und Schmerzen in den Gliedern zu leiden. Wenn diese ihn befielen, ließ er sich leider hie und da verführen, durch betäubende Getränke Erleichterung zu suchen. Diese Verirrung, die bis jetzt die Taufe verzögert hat, ist darum um so mehr zu bedauern, als er sonst vielfache Beweise einer richtigen Erkenntniß des Heilsweges gegeben hat und unzweideutige Spuren von einer tiefergehenden Herzensänderung an sich trägt. Er genoß einen regelmäßigen Unterricht und las die heilige Schrift oft bis in die späte Nacht hinein mit großer Begierde und richtigem Verständniß. — Er hatte sich früher als Zauberer Manches verdient. Sein Zauberbuch verbrannte er kurze Zeit, nachdem er zu uns gekommen war. Doch kamen hie und da noch Versuchungen, und diese im Geiste des Evangeliums zu überwinden war für ihn keine kleine Prüfung. Eines Tages trieb ein Badaga seine Viehheerde am Hause vorbei, kam zum Sanyasi und klagte, daß ein Theil seiner Heerde sich in der Wildniß verlaufen habe. Mit der Klage verband er die Bitte, ihm mittelst eines Zauberspruchs wieder zu dem verlorenen Vieh zu verhelfen. Als Lohn für die gewünschte Hülfe bezeichnete er eine der schönsten Kühe der Heerde. Das Anerbieten war verführerisch, doch siegte der Gehorsam gegen die Wahrheit. — Er lernte, um Gottes Wort selbst in der Sprache lesen zu können, in der er

es zuerst gehört, canaresisch lesen und schreiben, was bei seinem vorgerückten Alter (zwischen 40 und 50 Jahren) keine leichte Aufgabe war. Er schämte sich nicht, mit den Schulkindern das Alphabet in den Sand zu schreiben, und sich von den Elementarschülern die Buchstaben vormalen zu lassen. In der letzten Zeit brachte er es mit viel Ausdauer dahin, einen Auszug aus dem Katechismus-Unterricht seinem an solche Uebungen gar nicht gewöhnten Gedächtniß einzuprägen. Wir leben so der freudigen Hoffnung, ihn in kurzer Zeit durch die heilige Taufe der Gemeinde einverleiben zu dürfen, nachdem er das Eine Nothwendige gefunden, das sein auf Jahre langen Pilgerreisen zu den heiligen Plätzen in ganz Indien unbefriedigter Geist vergeblich gesucht.

„Eines unserer Gemeindeglieder mußte wegen wiederholter Rückfälle ausgeschlossen werden.

„Das Heidenthum um uns her ist bis jetzt noch einer Festung gleich, die zwar manche Breschen erlitten hat, deren Mannschaft jedoch gegen den Sturm sich noch länger halten zu können glaubt, weil ihr armseliger Proviant noch nicht ganz aufgezehrt ist, und ihre Befehlshaber sich noch nicht davon überzeugen können, daß ein längerer Widerstand ihren unvermeidlichen Ruin zur Folge haben, eine zeitige Uebergabe aber ihnen Leben und Freiheit sichern würde.

„Die Zahl der Badagas, mit denen wir es vorzüglich zu thun haben, ist, in mehr als 200 Dörfern zerstreut, so weit wir sie schätzen können, etwa 12,000. Damit stimmt die von der Regierung angeordnete Schätzung, welche sie viel niedriger angibt (7000), nicht ganz überein. Die Anzahl der Badagas ist augenscheinlich im Wachsen begriffen. Die Todas dagegen, die aus mancherlei Ursachen, z. B. in Folge der unter ihnen nicht seltenen Polyandrie, immer weniger werden, sind kaum noch 400. Kotas, die in sieben Dörfern auf den blauen Bergen vertheilt sind, zählen wir etwa 500. Kurumbers und Irulers, die sich an den Abhängen der blauen Berge in den Wäldern aufhalten, nehmen wir einige Hundert an.

„Diese verschiedenen Stämme betrachten sich als eben so viele Kasten, die ihre eigene Lebensweise und religiösen Gebräuche haben. Die Badagas haben die Wodearu, welche Lingaiten sind, und eine herabgekommene Braminenkaste, Haroaru genannt, zu Priestern. Die Wodearu sind wieder abhängig von Lingapriestern im Unterlande in der Gegend von Mysore.

„Wir glauben sagen zu dürfen, daß im Allgemeinen die Stimmung gegen uns und gegen das Wort, das wir predigen, unter dem Volk, als Ganzem, eine günstigere wird. Früher unbesuchte Districte wurden besucht, an vielen Orten durch wiederholte Besuche und Ansprachen nähere Bekanntschaften angeknüpft und unterhalten, so daß wir Aussicht haben, in einer nicht gar fernen Zukunft zu der Bevölkerung der blauen Berge in einem Verhältniß, ähnlich dem von wohlbekannten Freunden und Berathern, zu stehen.

„Wir wissen jetzt nicht nur von Schulkindern, sondern auch von Eltern, daß sie am Abend in ihren Häusern nicht nur für sich selbst, sondern mit Andern das Wort Gottes oder Traktate im Tamil und Canaresischen lesen. Ein Badaga sagte einmal, das Wort Gottes sey oft so süß, daß er Essen und Schlafen darüber vergesse. Bei einigen Todas fanden wir ein Tamil-Testament, das sie, ohne es lesen zu können, als heiliges Buch behandeln und bei ihren religiösen Verrichtungen Morgens und Abends damit die Stirne berühren.

„Andere, die eine dunkle Ahnung von der Heilskraft des Namens Jesu haben, nahmen ihn unter ihre übrigen Götternamen auf und glauben ihn nicht mehr entbehren zu können, wenn Alles gut gehen soll.

„Wie wenig Vertrauen sie in ihre eigenen Götzen setzen, zeigt folgende Geschichte. Als Br. Metz im Begriff war, den Kunde-District zu besuchen, bestellte er in einem Badaga-Dorf Quartier und Lebensmittel, und wurde einer freundlichen Aufnahme zum Voraus versichert. Als er sich aber dahin wirklich auf den Weg machte, erhielt er

von dem Gauda jenes Dorf's die Botschaft, daß er Anstand nehme, den Diener des HErrn in sein Dorf aufzunehmen, indem der Dorfgötze, dadurch in Schrecken gesetzt, sich flüchten würde.

„Die Furcht vor dämonischen Kräften und der Mangel an lebendiger Erfahrung läßt sie noch nicht die Einzigkeit des Namens Jesu erkennen.

„Einer unserer christlichen Schulmeister sah eines Tags den Hauptmann eines Districts, von einer Anzahl Leute umgeben, am rauschenden Gebirgsbache knieen und hörte ihn unter einer Menge verschiedener Götzennamen auch den des Weltheilandes aussprechen. Nachher nahm der Schulmeister den Mann bei Seite in ein nahes Wäldchen, fiel auf die Erde nieder und betete in dem Einen Namen, der den Menschen gegeben ist, darin sie selig werden sollen. Der Heide bekam einen Eindruck und mußte bekennen, dies sey die allein würdige Weise, dem HErrn des Himmels und der Erde Gebetsopfer darzubringen.

„Bei mehrern großen Festen (Manemele genannt), die in diesem Jahre zu Ehren einer ausgestorbenen Generation gefeiert wurden, bei Leichenbegängnissen und andern Gelegenheiten, wurde die Wahrheit manchem Herzen nahe gelegt. Manche unter den Badagas beklagen das unter ihnen eingerissene Verderben, und bekennen hie und da unter Thränen: so könne es nicht mehr lange fortgehen, wenn nicht Hülfe komme. Diese Stimmung bahnt den Weg für die gute Botschaft vom Mittler und Heiland, dessen heiliger Name nun Vielen bekannt ist.

„Ein Badaga verließ einmal sein Dorf und Familie und kam zu Br. Mörike, um bei ihm zu bleiben und den Weg des HErrn kennen zu lernen. Dieser nahm ihn nach vorhergehender Prüfung auf Hoffnung auf, stellte ihm aber zugleich vor, daß mancherlei ihm jetzt unerwartete Anfechtungen ihn befallen werden. Diese blieben auch nicht aus. Weib und Kinder kamen und suchten ihn mit Bitten und Drohen zur Rückkehr zu bewegen. Als dies nichts half, wurde ein Mittel ergriffen, um auf sein Vaterherz

zu wirken. Es hieß, sein jüngstes Kind sey am Fieber todtkrank, und zugleich erklärte ihm sein Weib mit einer Betheurung, wenn er beim Padri bleibe und nicht mit ihr zurückkehre, so nehme sie sich durch Opium das Leben (ein unter irgend welchen drückenden Verhältnissen leider gar nicht seltener Fall). Da konnte er nicht mehr widerstehen und bat um Erlaubniß, bis sein Kind wieder wohl sey, heimgehen zu dürfen. Wir sahen ihn seitdem mehrmals, fanden ihn in seinem Verlangen nicht geändert, aber noch nicht hinlänglich vorbereitet, den entscheidenden Schritt zu thun.

„In unsern drei Schulen haben wir 70—80 Knaben, deren Fortschritte in biblischer Erkenntniß, in Lesen, Schreiben, Geographie und Rechnen, sehr erfreulich sind. Einige sind im Canaresischen und Tamulischen gleich weit voran, und Einer hat sogar im Englischen einen guten Anfang gemacht. Letzterer kaufte neulich, da er kein baares Geld aufzubringen wußte, um ein dem Preise entsprechendes Quantum Milch ein englisches Neues Testament.

„Die früher in Sullugodu errichtete Schule mußte um des unregelmäßigen Besuchs der Kinder willen aufgegeben werden. Dagegen in Rugaltorre wurden wir dringend gebeten, eine Schule anzufangen. In diesem Dorfe, das einen der besten und einflußreichsten Gaudas zum Vorsteher hat, erkennen die Leute das Wohlthätige einer Schule. Diese ist jetzt auch in gutem Gange. Nicht nur Knaben, sondern junge Männer, die den Tag über ihren Feldgeschäften nachgehen, kommen des Nachts, die Wohlthat des Unterrichts zu genießen. In einem Districte, da wir früher schon eine Schule angeboten hatten, konnten die Dorfvorsteher lange zu keinem Entschlusse kommen. Sie hatten berathende Versammlungen unter sich und schoben den Termin der Beschlußnahme immer wieder hinaus. Als sie sahen, daß uns ihre Unentschlossenheit und Zurückhaltung betrübe, sagten sie unter sich: „Wenn wir den Padre so betrüben, so wird uns sein Gott strafen,“ und baten am Ende selbst um eine Schule.

„Mit der Uebersetzung des Evangeliums Lucä in die Badagasprache wurde von unserm theuren entschlafenen Freunde ein guter Anfang gemacht, den wir in kurzer Zeit weiter zu führen gedenken.

„Der HErr, unser Gott, der uns im verflossenen Jahre durch Nehmen und Geben wunderbar heimgesucht hat, sey uns ferner freundlich und fördere das Werk unserer Hände bei uns, ja das Werk unserer Hände wolle Er fördern! C. Mörike.

J. F. Metz.“

Diesem Bericht unserer Missionare haben wir zur Erläuterung und Vervollständigung folgendes beizufügen.

Als auf den Wunsch und das dringende Ansuchen unsers theuern Freundes, des sel. Hrn. Casamajors, die Mission auf den Nilgherries begonnen wurde, ließen sich unsere Brüder zuerst in Katery nieder, um ganz in seiner Nähe zu seyn. Sie bezogen dort ein kleines Haus, das einem englischen Freunde gehörte, und wohnten in demselben zur Miethe. Später erwarb unsere Gesellschaft in Kotagherry, einem nur einige Stunden von Katery liegenden Dörflein, ein eigenes Haus, und die Missionare vertheilten sich nach dem Bedürfniß ihrer Arbeit auf Katery und Kotagherry. Im Laufe des verflossenen Jahres dagegen trat mit dem Tode unsers theuern Freundes in den äußern Verhältnissen unserer Nilgherry-Mission eine bedeutende Veränderung ein. Schon früher hatte der sel. Hr. Casamajor einen Theil unserer Ausgaben für die Nilgherry-Mission bestritten. Nun hinterließ er bei seinem Tode eine testamentarische Verfügung, kraft welcher die Basler-Mission auf den Nilgherries den größten Theil seines Vermögens, das in mehrern Besitzthümern auf den blauen Bergen und in Westindien besteht, erben sollte; so jedoch, daß die Gesamthinterlassenschaft capitalisirt und als eine Stiftung für die Nilgherriy-Mission von einem je aus zwei Engländern und dem Senior der Basler-Missionare bestehenden Rath verwaltet werden, die Zinsen aber unserer Committee als Beitrag zu den Unter-

haltungskosten der Mission auf den blauen Bergen zur Verfügung gestellt werden müssen. Durch diese ebenso rühmens- als dankenswerthe Stiftung hat sich unser seliger Freund, dessen treuer Liebe der HErr vor Seinem gnadenreichen Angesicht reichlich lohnen wolle, theils ein bleibendes Andenken unter uns gesichert, theils die von ihm während seines Lebens immer angestrebte Gewißheit verschafft, daß die von ihm mit so vielem Eifer bevorwortete und unterstützte Mission nach seinem Tode nicht allein nicht aufhören, sondern auch sich immer mehr befestigen werde. Vor der Hand zwar wird diese Mission ohne Zuschuß aus unserer Kasse auch jetzt noch nicht bestehen können, dagegen ist jedenfalls ihre Erhaltung in hohem Grade durch diese Stiftung erleichtert und ihre pekuniäre Unabhängigkeit von der Missionskasse zu Basel weit näher gerückt, als dies bei jeder andern Station unserer Gesellschaft der Fall ist.

Im Zusammenhang mit dieser eben mitgetheilten Schenkung steht die beabsichtigte Vereinigung und Niederlassung aller unserer Missionare in Käty!; einem der Güter des Hrn. Casamajor, von welchem die von Frau Miss. Weigle gezeichnete Skizze, die wir diesem Jahresbericht beigelegt haben (s. Titelkupfer), eine Darstellung liefert. Diese Verschmelzung unserer beiden Nilgherry-Stationen in Eine ist zwar zunächst nur durch den Umstand empfohlen, daß es unmöglich ist, das Gut Käty einigermaßen vortheilhaft zu verkaufen oder ohne Anstellung eines europäischen Oekonomen zu verwalten; sie erscheint aber um so zweckmäßiger, weil sie ebensowohl der Kasse der Casamajorschen Stiftung als der Missionskasse wesentlichen Vortheil zu bringen verspricht, indem jene durch die Uebernahme des Guts von Seiten unserer ostindischen Mission in den Stand gesetzt wird, dem Willen des Stifters, die Güter zu capitalisiren, ohne Verlust nachzukommen, diese aber die nöthigen Gebäulichkeiten erhält, um theils ihre dort stationirten Missionare unterzubringen, theils den vom Arzt wegen Krankheit auf die Berge geschickten Brüdern eine gastliche Stätte zu bereiten.

d) Mission im Malajalim-Lande.

9. Station Cannanur und Tschirakal.

(Angefangen im Jahr 1845.)

Missionar: S. Hebich. Geschw. Gundert. Schw. Kegel. Katechisten: Timotheus. Jakob. Gnanamuttu. Jos. Searle. G. Obrien. Joseph. James Duncan und Timotheus 2.

„Durch die gnädige Fügung Gottes ist unsere Station im vergangenen Jahr in eine neue Epoche getreten. Es sind nämlich die Geschwister Gundert von Tellitscherry samt der Mädchenschule und deren Lehrerin J. Kegel hieher versetzt worden. Wir haben die Einrichtung getroffen, daß diese auf der Nebenstation Tschirakal wohnen, wo es an Raum nicht fehlt und die nöthigen Bauten am leichtesten ausgeführt werden konnten. Dieser Arbeit unterzog sich Br. Hebich, nachdem er im Februar und März die üblichen Festbesuche gemacht hatte. Vom 14—21. Februar nämlich war er in Pajawur, wo die fortgesetzte Predigt an die Tausende sichtlichen Eindruck machte. Der Besitzer des dortigen Tempels klagt, er habe, seit diese Missionspredigt angefangen, in jedem Jahr 200 Ruppien Verlust. Diesmal suchten uns die Feinde durch List und Drohung zu entfernen. Der HErr aber gab uns Gnade, unsere Arbeit mit so wenig Störung wie bisher vollenden zu können. Auch auf dem Taliparambu-Fest (6—17. März) hörten wir die Verwaltung klagen über die Einbuße, welche dieser jährliche Besuch ihrer Kasse zufüge. Das Wort wurde wieder laut verkündet, auch viele Bücher vertheilt, und wir glauben gewiß, daß diese Aussaat ihrer Zeit aufgehen und Frucht tragen wird zum Preise Gottes.

„In den Monaten April und Mai versah Br. Gundert die Predigt in Cannanur, während Br. Hebich die Woche über in Tschirakal beschäftigt war. Noch vor der Monsun konnten, dem HErrn sey Dank, die neuen Einrichtungen alle vollendet werden. Nachdem am 21. Mai die Geschwister mit der Mädchenanstalt ihren neuen Wohnort bezogen hatten, gingen die 18 Knaben, die bisher dort gewohnt, am 4. Juni nach Tahe. Die Geschäfte wurden so vertheilt, daß während Br. Hebich besonders die Gemeindeleitung fortführte, Br. Gundert sich der Schularbeit vorzugsweise unterzog. Zunächst hatte der letztere die Aufgabe, unsern Paul, die Erstlingsfrucht der Tschirakal-Predigt, nachdem er im Tellitscherry-Institut einen Kurs bestanden hatte, in den Unterricht der Knaben einzuleiten. * Bis zum Ende des Jahrs ist ihre Zahl auf 23 angewachsen. Ihre Lehrfächer beschränken sich auf das Nothwendigste. Diese und andere Arbeiten wurden unterbrochen durch eine langwierige Krankheit, die Br. Gundert das Sprechen zuerst beschwerlich und vom August bis November unmöglich machte. Er hat nun Aussicht auf baldige Genesung. Durch diese Unterbrechung ist in manche Zweige unsers Werks Störung gekommen. Zum Preise Gottes aber dürfen wir sagen, daß in der Hauptsache kein Rückgang, sondern eher unter allen Schwankungen mehrfacher Fortschritt zu vermerken war.

„Aus der Gemeinde hat Gott sechs Erwachsene und ein Kind in die andere Welt gerufen. Die letztverstorbene, Elisabeth, seit Jahren im Mädchen-Institut erzogen, verschied an derselben Krankheit, wie vor einem Jahr ihr begabter Bruder John, nämlich an der Schwindsucht. Sie litt, was ihr der Heiland auflegte, mit großer Geduld, und erbaute noch an ihrem Abschiedsmorgen (4. Januar 1850) die Zurückbleibenden durch ihre festgegründete Hoffnung und ernste Ermahnungen. Auch über die andern Abgeschiedenen haben wir keine Ursache zu trauern; sie waren meistens alt

* Paul wurde verheirathet mit Martha, einem Schulmädchen, den 21. October 1849.

und schon seit Jahren mehr oder weniger verlangend nach ewigem Leben; ein Greis, Bartholomäus, der erst in diesem Jahr in Rückfall gerathen war, kam noch in den letzten Tagen zur rechten Einsicht. Der HErr sey gelobt für alle seine Heilserweisungen!

„Durch die heilige Taufe sind sieben Kinder und zwei Erwachsene in die Kirche aufgenommen worden. Die letztern sind Wittwen, welche schon geraume Zeit im Wort Gottes unterrichtet worden sind. Fünf oder sechs andere Taufkandidaten in ähnlichen Umständen, d. h. von Menschen verlassen und schwach begabt, mußten bis jetzt abgehalten werden, weil die Wahrheit ihres Verlangens sich nicht klar genug erwies. Einige versprechendere Seelen sind erst in den letzten Monaten herzugekommen; wir hoffen, sie werden die Gnade Gottes nicht vergebens empfangen.

„Eine neue Arbeitsthüre thut sich auf durch die Verbindung der Nebenstation Andscharkandi mit Cannanur. Wir ließen es uns angelegen seyn, die dortigen Christen in einigen Verkehr mit der hiesigen Gemeinde zu bringen. Daher haben nicht nur Br. Gundert und vom September an Br. Hebich regelmäßige Besuche unter ihnen abgestattet, sondern es wurden auch Besuche der eingebornen Arbeiter eingeleitet, um die Hände des dortigen Katechisten Timotheus zu stärken: und die dortigen Communicanten wurden soweit thunlich zum Abendmahlsgenuß nach Cannanur eingeladen. Sie gehören fast alle zu der tieferniedrigten Pulaja- oder Sclaven-Kaste, und haben nicht bloß durch Worte und Freudenthränen, sondern durch neuen Ernst in der Nachfolge Christi gezeigt, daß sie ihre Erhöhung verstehen und nützen lernen; während der hiesigen Gemeinde, beides Weißen und Schwarzen, ein neuer Sporn gegeben wurde, nicht hinter den Elendesten des Landes zurückzubleiben. — Am Jahresschluß sind durch die heilige Taufe 25 Erwachsene aus den Katechumenen dieser Nebenstation in die Kirche aufgenommen worden: ein gesegneter Tag für uns alle. Die letzte der 11 Communionen, die in diesem Jahr gehalten wurden, fiel in die Nacht des 31. December,

wo wir alle, Weiße und Schwarze, uns in großer Zahl * versammelt hatten, das alte Jahr im Namen Jesu abzuschließen und aus Seinem Fleisch und Blut für das neue Jahr Muth und Kraft zu schöpfen. Wir nahmen dabei insbesondere alle Namen in unsere Erinnerung, die uns hier im HErrn lieb und werth geworden sind, und flehten, daß wir mit ihnen Eins bleiben und immer mehr Eins werden, bis wir Ihn sehen, wie Er ist!

„Unsere Katechisten haben ihre Arbeit das Jahr über mit Treue fortgesetzt. Die Brüder Obrien und Joseph (letzterer verheirathet 12. August) haben im September eine Wohnung inmitten der Tamil-Bevölkerung bezogen, damit auch dort das Zeugniß vom Namen Jesu fortwährend ergehe. Duncan zog nach Jagi und lernt da noch an der Sprache. In David, Josephs Bruder, hat der HErr soweit gesiegt, daß er sich endlich dem Dienst des HErrn hingegeben hat. Er ist daher am 16. September in der Gegenwart beider Gemeinden dem HErrn übergeben worden, auf ähnliche Weise, wie die vier Knaben im vorigen Jahre, und diese fünf Präparanden werden nun mit unserm übrigen Werke der brünstigen Fürbitte unserer Freunde empfohlen. Die Straßenpredigt und Tractatenvertheilung in Cannanur ist von Br. Hebich mit ihnen besonders im Monat December eifrig betrieben worden.

„Die Mädchenschule war in den ersten Monaten des Jahrs auf 31 Kostgänger angewachsen, von welchen jedoch drei an Glieder der Tellitscherry-Gemeinde verheirathet wurden, ehe die Uebersiedlung nach Tschirakal statt fand. Hier stießen zu ihnen noch 14 Mädchen der Cannanur-Schule, und durch Neuaufgenommene stieg die Zahl bis auf 52. Es haben sich aber im Verlauf des Jahres drei von ihnen mit Gliedern der Cannanur-Gemeinde ehlich verbunden; andere sind nach kurzem Aufenthalt von den Verwandten wieder weggenommen worden. Die jetzige Zahl

* Ein weißer Bruder (Europäer) hat 178 Communicanten gezählt.

ist 47, darunter 10 Communicanten. Mehrere haben um Zulassung zum heiligen Abendmahl gebeten, und halten gute Gemeinschaft mit den erwachsenen Schwestern. Auch wird einigen bald die heilige Taufe zu Theil werden können. Die Kinder sind im Ganzen gehorsam und fleißig, sowohl im Lernen als in mannigfaltiger Handarbeit. Der friedliche Heimgang ihrer ältesten Gespielin Elisabeth hat bei manchen guten Eindruck gemacht, und es ist besonders auch bei den jüngeren oft ein rechter Trieb zum Gebet zu verspüren.

„Die weiße Gemeinde ist in diesem Jahr bei allen Veränderungen und Kämpfen dem Siege zugegangen; auch wurde ein Stein des Anstoßes um den andern aus Gnaden hinweggenommen. (Es hat nämlich der puseyitische Caplan die Methodisten und Dissenters uns in die Capelle jagen müssen.) Am Schluß des Jahres waren wir Alle in Einem Geiste vereinigt beim heiligen Mahl des HErrn, und glauben, daß es hinfort dem HErrn der Kirche gefallen wird, uns reichlich zu stärken und zu mehren nach Innen und nach Außen, zu einer lebendigen und thätigen Missionskirche. Wie schon früher, so fühlen auch jetzt die weißen Glieder der Gemeinde einen besondern Zug der Gemeinschaft zu den schwarzen Brüdern, und so auch hinwiederum die schwarzen zu den weißen. In dem Bewußtseyn, daß uns das herrliche Evangelium anvertraut ist, um es unter die Tausende um uns her zu bringen, beten wir demüthig, daß wir Alle, ein Jedes in seinem Theil, in dieser Gottesarbeit treu erfunden werden vor Ihm, und daß es Ihm wohlgefallen möge uns ferner in diesem seligen Geschäft zu gebrauchen nach seiner großen Barmherzigkeit. Amen.

„Die Schulen in Cannanur, Tahe und Attadapa werden fleißig besucht und im Namen des HErrn von uns besorgt. Eine Pulaya-Schule im Norden von Tschiracal war im Anfang des Jahrs zu Stande gekommen, verfiel aber gar bald durch die Unbeständigkeit der armen Leute.

„In Tahe ist der HErr gerade wieder mit der demüthigenden Krankheit, den Pocken, eingekehrt, nachdem Er

unser Haus durch neugekommene Heidenknaben gefüllt hatte. Einen der letztern hat Er heute durch diese Krankheit in eine andere Welt abgerufen. Ihm sey Ehre und Anbetung für Alles, was Er thut. Unser Gott heißt Jehovah Jesus, und, der uns die Krankheit sendet, ist derselbe, der uns von seinem heiligen Geist sendet und täglich uns füllt mit allen Segnungen seines Hauses, beides für dieses und das zukünftige Leben.

„Wir sind mehr als je entschlossen, Ihm völlig zu dienen und Ihm treu zu bleiben bis ans Ende; und beten mit reumüthigem Herzen, daß unsere letzten Werke besser werden als die ersten. Und wir möchten uns auch in diesem Sinn erlauben, Euch alle, theure Seelen, die Ihr des guten Hirten Stimme hört, wo Ihr auch immer seyn möget, zu bitten und aufzufordern, daß Ihr Euch zu gleichem Entschluß mit uns vereinigt in Ihm, der unser Haupt ist, und mit brünstiger Fürbitte auch für uns vor dem Gnadenthron erscheinet und nach Kräften mitkämpfet. Amen.

„Dem allein weisen Gott, Ihm sey Ehre durch Jesum Christ, in Ewigkeit! Amen. Röm. 16, 27.

Samuel Hebich.
Herrmann Gundert.“

Uebersicht.

Cannanur 1849.	Getaufte im Ganzen	Getaufte Commun.	Getaufte Kinder.	Ausgeschlossen.	Zunahme von 1849.	Gestorb.	Katechumenen. Erwachs.	Katechumenen. Kinder.	heidnische Hörer.	Schulen. Mädchen.	Schulen. Knaben.	Schulen. Tagschul.
Englische Gem.							Zuhörer aller Art etwa 30					
Englndr.	19	10	9									
Halbkaste	27 } 107	16	11									
Soldat.	61	M. 37 W. 8	16		c. 20							
Tamil u. Malayalim.	54	36	9	9		7	3					
Tahe	30	15	15				1	5 Kn.			23	
Tschirak.	59	M. 5 W. 9 L. 10	35									150
Attabap.							4	10		47		
Andscherkandy.	83	alte 23 neu 8 get. 25	25	2		1		10	8			
	333	202	84	11		8	8	25	8	47	23	150

Dazu die Missionsgeschwister: 2 Missionare, 1 Frau, 1 ledige Schwester, 2 Kinder.

NB. In Tahe und in Tschirakal sind hier die Knaben und die Mädchen zweimal gerechnet, einmal unter der Rubrik Boarding-Schulen, und dann vertheilt unter Getauften, Communikanten und Kindern und Katechumenen.

Br. Hebich schreibt noch besonders unter dem 3. April 1850:

„Geliebte Väter und Brüder im HErrn Jesu, Gnade, Barmherzigkeit und Friede sey mit Ihnen Allen, Amen. Es ist jetzt ein Jahr, seitdem es dem HErrn und Ihnen gefallen hat, mir die l. Geschwister Gundert und Jungfer Kegel mit der Tellitscherry-Mädchenschule beizuzählen; damit ist dann auch Andscharkandy nachgefolgt; und seitdem ist auch meine Arbeit und meine Freude und meine körperliche Gesundheit bedeutend vermehrt und verbessert worden. Meine Furcht in und für die Arbeit ist minder, und meine Arbeit fester, sicherer und freudiger geworden. Es hat zwar dem HErrn gefallen, bis jetzt meinem l. Br. Gundert die Sprache für die Predigt wegzunehmen (gerade als wir in unserer guten Meinung in der Predigt recht tüchtig zu arbeiten im Begriff waren); demungeachtet hat doch seine Persönlichkeit und seine übrigen Arbeiten einen so gesegneten Einfluß auf mich, daß ich nicht anders kann, als hier dem HErrn die Ehre geben, daß ich ganz fröhlich bin, und dem HErrn, wie die Sachen jetzt bei uns stehen, nicht genug danken kann.

„Ich komme gerade von großer Arbeit heraus, der Pajawur-Predigt, der Taliparambu-Predigt und dem Osterfeste.

„Die Predigten auf diesen Jahresfesten sind großartig (nach meinem Urtheil); sie liefen höchst gesegnet, und, der Natur der Sache nach, friedlich ab. Nur am Freitag Morgens wurden wir in Taliparambu einmal gesteinigt, wo Timotheus und Joseph fast auf dem Felde liegen bleiben mußten; aber durch Gottes Wundergnade ging Alles ordentlich ab; ich, dem's galt, ging ganz frei aus! Das Wort des HErrn wirkte als ein Sauerteig, der Verheißung gemäß unter dem Volke, und ich habe die freudige und gewisse Hoffnung, daß die Zeit kommen wird, wo es dem Haupte der Gemeine gefallen wird, auch über die Tausende um uns herum, die jetzt noch Heiden sind, seinen heiligen Geist auszugießen. Ich hebe deßhalb

getrost mein Haupt zu Ihm empor und fühle mich angethan mit Gotteskräften aus seinem Heiligthume für das große Gotteswerk, uns aus Gnaden zugedacht und anvertraut.

„Seitdem es dem guten HErrn gefallen hat, Andscharkandy mit der Cannanur-Gemeine zu verbinden, ist der Andscharkandy-Gemeine ein sichtbarer Segen vom HErrn zu Theil geworden. Viele von den Gemeinde-Gliedern haben die Sünde verlassen (besonders Trinken, Huren, Stehlen, Lügen rc.) und sind wieder belebt worden. Am Jahresschlusse wurden 25 neue Glieder in Cannanur getauft, und darnach kehrte der HErr mit der schrecklichen Seuche (wilde Pocken), die wir schon zuvor in Tahy hatten, unter ihnen züchtigend ein; es lagen über 90 Leute von ihnen daran krank; (in Tahy starben daran etwa 5 und in Andscharkandy etwa 10 Seelen). Es gefiel dem treuen HErrn unsern kindlichtreuen Mahe-Timotheus, der mit der Andscharkandy-Gemeine als Katechist zu uns stieß, durch diese Krankheit seliglich zu Ihm zu nehmen. Dieser Verlust, wenn ich so sagen darf, war hart für uns. (Seine Wittwe und drei Kinder sind gegenwärtig noch in Mahe bei ihren Verwandten — sie noch krank). Mitten in dieser Heimsuchung konnten wir unsern l. Obrien mit Juda und seiner Frau zur Bedienung der Andscharkandy-Gemeine senden, und sie haben frei und freudig ihr Leben gewagt und treu gedient. Am Charfreitag kamen in diesem Jahre zum ersten Mal wieder unsere Andscharkandy-Brüder und Schwestern zum heiligen Abendmahle nach Cannanur (26 Brüder, 16 Schwestern, 11 Ungetaufte); und mit ihnen ging unser Cannanur-Timotheus (meine Erstlingsfrucht in Cannanur) mit seinem Weibe und zwei Kindern, um fernerhin unter der Andscharkandy-Gemeine als Katechist im Namen Jesu zu dienen. Unsere Katechisten machen mir Alle viel Freude; es sind meine lieben treuen Kinder; nur Duncan hat es schwer, sich so niedrig zu stellen; doch ist ihm wieder Buße gegeben, und ich hoffe, daß er nun bald über das Schwerste hinaus seyn wird. Der Tschirakal-Paul,

der einige Zeit in Tellitscherry war, ist nun auch schon wieder über ein Jahr hier bei mir, ist verheirathet, und macht sich gut. Seit unser Timotheus nach Andscharkandy ist, ist Joseph und Duncan in Tahy; Joseph besorgt die Knaben; Obrien und Paul ist im Pareier-Dorf; Gnanamuttu und Searle bei mir im Gehöfte; Jakob und Tellitscherry-Joseph in Tschirakal. Die fünf Knaben Daniel, Joseph, Herrmann, Georg und David sind wackere Jünglinge. Georg ist jetzt der Vorsinger in der Gemeine. Auch Benjamin ist wieder gekommen, und thut Buße; er war von Anfang an fürs Werk bestimmt.

„Wir arbeiten jetzt in der Stille mit einander fort, bis der HErr uns fähig glaubt, etwas Neues anzufangen. Wir lernen unsere Arbeit mit Furcht und Zittern.

„Die schwarze Gemeine, die meistens aus unsern eigenen Leuten besteht, nebst den Knaben und Mädchen, macht mir viel mehr Freude als Sorge; ich bin voll Freude und Danksagung unter ihnen.

„Den 3. Februar, als am ersten Sonntage, an welchem unsere Soldaten-Brüder zum ersten Male in unsere Kirche commandirt wurden, wurden Zwanzig, Mädchen, Kinder und Weiber getauft, zwei Römische eingesegnet und in die Gemeine aufgenommen, und vier confirmirt.

„Die weiße (Europäer) Gemeine hebt die schwarze gewaltig. Von den Soldaten wird einer nach dem andern durch das Wort der Wahrheit gewonnen. — Es ist jetzt bei ihnen etwas ganz Neues eingetreten: sie werden amtlich jeden Sonntag anstatt in die englische Kirche, jetzt in unsere Kirche commandirt, etwa 30 bis 40 Brüder; daher haben wir jetzt jeden Sonntag Morgen von 10 bis 12 Uhr eine Kirche voll von Leuten. Dazu kommen dann die europäischen Herren und Damen, und die schwarze Gemeine; ich predige dann Englisch und Jakob machts Malajalim, oder Joseph Tamil; ich glaube, ich irre nicht, wenn ich sage, daß unsere Gemeine immer mehr eine Missions-Gemeine wird.

„Nachdem ich Ihnen hier kurz die Gnade des HErrn in seiner Arbeit hier unter den Seelen und in meinem Herzen geschildert habe, erlauben Sie mir auch kurz Ihnen, theure Väter und Brüder, meinen herzlichen und demüthigen Dank abzustatten für alle Ihre Liebe und Nachsicht, womit Sie mich für und für so reichlich bedacht haben. Besonders auch dem vielgeliebten Hrn. Insp. Hoffmann meinen demüthigsten und brüderlichsten Dank für die der Mission und mir so viele Jahre hindurch geleisteten Dienste; und dem werthen neuen Hrn. Insp. Josenhans meine Hochachtung und alle Segenswünsche zu dieser seligen Arbeit Gottes. Ihnen Allen, verehrte und theure Herren und Brüder im seligen HErrn Jesus, die alte und neue Versicherung, daß ich Sie von ganzem Herzen liebe und hochachte und verbleibe im Namen Jesu Ihr treu ergebener

Samuel Hebich."

10. Station Tellitscherry nebst Tschombala.

(Angefangen im Jahr 1839.)

Missionare: C. Irion mit Gattin. G. Fried. Müller mit Gattin. Christian Müller mit Gattin.
Katechisten: Thomas, Mattu, Taddai, Paul, Mattai.

„Wir haben die Freude Ihnen hiemit den Jahresbericht unserer Station vom Jahr 1849 zuzusenden und hoffen, wenn er auch nicht so reich ist, wie wir so gerne wünschten, es werde sich dieses und jenes darin finden, das Sie zum Danke gegen den HErrn auffordern dürfte.

I. Mission im engern Sinn.

„Das nun zurückgelegte Jahr ist für unsere Station ein Jahr der Trennung und Beschneidung gewesen. Den 16. März vergangenen Jahres verließ uns Br. Chri-

stian Müller mit Familie, um sich auf unserer Nebenstation Tschombala anzusiedeln. Mit den Geschwistern schied von unserer Station natürlich auch die schöne Arbeit in Tschombala und Waddageri. Den 21. Mai verließen uns auch die Geschwister Gundert, und Jungfrau Kegel, um sich der Station Cannanur einzuverleiben. Sie nahmen die hiesige Mädchenschule mit sich, so wie auch die Arbeit auf der Nebenstation Andscharkandy. Unsere Zahl wurde also um mehr als die Hälfte vermindert. Freilich nahmen die Scheidenden auch ein gutes Theil der Arbeit, aber auch den ergiebigsten und angenehmsten Theil mit sich hinweg. Die Zurückgebliebenen fühlten sich daher für den Anfang ziemlich verwaist und doch mehr mit Arbeit beladen als früher; doch ging's bis jetzt mit Gottes Hülfe.-

„Diese zurückgebliebenen Arbeiter mit dem übrigen Missionspersonal sind: die Brüder Christian Irion mit Frau und drei Söhnen, und Georg Friedrich Müller mit Frau, einem Sohne und einer Tochter. Katecheten haben wir gegenwärtig bloß Einen, unsern wackern Thomas. Mattu und Taddai sind als Lehrer an unserm Knaben-Institut thätig und gehören also auch in den Kreis der Arbeiter. Wir hatten uns das ganze vergangene Jahr eines solchen Maßes von Gesundheit zu erfreuen, daß es uns möglich war, unausgesetzt der Arbeit vorzustehen. Das heißt freilich nicht so viel, als hätten wir einer europäischen Gesundheit genossen; denn, wenn man in Indien sagt, man sey gesund, so hat das einen anderen Sinn als in Europa.

„Unsere Gemeinde hier ist durch die beschriebenen Veränderungen auch herabgeschmolzen. Da wir früher die hiesige Gemeinde und die auf den Nebenstationen mehr oder weniger als Eine betrachteten, so war es uns nach der Trennung etwas ungewohnt, nur so eine kleine Zahl um uns versammelt zu sehen. Ueber den allgemeinen Zustand der Gemeinde können wir Folgendes sagen: Einige Glieder machen uns Freude, indem wir an ihnen ein Leben aus Gott wahrnehmen; über andere sind wir mehr im Zweifel und auf Hoffnung besserer Zeiten verwiesen, während wie-

der Andere eingeschlafen sind und also auch in ihrem Thun als Nachtwandler erscheinen. An unsern sonntäglichen Gottesdiensten nehmen freilich Alle regelmäßig Theil, sowohl Morgens als Abends. Auch unsere täglichen Morgen- und Abend-Andachten, in denen Morgens das Alte und Abends das Neue Testament erklärt wird, werden von den in unserer Nähe wohnenden Gemeinde-Gliedern regelmäßig besucht; außerdem hat der männliche Theil unter sich noch wöchentliche Gebetsstunden. Aber trotz diesem haben wir von einem Theil zu fürchten, daß sie, wie es so oft geht, ohne wahre Buße und Erneuerung des Herzens und Lebens alle diese Dinge sehr oberflächlich und nur Gebrauchs halber mitmachen. Erfahrungen, die uns genöthigt hätten, Gemeindeglieder auszuschließen, durften wir Gott sey Dank! keine machen; wir hatten im Gegentheil bei Einzelnen die Freude, schöne Proben und Früchte eines gottseligen Lebens beobachten und genießen zu dürfen. Mit dem weiblichen Theil der Gemeinde haben unsere Frauen wöchentliche Gebetsstunden, und alle Nachmittage ist eine kleine Anzahl bei Frau Irion versammelt, um weibliche Arbeiten, als da sind: Nähen, Stricken, Häkeln rc. zu erlernen. Es ist nämlich eine große Kunst hier zu Lande neuangehende Christen-Weiber zu einiger Arbeitsamkeit zu bringen, und da kommt obiges Geschäft ihnen gut zu Statten und kann ihnen später noch von Nutzen seyn.

„Taufen hatten wir vergangenes Jahr 15; unter den Neugetauften sind aber nur fünf Erwachsene, die übrigen 10 sind Kinder von Gemeindegliedern. Unter den Erwachsenen ist nur Ein Mann, Peter, seit Jahren in dem hiesigen Armenhaus; er ist von der Tierkaste, etwa 40 Jahre alt, war immer gleichgültig gegen das Wort, das er reichlich zu hören Gelegenheit hatte, bis vergangenen Sommer ein sehr bedenklicher Krankheitsanfall das Mittel wurde ihn aufmerksam und nachdenkend zu machen. Er verlangte nun ganz ungeduldig nach der Taufe; und da er schon so lange das Wort Gottes gehört hatte und einen, wenn auch kleinen, Schatz von Erkenntniß besaß, nebst anscheinend

aufrichtiger Buße und ernstlichem Verlangen dem HErrn anzugehören, so sahen wir keinen Grund das Wasser ihm zu wehren. Mit diesem wurden noch drei Weiber: Milka, Lea und Naemi, nebst Naemi's kleiner Tochter, Ruth, getauft. Sie sind sämtlich Bewohner des Armenhauses schon seit langer Zeit, die Lea ausgenommen. Sie alle sind Wittwen und haben ihre Kinder in unsern Missionsschulen. Sie leiden an verschiedenen körperlichen Gebrechen und wir hoffen, daß sie für ihre Seelen Gesundheit und Frieden gefunden haben. Ihr Wandel hat Nichts, das uns ungünstig von ihnen zu denken berechtigte. Das fünfte der Neugetauften war die 65jährige Mutter unsers Katecheten Thomas. Er brachte sie den 4. April mit seiner Schwester und drei Kindern einer verstorbenen Schwester aus seiner Heimath, nordöstlich von Calicut, wohin er auf Besuch gegangen war, um zu sehen, ob er nichts für die Seelen seiner Familie thun könne, mit sich hieher, hocherfreut über den theuren Fang, den ihm ein jüngerer Bruder mit manchen Helfershelfern sehr erschwert und fast unmöglich gemacht hatte. Seitdem war es nun des Thomas Hauptbestreben die Mitgebrachten und besonders die betagte Mutter mit dem Heilande, in welchem er für seine Seele Alles gefunden hatte, was ihm zur vollen Befriedigung seines Herzens mangelte, unter viel Gebet und mit der zärtlichsten Liebe bekannt zu machen. Ein Angeld für Größeres schien ihm die Hülfe Gottes, die es ihm gelingen ließ, die Lieben unter sein Dach zu bringen, und er glaubte, Anfangs ohne viel Hoffnung. Nach und nach schien ein Licht in dem Herzen der Alten aufzugehen. Eine schwere Krankheit, die auch ihr Leben endigte, kam dem Glauben und Gebete des Thomas zu Hülfe. Die Gnade wirkte wunderbar und schnell in dem Herzen der Kranken, und wir konnten sie mit Freuden durch die heilige Taufe der Gemeinde Jesu einverleiben. Es geschah den 27. Mai, nachdem sie Zeugniß davon abgelegt hatte, daß sie mit den Hauptpunkten des Heilsplans bekannt und an den HErrn Jesum gläubig sey. Sie erhielt den Namen Elisabeth. Zwei der Kinder sind in

der Mädchenschule in Tschirakal und halten sich sehr ordentlich; das Kleinste der drei Geschwister, ein Knäblein, wurde nachher auch getauft und ruht bereits auf unserm Gottesacker neben seiner Großmutter. Sein Name war Jakob. Thomas Schwester wohnt bei ihm; da ist aber wenig Aussicht bis jetzt, indem durch frühere Folterungen in ihrem Lande ihr Verstand gelitten zu haben scheint. Das heilige Abendmahl wurde öfters, jedoch nicht monatlich, gefeiert; und diese Zeiten, obwohl immer mit einer Art Geburtsschmerzen verbunden, waren gesegnet von dem HErrn.

„Taufcandidaten haben wir gegenwärtig neun, wovon sechs unserm Knaben-Institute angehören. Diese Letztern sind der einzige heidnische Ueberrest unserer Schule und werden wohl getauft seyn, ehe dieser Bericht in Ihre Hände kommt. Die drei Uebrigen sind junge Männer von 20—25 Jahren. Der eine von ihnen, Unniri, kam von Calicut daher gelaufen, schon vor mehr als drei Jahren; er ist ein Tier und plagt uns schon lange sehr mit Bitten um die Taufe, die wir ihm nicht mehr lange vorenthalten werden, da er ordentlich und aufrichtig zu seyn scheint. Der Andere, Ittiappen, ebenfalls von der Tierkaste, kam vergangenen Juli von Kotschin herauf und der Dritte, Unnikutti, ist erst etwa zwei Monate hier. Er kommt aus dem Eranadu, südöstlich von Calicut, und ist der Kaste nach ein Scheerenschleifer. Er wurde durch das Evangelium des Lukas, das er einen Andern lesen hörte, aufmerksam gemacht, und da er hörte, dieses Buch komme von Tellitscherry, so machte er sich auf den Weg und kam hieher. Er ist seither sehr begierig; es kommt ihn aber schwer an, sich die biblische Denkweise anzueignen, denn er steckte bis über die Ohren in dem Schmutz der Hindu-Gedichte. Es scheint aber ein wenig zu tagen in seinem Herzen; wir hören ihn oft beten, und immer, wenn er nicht gerade Arbeit hat in der Druckerei, wo er Schwärzereiber ist, liest er in dem Neuen Testamente. Auch Ittiappen hat schon mehrere Male um die heilige Taufe gebeten; wir haben ihn aber bis jetzt noch nicht für reif gehalten. Er arbeitet wacker

drauf los an irgend einem Geschäft, das man ihn thun heißt, und dieses ist hier zu Lande ein sehr gutes Zeichen und fast das einzige Mittel, sich von der Aufrichtigkeit der Leute zu überzeugen.

„Unsere Gemeinde-Jugend besteht fast nur aus den Instituts-Knaben. Die Kinder der Gemeinde sind sämtlich noch bei ihren Eltern, und es gibt über sie weiter nichts zu berichten. Unser Institut zählt gegenwärtig 35 Knaben, oder, wenn man den zum Koch bestimmten Abel, den angehenden Buchbinder Warid, den Drucker Unniri und den Schneiderlehrjungen Amos, welche vier in dem Institute nur Essen und Kleider erhalten, bis sie vollends auf eigenen Füßen stehen, abrechnet, eigentlich nur 31. Folgende Knaben sind im Verlaufe des vergangenen Jahres ausgetreten: Paul wurde an die Station Cannanur abgegeben, wo er bereits als Lehrer angestellt ist. Bappu, ein etwa 20jähriger Taugenichts, wurde nach etwa einjährigem Aufenthalt hier nach Calicut zurückgesandt. Martin der Drucker und Adam der Schreiber für die Presse wurden verheirathet, Ersterer mit Anna und Letzterer mit Rosine, welche beide in unserer Mädchenschule erzogen wurden. Muttoren der Schreiner und Obed der Kleiderbügler wurden nach Calicut und Georg der Schlosser nach Mangalur gesandt. Alle drei mißriethen. Die beiden Erstern sind daran, römisch katholisch zu werden und der Letztere wurde dieser Tage wegen Grobheiten und Ungehorsam von Mangalur fortgeschickt.* Das sind die ersten Früchte unserer Gewerbelernenden Knaben, und sie sind nicht sehr ermuthigend. Der kleine Joel starb an einer Art Cholera im hiesigen Armenhause, und Ebenezer Blandsford wurde in Br. Mögling's Indobritten-Schule geschickt. Eingetreten sind bloß zwei Knaben: Samuel und Kunger; Ersterer ist Hannas Sohn im Armenhaus, und die Mutter

* Da er nach mehrern Tagen wieder kam, sich demüthigte und, um nicht innerlich zu Grunde zu gehen, wieder um Aufnahme bat, und ich sah, daß es ihm wirklich Ernst war, rieth ich Bösinger, es nochmals zu versuchen. Etwas ist in ihm. Bühler. Mangalur.

des Letztern ist die neugetaufte Naemi. Von den Knaben in der Schule soll Esra dieser Tage das Buchbinden zu lernen beginnen, und einige Andere warten auf den Webermeister von Mangalur, der hoffentlich noch vor der nächsten Regenzeit hier wird etablirt werden können. Den Gabriel sind wir gerade daran zu verheirathen und nach und nach in das Werk des HErrn einzuleiten. Mattu der Lehrer soll nach Edakadu als Katechet, und da könnte Gabriel ihm beigegeben werden unter unserer nähern Aufsicht. Die Unterrichtsgegenstände sind noch fast dieselben, wie sie in dem vorjährigen Berichte angegeben wurden. Die erste Classe hat Erklärung einzelner biblischer Bücher, gegenwärtig die Psalmen und die Harmonie der Evangelien, Kirchengeschichte, Geographie von Indien, Rechnen und Singen, an welch Letzterem alle Theil nehmen. Die 2te und 3te Classe haben fast ausschließlich Bibelunterricht, der in Auswendiglernen von Hrn. Inspektor Zeller's göttlichen Antworten auf menschliche Fragen, cursorischem Lesen der heiligen Schrift und etwas Bibelgeschichte besteht; außer diesem haben sie Unterricht in Diktirtschreiben, Rechnen nach Malajalim Weise u. s. w. Nachmittags haben alle Handarbeit. Dieses Jahr pflanzten wir etwas Reis in unserm Gehöfte und gewannen wenigstens so viel, daß wir das nächste Jahr den Samen nicht mehr kaufen dürfen. Für die zweite Erndte hatten wir eine Art Bohnen, welche die Knaben schon gegessen haben, denn wir erhielten nicht viel, da sie wegen zu großer Nässe nicht geriethen. Nach der Regenzeit gibt es immer Arbeit genug, die luxuriöse Vegetation zu unterdrücken, unter den Kokosnußbäumen zu hacken, die Plantanen zu bewässern u. s. w. Ueber den geistigen Zustand der Schule wagen wir nicht viel zu sagen; da geht es bald aufwärts, bald abwärts; doch ist nun wenigstens Einer dieses Jahr für das Werk des HErrn nützlich geworden, nämlich der oben genannte Paul, und Gabriel ist nahe daran ebenfalls eingeleitet zu werden. Die Andern wachsen eben so heran, und wir sehen zu, ob wir

nicht einen aus ihnen herausfischen können. Zum Schlusse stehen ihre Namen noch hier.

I. Classe.	II. Classe.	III. Classe.	
Gabriel.	Uriel.	Salomon.	
Abraham.	Jeremia.	Tobia.	
Esra.	Zacharia.	Nathan.	
Elieser.	Arthur.	Daniel.	
Benjamin.	Philipp.	Samuel.	
Pascal.	Mose.	Achmed,	Muhammedaner.
Marian.	Josua.	Kanaren.	Heiden.
Peter.	Elia.	Ramen.	Heiden.
Manuel.	Gideon.	Piratschen.	Heiden.
Hiskia.		Kunger.	Heiden.
William.		Poken.	Heiden.

„Aus der hiesigen Gemeinde ausgetreten sind zwei Familien, acht Seelen stark. Sie gingen mit Geschw. Gundert nach Tschirakal. Die Familienväter sind: Der Mädchenschullehrer Joseph und der Knecht Nathanael. Ausgeschlossen wurden, wie gesagt, keine.

„Wir hatten im Verlaufe des Jahres zwei Trauungen, wie oben bemerkt, und fünf Beerdigungen. Unter den Verstorbenen war nur ein Erwachsenes, nämlich des Thomas Mutter, die einige Tage nach ihrer Taufe selig entschlief mit dem Namen Jesu auf der Zunge. Unsere Gemeinde beläuft sich also nach allen Veränderungen nur noch auf 68 Seelen, worunter 26 Abendmahlsgenossen.

„Das Gehöfte hier in Nettur nebst Bau des Missionshauses mit Nebengebäuden kostete den Geber, Hrn. Strange, über 20,000 Ruppien. Seitdem sind nun noch gebaut worden: die frühere Mädchenschule, die Knabenschule, vier Häuschen für Eingeborne; und doch ist sehr zu bezweifeln ob, im Falle Alles verkauft würde, es über 6000 Ruppien bringen würde. So sehr sind die Häuser hier im Werthe gesunken, seit der Provinzial-Gerichtshof fortkam. Außer Nettur haben wir in der Stadt ein kleines Gehöfte und zwei Häuschen im Werth von 200 Ruppien. Das Feld in Edakadu könnten wir nicht verkaufen, denn

es gehört der Regierung, obwohl wir es so lange behalten und benützen können, als wir wollen. Es ist etwa 20—22 Morgen groß.

II. Missions-Arbeit im weitern Sinn.

„Bei der Arbeit unter dem Volke haben wir im letzten Jahre keine besondern Erfahrungen gemacht. Die Leute hier und in der Umgegend wurden durch Predigt, Unterredungen und Tractate zum Reiche Gottes eingeladen. Die Missions-Arbeit ist dem Volke nichts Neues mehr; daher auch wenige oder keine Besuche von den Eingebornen in unserm Hause; die Meisten wissen, daß wir Ausbreiter einer neuen Religion sind und glauben, am besten zu thun, wenn sie sich ein wenig ferne halten. Mit höhern Kasten kommen wir nicht viel in Berührung; die Braminen sind nicht sehr zahlreich, und die, welche sich finden, sind meist unwissend und haben mehr Freude an Geld, Gut u. dgl. als an etwas Anderm. Die Najers, meist Gutsbesitzer, wohnen zerstreut und abgeschlossen; sie sind der Mehrzahl nach verständige und aufgeweckte Leute, halten sich aber ferne von uns, theils aus Gleichgültigkeit, theils aus Furcht, irgend welche Berührung mit uns könnte nachtheilige Folgen für sie haben. Die Tierkaste ist bei weitem die zahlreichste hier; sie sind die arbeitende Classe; mit ihnen kommt man am meisten in Verkehr; auf sie ist daher unser besonderes Augenmerk gerichtet; wir benützen jede Gelegenheit, ihnen das Evangelium anzubieten. Es ist schwer zu sagen, welche Classe der Wahrheit am zugänglichsten ist; die Masse im Allgemeinen zeigt eine grenzenlose Gleichgültigkeit; ihre Sorgen und Bemühungen beschäftigen sich fast ausschließlich nur mit dem Sinnlichen und mit Dingen, die der vergänglichen Erde angehören. Die Zahl derer, welche auch nur eine heidnische Frömmigkeit an den Tag legen, ist sehr gering. Manche stimmen zwar der Wahrheit bei, würden auch bereit seyn, solche anzunehmen, wäre nur nicht der Verlust der Kaste, Spott, Verachtung u. dgl. damit verbunden. Feindliches oder boshaftes Benehmen kommt von

Seiten der Heiden nicht oft vor; nur die Maplas, die Classe, welche sich in allen Unreinigkeiten und Sünden wälzt, tragen bittern Haß in ihrem Herzen und zeigen solchen auch, wo sich irgend eine Gelegenheit darbietet.

„Ein großes Hinderniß, das sich in dieser Gegend der Ausbreitung des Evangeliums in den Weg stellt, ist der Mangel an Dörfern. Die Eingebornen wohnen alle abgeschlossen und getrennt in vereinzelten Parambus oder Gärten, wohin uns der Zutritt verwehrt ist; in größern Haufen findet man sie selten bei einander. Dieser Umstand macht auch das Reisen sehr schwer. Man ist genöthigt, ein Zelt mit sich zu führen und das an irgend einem Orte aufzuschlagen; aber auch auf diese Weise kommt man nur mit Einzelnen in Berührung.

„Kleine Ausflüge, die wir in der Nähe machten, wurden, wo sich Gelegenheit darbot, zur Verkündigung des Evangeliums benützt. Auch auf einer langsamen Landreise nach Calicut, die in Begleitung einiger der ältesten Knaben gemacht wurde, wurden manche zum Eingange ins Reich Gottes eingeladen. Mehrere hörten der Wahrheit aufmerksam zu und bekannten, ihre Religion gebe weder Frieden noch Heil; da sie aber nach der Väter Weise zu wandeln und für sich und ihre Familie zu sorgen haben, können sie dieselbe nicht verlassen. Andere entschuldigten sich und sagten, man könne das Schicksal der Seele nach dem Tode nicht voraus wissen; so lange man in diesem Leben walle, habe man dasselbe zu genießen, und das zu thun, was der große Haufe auch thue. Manche Traktate, die wir abgaben, wurden willig aufgenommen.

„Die Schulen hier und in der Umgegend, acht an der Zahl, sind von Kindern, die meist der Tierkaste angehören, ziemlich ordentlich besucht. Eine, die in Curitschil war, mußte wegen der Nachlässigkeit des Lehrers und der Schüler aufgegeben werden. Dagegen wurde eine andere in Erinoli angefangen, die nun gut im Gange ist. Manche Kinder erfreuen uns durch ihren Fleiß und Achtsamkeit. Sie lernen die biblischen Geschichten Alten und Neuen Te-

staments, Zeller's Katechismus und andere kleine Traktate. Wir besuchen diese Schulen regelmäßig, hören das Gelernte ab, erklären es weiter, und suchen auch den Erwachsenen, die sich etwa um die Schule herum sammeln, das Evangelium ans Herz zu legen. Jeden Donnerstag Nachmittags kommen die Lehrer samt den größern Knaben hieher, und wir unterrichten sie in den Wahrheiten des Alten und Neuen Testaments.

„In Edacaad haben wir kürzlich eine neue Schule errichtet; sie ist von etwa 60 Kindern besucht. Wir freuen uns um so mehr darüber, weil bis jetzt in jener Gegend keine Schule war, und diese der Anfang der Missionsarbeit ist, die wir mit des HErrn Hülfe dort zu beginnen gedenken. Die Schulen sind besonders geeignet, das Evangelium unter das Volk im Allgemeinen und in die Häuser im Einzelnen zu bringen; die Kinder werden nicht nur selber mit der Wahrheit bekannt, sondern bringen dieselbe auch an ihre Eltern und Verwandte. Wenn auch nicht viele Beispiele von Bekehrungen vorliegen, so werden doch Manche zum Nachdenken und Prüfen veranlaßt, und gewiß wird der auf diese Weise ausgestreute Saame seiner Zeit da und dort Früchte tragen.

„Die Zahl der Schüler in den verschiedenen Schulen ist folgende:

Tscheracara	65	Fortschule	40
Erinoli	50	Mangadamwidu	30
Fischerdorf	40	Schule in der Nähe des Courts	30
Dharmapatnam	30	Edacaad	55
	185		155
	155		
	340		

„Es ist in dem Vorhergehenden oft die Rede von dem hiesigen Armenhaus und der Arbeit, die wir darin haben. Diese besteht nämlich darin, daß wir die monatlichen Beiträge von hiesigen englischen Beamten für eine Anzahl Arme und Kranke in Reis verwandeln und alle Donnerstage

vertheilen. Die Kranken werden von dem gleichen Gelde, das sich im Monat auf 50 Ruppien beläuft, in einem der Anstalt angehörenden Hause unterhalten und gepflegt. Ihre Krankheiten sind gewöhnlich von der Art, daß an eine Kur nicht zu denken ist; sie sind also mehr oder weniger lebenslängliche Bewohner dieses Hauses. Wir betreiben diese Arbeit so, daß wir dabei besonders ihre Seelen im Auge behalten und ihnen das Wort Gottes verkündigen. Cornelius ist Hausvater, und alle Morgen und Abend geht unser Thomas hin und hält Andacht. An den Donnerstagen, wo der Reis vertheilt wird, müssen die Empfänger ebenfalls zuerst eine Predigt anhören. Der HErr hat diese Arbeit besonders an den Bewohnern des Armenhauses so gesegnet, daß sich eine kleine jetzt sechs Seelen starke Gemeinde dort bildete. Die, welche gehen können, kommen Sonntags hieher in die Predigt; Hanna und Christina, die zwei lahmen Weiber, werden in ihrer Wohnung mit Predigt und Abendmahl versorgt. Es ist diese Arbeit etwas unsicher aus zwei Gründen: entweder können die Unterstützer hier weg- und andere an ihre Stelle kommen, die nichts mehr geben, oder aber können solche kommen, die die ganze Sache in die Hände des englischen Caplans übergeben. Ein Anlauf für dieses letztere wurde vergangenes Jahr gemacht, scheiterte jedoch. Wir arbeiten daher auf genannte Weise fort, so lange es uns gestattet ist. Möge der HErr es auch ferner segnen.

„Die lithographische Presse war uns von großem Nutzen. Die daran beschäftigten Arbeiter, zwei Taufcandidaten ausgenommen, sind lauter Christen und haben ihre Arbeit zur Zufriedenheit gethan. Es wurden im letzten Jahre nicht sowohl Traktate als vielmehr Bücher für Schul- und Hausgebrauch gedruckt. Der Pilgrims Progreß, von welchem wir früher nur einen kurzen Auszug hatten, ist nun ganz übersetzt, und wird von Christen und Heiden mit Nutzen gelesen. Eine Harmonie der vier Evangelien wurde ebenfalls verfertigt; es läßt sich erwarten, daß dieses

Buch besonders Christen eine nicht geringe Hülfe zu einem bessern Verstehen der Evangelien seyn werde. Dr. Barth's alttestamentliche Geschichten sind nun auch übersetzt und gedruckt; diese besonders in der Absicht, sie in den Schulen zu gebrauchen. Die neutestamentlichen Geschichten, die früher gedruckt wurden, erwiesen sich als ein gutes Schulbuch; wir hoffen die alttestamentlichen werden in dieselbe Reihe treten. Das monatliche Missionsblatt hat den Lesern immer Freude gemacht; es ist nur zu bedauern, daß es uns so sehr an Stoff mangelt, um das Blatt interessant zu machen. Eine Abhülfe dieses Mangels wäre sehr zu wünschen. Die hier gedruckten Bücher und Traktate kommen in vieler Hände, und haben schon manchen Heiden zu weiterm Suchen und Fragen angeregt. Das Herzbüchlein ist besonders gesucht; es sind mehrere gekommen und haben sich Exemplare gekauft.

„Auch die Christen sind aufgeweckter und zeigen mehr Eifer und Lust zum Lesen religiöser Bücher. Es ist erwähnenswerth, daß sich zehn derselben zu einer Art Büchergesellschaft vereinigt haben. Sie halten monatlich eine Zusammenkunft für diesen Zweck, wo sie über Verbreitung derselben ihre Gedanken austauschen und diesen Zweig der Missionsarbeit durch Gebet dem HErrn anbefehlen. Jeden Monat legen sie 2 Ruppien zusammen, mit dem ausdrücklichen Wunsch, solche für den Druck von Büchern und Traktaten zu verwenden.

„Mit Buchbinderei haben wir nun einen Anfang gemacht. Der Knabe Warid, der in Mangalur das Handwerk erlernte, kam vor mehrern Wochen zurück; er ist bereits mit Binden beschäftigt. Wir gedenken, ihm noch einen Knaben beizugeben, der das Handwerk lernt, und hoffen, daß sie nach und nach auch außer der Arbeit für die Mission noch etwaige Commissionen nach außen auszuführen im Stande seyn werden.

„Die im letzten Jahre für die Mission gedruckten Bücher sind:

	Seiten.	Exempl.
Harmonie der vier Evangelien	288	350
Weltgeschichte von der Schöpfung bis Christus	136	300
Biblische Geschichte von Samuel bis Elisa .	112	360
Bunyan's Pilgerreise	154	300
Barth's alttestamentliche Geschichten . . .	96	500
Monatsblatt Paschimodajam	8	200
Monatliches Missionsblatt	6	150

„So haben wir Ihnen, verehrte Committee, die Erlebnisse des letzten Jahres berichtet. Von schnellen und großen Fortschritten, wie man sie gerne in Berichten liest, konnten wir nichts mittheilen. Aus dem Berichteten ist jedoch wahrzunehmen, daß die Gnade des HErrn über uns und dem Werke waltete. Ihm sey Preis und Dank für alle Liebesbeweise, und seiner Huld seyen wir samt dem Werke auch fernerhin anbefohlen. Helfen Sie, verehrteste Committee, auch im neuen Jahre uns weiter, soviel an Ihnen liegt, durch gläubiges Gebet und tragende Liebe. Wir verbleiben mit aller Hochachtung Ihre treu gehorsamen

Christian Irion
Friedrich Müller."

Nebenstation Tschombala.

„Wenn ich mich anschicke einen kurzen Bericht dieser Station abzufassen, so kann ich nicht umhin vor allen Dingen meinen innigen Dank gegen den HErrn auszusprechen für alle Gnade und Barmherzigkeit, welche er an mir und dem Werke, an dem ich stehe, im verflossenen Jahre bewiesen hat. Sein heiliger Name sey hochgelobet bis in alle Ewigkeit!

„Schon seit einigen Jahren war es nicht nur von einzelnen Brüdern der Station Tellitscherry, sondern auch von Missionarien anderer Stationen unserer indischen Mission gefühlt und ausgesprochen worden, daß hier in Tschombala,

das etwa in der Mitte von Mahe und Wadagerry liegt, ein Missionar stationirt seyn sollte, für welchen die genannten drei Ortschaften mit ihren Umgebungen ein reiches Arbeitsfeld darbieten würden. Deßhalb gemachte Vorschläge fanden auch bei unserer verehrten Committee in Europa die sofortige Genehmigung. Ein anderer Umstand aber, welcher zu seiner Zeit eine Conferenz der Missionare der Malajalim Stationen in Tellitscherry zusammenrief, gab der Sache den Ausschlag, so daß ich am 17. März des verflossenen Jahres mit meiner Familie hieher ziehen konnte. Seit jener Zeit hat der HErr nun sowohl meine Frau als mich gesund erhalten und die nöthige Kraft und Freudigkeit zur Arbeit verliehen, an welcher die Katechisten Paul und Mattai, ersterer hier selbst, letzterer in Wadagerry stationirt, treulichen und kräftigen Antheil nehmen. Es würde sich demnach das Personal der hiesigen Arbeiter folgendermaßen gestalten: Br. C. Müller, mit Gattin, Paul und Mattai, wozu vielleicht noch der christliche Schullehrer Jakob zu zählen seyn dürfte.

„Der Zustand der Gemeinde im Allgemeinen war auch im verflossenen Jahre ein befriedigender; wohl sind auch Schwachheiten der einzelnen Seelen vorgekommen; ja ich habe während des Bauwesens für Mehrere unter ihnen, welche sich damit beschäftigten, oft gezittert; aber der HErr, dem ich sie anbefahl, hat in Gnaden über sie gewacht, so daß ich keine Ursache gehabt habe, irgend Jemanden zu strafen oder gar auszuschließen, habe mich aber dagegen des stillen Wachsthums der einzelnen Seelen zu erfreuen gehabt. Die Sonntagsgottesdienste wurden nicht nur von allen Gemeindegliedern regelmäßig besucht, sondern wir haben uns auch je und je heidnischer Zuhörer zu erfreuen gehabt. Besonders war dieß seit der am ersten Adventsonntag stattgehabten Eröffnung des Gebetsaals der Fall. Mag seyn, daß sie nur von Neugierde getrieben kommen; aber sie kommen doch und hören, und des HErrn Wort ist lebendig und kräftig. — Früher hatten wir auch regelmäßige Morgen- und Abendandachten; es wurde aber um verschie-

dener Ursachen willen für rathsam gefunden, die Abendandachten aufzuheben und an ihre Statt zwei wöchentliche Gottesdienste (Dienstag und Freitag Abend 5 Uhr) treten zu lassen. Am ersten Montag Abend des Monats December (1849) haben wir uns zur üblichen Stunde zu gemeinschaftlichem Gebet für das Kommen des Reiches Gottes zum ersten Mal versammelt. Es war eine Stunde reichen Segens für uns alle, und ich hoffe, daß wenn der HErr Gnade gibt, wir an jeglichem ersten Montag Abend des Monats in Gemeinschaft mit dem Volk des HErrn auf der ganzen Erde vor dem Thron der Gnade erscheinen werden. Außer dem haben sowohl die Männer als die Frauen wöchentlich eine Betstunde mit einander, was zur Erhaltung der Einigkeit und zur Beförderung des Wachsthums in der Liebe und Erkenntniß des HErrn sehr wünschenswerth ist. Das heilige Abendmahl wurde öfters und mit Segen begangen. Den 21. April fand die ehliche Verbindung des Lukas mit Lydia, einem Mädchen aus dem Institut der Frau Gundert, statt, und vor etwa zwei Monaten siedelte Simon, welcher bis dahin in Mahe lebte, hieher über, damit er eines Theils näher bei seinem Geschäft, der Fischerei, sey; andern Theils aber und hauptsächlich, damit sowohl er als seine Frau reichlichere Gelegenheit haben möge, das Wort Gottes zu hören, was ihnen besonders noth thut.

„Micha's Frau, welche, als sie von der Taufe ihres Mannes, die schon im vorletzten Jahresbericht mitgetheilt wurde, hörte, sich zu ihren Verwandten in Elledur bei Calicut begab, und dann nach einigen Monaten mit ihren Kindern zu ihrem Manne zurückkehrte, machte uns bald den Eindruck, als habe sie angefangen, den HErrn zu suchen, weßhalb ich sie auf ihre mehrmalige Bitte hin sie zu taufen, für einstweilen in den Unterricht nahm. Der Vater der Brüder Micha und Simon, ein Moghier und zugleich ein alter Trinker von Mahe, kam, nachdem nicht er die Sünde, sondern die Sünde ihn aufgegeben hatte, um bei seinem Sohne Micha ein Unterkommen zu finden, was

ihm natürlich nicht versagt wurde. Das lange verachtete und vielleicht auch vielfach von ihm verlästerte Wort des Lebens wurde ihm nahe gelegt, und siehe da! der Todte begann sich zu regen und aufzustehen; ein Schweißtuch um das andere mußte ihm von den Augen genommen werden. Für eine geraume Zeit war er unersättlich, das Wort zu hören, welches ihm so wohl that, und ihm doch zeigte, daß an ihm und seinem Leben kein guter Faden ist. Ich nahm ihn ebenfalls in den Taufunterricht und nahm mit Freuden wahr, wie sein wildes rohes Aussehen einem lieblichen friedlichen Wesen Platz machte. Matti, ein Tiermann, seines Handwerks ein Maurer, Verwandter des Aaron in Tellitscherry, mit seiner Frau Municam und Schwiegermutter Damacaritty, sowie seinen zwei Knaben Curumben und Ambao, begleitete mich von Tellitscherry hieher. Matti war mir bei dem Bauwesen von großem Werth; ja ich darf wohl sagen, wenn ich ihn nicht gehabt hätte, ich hätte mit den vorhandenen Mitteln bei Weitem nicht ausgereicht, hätte die Sache halb vollendet müssen stehen lassen. Daneben war er lernbegierig und nach dem Heil in Christo verlangend, bat auch öfters um die Taufe. Seiner Schwiegermutter war es ebenfalls ein rechter Ernst, ein Eigenthum des HErrn zu werden, weßhalb ich die ganze Familie zusammen mit Micha's Frau und Vater in den Taufunterricht nahm. Ich hatte aber doch nicht die Freudigkeit, sie mit diesen Letztern am heiligen Pfingstfest in die Gemeinde Christi aufzunehmen. In der heiligen Taufe wurde Micha's Vater der Name Abraham, und seinem Weibe der Name Salome beigelegt, beide gehen seither ihren stillen Gang dahin. Nachdem jedoch diese beiden getauft waren, wurde es der Familie Matti ernster; besonders machte sich Frau Matti, über welche ich bis anhero am meisten Zweifel hatte, recht ordentlich, so daß ich sie alle am heiligen Christfest durch die Taufe der Kirche Christi einverleiben konnte. Der HErr war wenigstens mir fühlbar nahe, und ich glaube auch ihnen. Ihre Namen sind Johann, Rebekka, Debora, Jonathan, David. Möge sie der HErr stärken und be-

wahren fürs ewige Leben. Außer diesen wurde am 15. Juli des Katechisten Mattai kleine Tochter Rahel und am 23. September Michal's kleine Tochter Hanna getauft.

„Die ältern Kinder, welche zur hiesigen Gemeinde gehören, sieben an der Zahl, befinden sich in den Instituten Tellitscherry und Tschirakal, so daß wir nur Kinder unter 10 Jahren hier haben, welche aber sämtlich bei ihren Eltern leben; ihre Zahl ist 11, wovon aber fünf einen regelmäßigen Schulunterricht erheischen. Da stellte sich aber alsbald die Frage ein: wer soll diese Schule halten? oder wenn sie Jemand hält, wer bezahlt den Lehrer? Die Eltern der Kinder können es nicht thun, und wenn es monatlich auch nur 2 Ruppien kosten sollte. Für eine lange Zeit lehrte sie der Katechist Paul täglich einige Stunden, der dann nicht besonders bezahlt zu werden brauchte. Dies war jedoch ein Mißverhältniß, denn Paul sollte nicht zu fünf Kindern hinsitzen, sondern umhergehen und das Wort Gottes verkündigen, weßhalb ich mich in den letzten Tagen entschloß, den Lukas, der für schwere körperliche Arbeit zu schwach ist, an dieses leichte Geschäft zu stellen; dies wird aber eine Mehrausgabe von monatlich 2 Ruppien nach sich ziehen. Neben dem Unterricht bei dem Schullehrer kommen die Kinder dann noch mit den jüngern Frauen der Gemeinde zu meiner Frau, um Nähen und andere Arbeiten zu lernen. Der Anfang dieses Unterrichts beginnt um 11 Uhr und dauert bis 1 Uhr, wo dann mit biblischer Geschichte, Lesen des Wortes Gottes und Gebet geschlossen wird.

„Der Umstand, daß mehrere unserer jungen Frauen sowohl als Männer nicht lesen können, liegt uns sehr schwer auf dem Herzen; ich habe deßhalb schon vor dem Beginn der Monsun eine Sonntagsschule für sie angefangen, mußte sie aber wegen der Monsun und wegen Mangel an Raum bald wieder aufgeben, hoffe aber doch noch einmal einen Versuch zu machen. Ach daß sie doch das Bedürfniß, das Wort Gottes auch selbst lesen zu können, tief fühlen möchten; dann würde der Unterricht leicht seyn. Hat doch jene blinde Cäcilia auf den westindischen Inseln lesen gelernt;

warum sollten denn diese, die doch gesunde Augen haben, es nicht viel mehr lernen können!

„Schon seit 1845 bestand hier ein aus einem Gebetssaal und Wohnzimmer für die besuchenden Missionare bestehendes Bangalo, das ich vor meiner Uebersiedlung in ein Wohnhaus umzuschaffen mich veranlaßt sah, welches nun aus drei kleinen aber niedlichen Zimmern und einigen kleinen Veranda-Zimmerchen besteht und eine ordentliche Wohnung für einen genügsamen Missionar und seine Familie darbietet. Küche, Stall 2c. mußte ganz neu gebaut werden; die ganze Angelegenheit aber durfte nicht mehr als 500 Ruppien kosten. Um das für das Leben in Indien so nothwendige Wasser zu erhalten, mußte auf die Herstellung eines alten Brunnens noch eine Extra-Bauausgabe gemacht werden. Um den verloren gegangenen Gebetssaal wieder zu gewinnen, unterstützten mich christliche Freunde mit ihren milden Liebesgaben; der HErr wolle ihnen reichlich lohnen! Auch einige Gemeindeglieder gaben aus ihrer Armuth, soviel sie konnten; — eine gewaltige Aufmunterung und Glaubensstärkung für mich. — Ich begann das Werk und vollendete es auch soweit, daß wir jetzt Gottesdienst darin halten können. — Dem Micha mußte ein Wohnhäuschen erbaut werden, und ein solches für Simon ist gerade jetzt in der Arbeit.

„Zu den schon früher der Mission gehörenden Grundstücken wurden im letzten Jahr noch fünf weitere gekauft und das Ganze mit einer Lehmmauer umgeben, was nicht nur wegen des Feldes selbst, sondern hauptsächlich wegen der sich darauf befindlichen Gebäulichkeiten unumgänglich nothwendig war. Etwa 150 Kokusnußbäume und etwa 40 Plantanenbäume wurden gepflanzt; der größte Theil aber des Landes harrt der fleißigen Hand, die ihn bebauen soll. Mit der Fischerei, zu deren Einrichtung ich eine beträchtliche Schuld machen mußte, brachte ich es durch die Hülfe des HErrn im Laufe des letzten Jahres dahin, sie von Schulden ganz frei zu machen, wofür ich auch recht dankbar bin. — Zwölf Leute sind nun damit beschäftigt, von

welchen drei Christen und neun Heiden sind, so daß ich also mit Fischerleuten, welche etwa noch Christen werden mögen, schon weiß, was anfangen. Um so schwerer aber lastet die Versorgung der übrigen Gemeindeglieder auf mir. Doch dem HErrn sey alles anheimgestellt; Er weiß, was wir bedürfen und wird uns nicht verlassen noch versäumen.

„Die um uns her wohnenden Heiden sind gerade nicht feindselig gesinnt; desto größer aber ist ihre Gleichgültigkeit gegen die Verkündigung des Wortes Gottes. Ehedem sagten sie unsern Christen: „ihr seyd Christen geworden, um ein faules bequemes Leben führen zu können, wozu euch die Padre das Geld geben;" jetzt aber sagen sie: „ihr müßt so sehr oder noch mehr arbeiten als wir; nun sagt an, was ist der Gewinn davon, ein Christ zu werden?" Ob mir nun wohl dieser letzte Vorwurf lieber ist, als der erste, so zeigt es eben doch, daß dem Teufel nichts gefällt, was wir thun; und das ist auch recht.

„Wenn allenfalls Jemand nach der Größe dieses Districts fragen sollte, so könnte man etwa antworten, er erstrecke sich vom Mahe-Fluß bis zum Wadagerry-Fluß 3 starke Stunden der Küste entlang und etwa 8 Stunden landeinwärts bis zum Fuß der südwestlich laufenden Ghats, welches Gebiet Cadutta Natu genannt wird. Die Hauptkasten sind Braminen, Najers, Tiers, Fischer und eine ungeheure Menge Mapilas. Die Tier, welche die zahlreichste Kaste bilden, stehen hier um viele Grade niedriger als ihre Stammgenossen in Tellitscherry. Höchst selten kann einer von ihnen lesen; sie sind beinahe alle Sclaven, entweder der Najers oder Mapilas, welche sie absichtlich in der größten Rohheit und Unwissenheit zu erhalten suchen. Ich habe mir schon lange her Mühe gegeben, eine Schule oder mehrere Schulen für sie zu errichten; aber alles war umsonst. Aus ihnen selbst kann ich keinen Schullehrer bekommen; zu einem Christen würden und dürften sie ihre Kinder nicht senden, und mit Najers ist auch nichts anzufangen.

„An der öffentlichen Predigt unter den Heiden wurde ich, wie es natürlich ist, durch das Bauwesen vielfach gehindert. Ich predigte aber doch, so oft ich nur konnte, unter dem Schatten eines Banianen-Baumes an der Callicutstraße, welche nahe an unserm Hause vorbeizieht, wo ich erfreuliche und traurige Erfahrungen genug zu machen hatte. Ebenso gab sich der Katechist Paul alle Mühe Christum den Gekreuzigten zu verkündigen.

„Den 12. und 13. December waren wir miteinander auf dem zu Ehren des Gottes Schiwa gefeierten Fest in Cirur, wo es uns vergönnt war, nicht allein den Namen Christi bekannt zu machen, sondern auch seine Schmach zu tragen. Er hat uns aber auch Kraft gegeben, alle Unbilden mit Geduld hinzunehmen, und so durften wir vielleicht etwas von seinem Bilde den nach Zeichen und Wundern fragenden Spöttern vor die Augen stellen. Aus einer augenscheinlichen Gefahr, welche mir drei Elephantentreiber mit ihren Colossen bereiteten, errettete mich der HErr in Gnaden durch das Herbeieilen des Katechisten Thomas von Tellitscherry, der uns am zweiten Tag zur Hülfe kam. Der eine von jenen drei Feinden ist Thomas Schwester Sohn.

„Die kleine Gemeinde in Wadagerry befindet sich noch in demselben Stadium, in welchem sie der vorjährige Jahresbericht darstellte. Das heidnische Weib des Schullehrers Jakob hielt sich etwa 4 Monate im Hause ihres Vaters auf, um bei ihrer Entbindung die heidnischen Ceremonien nicht entbehren zu müssen, und kehrte dann zu seiner Zeit wieder zu ihrem Mann zurück. Einige Tierleute, welche vor einem Jahr schon Miene machten herauszutreten, sind bis auf diesen Tag noch nicht weiter gekommen, als sie schon damals waren. Ein anderer Tiermann, Namens Curjcrker, von Profession ein Arzt, kam vor mehr als einem Jahr einmal mit dem Katechisten Mattai nach Tellitscherry, um sich taufen zu lassen, wurde aber schon am folgenden Tag von einer solchen Furcht ergriffen, daß er davon eilte, als wäre ihm der Bluträcher auf der Spur. Doch hatte er seit

der Zeit keine Ruhe mehr; er las beständig in seinem Neuen Testament; er ging in den Nachbarhäusern umher, um den Leuten aus dem Worte Gottes vorzulesen; sogar bei seinen Krankenbesuchen machte er es sich zur Aufgabe den Heiden aus der Schrift vorzulesen. Als der erste Gottesdienst in unserm Gebetssaal gehalten wurde, kam er mit vier andern Heiden von Wadagerry herüber, um an der Feierlichkeit Theil zu nehmen, und es schien für einige Wochen als sey nicht nur ihm, sondern seinem ganzen Hause und noch zwei Nachbarhäusern, alles zusammen 22 Seelen, ein Tag des Heils angebrochen. Sie lasen und beteten miteinander, luden den Katechisten Mattai ein, sie täglich zu besuchen, um mit ihnen zu lesen und zu beten. Aber, wenn es eben nur um Christi willen nichts zu leiden gäbe; an seiner Herrlichkeit möchten wohl Viele gerne Theil haben, hingegen sein Kreuz will Niemand tragen. Buchstäblich scheint bei diesen Leuten das Gleichniß von dem Saamen, welcher auf das Steinichte fiel, in Erfüllung gehen zu wollen. Doch wir müssen Geduld haben und nicht aufhören, für sie zu beten; wie lange hat der HErr nicht auf uns gewartet! — und haben wir um seines Namens willen etwa auch zeitliche Güter eingebüßt, wie das den Meisten von diesen Leuten, wo nicht Allen, in Aussicht steht, wenn sie etwa die Schmach Christi für größern Reichthum achten wollen, als die Schätze Egyptens?

„Die Tierschule unter einem heidnischen Lehrer, und die Fischerschule unter dem christlichen Schullehrer Jakob, gehen ihren lieblichen Gang vorwärts; die erstere enthält etwa 30, die letztere 20 Schüler. Weitere Schulen würde ich auch dort eröffnen, wenn ich Gelegenheit und Mittel hätte. Wenn irgendwo Schulen nothwendig sind, so ist es in diesem District. Fast Niemand kann lesen. Diese Station besuche ich, wenn immer möglich, wöchentlich Einmal.

„Seit Simon von Mahe hieher gezogen ist, besteht die dortige Gemeinde nur aus zwei Seelen, Louise und Sara, welche von dem Katechisten Paul und mir abwechselnd besucht werden; außerdem kommen sie alle Sonntag

hieher zum Gottesdienst. Der Mann der Louise, sowie ihr Bruder, haben sich um die Taufe gemeldet; der Unterricht hat aber noch nicht begonnen werden können. Es sollte eben ein Katechist dort stationirt seyn; aber Timotheus, der dort geboren und bekehrt wurde, folglich nach Mahe, wo er seine ganze Verwandtschaft hat, gehörte, befindet sich eben in Andscharkandy.

„Nun der Gott des Friedens, des Trostes und der Barmherzigkeit sey mit uns Allen, und gebe uns auch in diesem neu angetretenen Jahre wieder Muth und Kraft eine gute Ritterschaft zu üben, damit wir am Ende die Krone des ewigen Lebens davon bringen mögen.

C. Müller."

Uebersicht.

Stationen.	Gemeindeglieder. Erwachs.	Kinder.	Communi-canten.	Taufcan-didaten.
Tschombala . . .	17	11	14	—
Wadagerry . . .	3	5	3	—
Mahe	2	—	2	2

11. Station Calicut.

(Angefangen im Jahr 1842.)

Missionare: J. M. Fritz mit Gattin. J. J. Huber mit Gattin.

Eingeborne Gehülfen: Abraham, Paulus, Christian, Jakob.

„Danket dem HErrn, denn Er ist freundlich und seine „Güte währet ewiglich. Wer kann die großen Thaten des „HErrn ausreden und alle seine löblichen Werke preisen? „HErr, gedenke meiner nach der Gnade, die du deinem Volke

„verheißen hast; beweise uns deine Hülfe, daß wir sehen „mögen die Wohlfahrt deiner Auserwählten und uns freuen, „daß es deinem Volke wohl geht, und uns rühmen mit dei„nem Erbtheil!" In diesen Worten des heiligen Psalmisten finden sie ausgedrückt die Gefühle unserer Herzen, wie sie sich beim Rückblick auf ein verflossenes Gnaden- und Arbeitsjahr in denselben zusammendrängen. An unsern beiden Missionsfamilien hat der HErr große Gnade erwiesen. Er hat unsere beiden Frauen sowohl als unsere Kinder in Zeiten schwerer Krankheit angesehen und wieder genesen lassen nach seiner großen Güte und uns zu seinem Dienste Gesundheit und Freudigkeit erhalten. Er erhalte und mehre uns solche auch in dem neuen Jahr, um seiner Gnade willen!

„Gemeinde. Hier haben wir vor allem schmerzlicher Erfahrungen mit unsern Katechisten Erwähnung zu thun. Benjamin, der für einige Zeit mit Eifer und Segen in Cotacal gearbeitet hatte, verstieg sich in geistigem Hochmuth, der nach dem Worte Gottes immer dem Fall vorausgeht und vor welchem ich ihn kurz vorher ernstlich gewarnt hatte. Er verfiel in Fleischessünden und mußte ohne Weiters von seiner Stelle entfernt werden. Da er selbst, ehe irgend Jemand etwas von seinem Fall wußte, uns denselben anzeigte und in Worten wenigstens Reue darüber bezeugte, so hegten wir einige Hoffnung, daß er durch Buße mürbe gemacht, sich zu Jesu wenden und Gnade suchen und finden werde. Er ist jetzt als Knecht bei uns angestellt und thut seine Arbeit zu unserer Zufriedenheit. Die in Folge seines Falls ihm gewordenen Demüthigungen sind ihm heilsam gewesen. Satan versuchte das Aeußerste, ihn dem züchtigenden Einfluß des Evangeliums zu entrücken, um ihn vollends in zeitliches und ewiges Verderben zu stürzen. Möge der HErr ferner durch die Zucht seines heiligen Geistes ihn bearbeiten, und wenn es möglich ist, ihn aus Gnaden selig machen.

„Weit betrübender noch war das Erlebniß mit Titus, der im Anfang August mit Esther, einem der nach unserer Meinung bessern und hoffnungsvollern Mädchen unserer

Schule davonging. Für geraume Zeit, wie wir jetzt gewiß wissen, hatte er unreinen Lüsten in seinem Herzen Raum gegeben; und da endlich die Mutter des Mädchens, eine Heidin, vielleicht durch Versprechungen von Titus ermuthigt, ihre vermittelnden Dienste anbot, so reifte der Wunsch zur That heran. Sein ganzes Betragen in dieser Zeit läßt in eine schreckliche Tiefe der Verderbniß und Verschmitztheit des Hinducharakters hineinblicken. Monate lang scheint der arme Mensch mit dergleichen Gedanken umgegangen zu seyn, und dennoch hatte er sich nicht nur vor uns, sondern auch vor den andern Christen so zu benehmen gewußt, daß kein Verdacht dieser Art auf ihn gefallen war. Freilich war ich seit geraumer Zeit unzufrieden mit ihm; aber es war dies keine bestimmte Klage, sondern mehr nur ein Gefühl, daß es nicht recht mit ihm stehe, was ich ihm auch zu wiederholten Malen klar und deutlich sagte. Die Uneinigkeiten mit seiner Frau glaubte ich, hauptsächlich der Unklugheit der Letztern zuschreiben zu müssen, während es daher kam, daß sein Herz ihr entfremdet war und sie, etwas von dem Grund wissend, ihm darüber in der Stille bittere Vorwürfe machte, ohne jedoch aus Schonung gegen ihren Mann uns etwas von ihrem Kummer mitzutheilen, worüber sie sich später sehr anklagte. — Einige Wochen lang liefen Titus und Esther, ihren Lüsten fröhnend, in der Irre herum, bis sie am Ende so weit zur Besinnung kamen, daß sie hieher zurückkehrten. Da Titus sich unbedingt allen Verordnungen zu fügen versprach, und wir Esther als den verführten Theil betrachteten, so entschlossen wir uns, sie für eine Probe nach Tschirakal zu thun, und ihn erboten sich die Tellitscherry-Brüder, zu einem Versuch im Garten arbeiten zu lassen. Ueber Esther sind die Nachrichten sehr entmuthigend. Der HErr hat auch durch die Krankheit, mit der er sie heimsuchte, nichts ausgerichtet. Titus, der sich im Anfang etwas besser zu machen schien, macht durch seinen ungebrochenen Sinn den Brüdern viel Noth, und sie werden wohl genöthigt seyn, sich in Bälde von ihm loszusagen.

„Weniger grell, aber dennoch tief demüthigend, war die Erfahrung mit Daniel in Coilandy, den wir ebenfalls ungeraden Handelns und vorgekommener Lügen wegen seines Amtes entsetzten. So hat uns gerade in unsern eingebornen Gehülfen, die unsere Freude und in gewissem Sinn unser Trost hätten seyn sollen, ein Schlag um den andern getroffen, und wir bitten den HErrn, uns auch das Schwere dieses Jahrs zum Segen werden zu lassen. Als einen besondern Segen betrachten wir es, daß wir Leute hatten, mit denen wir die auf so betrübte Weise vacant gewordenen Stellen wieder ausfüllen konnten. In Cotacal steht nun Paulus in einem hübschen Arbeitskreise; in Coilandy, als Schulaufseher, der noch etwas junge Christian neben dem ältern Patros, der den Garten besorgt, und dessen gerader Sinn uns Freude macht. An Titus Stelle steht nun Abraham, der bisherige Schullehrer von Elladur, und dessen Schule sich in letzter Zeit sehr verminderte und der durch Alter und Charakter ganz für seine Stelle paßt. In Elladur dürfte sich die Schule unter einem heidnischen Schullehrer wohl bald wieder beginnen lassen. Die Leute haben immer noch starke Vorurtheile gegen Schulen mit christlichen Schullehrern. Bis wir dies mit einigem Erfolg thun können, glaube ich, ist es recht, die andere Weise nicht ganz zu verschmähen, da ja das Wort Gottes in sich selbst eine lebenschaffende Kraft ist. Neben Abraham steht noch der Cotacaler Jakob als Gehülfe. Ihr Geschäft besteht hauptsächlich in Schulbesuch und Predigt des Evangeliums unter den Heiden, und nun wird ihnen auch noch das Geschäft der Colportage zukommen, da wir von der Madras Bibelgesellschaft mit Theilen der heiligen Schrift sehr reichlich versehen wurden, mit der Bitte jedoch, unser Möglichstes zu thun, dem Worte des HErrn eine weite Verbreitung zu geben, da von der Muttergesellschaft die wichtige Frage an sie gestellt wurde, ob nicht die Zeit gekommen sey, jedes Haus in Indien mit einem Theile der heiligen Schrift zu versehen.

„In dem übrigen Theile unserer kleinen Gemeinde ist es bergauf und bergab gegangen. Wir hatten Ursache uns

vor dem HErrn zu freuen und zu demüthigen, und unsere Erfahrung ist, daß, je mehr wir Letzteres lernen, uns auch Ersteres von des HErrn Hand beschieden wird. Von eigentlichem Zuwachs durch Taufe von Erwachsenen können wir dieses Jahr nicht berichten, da die allerdings innerhalb dieses Jahres Getauften noch in dem vorjährigen Bericht aufgenommen wurden. An Taufcandidaten hätte es uns freilich nicht gefehlt; aber durch manche betrübende Erfahrung gewarnt, suchen wir uns wo möglich größerer Vorsicht zu befleißigen. Möge uns der HErr vor Ihm mißfälligen Extremen bewahren. Ein römischer Katholik und Knecht bei einem englischen Herrn hat sich an uns angeschlossen und sein Kind bei uns taufen lassen. Er ist ein Tamule. Vier Ehepaare wurden getraut und 13 Kinder getauft. Die Gottesdienste wurden regelmäßig gehalten und von den Meisten unserer Christen auch regelmäßig besucht, und wir hoffen, daß wir auch in diesem Jahre nicht umsonst gearbeitet haben, obwohl es dem HErrn nicht gefallen hat, uns besondere Früchte unserer Arbeit sehen zu lassen. Auch die Tamil-Christen haben wieder einen neuen Anlauf genommen und besuchen ziemlich regelmäßig unsere Gottesdienste. Dies gilt besonders auch von den Frauen, die früher sich nie entschließen konnten, neben andern christlichen Frauen von verschiedenen Kasten zu sitzen und deßwegen sich ausschließlich dem Gottesdienste entzogen hatten. Die Wittwe des verstorbenen Shirestedars bildet den Anführer unter ihnen. Möge der HErr ihr, wie einst der Lydia, das Herz für die Predigt seines Wortes aufschließen. Den Zutritt zur Predigt glaubten wir ihnen nicht versagen zu dürfen, während wir, so lange sie nicht von dem Kastenwesen sich ganz lossagen, nicht glauben, sie als Gemeindeglieder ansehen und behandeln zu dürfen.

„Das heilige Abendmahl wurde zu verschiedenen Malen in der eingebornen Gemeinde sowohl als in der englischen ausgetheilt, und wir durften den Segen des HErrn dabei reichlich wahrnehmen. Es ist dies jedesmal eine Zeit, wo wir mit jeder einzelnen Seele unserer Christen in beson-

dere Berührung kommen und das anderwärts allgemein Gesagte individuell anzuwenden Gelegenheit finden. Seit ohngefähr einem Jahre ist nun auch der englische Gottesdienst auf Bitten der Engländer von dem Kanzlei-Haus in unsern Gebetssaal verlegt worden, und dieselben Freunde haben uns auch ersucht, ihnen das heilige Abendmahl zu reichen, was wir um so weniger ablehnen konnten, als der damalige Caplan in Cannanur es nicht nur stark empfahl, sondern durch seine höchst seltenen Besuche es wirklich wünschenswerth machte. Seine seitherigen zwei Nachfolger puseyitischen Geistes haben ihr Möglichstes versucht, dieses zu verhindern, jedoch ohne Erfolg, da die Mehrzahl der hiesigen Leute ihre Absicht zu gut kennt, um ihnen Gehör zu schenken.

„Mädchenschule. Es haben, wie der besondere Bericht an die verehrte Frauengesellschaft noch ausführlicher zeigt, einzelne kleine Veränderungen im Personal der Kinder stattgefunden. Die älteste Schwester der vier von Bepova hier eingetretenen Mädchen mußte vorgerückten Alters und unordentlichen Betragens wegen aus der Schule entfernt werden, was auch den Austritt der drei übrigen Kinder zur Folge hatte. Dies that uns sehr leid, da wir nicht nur mit ihnen zufrieden waren, sondern auch voraussahen, daß sie durch Rückkehr zu ihrer Tante nach Bepova gänzlich vernachläßigt werden und das Evangelium zu hören auch nicht die mindeste Gelegenheit haben. Ein anderes Mädchen, Louise, ist ebenfalls von ihrer Mutter der Schule entzogen worden, und die unglückliche Esther ist, wie bereits gemeldet, noch in Tschirakal. Die Wittwe des Theophil, die seit dem Tode ihres Mannes Aufseherin in der Schule war, so wie Anama, eines der ältesten Mädchen, wurden im Laufe des Jahres verheirathet. Einige ganz arme Kinder sind eingetreten, und wir hoffen, daß sich in ganz kurzer Zeit die Zahl ausgleichen wird. Gegenwärtig zählt unsere Schule 27 Kinder. Auch hier sind unsere Erfahrungen gemischter Art gewesen; doch haben wir viel Ursache dankbar zu seyn. Von schweren Krank-

heiten und Todesfällen sind wir im letzten Jahre unter unsern Kindern gänzlich verschont geblieben, was wir neben Gottes besonderer Aufsicht dem geräumigen Local mit zu verdanken haben. Der gegenwärtige Schulmeister Abraham, früher in Cotacal, versieht sein Amt mit gewissenhafter Treue.

„In Cotacal hatten wir neben dem Traurigen mit Benjamin doch auch hie und da etwas wahrzunehmen Gelegenheit, was uns zu freudigem Dank gegen den HErrn stimmte und zeigte, daß auch dort unsere Arbeit nicht ganz vergeblich gewesen ist. Dahin gehört, daß die Najadis in letzter Zeit mit mehr Liebe, denn früher, der Arbeit sich hingegeben haben. Von zwei Jünglingen, Johanan und Abraham, habe ich die gute Zuversicht, daß sie unter der Zucht des Geistes Gottes stehen. Sie arbeiten fleißig und zeigen sich gehorsam in allen Stücken. Ersterer ist im Lesen und Schreiben so weit, daß wir ihn gebrauchen und den Schullehrer von Cotacal wegnehmen konnten. Er arbeitet die eine Hälfte des Tages auf dem Felde und die andere in der Schule unter Paulus Aufsicht. Die Erndte ist wieder spärlich ausgefallen, doch besser, denn das verflossene Jahr. Die andern Glieder unserer Gemeinde daselbst gehen ihren stillen Gang. Simon, der frühere Katechist, erhielt nach dem Absterben seines heidnischen Vaters, dessen Stelle als Regierungsimpfer jenes Districts. Er kaufte ein Stück Land ganz in unserer Nähe und wohnt in einem selbstgebauten Haus daselbst. Andreas lebt von einem kleinen Handel, und Esau von Ackerbau. Letzterer hat durch die fast ununterbrochene Kränklichkeit seiner Frau manches Schwere gehabt, hat uns aber durch sein gläubiges Festhalten an dem unsichtbaren HErrn manche Freude bereitet. Samuel, der unsern Ackerbau besorgt, ist auch ordentlich und thut seine Arbeit mit Freuden.

„Reisen wurden in diesem Jahre, außer Geschäfte wegen nach Tellitscherry und Cannanur, keine außerhalb unsers Districts gemacht. Auf denen innerhalb unsers Districts und besonders in der Umgegend von Cotacal und

Coilandy wurde immer auch neben dem Besuch und Arbeit unter den Najadis und Christen auf die heidnischen Einwohner der Umgegend Rücksicht genommen. Von öffentlicher Opposition haben wir weniger erfahren. Mit Leuten der höhern Kasten hält es gar nicht schwer in Unterredungen zu kommen und sie von der Richtigkeit des Götzendienstes zu überzeugen. Damit ist aber nicht viel gewonnen. Viele sagen: „Unsere Väter haben es so gemacht; es ist dies nun einmal der Gebrauch dieses Landes; Eure Bücher sagen so, die unsern so, wer kann wissen wo die Wahrheit ist.“ Noch Andere sagen: „Versprechet uns nur ein mäßiges Auskommen für uns und unsere Kinder und wir wollen alle Christen werden.“ Wieder andere weisen uns auf den schlechten Wandel der Europäer, Halbkasten und manche eingeborne Christen. Doch findet man meist unter den Hindus ein williges Ohr, und das muß uns für jetzt genügen und Muth geben, zu zeugen, so lange es Tag ist; haben wir doch die Verheißung, daß des HErrn Wort nicht soll leer zurückkehren, sondern ausrichten das, wozu es gesandt ist.

„Durch Gottes Gnade sind wir auch das verflossene Jahr vor Krankheiten und Sterbefällen in unserer kleinen Gemeinde verschont geblieben. Die Zahl unserer Gemeindeglieder ist deßwegen so ziemlich dieselbe, wie vor einem Jahr, nur daß eine Familie von hier nach Cannanur gezogen ist, weil der Mann in dortiger Gegend durch eine kleine Anstellung bei der Regierung sein Brod hat. Kirchenzucht wurde auch im Laufe dieses Jahres, wie wir hoffen, nicht ohne Segen gehandhabt, und von den Ausgeschlossenen hatten wir die Freude, wieder einige in die Gemeinde des HErrn aufzunehmen. Möge der HErr auch denen, die noch unter der Zucht stehen, dieselbe zum Segen gereichen lassen.

„Das hiesige Armenhaus steht ebenfalls unter unserer Aufsicht. Es konnte aber bis jetzt außer wöchentlicher Aufsicht und Ermahnung aus dem Worte Gottes wenig

dafür gethan werden. Der gegenwärtige Aufseher ist ein Heide. Sollte es uns einmal möglich werden, einen etwas erstarkten Christen an seine Stelle zu thun, so wäre damit auch Hoffnung eines bessern Erfolgs gegeben.

„Hiemit haben wir nun in Kürze Sie mit den Erfahrungen des letzten Jahres und dem gegenwärtigen Stand unserer Station bekannt zu machen gesucht. Ueber die Schulen folgt ein besonderer Bericht von Br. Huber mit. In einem spätern Brief oder Bericht will ich es auch versuchen, Ihnen eine etwas genaue Statistik unsers Missionsbezirks oder Station zu geben, wozu diesmal die Zeit nicht mehr ausreicht.

Unsere Bitte beim Schluß des alten und Anfang des neuen Jahres ist: „HErr! zeige deinen Knechten dein Werk und deine Ehre ihren Kindern. Der HErr unser Gott sey uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände bei uns, ja das Werk unserer Hände wolle Er fördern. Ps. 90. Ihm sey Preis und Ehre nun und in alle Ewigkeit. Amen.

J. M. Fritz.
J. Huber."

Schulbericht.

„Als unser Heiland im Begriff war, mit einigen Broden und Fischen einige tausend Menschen zu speisen, sind vielleicht, beim Anblick der wenigen Brode und Fische, Manche versucht gewesen zu fragen: Was ist das für so Viele? So geht es uns oft bei unserer Arbeit; beim Blick auf unsere geringe Arbeit und auf das große Arbeitsfeld um uns her sind wir oft versucht zu fragen: Was ist das für so Viele? Und unter allen unsern Arbeitszweigen ist seiner Natur nach keiner so geeignet, diese glaubenslose Frage hervorzurufen, wie die Arbeit an den Schulen, an welchen heidnische Lehrer angestellt sind. So lange man bei diesen Schulen es nicht sehr genau nimmt, das größte Gewicht

auf eine große Anzahl Schüler legt, und zufrieden ist, wenn die Knaben unsere Bücher lesen und auswendig lernen, wenn man überhaupt nur auf den äußern Gang dieser Schulen sieht, kann man sich einigermassen beruhigen und sich mit dem Gedanken trösten, es werde doch wenigstens durch das Lesen und Auswendiglernen das Wort Gottes in seinen Haupttheilen den Knaben bekannt. Blickt man aber etwas tiefer in die Sache hinein, überlegt man ruhig die Erfahrungen, die man mit diesen Schulen schon gemacht hat, läßt man sich durch nichts blenden, sondern sieht die Sache so an, wie sie wirklich ist, dann findet man Manches, das jenen tröstlichen Gedanken umzustoßen droht. Es wäre eine interessante Aufgabe über diese Schulen ein Buch zu schreiben; da könnte man Manches auseinandersetzen, was man in einem kurzen Bericht nicht thun kann. Es ist aber zu fürchten, daß ein solches Buch, das die Sachen darstellen würde wie sie wirklich sind, bei Vielen keine gute Aufnahme finden würde; denn anziehende und unterhaltende Geschichten hätte man keine zu erzählen; das Kapitel über Erweckungen und Bekehrungen würde auch sehr kurz ausfallen; dagegen würde das Kapitel über Lug, Betrug, Falschheiten aller Art desto größer werden. Von dem Vielen, das sich hierüber sagen ließe, will ich nur etwas Weniges anführen. Bei den heidnischen Schulmeistern ist es als eine ausgemachte Sache zu betrachten, daß sie alle nur um des Lohnes willen ihre Stelle verwalten, und in ihrer Arbeit nur so weit gehen, als es nöthig ist, um etwaiger Strafe, oder gänzlicher Entlassung zu entgehen. Einem solchen Schulmeister kommt es nicht von Ferne in den Sinn, die Knaben darum zu unterrichten, damit sie etwas lernen sollen; er denkt in der Verwaltung seines Amtes nur an sich, an seinen Nutzen; und in seinen Augen sind die Knaben nicht sowohl seine Schüler, als vielmehr geeignete Mittel, durch die ihm sein Unterhalt gesichert ist. Wohl wissend, daß, wenn am Ende des Monats die Knaben die ihnen bestimmte Aufgabe nicht gut auswendig gelernt haben, er

etwas von seinem Lohn verliert, bemüht er sich, die Knaben gerade soviel zu lehren, als nöthig ist zu seinem Zweck, keine Linie mehr, selbst wenn er mit der Aufgabe schon in der Mitte des Monats fertig wäre; denn sobald er Ursache hat, zu glauben, daß durch die gelernte Aufgabe sein Lohn gesichert ist, ist nach seiner Ansicht sein Geschäft gethan. Der Schulmeister hat aber nicht nur für die Aufgabe der Knaben, sondern auch für die Anzahl der Schüler zu sorgen, denn wenn die ihm bestimmte Anzahl nicht vollständig ist, verliert er etwas von seinem Lohn. Um diesem zu entgehen, sucht er sich auf verschiedene Weise zu helfen. In den meisten Fällen dingt er Knaben, um die Zahl voll zu machen; in der Nachbarschaft aber unter seinen Verwandten gibt er einigen Knaben etwas Weniges, um für eine kurze Zeit in der Schule anwesend zu seyn. Dies geschieht besonders dann, wenn er Ursache hat zu glauben, daß ich in die Schule komme. Diese List geräth ihm jedoch nicht immer; denn wenn ich oft ganz unerwartet, zu einer ungewöhnlichen Zeit in die Schule komme, hat er keine Zeit mehr, Knaben zu dingen. In diesem Falle sucht er sich dann mit Lügen zu helfen. Frägt man ihn, warum nur so und soviel Knaben anwesend seyen, so fängt er an eine Geschichte zu erzählen, von der in den meisten Fällen kein Wort wahr ist. Unter den abwesenden Knaben ist dem Einen der Vater, dem Andern die Mutter, und einem Dritten die Schwester gestorben; ein Anderer ist mit seinem Vater über Feld gegangen; in einem Hause ist die Cholera, in einem andern die Blattern ausgebrochen; ein Knabe hat das Bein gebrochen, ist von einem Ochsen gestoßen, oder von einer Schlange gebissen worden. Auf diese Weise sucht sich der Schulmeister zu helfen, um nichts von seinem Lohn zu verlieren, und er sagt dies Alles in einer solchen Manier, und begleitet es mit solchen Argumenten, daß es einem recht schwer ankömmt, ihm nicht zu glauben; aber wiederholte Erfahrungen nöthigen uns in den meisten Fällen alle diese Entschuldigungen als Lügen zu betrachten, und wer einmal mit dem Charakter der Hindu etwas ge-

nauer bekannt geworden ist, wundert sich über solche Lügen gar nicht mehr, wohl wissend, daß Lügen des Hindu tägliches Brod ist. Je mehr man fragt, desto mehr wird gelogen.

„Aber trotz all diesen entmuthigenden Dingen und Erfahrungen, die man in diesen Schulen macht, geht es mir mit diesen heidnischen Schulmeistern, wie dem Paulus mit jenen Predigern, die Christum auch um Haß und Haders willen predigten. Was ist's denn aber? sagt er, wenn nur Christus verkündigt wird auf irgend eine Weise, es geschehe zum Vorwand oder mit Wahrheit, so freue ich mich auch darüber und werde mich freuen. So freue auch ich mich darüber, und werde mich freuen, daß trotz allen Hindernissen und Finsternissen in unsern Schulen die Knaben nach und nach mit dem Evangelium bekannt werden, es geschehe nun zum Vorwand oder mit Wahrheit. Das Uebrige wollen wir getrost dem lieben Gott überlassen, der nach seiner Weise und zu seiner Zeit auch den Vorwand in Wahrheit verwandeln kann.

„Auch im verflossenen Jahre wurde in unsern Schulen das Wort Gottes gelehrt und gelernt, theils aus Vorwand, und wir wollen hoffen, zum Theil auch mit Wahrheit. In allen Schulen wurden Theile aus der neutestamentlichen Geschichte, aus Zeller's Fragen und Antworten, aus dem Evangelium Lukas und aus der Apostelgeschichte auswendig gelernt. In Coilandy haben wir nur drei Schulen gehabt. Es hat sich bis dahin noch kein Schulmeister gemeldet, und einen mit Fleiß aufzusuchen, ist nicht rathsam; es muß sich eine solche Schule gleichsam von selbst geben; es muß ein Schulmeister zunächst nur für sich Knaben sammeln und einige Monate Schule halten; dann erst kann man entscheiden, ob er angestellt werden kann oder nicht. Im Uebrigen ist Alles im Alten geblieben. Wir hatten auch im verflossenen Jahre über Unregelmäßigkeit, Gleichgültigkeit und viele Versäumnisse zu klagen. Die meisten Knaben müssen fast täglich zusammengetrieben werden; sie haben noch keinen Geschmack am Lernen, und von ihren Eltern werden sie auch nicht dazu angehalten.

„Unsere Schulen sind gegenwärtig folgende:

	Schulen.	Kinder.
Calicut	1. in der Stadt	30
„	2. in der Stadt	25
„	3. in der Stadt, Tamil-Schule	20
„	4. 5 Meilen nördl. von der Stadt	30
Coilandy	1.	40
„	2.	30
„	3.	25
Badur	. . . .	20
Cotacal bei den Najadis	. . . . .	12
		232 Kinder.
Dazu kommt noch unsere Gemeindeschule mit		11
Und eine englische Schule, die ich im Anfang November angefangen habe mit . .		52 Knaben.
		295

„Ueber diese englische Schule läßt sich besser später ein Bericht geben; sie ist noch sehr jung, und in jeder Beziehung in ihren ersten Anfängen. Ich habe sie angefangen, in der Hoffnung auch unter den höhern Kasten der Eingebornen etwas thun zu können. Bis jetzt ist es über Erwarten gut gegangen; schon am ersten Tage hatte ich 27 Schüler, und jetzt habe ich schon 52, unter ihnen etwa 35 schöne Nair-Jünglinge und einige Braminen. Es war der Wunsch einiger Freunde, daß in Calicut eine solche Schule errichtet werden soll, und ich habe mit Freuden ihrem Wunsche entsprochen unter der Bedingung, daß die Schule die Mission nichts kosten soll. So wurde sie angefangen, und so soll sie mit des HErrn Hülfe fortgeführt werden. So weit es die Verhältnisse des Landes erlauben, nehme ich mir die Schule in Mangalur zum Muster.

„Möge der HErr seinen Segen dazu geben: wenn Er die Stadt nicht behütet, wachen die Wächter umsonst, und wenn Er unsere Arbeit nicht segnet, arbeiten wir umsonst.

J. Huber."

chen Indien.

	Gesammtzahl.	Gemeinden. Communicanten.	Nicht-Communicanten.	Kinder.	Gesammtzahl.	Katechumenen.	Gesammtzahl. Gemeindeglieder und Katechumenen.	Schulmeister und Schüler außer der Mission.	Hauptsumme.
I. Die									
1. Ma	346	138	34	168	340	34	374	240	614
2. Mu	5	25	5	21	51	1	52	—	52
II. Die S									
1. Dh	351	25	—	28	53	—	53	347	400
2. Hu	340	2	—	—	2	—	2	348	350
3. Bet	321	2	—	—	2	7	9	329	338
4. Mal	18	3	—	—	3	4	7	19	26
III. Die									
1. Can	220	202	47	84	333[2]	33	366	153	519
2. Tell	387	26	8	34	68	9	77	348	425
3. Tsch	58	23	1	15	39	3	42	51	93
4. Cali	336	34	8	41	83	20	103	313	416
IV. Die	83	7	5	9	21	2	23	81	104
G	465	487	108	400	995	113	1108	2229	3337

[1] Mit 2. [3] 2 Brüder und 2 Schwestern in der Heimath.



B. Die Mission in Westafrica.

Unsere Mission auf der (früher dänischen, nunmehr von den Dänen an England verkauften) Goldküste hat, wie alle andern westafricanischen Missionen im verflossenen Jahr, unter dem Einfluß ganz besonders ungünstiger Witterungsverhältnisse wiederum schwerer gelitten als seit einer Reihe von Jahren. Viele schöne Hoffnungen der Missionsfreunde sind dadurch vernichtet worden. Manche haben bereits wieder zweifeln wollen, ob Africa je bekehrt werden werde, oder wenigstens ob man vom Westen aus in dieses Land des Todes eindringen könne. Wir in unserm Theil können der Mission nicht das Privilegium zuerkennen, das der ganzen Christenheit verweigert ist, das Privilegium nämlich, ohne Kämpfe, ohne Verluste, ohne Niederlagen den Sieg über die Feinde des göttlichen Reiches zu erringen. Sind unsere Wünsche und Erwartungen getäuscht, der Rath Gottes besteht darum dennoch und wird ausgeführt werden auch an den armen Sclaven Africa's. Im Gegentheil, statt an dem endlichen Erfolg unserer nun zwei und zwanzigjährigen Arbeit zu verzweifeln, fühlen wir in unserm Theil uns aufgefordert, die Frage an uns zu stellen, ob denn unsere Gesellschaft wirklich auch Alles für Africa gethan habe, was in ihren Kräften stand; ob unsere Missionare so glaubensmuthig, hingebungsvoll und treu gearbeitet haben, wie sie hätten sollen? Und endlich, sehen wir das, was in Africa durch Gottes Gnade zu Stande gekommen ist, noch einmal an, um darüber ins Klare zu kommen, ob denn die bisherigen Arbeiten wirklich umsonst oder so fruchtlos gewesen seyen, daß wir Ursache haben, an dem Segen des HErrn zu zweifeln. Da geht vielleicht doch Manchem ein anderes Licht auf. Wir wenigstens würden uns der Undankbarkeit anklagen, würden wir die Früchte der westafricanischen Missionsarbeit für Nichts achten.

Aus diesem Gesichtspunkt lassen Sie uns die Stationsberichte unserer Brüder betrachten.

I. Station Akropong.

(Zuerst angefangen im Jahr 1835, erneuert im Jahr 1844.)

Missionare: J. G. Widmann mit Gattin. H. N. Riis mit Gattin. J. C. Dieterle und J. Mohr.
Gehülfe: Alex. Clerk.

Missionar Widmann schreibt uns von Kornthal (in Württemberg) aus, wo er gegenwärtig zur Wiederherstellung seiner Gesundheit sich befindet:

„Die Ursache, warum Sie bis jetzt noch keinen Bericht für 1849 von der Station Akropong erhalten haben, ist Ihnen bereits bekannt. — Br. Riis war im Anfang des Jahres noch nicht angekommen. Br. Dieterle mußte einen großen Theil seiner Zeit theils in Abude, theils in Ussu zubringen, um unsern kranken Brüdern beizustehen, und ich hatte nebst mehrern Krankheiten an einer schmerzlichen Augenentzündung zu leiden, wobei mir öfters der Gedanke kam, ich könnte eines meiner Augen verlieren. Weil ich das Licht nicht mehr ertragen konnte, mußte ich mich manchmal Tage lang ganz im Dunkeln aufhalten. — Da Sie dieses Jahr einen ausführlichen Bericht wünschen, will ich versuchen, Ihrem Wunsche zu entsprechen.

„Sie wissen, daß unsere vorangegangenen Brüder alle dem Klima unterlagen und nur noch der alte Br. Riis übrig war; und als er wieder zurückgekommen war, unsere africanische Mission — das Schmerzens-Kind — auf eine andere Weise wieder angefangen wurde.

„Thompson und ich wurden mit Br. Riis im Jahr 1842 zuerst nach Westindien gesendet, um von dort aus christliche Negerfamilien mit nach Africa hinüberzunehmen, damit dieselben als ein Beispiel der Nachahmung unter den Heiden dastehen, den Missionaren in der Handarbeit und der Cultur des Landes — ein treffliches Mittel gegen den Sclavenhandel — beistehen möchten. Wir bekamen solche Leute in Jamaika von der Mission der Brüdergemeinde, und

im Frühjahr 1843 kamen wir mit sechs Familien glücklich auf der Goldküste in Westafrica an, um aufs Neue in Akropong wieder anzufangen. Akropong, etwa 14 Stunden von der Küste entfernt, ist, obwohl nicht der größeste, doch der Hauptort von Akwapim, und ist auf dem höchsten Punkt dieses gebirgigten Landes gelegen; weßhalb es auch gesünder ist als irgend ein anderer Ort. Schon aus diesem Grunde ist dasselbe für Missionsthätigkeit besonders geeignet, so wie auch, weil man in der Nähe mehrere größere und kleinere Dörfer hat. Das Land Akwapim ist ein fruchtbares, aber noch sehr wenig angebautes Land: man sieht beinahe nichts als Wald und Gebüsch vor sich. Nur hin und wieder erblickt man eine kleine Pflanzung mitten im Wald. Die Eingebornen nämlich pflanzen nicht wie die Europäer; sie hauen ein Stück Wald nieder, brennen das Holz ab, graben aber die Wurzeln nicht heraus oder nur ganz oberflächlich, und da pflanzen sie dann Mais, Jams, Pfeffer, u. s. w. aber nur für ein Jahr an demselben Ort. Das folgende Jahr verlassen sie diesen Platz wieder, hauen an einem andern Ort den Wald ab und bepflanzen ihn auf gleiche Weise. Die frühere Pflanzung ist dann bei der üppigen Vegetation bald wieder ein Wald, so daß man also kein Ackerfeld und keine Wiesen vor sich hat. Ganz nahe an ihren Dörfern und um dieselben herum pflanzen sie nicht oder nur selten; zum Theil wohl darum, weil ihre Schafe und Ziegen, die frei herum gehen, die Pflanzen zerstören würden. Die Neger nahmen uns bei unserer Ankunft sehr freundlich auf. Als wir aber auf den Missionsplatz kamen, waren die frühern Gebäulichkeiten, von Br. Riis aufgerichtet, ganz zerfallen, so daß wir zuerst mit unsern Leuten in elenden Negerhütten im Dorf wohnen mußten unter großen Entbehrungen. Wir hatten namentlich viel von Insecten zu leiden. Als ich eines Morgens meine Matratze umkehrte, hatten die Emfotie, die weißen Ameisen, schon große Löcher hineingefressen. Es galt nun zuerst den Missionsplatz, an der südöstlichen Seite des Dorfes gelegen, zu reinigen. Wir mußten selbst Hand ans Werk legen, das Ge-

büsch niederhauen und die Wurzeln ausgraben, wo unsere Hütten errichtet werden sollten. Es war ein mühsames Geschäft, ging langsam und unter viel Nöthen vorwärts. Unsere Gottesdienste und Versammlungen mußten wir für längere Zeit unter dem Schatten einiger Bäume halten, bis wir eine größere Hütte als Schulhaus bekamen. Sehr freuten wir uns, als wir einmal einige Hütten auf unserm Platz fertig hatten und darin wohnen konnten. Die Hütten selbst sind denen der Eingebornen ähnlich, aus Stöcken gebaut, die man in den Boden hineinsteckt, mit Lehm verworfen, und mit einem Grasdach (einige Jahre später Schindeldach) versehen, aus Einem Gemach bestehend, von welchem aus man beim ersten Schritt über die Stubenschwelle im Hof sich befindet. Es sind aber keine dauerhaften Wohnungen: sie werden von den weißen Ameisen leicht zerstört, und sind ungesund, weil die Hitze, der Regen und Feuchtigkeit so leicht eindringen kann. Wir bekommen aber nun bessere Wohnungen, und schon in dieser Beziehung ist viel geschehen, wenn man die vielen Hindernisse betrachtet, mit denen wir Anfangs zu kämpfen hatten. Ein guter Einfluß davon auf die Heiden wird nicht ausbleiben. Unsere Colonie gleicht nun einem kleinen Dörflein, das südöstlich von Akropong liegt, und nah an dasselbe angrenzt. Die Neger, namentlich die fremden, werden mit Erstaunen erfüllt, wenn sie in unsern Hof, der nun umzäunt ist, eintreten; und oft hört man sie ausrufen: Brofo! Jankupong! die Weißen! „Gott." Man hat da zuerst auf der linken Seite ein neuerbautes einstöckiges Steinhaus, das nun seitdem bewohnt werden kann, auf der rechten den Anfang zu zwei andern ähnlichen Häusern, und in südöstlicher Richtung hat man, seitdem der Wald gelichtet ist, eine schöne Aussicht gegen die See hin auf etwa 12 Stunden. Hinter und neben diesen Häusern stehen dann noch einige kleinere Negerhäuser, die wir bis jetzt bewohnt hatten. Geht man dann weiter in nordöstlicher Richtung, so ist auf der linken Seite das Haus, welches für Thompson ursprünglich bestimmt war, und hinter diesem unser Schulhaus, das auch

als Kirche dient. Es ist noch ein Stockhaus mit einem Grasdach, aber ziemlich geräumig. In gleicher Linie steht ein Häuschen für die Schullehrer-Zöglinge. Weiterhin auf dem Weg stehen auf beiden Seiten die Wohnungen der Westindier. Sie hatten früher auch Hütten, an denen man immer ausbessern mußte. Nun haben wir ihnen jedoch kleine Steinhäuser gebaut, die ganz niedlich aussehen. Diese bessern Wohnungen sind ein wesentlicher Vortheil für die Gesundheit; und wir sind recht froh und dankbar dafür. Auf das Pflanzen hat Br. Mohr nebst den Bauarbeiten sehr viel Mühe und Fleiß verwendet. Wir haben eine schöne Caffeeplantage, die, obwohl zum größten Theil noch jung, dieses Jahr einen reichen Ertrag gab, und zwar vorzüglichen Caffee lieferte. Wir erhielten im verflossenen Jahr 200 Pfund solchen Caffee's. Der Arrowroot gedeiht sehr gut. Wir bekamen eine große Quantität davon. Auch sehr viele Pisang- und Bananenbäume hat Br. Mohr gepflanzt, und zwar an einem Ort, den die Eingebornen nicht für zweckmäßig und gut hielten; sie tragen nun schon reichlich. Als ich zu einem Neger sagte: Nun seht ihr, daß es hier auch Bananen und Pisang gibt, weil der Boden recht bearbeitet wurde, bekam ich die Antwort: „Das ist also, weil ihr Gott dienet." Caffee und Arrowroot, hoffen wir, wird später ein einträglicher Handelsartikel werden. Bis jetzt macht der Transport noch viele Schwierigkeiten. Es muß Alles noch von Menschen getragen werden, weil wir keine Thiere fortbringen können. Leider sind die Westindier bisher sehr nachlässig gewesen im Pflanzen, was zum Theil daher kam, daß sie früher im Sinn hatten, wieder nach Jamaika zurückzukehren. Zum Theil liegt es aber auch im Charakter des Negers, daß er nicht viele Mühe auf das verwendet, wovon er erst in einigen Jahren einen Nutzen hat. Wir hoffen aber, da jetzt jede Familie ein eigenes Stück Land hat, sie werden sich mehr Mühe geben. An Oel von den Erdnüssen, das sie, weil sie keine Presse haben, auskochen, haben in diesem Jahre mehrere von ihnen etwas verdient. Unser Christengemeinlein hat sich durch Zuwachs aus den Heiden in diesem Jahre nicht vermehrt. Die vor einem Jahr getauften sind

noch gar schwache Pflänzlein, halten sich aber doch zu den Christen, und sind fleißig im Gebet und im Besuch unserer Versammlungen. Es sind sieben an der Zahl. Die westindischen Christen sind zwar nicht das unter den Heiden, was man erwarten könnte, aber dennoch wirken sie auf diese oder jene Weise dahin, daß die Heiden zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen mögen. Einige von ihnen benützen auch die vielfache Gelegenheit, die sich darbietet, die Leute von ihrem Irrthum zu überzeugen und ihnen das Heil in Christo zu verkündigen, worin ihnen die Sprache nicht mehr hinderlich ist; denn diese haben sie nun ziemlich gut inne. Betrübend aber ist, daß sich so oft eine Gleichgültigkeit in Bezug auf ihr eigenes Seelenheil kund gibt. In ihrem Handel und Wandel kommen sie in vielfache Berührung mit den Heiden, und es könnte viel geschehen, wenn sie mehr Licht und Salz hätten.

„Was die wirkliche Arbeit unter den Heiden anbelangt, so ist diese eben immer noch eine schwierige und mehr vorbereitende; aber dennoch dürfen wir auf verschiedene Weise wahrnehmen, daß wir nicht ganz vergeblich arbeiten. Viele Heiden sehen ein, daß sie nicht auf dem rechten Weg sind, und daß der Fetisch sie nicht selig machen kann, und sind im Ganzen weniger furchtsam vor demselben. Es hieß z. B. im Anfang: „Wer ein Steinhaus baut, und wer einen Odum-Baum umhaut, wird vom Fetisch getödtet." Nun sagt nicht nur Niemand etwas dagegen, daß wir solches thun, sondern der Häuptling selbst hat neulich einen Odum-Baum umhauen lassen, und trieb uns lange an, wir sollten unsere Leute Bretter für ihn sägen lassen, damit er Thüren für sein Haus bekomme. Br. Mohr hat auch mehrere Akroponger das Maurer-Handwerk gelehrt, so daß wir nun keine Maurer mehr von der Küste heraufkommen zu lassen brauchen. Das Dorf Akropong war, in der letzten Zeit, sehr zerfallen; nun aber wird es wieder aufgebaut, und die Leute werden dann eher da wohnen, was vortheilhafter für unser Werk und unsere Schulen seyn wird; denn wenn die Leute so sehr zerstreut sind, kann man ihnen viel

weniger beikommen. An mehreren Leuten, mit denen wir in Berührung kamen, konnte man wahrnehmen, daß die Wahrheit hie und da Eindruck auf sie machte. Wir wissen namentlich von zwei alten Müttern, die meine Frau öfters auf ihrem Krankenlager besuchte, und die nun in die Ewigkeit hinübergegangen sind, daß sie zu Gott beten gelernt haben. Die eine hatte lange viele Schmerzen auszustehen. Sie soll auf der Plantage ihres eigenen Mannes etwas gestohlen haben; und als sie es nicht eingestehen wollte, ließ ihr Mann ihr einen Fetischtrank geben, der entscheiden sollte, ob sie gestohlen habe oder nicht. Und nun hatte dieser Trank die Wirkung, (er war mit Gift vermischt) daß sie eines langsamen und schmerzlichen Todes starb. Der Art gibt es leider viele Beispiele. Der Predigt des Evangeliums am Sonntag wohnen im Ganzen nur wenige Heiden bei. Wir haben aber dennoch viele Gelegenheit im Umgang und bei Besuchen in ihren Hütten ihnen das Wort Christi zu verkündigen. Man begegnet sehr wenig Widerspruch, nur etwa von den Fetischpriestern selbst; und diese wollen dadurch, daß sie Fetisch machen, wie sie sagen, „Gott dienen." So kam ich unter anderm zu einer neuen Hütte, deren Bewohner ich kannte, gerade zu einer Zeit, als er eine Fetischpriesterin dieselbe einweihen ließ. Es war ein großer Fetisch in den Boden gesteckt beim Eingang in die Hütte, und die Priesterin machte gerade ihre Ceremonien, that ihre Sprünge, goß Branntwein für den Fetisch auf den Boden, trank aber auch zugleich davon. Ich sah ein wenig zu, und machte dann ihr und den dabei stehenden Leuten Vorstellungen, wie Alles dieses verkehrt sey, und wie wir nur von Gott wahren Segen erlangen können. Darauf nahm die Priesterin ein anderes Gläschen Rum, trank davon und goß das Uebrige auch auf den Boden, während dem sie den Namen Gottes anrief; sie verlangte, ich solle dasselbe thun, was ich aber natürlich abschlug mit der Bemerkung, daß Gott nicht also angebetet seyn wolle, und daß Niemand zwei Herren dienen könne. Es ist der fleischliche Sinn der Neger, der das größte Hin-

derniß ist, daß sie das theure Evangelium Christi nicht annehmen. Es ist noch wenig inneres Bedürfniß geweckt: Wenige sind bekümmert um das Heil ihrer Seelen. Der Götzendienst des Negers ist beinahe ausschließlich nur für das Fleisch, und sein Jenseits ist nur ein fleischliches. So kann man oft mit ihnen reden und die Ueberzeugung haben, als mache das Wort Gottes einen tiefen Eindruck auf sie; wenn man aber ausgeredet hat, so können sie sagen: „Gib mir etwas zu essen, ich bin hungrig. Mein Kleid ist zerrissen, gib mir ein Kleid;" anstatt der Frage: „Was muß ich thun, daß ich selig werde." Sehr oft kommen die Leute, namentlich Eltern von Schulkindern, klagen über ihre Schulden, wollen Geld entlehnen und ihre Kinder dafür in den Dienst der Mission geben. Man könnte auf diese Weise der Missionssache allerdings manchen Vorschub thun, wenn wir einen eigenen Fond dafür hätten. Man könnte z. B. manchem Sclaven zur Freiheit verhelfen. Es würde bei Kindern die beste Wirkung haben, wenn diese ganz unter der Pflege der Mission seyn könnten. Die Kinder machen uns mehr Hoffnung, als die Alten; und unsere Schule hat uns bei Allem, was auch Betrübendes vorkommt, doch schon viele Freude verursacht. Viele Kinder sind mit der biblischen Geschichte vertraut, und von manchen wissen wir, daß sie nicht nur in der Schule, sondern auch zu Hause zu dem HErrn beten; ja selbst ganz kleine Kindlein, die noch nicht in die Schule gehen, hört man hie und da auf der Straße ein christliches Schulliedlein anstimmen. Die Schule selbst wird von A. Clerk gehalten mit Beihülfe unserer Schullehrer-Zöglinge und unter der Aufsicht von Bruder Dieterle, der den Kindern den biblischen Unterricht ertheilt. Die Zahl der Kinder ist nun ungefähr 70; völlig die Hälfte sind Mädchen, die aber leider zu Zeiten unregelmäßiger kommen als die Knaben. Des Morgens besuchen sie die allgemeine Schule, und des Nachmittags gibt ihnen meine Frau Unterricht, das eine Mal in weiblicher Arbeit und das andere Mal im Buchstabiren, Lesen, u. s. w., so wie in biblischer Geschichte, die sie ihnen durch Bilder eindrück-

licher zu machen sucht. Schon mehrere von den größern Mädchen haben die Schule verlassen, weil sie sich verheiratheten, was schon im 13—14 Jahre geschieht. Br. Dieterle verwendete neben dem Studium der Landessprache viel Zeit und Mühe auf die Schule, sie zu vergrößern und in gutem Stand zu erhalten. Mit unserm Schullehrer Clerk dürfen wir im Ganzen zufrieden seyn. Vergleichen wir nun die Zeit des Anfangs mit dem jetzigen Stand unserer Schule, so ist schon viel geschehen. Damals mußten wir den Kindern zuerst ein Alphabet geben, weil sie noch keines hatten; jetzt aber können mehrere Kinder lesen und schreiben; ja die ältesten Knaben können schon in der Schule helfen und können sehr gut als Dolmetscher dienen für diejenigen unserer Brüder, die die Sprache noch nicht verstehen. Vieren von diesen und einem von den Söhnen der Westindier geben wir nun besondern Unterricht, um sie zu Schullehrern heranzubilden. Sie haben bis jetzt gute Fortschritte gemacht. Wir sind aber oft besorgt für sie. Es will ihnen gar nicht recht ein, sich an ihre Hausordnung zu halten: sie möchten gerne das jetzt schon seyn, was sie erst werden sollen. Br. Dieterle hat die Aufsicht über sie; es kostet ihn aber viele Mühe sie im rechten Geleis zu erhalten. Zwei von ihnen helfen des Morgens in der Schule von 9—11 Uhr. An dem Unterricht nehmen wir Alle Theil. Er ist bis jetzt noch einfach und besteht hauptsächlich in biblischem Unterricht, umfaßt das Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, Uebersetzen aus dem Englischen in die Odschisprache, und umgekehrt. Des Abends haben sie dann Handarbeit zu verrichten, meinen aber leider oft, dieses sey, weil sie Schullehrer werden sollen, nicht nothwendig. Hätten wir nur bald tüchtige Schullehrer, so könnte an manchen andern Orten noch viel geschehen. In Late z. B. sind viele junge Leute, die eine Schule wünschen. Ein junger Mann von dort besucht seit einiger Zeit unsere Schule in Akropong. In der Zwischenzeit arbeitet er dann auf der Plantage, um sein Brod zu verdienen. — Bruder Riis hat nebst dem Unterrichtgeben, den größten Theil seiner

Zeit auf die Bearbeitung der Sprache verwendet. — Unsere sonntäglichen und wöchentlichen Versammlungen wurden auch in diesem Jahr wie gewöhnlich gehalten. Des Morgens um halb 7 Uhr haben wir gemeinschaftliche Andacht mit Gesang, Lesen eines Abschnitts aus der Bibel und Gebet. Diese Stunden werden von den Christen aus den Heiden fleißiger besucht als von den Westindiern, bei denen sich oft eine große Gleichgültigkeit zeigt. Im Verlauf der Woche haben wir des Abends zweimal eine Bibelstunde; die eine mehr für Kinder und die andere mehr für die Erwachsenen. Am Sonntag haben wir unsern Gottesdienst des Morgens von 9—10 und des Nachmittags von 3—4 Uhr. In neuerer Zeit hielt ich alle 14 Tage am Sonntag Nachmittag eine Kinderlehre in der Landessprache, was noch geeigneter zu seyn scheint als eine Predigt. — Das heilige Abendmahl wurde alle 8 Wochen gefeiert, woran außer unsern Westindiern auch die zwei Neugetauften John und Moses Theil nehmen durften. Wir streuen einstweilen in Schwachheit und unter vielen Anfechtungen den guten Samen aus; die Zeit der Erndte wird früher oder später kommen.

„Das Jahr 1849 zeichnete sich mehr als irgend ein anderes durch Leiden und Trübsale aus; aber dennoch haben wir, die wir noch übrig gelassen sind für die Arbeit auf diesem harten Boden, Ursache genug, die Treue unseres HErrn und Heilandes zu rühmen; denn Er hat uns nicht nur betrübt, sondern auch mitten in der Anfechtung getröstet und erfreut, und uns vom Tode errettet, was uns aufs Neue ein Beweis davon ist, daß Er will, wir sollen nur getrost mit unserer Arbeit fortfahren, wenn wir auch noch gar wenige Früchte sehen dürfen.

„Im Monat März hatten wir eine sehr niederschlagende Erfahrung zu machen. Unser Schullehrer A. W. Clerk, der sonst einen recht christlichen Lebenswandel führte, hat sich mit A. Rochester, der ledigen Schwester von John Rochester von Jamaica, vergangen; und als die Zeit ihrer Entbindung kam, starb sie noch vor ihrer Niederkunft. Welchen

Kummer uns dieses verursachte, läßt sich leicht denken. Diejenigen, welche als ein Licht unter den Heiden dastehen sollten, gaben auf diese Weise großes Aergerniß. Die Heiden wollten, daß dieser armen Person unter den bewandten Umständen alle ihre Kleider rc. mit ins Grab gegeben werden sollten, und als dieses natürlich nicht geschah, behaupteten sie, daß ihr Geist komme und die Leute beunruhige. Als wir aber der Sache auf die Spur gingen, so zeigte es sich, daß es ein Mensch war, der des Nachts als Geist wandelte, um dadurch zu zeigen, daß ihre Behauptungen Grund haben. — Was uns in Bezug auf A. Clerk wieder tröstete, ist, daß er wahrhaftig und aufrichtig Buße thut.

„Im März durften wir unsere längst erwarteten Geschwister begrüßen. Wie freuten wir uns! Aber unsere Freude sollte nicht lange währen, denn schon am 15. Juli gefiel es dem HErrn, nach seinem unerforschlichen Rathschluß, uns dadurch in Trauer zu versetzen, daß Er den Br. Köster in die ewige Heimath abrief. Zu gleicher Zeit machten wir die traurige Entdeckung, daß der arme Thompson nicht nur keine wahre Buße über seine frühern Vergehungen gethan, sondern sich wieder aufs Neue schrecklich versündigt hatte, so daß er nun völlig von der Mission getrennt werden mußte. Noch einen weitern Verlust sollte unsere Mission erleiden durch den Heimgang der l. Schwester Riis, der im October erfolgte. Sie wurde am 2. September glücklich von einem Mädchen entbunden, und konnte wieder ausgehen, aber leider stellte sich bald ihr altes Uebel, die Diarrhoe wieder ein. Zu dem bekam sie noch Fieber und eine böse Brust, und am 14. October schlummerte sie hinüber in eine bessere Welt. Es war dies ein großer Riß, besonders für den l. Br. Riis, der nun trauernd und einsam dastand und nachher auch noch sein Kindlein hergeben mußte. In eben derselben Zeit war auch ich mehrmals und noch mehr meine Frau von starkem Fieber heimgesucht. Bei ihr kam es aufs Aeußerste, so daß beinahe alle Hoffnung für ihr irdisches Leben verschwunden war. Indeß der liebe Heiland half ihr wieder auf, und tröstete uns mit seinem

Trost auch mitten im Leiden und erfreute uns sehr dadurch, daß Er uns am 22. November ein liebes Knäblein schenkte, worüber selbst die Heiden ihre Freude und Theilnahme bezeugten und bekannten, daß Gott mit uns sey. Auch Br. Mohr bekam in dieser Zeit starke Fieber, so daß wir sehr besorgt um ihn waren. Aber der l. Gott machte ihn wieder gesund. Das vergangene Jahr war im Ganzen ein Jahr der Krankheit, auch unter den Eingebornen und namentlich unter unsern westindischen Christen. Br. Mullings starben zwei Kinder, ein neugebornes Mädchen und ein hoffnungsvoller, bald fünfjähriger Knabe. Solche Erfahrungen sind sehr niederschlagend, besonders wenn wir noch die vielen andern Hindernisse und Schwierigkeiten ins Auge fassen, welche die Mission überwinden soll: die Versunkenheit, den fleischlichen Sinn und die Gleichgültigkeit der Neger gegen das Heil ihrer Seelen, die der Wirkung des Evangeliums noch mehr im Wege zu stehen scheinen als der eigentliche Götzendienst. Auch die Sclaverei und der Sclavenhandel, sowie die Vielweiberei, gehören zu den Riesen, die uns der Fürst der Finsterniß entgegenstellt, nebst seinem finstern Einfluß auf die Völker überhaupt. — Doch wir wollen den Muth nicht aufgeben; wir dienen ja einem HErrn, dem gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden, und wir predigen ein Evangelium, das eine Gotteskraft ist selig zu machen Alle, die daran glauben, auch die Hamiten, obgleich es ihnen vorher gepredigt werden muß, ehe sie daran sollen glauben können. Ja wir haben Beweise genug davon, daß sich der HErr bisher zu uns bekannt hat, und daß unsere Arbeit nicht vergeblich ist. Man nimmt nun im Blick auf das Ganze eine große Veränderung wahr. Anstatt uns zu ermuntern und die Hände zu stärken wird gegenwärtig wieder aufs Neue viel davon gesprochen, man sollte die africanische Mission aufgeben. Man sagt, es sey noch nicht Zeit, und es sey nicht der Wille Gottes, daß den Negern, auf denen noch der Fluch ihres Vaters Ham laste, das Evangelium verkündigt werde. Darum sterben auch die meisten Missionare, und es werde

ja doch nichts oder nur so wenig ausgerichtet, während noch so viele mehr ergiebige Felder unbearbeitet seyen. Diese und ähnliche Einwendungen macht man, die aber zum größten Theil auf einem Irrthum beruhen. — Es ist 1. Einmal der ausgesprochene Wille unsers Meisters, daß seine Jünger in alle Welt gehen sollen, um das Evangelium zu predigen, und daß unter der Welt nicht nur die Oikumenä * verstanden ist, beweisen manche Stellen der Schrift und die Geschichte. America, die Südsee-Inseln, und Australien, gehörten doch wohl nicht zu der damals bekannten Erde (während dies mit einem großen Theil von Africa der Fall war) und doch weist die Thatsache aus, daß es der Wille Gottes war, daß an jenen Orten das Evangelium verkündigt werden sollte, denn es sind ja dort schon Tausende bekehrt worden. Und wenn ferner von Aller Creatur, der das Evangelium verkündigt werden soll, die Rede ist, so können die Hamiten allein nicht ausgeschlossen seyn. Es ist wahr, daß der Fluch über Hams Nachkommen ausgesprochen wurde, und auch wirklich in Erfüllung gegangen ist. Allein, wenn es heißt: „Canaan soll ein Knecht aller Knechte seyn, und die Gegner der africanischen Mission wollten darauf sich berufen, so könnte man immer noch darauf aufmerksam machen, daß der leibliche Unsegen den geistlichen nicht schlechthin in sich schließt. Canaan ist zum Sclaven verurtheilt worden, der Sclavenstand schließt aber nicht von den Segnungen des Evangeliums aus. Das beweist die Geschichte von der Apostel Zeit bis auf den heutigen Tag; das habe ich mit eigenen Augen in Westindien gesehen. Da sind Tausende von Negersclaven, die wahre Christen geworden sind, ja sie wurden gerade durch den Sclavendienst dem Evangelium näher gebracht. Noch viele andere Gründe ließen sich aufführen, daß die Neger allein weder für immer noch für jetzt vom Evangelium aus-

* Oikumenä heißt im Griechischen die zur Zeit Christi bekannte Welt (die Länder der alten Welt).

geschlossen sind. Hat nicht Christus sein Blut für alle Menschen vergossen, und ist es nicht vielmehr die Schuld der Christenheit, daß Africa noch so tief versunken ist?

„Es ist allerdings wahr, daß die africanische Mission schon viele Menschenleben gekostet hat, und daß sonst noch viele Hindernisse im Wege sind. Das ist aber noch kein Beweis, daß es nicht der Wille Gottes ist, fortzufahren. Wie viele Missionare sind nicht auch Anfangs in Westindien gestorben, und wie herrlich stehen jetzt die Früchte ihrer Arbeit da. Im Ganzen ist es aber auch in dieser Beziehung in der letzten Zeit besser gegangen als früher. Es sind im Verlauf von acht Jahren nur zwei von unsern Brüdern in Akwapim und Akra gestorben, und diese beiden lieben Brüder, Sebald und Köster, hätten, die Sache menschlich betrachtet, ebenso gut in Rußland oder America sterben können, denn sie waren vorher nicht gesund. Ich werde hiebei an zwei Brüder erinnert, die durchaus keine Freudigkeit nach Africa zu gehen bekommen konnten, sie wurden dann in andere Länder gesandt, und sind nun nicht mehr hienieden. Wären sie nun nach Africa gesendet worden, so hätte jenes Clima die Ursache seyn müssen. Ferner kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß vielleicht der Eine und der Andere unserer Brüder noch leben würde, wenn es ihnen nicht an der nöthigen Pflege, Erfahrung und Einrichtung gefehlt hätte. Auf diesen Gedanken bin ich durch die Bemerkungen, die selbst die Eingebornen machten, gekommen. Auf der andern Seite steht und verläuft Alles unter der Leitung Gottes. Die vielen Opfer aber, die schon gebracht worden sind, werden noch zu seiner Zeit reiche Früchte tragen, wie das nun z. B. in Sierra Leone schon der Fall ist.

„Daß nichts oder nicht viel ausgerichtet werde, kann man nur sagen, wenn man die Umstände und den Zustand der Neger nicht ins Auge faßt. Man sieht die Zahl der Jahre an, seitdem unsere Mission an der Goldküste angefangen wurde, bedenkt aber nicht, daß die frühern Brüder nicht ein Mal recht anfangen konnten, die Sprache

zu lernen, ehe sie der Tod hinwegnahm. Vor mir hat noch keiner in der Landessprache predigen können, und gute Dolmetscher konnten wir früher nicht haben. Man bedenke überdieß, daß einige Male eine Zwischenzeit von etwa drei Jahren eintrat, in der das Feld ganz geräumt war. Schulen, durch die das meiste ausgerichtet werden kann, waren früher auch nicht im Gang. Ferner: in andern Ländern, wie z. B. in Indien, ist die Sprache der Heiden bereits eine Schriftsprache, so daß die Leute auch durch Bücher und Tractate zu gewinnen sind, das ist aber bei den Negern nicht der Fall. Es fehlt selbst noch vielfältig an Ausdrücken für religiöse Gegenstände, und die Sprache muß zuerst gebildet werden, wozu eben auch Schulen am meisten beitragen. Wir müssen daher, ohne die alten Leute zu vergessen, unser Augenmerk insbesondere auf die Jugend richten. Die Erfahrung hat uns bisher gelehrt, daß die Mühe und Arbeit, auf die Jugend verwendet, nicht vergebens ist. Es erfordert Zeit, Geduld und Ausdauer; warum sollten wir aber jetzt schon verzagen, wo ja kaum erst ein rechter Anfang gemacht ist. Das Evangelium muß vorher gepredigt und der Name Jesus bekannt werden unter den Völkern, ehe eine Ausgießung des heiligen Geistes stattfinden kann. So war es zur Zeit der Apostel, und so wird es auch in der letzten Zeit seyn. Wie können wir nun ohne eine ganz bestimmte Weisung von Gott zu haben, Tausende und Millionen dahin sterben sehen, und sagen, es sey noch nicht die Zeit für sie gekommen, und ihnen somit das seligmachende Evangelium Christi entziehen?! Das sey ferne! Vielmehr wollen wir mit neuer Kraft und frischem Muthe den Namen des HErrn predigen, unter den geknechteten Hamiten, damit sie zu der Freiheit kommen, die in Christo Jesu ist.

J. G. Widmann."

2. Station Ussu oder dänisch Accra.

(Angefangen im Jahr 1845.)

Missionar: J. Stanger.
Lehrerin: Frau Cath. Mulgrave (geschiedene Thompson)

Der Bericht Br. Stanger's lautet:

„Als ich meinen letzten Jahresbericht an Sie absandte, erwartete ich sehnlich unsern l. Köster. Nur ein zweimonatliches Zusammenseyn war uns vergönnt, indem er am 1. Mai erkrankte und am 15. Juni starb. Es waren dies schwere Tage; denn ich selbst war in dieser Zeit öfters unwohl und besuchte ihn oft am Stab daher wankend. Man wußte oft kaum, welcher den andern trösten sollte. Einige Beamten des dänischen Forts besuchten uns in dieser Zeit sehr oft, und bewiesen ihre Freundschaft durch Rath und That.

„Der Tod Köster's verwundete mein Herz tief; ich fürchtete für meine eigene Gesundheit und Leben. Doch ich gönnte dem Freunde sein besseres Loos, und während ich noch eine Zeitlang neben dem entseelten Leichnam saß, kam mir immer wieder der Gedanke: ich möchte auch sterben. Jedoch schon an dem Tage seiner Begräbniß bekam ich wieder einen freudigen Muth und wurde auch bald wieder körperlich gestärkt, so daß ich meine Arbeit, obgleich allein und um meinen treuen Mitarbeiter trauernd, wieder fortsetzen konnte. Doch fehlte mir sein Umgang sehr, und oft, wenn mein Knabe zum Essen rief, und ich den l. Köster nicht an seinem gewohnten Platze antraf, konnte ich mich kaum fassen. Die Arbeit war auch zu viel, und die Folge davon war, daß ich wieder krank wurde; denn wollte ich mich etwas schonen, so sah ich, daß alsbald alles den Krebsgang ging, und manches mir nach kurzer Zeit viel mehr Mühe machte, und ich am Ende gar nicht mehr durchkommen konnte. Ehe ich mich erholt hatte, war ich biswei-

len genöthigt aufzustehen und zu arbeiten, so lange ich nur immer mich aufrecht halten konnte. So wurde die Schwäche nie gehoben.

„Ich hatte in dieser aussichtslosen Zeit oft schwere Stunden, und ich kann Ihnen nicht verbergen, daß sich mir bisweilen die Frage aufdrängte: was ist besser, hier in kurzer Zeit die Gesundheit zu ruiniren und dann nirgend mehr etwas nütze zu seyn, oder, ehe es zu weit gekommen ist, von einer Arbeit abzutreten, die am Ende doch nicht zur Zufriedenheit unserer Vorgesetzten betrieben, und jedenfalls nicht mehr lange von mir fortgesetzt werden kann.

„Die öffentlichen Gottesdienste des Sonntags, sowie die Hausandachten, wurden vorschriftmäßig gehalten.

„In dem letzten Vierteljahre des Jahres 1849 und in dem ersten von 1850 war Dieterle von Akropong bei mir. Er war mir, nachdem er sich hier eingewohnt hatte, eine recht kräftige Hülfe.

„Zu Ende des Jahres 1849 wurde unsere neue Capelle fertig, und am Neujahrsfest wurde sie eingeweiht. Die dänischen Beamten mit der Garnison des hiesigen Forts und eine große Anzahl Mulatten und Neger füllten das Local und den Raum vor der Thüre. Ich sprach zuerst einige Worte der Begrüßung an die Versammlung und dann die Worte der Einsegnung von dem Altar, worauf Dieterle die Kanzel betrat und über die Worte „Gnade und Friede von dem der da ist, und der da war und der da kommt" predigte. Am nächsten Sonntag confirmirte ich sechs Töchter aus der uns von der Regierung anvertrauten Mädchenschule, und am darauf folgenden Sonntag wurde das heilige Abendmahl ausgetheilt. Es waren dies gesegnete Tage für uns, und es kam uns vor, als ob das Wort Gottes in diesem lieblichen Local einen ganz andern Eindruck auf die Zuhörer machte.

„Besuche bei den Negern in der Stadt konnte ich wenige machen. Die Ausfertigung der Capelle, Einrichtung von Wohnungen für die erwarteten Brüder, und Reparation baufälliger Theile des Missionshauses nahm neben den

andern Geschäften zu viel Zeit hinweg. Von denen jedoch, die ich früher oft besuchte, kamen etliche öfters zu mir ins Haus. Ich war aber oft so mit Geschäften überhäuft, daß ich ihnen sagen mußte, heute habe ich keinen Moment Zeit, so daß Einer von ihnen, so oft er eintrat, schon beim Gruß lächelnd fragte: „hast du Zeit heute?“

„Die Geschäfte führten mich jedoch viel mit den Negern zusammen. Je mehr ich sie aber kennen lerne, je mehr ich mit ihren Sitten und ihrem Fetischdienst vertraut werde, desto verabscheuungswürdiger wird mir dieses Unwesen. All das Treiben der Fetischpriester geht und zielt dahin, ihre Fleischeswerke auszuüben. Ich war letzthin bei dem Fetischhause Augenzeuge einer Scene, die ich nicht beschreiben mag. Ich hätte nicht geglaubt, daß der Mensch so thierisch werden könnte. — Die größte und herrschende Sünde der Söhne Hams ist die ihres Vaters, und ihres Vaters Fluch ruht augenscheinlich noch auf ihnen in ganz besonderm Sinne. Nicht durch halbe, nur durch ganz gründliche Bekehrung kann dieser Fluch hinweggenommen und in Segen verwandelt werden. Der Neger hat sich viel schwerer zu bekehren als ein Europäer, denn er ist zu thierisch geworden. Ich meine hier nicht seine rohen Sitten, sondern sein Leib, Seele und Geist erschlaffendes Fleischeswesen, und die daraus entstehende entsetzliche Stumpfheit für geistliche Dinge. Der Neger, wie er hier erscheint, ist nicht nur nicht bekehrt, sondern er ist auch ein Fleisches-Mensch in ganz besonderem Sinne, ein σαρκικὸς κατ᾽ ἐξοχήν.

„Es ist nicht das Fetischwesen an sich, was die Neger an ihrer Bekehrung hindert, auch nicht die Vielweiberei an sich, sondern die freiwillige Sclaverei der Sünde, (wenn man so sagen kann) vor der sie durchaus keinen Abscheu haben.

„Aus genannten Gründen dürfen wir es gar nicht so hoch anschlagen, wenn dieser und jener den Fetischdienst auch äußerlich aufgibt, und eine Anzahl etwas Liebe zum Worte Gottes an den Tag legt. Es liegt auf den Meisten doch noch der Fluch Hams, weil sie sich von Hams Sünde noch nicht völlig losgesagt haben.

„Das Alles entmuthigt uns aber gar nicht. Wir haben an einigen schon ein Unterpfand für bessere Zeiten, und in dem Worte Gottes noch ein viel sicherers, nämlich die Verheißungen Jehovah's, die in Erfüllung gehen **müssen**. Wenn Ham seine Hände einmal ausstreckt nach dem lebendigen Gott, so wird es anders werden. Ach möchte diese Zeit bald kommen!

„In unsern Schulen ging das Meiste seinen gewöhnlichen Gang. Die Kinderzahl ist hier 120, die in Tessing nur 8. Die Kinder sind im Allgemeinen fleißig. Einige lieben das Wort Gottes, andere nicht. Wie weit aber auch die bessern ihre Herzen der Wirkung des Geistes Gottes öffnen, darüber wage ich nicht zu urtheilen.

„Frau Mulgrave arbeitet mit Eifer und Aufopferung an der Mädchenschule, und gibt sich besonders Mühe einigen der Mädchen, welche besonders Lust und Fähigkeit haben, noch Privatunterricht zu geben. Eine von den sechs Neuconfirmirten arbeitet als angestellte Monitorin in der Schule und benützt ihre Zeit außer der Schule getreulich zu ihrer weitern Ausbildung.

„Ueber die sechs anfänglich aufgenommenen Schullehrer-Zöglinge habe ich Ihnen in dem letzten Jahresbericht gemeldet, daß drei davon nicht mehr da seyen, indem sie theils selbst hinwegliefen, theils aus Mangel an Subordination entlassen werden mußten. Einer davon kam jedoch reumüthig zurück und dient nun zur Zufriedenheit als Lehrer in Tessing. Er hat viel Anlage zum Predigen; ich sage ihm aber gewöhnlich: du solltest selbst eben noch mehr lernen, ehe du andere lehrst, und es bei dir selbst anwenden. Verbieten aber kann ich ihm das Predigen nicht, ich freue mich vielmehr über seinen Eifer. — Die zwei andern treiben nun Handel, was sie auch von Anfang im Sinne hatten. — Sie wurden durch zwei neue Zöglinge (einer ist aus der Cape Coast-Schule und einer aus der unserigen) ersetzt. — Ein weiterer wurde von seinen Eltern hinweggenommen, weil er so oft krank wurde, und vor einigen

Wochen verloren wir abermals einen, nämlich James Okoi, durch den Tod.

„Ich hatte ihn zum Dolmetscher gemacht in dem Gottesdienst, und er machte mir und Andern in der letzten Zeit viel Freude durch seinen Gehorsam und durch einen ernsten und demüthigen Wandel vor dem HErrn. Eines Mittags ging er hinab an die See, um zu baden. Ein Hai ergriff ihn und biß ihm beide Arme ab. Einer meiner Knaben sprang hinein und brachte ihn ans Land. Um die Arterien unterbinden zu können, mußte er amputirt werden. Er ertrug die Schmerzen mit viel Geduld und befand sich wohler; aber Abends spät starb er an Gift, das ihm Jemand aus seiner Familie beibrachte; ich weiß nicht wie, denn ich war nicht aus dem Zimmer gegangen. Diese grausamen Leute halten so etwas für eine Wohlthat in einem solchen Fall, und wollten absolut haben, ich soll ihm Gift geben. Es that uns dies sehr wehe, aber wir hielten es doch für besser eine Untersuchung zu unterlassen. Man hätte es wohl leicht herausbringen können, denn sie verbergen so etwas gar nicht unter sich. — Ich hoffe sein Tod und Begräbniß sey bei Manchen nicht ohne besondere Eindrücke geblieben.

„Was die andern Zöglinge betrifft, so bestand ihre Arbeit außer der Schulzeit in Auswendiglernen von Abschnitten der heiligen Schrift und Liederversen, sowie in Arbeiten im Hause, wodurch ich auch in Stand gesetzt war, sie besser zu beobachten.

„Endlich habe ich noch die Freude meinen Jahresbericht durch die Nachricht von der Ankunft meiner theuern Gattin und der beiden Br. Locher und Zimmermann, als Verstärkung für die hiesige Station, beschließen zu können. Das walte Gott der HErr!

J. Stanger."

3. Station Abude. (Amamfu.)

(Angefangen im Jahr 1847.)

Missionar: Friedr. Meischel mit Gattin.

Dieser geliebte Bruder theilte uns im December vorigen Jahrs folgenden Bericht mit:

„Bis hieher hat der HErr geholfen! tönt es in meiner tief bewegten Seele, indem ich mich daran mache, meinen dritten (und allem Anschein nach letzten) Jahresbericht zu schreiben. Mit erschöpften Kräften und niedergebeugt von der großen Last meines hiesigen einsamen Tagewerks, nach vielen und harten Kämpfen und Stürmen von Innen und Außen, erhebe ich bei diesem Geschäfte am Schlusse dieses Gnadenjahrs, auf der Schwelle — ich weiß nicht soll ich sagen — meines Lebens, oder meines Wirkens in diesem Lande des Todes, nochmals mein müdes Haupt und sage, dankerfüllt auf die vielen Leiden des verflossenen Jahres und auf die vielen Aushülfen aus Noth und Tod zurückblickend, wodurch sich der treue Gott an meiner l. Frau und an mir, seinem armen Diener, verherrlicht hat: „Bis hieher hat der HErr geholfen!“ Und so nehme ich die Gnade Gottes auch aufs Neue für unsere frühe Heimkehr nach Europa, auf welche es mir sehr bange ist, in Anspruch, und hoffe getrost, seine Hülfe ferner erfahren zu dürfen.

„Das vergangene Jahr war für mich ein hartes Krankheitsjahr vom ersten Tage an bis heute, und wenn ich auch in meinen Briefen öfters schrieb daß ich gesund sey, so war dieses wohl zu jener Zeit wahr, aber nicht von Dauer. Keiner der vergangenen 12 Monate war ohne Fieber, und diese waren oft ziemlich hart, nicht selten auch anhaltend, und meistens deren mehrere in einem Monate, so daß ich meine Kräfte nun gar sehr aufgerieben fühle, und ich nur wenig, in der heißen Tagszeit aber durchaus nicht, ausgehen kann, weil mir nun jede sonst für mich gemäßigte

Bewegung Anstrengung ist. Der ganze Zustand meines Lebens das ganze Jahr hindurch war eigentlich nur ein Kranksein und Gesundwerden, und Wiedererkranken, wobei ich immerfort hoffte, ich würde nun einmal erst wieder recht gesund werden, um meinen Posten behaupten zu können. Nun aber, da mich Gott zu Ende vorigen Monats dergestalt aufs Neue niederlegte, daß ich am Rande des Grabes war, so bin ich nun der Ueberzeugung, daß es unter solchen Umständen nicht mehr rathsam für mich sey, länger hier zu bleiben, was mir auch von der Conferenz durch einen Attest bezeugt wird, den ich samt einem Conferenz-Schreiben mitbringen werde. Bericht darüber folgt.

„Was soll nun aus Abude werden? Ach wie schneidet es mir bei diesem Gedanken durchs Herz. Wie gerne möchte ich doch wenigstens noch hier bleiben, bis ein Anderer käme, welcher in die Furchen säen sollte, die ich ziehen durfte. Es ist das Evangelium Christi nun drei Jahre diesen armen Heiden gepredigt worden. Sie haben es noch nicht angenommen: es ist noch kein Heide herausgetreten aus dem tollen und allzu abergläubigen Haufen seiner Landsleute und hat Christum bekannt. Ich meine von ihnen sagen zu müssen: „Sie gehen noch Alle dahin wie Schafe „die keinen Hirten haben, und haben den Weg des Frie„dens und die Gnadenzeit, darin sie vom HErrn mit dem „heiligen Evangelium heimgesucht sind, noch nicht erkannt." Ihre Augen sind noch blind und ihre Ohren noch taub gegen das Heil, welches ihnen erschienen, und gegen das Wort vom Kreuze, welches zu ihrem Frieden dient. Aber aufgeben darf man das volkreiche Abude nicht; und die unmündigen Kinder, von denen schon einige Wenige das Wort Gottes lesen, und in fremder Sprache etwas von dem Reichthum desselben zu fassen angefangen haben, darf man doch nicht mehr verlassen. Der HErr kann wohl mehrere neue Arbeiter in seine große Heidenerndte senden, obgleich es gegenwärtig sehr betrübt aussieht und die Missionsgesellschaft klagen und sagen muß: Wir haben keine Leute, die wir senden können.

„An Akropong sehen wir, daß die Mission in Akwapim nicht vergeblich ist, ob sie auch mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Dort ist nun eine für die dortigen Umstände blühende Schule. Es sind welche theils aus der Schule, theils aus dem Umgang mit den Missionarien in die heilige christliche Kirche eingegangen. Diese Getauften sind allzumal noch recht schwache Kindlein, das ist wahr, aber sie sind Christen, und wer sie kennt, muß wünschen, daß doch alle Heiden einmal so weit seyn möchten. Was wären Jene nun, wenn Akropong nicht mehr besetzt worden wäre? — Viele der Seelen, die jetzt dort auf der grünen Aue des Evangeliums geweidet werden, würden nun, wenn man sie verlassen hätte, ohne Zweifel noch gänzlich unwissend oder gar schon in der Hölle seyn.

„Die öffentlichen Gottesdienste wurden in dem vergangenen Jahr etwas weniger besucht als früher. Die Fetischpriester fürchten für ihr Ansehen und haben insgeheim angefangen, zu verbieten das Gottes-Palaver des weißen Mannes zu hören. So wagt es z. B. der hiesige Cabusier nie, den Gottesdienst zu besuchen. Wenn ich ihn Sonnabends oder Sonntag Morgens einlade, so verspricht er aus höflicher Furcht, ganz gewiß zu kommen, kommt aber ungeachtet seines Versprechens nie, sondern entschuldigt sich persönlich, wenn der Gottesdienst vorüber ist, wobei er mir schon öfters incognito die Wahrheit eingestand, daß er sich vor seinen Fetischpriestern fürchte. Doch ist Gottlob diese Furcht nicht in allen Negern, und wer hören will, geht doch nach Amamfu hinauf, wenn die Glocke geläutet hat, und nicht selten sind auch etliche Fetischpriester selbst unter den Zuhörern. Zuweilen kommt aber auch nur Eine Person oder zwei aus der Stadt, und da wollte es mir schon entmuthigend vorkommen, daß die Leute nicht mehr vor Thür und Fenstern stehen, wie es Anfangs war; aber ich fand, daß auch zu Akropong oft sehr wenige Zuhörer sind außer den Christen, Schulkindern und dem Hauspersonal, und dieser Vergleich tröstete mich dann wieder.

„Nachdem nach Gottes Gnade am 23. März meine gel. Gattin hier angekommen war, feierten wir am Sonntag Judica den 25. März unsere Hochzeit. Br. Dieterle von Akropong traute uns feierlich in hiesiger Capelle und predigte in englischer Sprache nach meinem Wunsche über Pf. 33, 18. was von meinem Dolmetscher in die Landessprache übersetzt wurde. Zum Anfang des Gottesdienstes sangen wir mit unsern lieben Hochzeitgästen in deutscher Sprache: „Die wir uns allhier beisammenfinden, schlagen unsere Hände ein." Die Trauung selbst wurde in deutscher Sprache gehalten. Zum Schluß erklang im Englischen das gute Lied: „Nun danket alle Gott." Das war ein schönes Fest für ganz Abude, dessen Bewohner in großer Anzahl als stille und ordentliche Zuhörer und Zuschauer die Capelle füllten, und von allen Seiten, vom Garten und dem Hofe aus, die Christen-Hochzeit mit ansahen und Gottes Wort hörten, auch nachher noch lange Zeit herbeikamen, um die weiße Frau zu sehen und uns Glück zu wünschen.

„Am 1. Juli taufte ich das am 28. Juni geborne Söhnlein meines Dolmetschers Walker. Die Taufe dieses Christenkindes war die erste Taufe an diesem Orte. Ich erklärte dabei zum Vormittags-Gottesdienst so einfach als möglich das Wesen der heiligen Taufe nach Tit. 3, 5—7. Sehr viele Heiden waren zugegen, hörten das Wort Gottes sehr aufmerksam, und wohnten mit der schönsten Ordnung und Stille der heiligen Taufhandlung bei.

„Am 23. September confirmirte ich den 16jährigen Sohn des westindischen Zimmermanns Green, Robert. Diese Handlung machte auf den Confirmanden, auf die andern Christen und auch auf viele der Anwesenden aus den Heiden sehr guten Eindruck; besonders unsere Diener, Ousu der fleißige und treue Heide, und Odonko, der schon viele, wenigstens äußerliche Kenntniß besitzende Knabe, sprechen sich nachher mit vieler Achtung über die christliche Religion aus.

„Am 28. September starb unser Pathchen, der kleine Jeremias, Walkers zwei Monate altes Söhnlein. Ich seg-

nete ihn am Abend desselben Tages auf Hoffnung seliger Auferstehung zur Grabesruhe ein, und sprach am offenen Gräblein dieses Erstlings christlicher Todten dieses Platzes, über Marc. 10, 14. 15. Viele auf ein christliches Begräbniß neugierige Heiden waren zugegen, und benahmen sich sehr ruhig und aufmerksam. So ist nun das erste Saatkorn unter Thränen christlicher Wehmuth in die Erde gelegt. Möge der HErr über die armen Heiden seinen heiligen Geist ausgießen, daß die Einwohner von Abude sich bekehren und einst in Christo sterben, um am jüngsten Tage zur ewigen Seligkeit aufzustehn.

„Bis über die Hälfte des vergangenen Jahres hielt ich jeden Sonntag Vor- und Nachmittags eine kurze einfache Predigt (wenn man es so nennen will). Im letzten Halbjahr mußte ich mich jedoch um meiner gesunkenen Kräfte willen öfters auf Einen Sonntags-Gottesdienst beschränken. Zuweilen war ich gar nicht im Stande zu predigen, und etliche Mal fühlte ich mich so schwach, daß ich nur um der armen Christen willen den Gottesdienst mit Gebet, Lesen eines Kapitels und Gesang zu halten gedachte, hatte aber öfters die Freude zu sehen, daß sich während des Gesangs die Capelle mit Heiden und Heidenkindern füllte, denen ich dann auch, weil sie der HErr hergesandt hatte, meiner Schwäche ungeachtet predigte. Solche Erfahrungen freuten mich allemal recht sehr, und ich danke Gott für solche Gnadenblicke.

„Das tägliche Morgen- und Abendgebet mit Gesang und Lesen der heiligen Schrift wurde, wenn ich krank war, statt meiner vom Schullehrer fortgehalten und von den heidnischen Dienern besucht.

„Die Schule möchte ich hoffnungsvoll nennen; sie wurde noch immer von 10 bis 18 Kindern besucht. Hier gab ich Unterricht in biblischer Geschichte, und hielt sonst den ganzen Gang derselben unter meiner Leitung. Jetzt, da das Grasdach des Locals ganz zu Grunde gegangen ist, regnet es sehr herein, und der Unterricht mußte, bis ein Schindeldach den Raum bedeckt, indessen eingestellt werden.

weil kein anderes Local da ist, und der Lehrer Schindeln und Dach machen helfen muß.

„Dem Lehrer und Greens Sohn, nebst Odonko, gab ich, so lange ich konnte, Unterricht im Bibellesen mit Erklärung, nebst Rechnen und Schreiben, auch etwas Geographie.

„In der Sprache habe ich dieses Jahr, da sie mir nun durch vielen Verkehr mit den Eingebornen etwas besser im Gehör verständlich geworden ist, bessere Fortschritte gemacht als in der frühern Zeit. Doch was kann ein kranker, von immer wiederkehrenden Fiebern geschwächter Mann thun! und dazu fehlen ja alle litterarischen Hülfsmittel, * und meine Zeit und Kraft ist von den Bedürfnissen des täglichen Lebens so sehr in Anspruch genommen, daß ich alleinstehender Mann gar nie dazu kommen kann, nur auch eine Stunde lang mich mit Muse irgend einem Studium hingeben zu können, weil ich zu viele Dinge zu besorgen habe, um welche sich z. B. die Brüder in Akropong nichts zu kümmern brauchen, und ihre ganze Zeit ungestört auf Studien und Unterricht verwenden können.

„An äußerlichen Arbeiten ist im vergangenen Jahr unter Gottes Segen manches für die Verbesserung der Station geschehen. Es wurde mehr Busch niedergemacht, um die Luftströmung um die Wohnung her zu befördern und dadurch den Platz für die Gesundheit zu verbessern und das Land zum Behufe der Pflanzung zuzubereiten. Ich ließ Jams und Mais bauen, was beides recht gut gediehen ist, und freute mich besonders darüber, daß es die Heiden nicht wagten meine Pflanzung zu berauben. Der Küchengarten wurde vergrößert und hinter demselben eine Caffee-Plantage mit einstweilen 100 jungen Bäumchen angelegt. Auch wurde ein breiter Weg um den ganzen der Mission gehörigen Grund gemacht, und die Grenzen durch eingesetzte große Steine bezeichnet.

* Es gibt noch keine Grammatik und kein Wörterbuch der Odschisprache.

„Mit den Westindiern hatte ich mich viel zu leiden. Der Zimmermann Green, von dem Mißtrauen seines Weibes angesteckt, ließ abwechselnd mit ihr den üblen Verdacht laut werden, als ob man sie nur mit dem Versprechen, sie wieder nach Westindien zu senden, täuschen, dabei sie aber um ihre Freiheit bringen und für immer im Lande behalten wolle. — Mit dieser Gesinnung geschah dann auch alle Arbeit, und das christliche Beispiel und der Gehorsam trat zurück. Am 2. October reiste er mit seiner Familie zur Einschiffung nach der Küste ab, und machte der Mission Ausgaben, für welche er nur einen sehr geringen Theil Nutzen geschafft hatte.

„Walker betrug sich gleich Anfangs des Jahres sehr übel, läugnete, mit der Forderung, heimgesandt zu werden, sein Versprechen: für immer hier bleiben zu wollen, und benahm sich mit solch frechem Ungehorsam, daß ich ihn entlassen mußte. Nach drei Monaten, da ihn Krankheit und Mangel ein wenig zur Besinnung gebracht hatten, gab ich ihm auf sein Ansuchen, seines Christennamens und der Mission halben, auch weil ich keinen bessern Schulmeister und Dolmetscher bekommen konnte, wieder Beschäftigung. Darauf aber, als es ihm wieder wohl ging, wurde seine Frechheit bald ärger als je zuvor. Ich habe nun wieder als Gegenmittel für seinen Stolz und seine Frechheit eine Demüthigung mit ihm versucht, was ihm Gott zum Heil seiner Seele segnen möge.

„Dem treuen und barmherzigen Gott und unserm Heiland Jesu Christo sey Ehre und Preis in alle Ewigkeit. Amen.

In Hochachtung bin ich stets Ihr
Joh. Friedr. Meischel."

C. Mission in China.

(Angefangen im Jahr 1847.)

Missionare: Theod. Hamberg und Rud. Lechler.

Schon der vorige Jahresbericht bemerkt, es scheine unsere chinesische Mission über ihr erstes von den wohlmeinenden Planen Dr. Gützlaff's beherrschtes Stadium hinauszuschreiten und in eine neue Epoche einzutreten. Diese Vermuthung ist im verflossenen Jahr zur Gewißheit geworden; dagegen ist bis zur Stunde immer noch nicht vollkommen entschieden, welches der Weg seyn wird, den sie einschlagen muß. Wir befinden uns noch mitten in der Krise. Die Gründe, warum sich die Entscheidung bisher verzögert hat, liegen theils im Allgemeinen in der Natur der chinesischen Zustände, theils im Besondern in der Verbindung, in welcher unsere Missionare früher mit dem chinesischen Verein des Hrn. Dr. Gützlaff standen und in welche sich einer derselben während des verflossenen Jahrs, wenn auch nur temporär, aufs Neue gesetzt hat, theils endlich in den persönlichen Verhältnissen unserer Missionare selbst.

Wäre China offen, wie man in Europa in neuerer Zeit so oft hat behaupten hören, so wäre die Entscheidung der Frage, was aus unserer chinesischen Mission werden solle, eine leichte gewesen. Daß die Chinesen Empfänglichkeit für das Wort vom Kreuze an den Tag legen, ja daß Viele sogar ein großes Verlangen nach dem Heil in Christo haben, liegt offen am Tage. Die sittliche Versunkenheit des Volkes, seine beispiellose Lügenhaftigkeit, Habsucht und Grausamkeit, dürfte uns nicht abhalten, ins Innere des Landes vorzudringen. Die großen Schwierigkeiten, welche die Erlernung der Sprache in ihren verschiedenen Dialekten darbietet, wären gewiß zu überwinden, wie die Erfahrung lehrt. Daß aber China in Wahrheit immer noch verschlossen ist, daß eben deßwegen unsere Missionare im Innern

des Landes nie sicher sind, nur im Verborgenen sich mit Mühe durchschlagen und des Trostes der Gemeinschaft entbehren müssen, und die Neubekehrten gleicherweise des ihnen zu ihrer Befestigung und tiefern Begründung so höchst nothwendigen Gemeindelebens nicht theilhaftig werden können, dieses ist es, was die Mission in China bis daher zu keinem erfreulichen Stand hat kommen lassen und was uns nöthigt, die Anweisungen, welche unsern Missionaren auf Grund der nun eben als irrthümlich sich erweisenden Voraussetzung, daß China offen sey, früher gegeben wurden, theils ganz zurückzunehmen, theils zu modificiren.

Ohne Zweifel wäre unsere Gesellschaft bereits darüber mit sich im Reinen, welche Aufträge unsern beiden Brüdern für die Zukunft gegeben werden sollen, wären nicht einige Zwischenfälle eingetreten, welche uns bestimmen mußten, unsere Entscheidung vor der Hand noch zurückzuhalten. Während nämlich unsere beiden Brüder früher sich bewogen fanden, ihre Verbindung mit dem chinesischen Verein aufzulösen, weil sie die von Hrn. Dr. Gützlaff befolgten Grundsätze in Beziehung auf die Taufe und die Aussendung der Neubekehrten als Prediger des Evangeliums nicht theilen konnten, und diese Trennung von der Committee gutgeheißen worden war, hat Br. Hamberg im September vorigen Jahrs ohne Auftrag der Committee die Leitung des chinesischen Vereins für die Zeit der Abwesenheit des Hrn. Dr. Gützlaff übernommen.

Zugleich hat Br. Hamberg's wiederholt ausgesprochener Wunsch, sich verehlichen zu dürfen, und die Schritte, welche er zu diesem Behuf that, nicht bloß einen weiteren Gegenstand der Berathung für die Committee abgegeben, sondern auch neue Verhandlungen über die zu festerer Begründung unserer chinesischen Mission einzuschlagenden Wege nöthig gemacht.

So kam es, daß der Interims-Zustand, in welchem unsere chinesische Mission sich der Zeit befindet, bis jetzt noch nicht beendigt ist. Nur Ein Punct ist bereits entschieden, daß nämlich die beiden Brüder für die Zukunft nicht mehr

allein auf ihren Posten stehen sollen, sondern sich entweder an einem für beide geschickt gelegenen Ort vereinigen, oder Gehülfen erhalten sollen. Die Entscheidung der weitern Fragen wird theils davon abhängen, welchen Einfluß die Rückkehr des Hrn. Dr. Gützlaff und die Ankunft der von ihm angeworbenen und mit ihm ziehenden Arbeiter und Arbeiterinnen auf dem chinesischen Missionsfelde selbst auf den Gang der Missionsangelegenheiten überhaupt und die Entschlüsse unserer Missionare insbesondere äußern, theils davon, welche Theilnahme und Unterstützung die chinesische Mission im Kreise unserer Freunde finden wird.

Die näheren Aufklärungen über den Stand unserer Angelegenheiten in China werden die nachfolgenden Briefauszüge liefern.

Br. Hamberg schreibt im Juli 1849 über die Verhältnisse in Tungso, wo er bis zum Juni vorigen Jahrs gearbeitet hatte, Folgendes:

„Zehn bis zwölf Männer vereinigten sich in demüthiger Bitte, um von mir in der gegenwärtigen Theurung Geld zu erhalten, eine in China allgemeine Sitte. Ich sagte natürlich, daß ich für solche Leute kein Geld habe. Dann wollte man mit Gewalt nehmen, war die Antwort. Meine Freunde konnten mir keinen Schutz gewähren, sondern gaben mir nur den Rath, auf der Hut zu seyn und Schießgewehre bereit zu halten. Ich konnte nur bedauern, daß so wenig Ordnung und Sicherheit im Lande herrschen soll, wollte aber lieber wegziehen, als mir von Dieben und Schelmen befehlen lassen."

Ferner an einer andern Stelle schreibt er:

„Nur durch die größte Vorsicht bin ich auf dem Weg nach Tungso und Hongkong immer unangetastet durchgekommen.

„Raub und Krieg und Mord sind hier sehr gewöhnlich. Die Chinesen sind beinahe ganz unempfindlich gegen Leiden Anderer; sie lachen nur um so herzlicher, je gräßlicher eine Geschichte ist.

Im September berichtet er: „In politischer Beziehung sieht es hier schlimm aus. Der Gouverneur von Macao wurde, wie es scheint auf Veranstaltung des Su Chiu, Gouverneurs in Canton, meuchlerisch ermordet. Letzterer soll sich mit den Piraten, die wohl ein Paar hundert gut bewaffnete Schiffe haben, verbunden haben, um alle Fremden auszurotten. Ein Preis soll auch auf den Kopf des Gouverneurs von Hongkong gesetzt seyn, und Truppen werden in großer Zahl zusammengezogen. Die Engländer scheinen sich auf einen Krieg gefaßt zu halten. Zwei Expeditionen sind schon gegen die Piraten geschehen und 12 Schiffe verbrannt. Die Portugiesen, welche Macao unter französischen Schutz gestellt haben sollen, werden wohl Rache dürsten. Jetzt ins Land hinein zu gehen, wäre nicht rathsam. Br. Lechler, der eine Zeitlang hier in Hongkong bei mir war, sucht ein Schiff, um nach Namo zu gehen; wenn aber Krieg wird, muß er wieder zurückgehen."

In demselben Brief meldet er: „Chung von Junteu, bei dem ich vor zwei Jahren wohnte, und dem ich, ohne seine Dienste in Anspruch genommen zu haben, in diesem Jahr schon 20 Thaler gegeben habe, kam wieder und wollte wieder Geld haben. Ich konnte ihm aber nur 1 Thaler geben. Darüber wurde er böse, ging nach Tungso und hat mit Hülfe der dortigen Schelmen mein ganzes Haus in Beschlag genommen, meine Uhr weggenommen, und fordert nun eine gewisse Summe als Lösegeld. Meine Leute scheinen nichts gegen ihn ausrichten zu können."

In einer Nachschrift zu diesem Brief vom 23. September setzt er hinzu:

„Die Sache in Tungso ist so abgelaufen. Chung ist fort mit der Uhr, einer Kuh und andern Kleinigkeiten. Der alte Jap, mein eigentlicher Beschützer, trat nicht für mich auf. Dagegen will er 30 Dollars, die ich ihm in der theuern Zeit vorgeschossen, nicht wieder herausgeben, sondern behauptet, er habe gerade so viel von mir für Lectionen zu fordern."

Ferner: „Gerade als mein Tai nach Tungfo kam, langte eine Piratenflotte an, forderte überall große Geldsummen und Lebensmittel, und nimmt die jungen Frauen mit Gewalt weg. Die Mandarinen fliehen überall, ebenso alle Reichen und alle Frauen, wer nur immer kann. Ich muß dem HErrn danken, daß ich um diese Zeit nicht in Tungfo war. Was Chung gethan hätte, ist schwer zu sagen; aber die Piraten hätten gewiß ein bedeutendes Lösegeld gefordert, wenn sie nicht gar meinen Kopf dem Gouverneur in Canton präsentirt hätten, mit dem sie in Unterhandlung stehen."

Im October äußert sich Hamberg folgendermaßen:

„Ich habe meine Sachen in Tungfo holen lassen. Vieles ist gestohlen. Die Räuber haben mich besser behandelt als meine Freunde dort."

Diese Unsicherheit der Zustände im Innern des Landes, zusammen mit der Rücksicht auf seine Gesundheit, welche in dieser Jahreszeit das Jahr zuvor sehr gelitten hatte, und mancherlei Anfeindungen, denen er sich ausgesetzt sah, bestimmten Br. Hamberg schon im Juni 1849 Tungfo auf einige Monate zu verlassen und sich nach Hongkong zu begeben. Dort wollte er die chinesische Sprache studieren und sich im Umgang mit andern Missionaren stärken. Während seiner Abwesenheit besorgten Tai und Li die Predigt in Tungfo, und Leu hielt die Schule.

In Betreff der Sprachstudien schreibt er im Juli, er brauche vielleicht noch lange Zeit zur Erlernung der Sprache. Aber lernen müsse er sie, lieber wölle er die Mission verlassen. Gützlaff meine, die Missionare können nur durch chinesische Gehülfen etwas ausrichten; diese aber seyen ein gebrechlicher Stab. — — Endlich sey er dazu gekommen, die Töne der Hakkah-Sprache zu unterscheiden. Da er sich der Vulgair-Sprache nicht im Verkehr zu bemächtigen Gelegenheit habe, so habe er eine eigene Methode erfunden, diese Sprache zu erlernen. Er gehe mit Tai alle Buchstaben von A—Z mit allen möglichen Tönen und Aspirationen durch, und frage bei jedem Wort, das er so

bilde, ob und was es bedeute. So habe er bereits 2000 Wörter kennen gelernt. Bereits lese und spreche er nun deutlicher, er könne auch ein wenig schreiben. — — Die Aussicht nie deutlich zu sprechen, bei der sich Andere zufrieden geben, sey für ihn zu trübe. Er hege auch diese Furcht nicht. Die größte Schwierigkeit sey bereits überwunden. Es fehle ihm nur noch an Uebung und Genauigkeit. Als Gründe, warum die Sprache so schwer zu erlernen sey, gibt er folgende Umstände an.

1. Es gebe zwei Redeweisen: eine mehr gebildete, die Büchersprache, die alle Besuchende, auch seine eigenen Leute mit ihm sprechen, weil sie meinen, er verstehe sie besser; und eine Vulgairsprache, die in Haus und Familie und täglichem Verkehr gesprochen werde, die man aber nur von ganz ungebildeten Leuten oder beim weiblichen Geschlecht rein finde, mit welchem es einem Unverheiratheten unmöglich sey, in Verbindung zu kommen.

2. Die chinesische Sprache deute durch Hebung und Senkung der Stimme, durch harte oder weiche Aussprache, nicht bloß die Gemüthsbewegung des Sprechenden an, wie dies die Sprachen des Abendlandes thun, sondern eine verschiedene Bedeutung der Worte; daher komme es, daß der, welcher die chinesische Sprache erst erlerne, gerade dann, wenn er mit dem größten Ausdruck und Gefühl zu reden sich bestrebe, in ein Labyrinth von Tönen, Worten und Gedanken sich hinein rede, aus dem kein Chinese den Ausgang zu finden wisse.

Zum Zweck der Erlernung der Sprache also wollte sich Br. Hamberg, nachdem er Tungfo verlassen hatte, einige Zeit in Hongkong aufhalten. Dieser sein ursprünglicher Plan wurde aber bald dahin gewendet, daß er an Hrn. Dr. Gützlaffs Stelle die Leitung des chinesischen Vereins während dessen Abwesenheit übernehmen sollte.

Im Juli 1849 schreibt er:

„Die hundert Gehülfen Gützlaffs, was sind sie? Ich fürchte der chinesische Verein ist eine Seifenblase, die einmal plötzlich zerplatzen wird."

— — „Gützlaff, der immer geheimnißvoll mit seinen Planen ist, hat mich gefragt, ob ich nicht im Fall seiner Abreise nach Europa die Leitung des chinesischen Vereins übernehmen wolle. Ich weiß nicht, was ich in diesem Fall thun soll. Ist etwas Wahres an der Sache, so wäre es sehr zu bedauern, wenn sie zu Grunde ginge. Wenn es aber so ist, wie mir Einer vor einigen Tagen sagte: Gützlaff's Leute seyen nur a set of thieves and vagabonds that only want his money, and that not one of them went out of the province, but returned to Canton and lived there the time prescribed — dann wollte ich lieber nichts mit der ganzen Sache zu thun haben."

Darauf ertheilte ihm die Committee die Weisung, Hrn. Dr. Gützlaff zu bitten, daß er sich an die Committee selbst wenden und ihr die nähern Bedingungen mittheilen möchte, unter welchen er Br. Hamberg zu seinem Stellvertreter machen möchte. Ehe aber die Antwort der Committee nach Hongkong gelangen konnte, war dort bereits die Uebereinkunft abgeschlossen.

Hamberg schreibt unter dem 15. September:

„Daß ich jetzt Hrn. Dr. Gützlaff's Stelle als Leiter des chinesischen Vereins übernommen habe, wird Ihnen vielleicht befremdend vorkommen. Ich konnte aber nichts anderes thun, obgleich die Sache mir nur Mühe und Arbeit bringen wird, und wenig Dank oder Beifall von Menschen. Doch als Diener Christi müssen wir uns vor Allem befleißen, nicht Menschen sondern Gott zu gefallen; und um des Gewissens willen zu Gott thue ich es. Ich trat aus dem Verein aus, als ich sah, daß viel Oberflächliches und Scheinbares mit wenig Realität da war; nicht weil es so war, sondern weil ich Nichts thun konnte, um dem Uebel abzuhelfen, da unserm Rathe kein Gehör gegeben wurde und mein Daseyn nur als eine Billigung der Zustände des Vereins und der Schritte des Hrn. Dr. Gützlaff hätte betrachtet werden müssen. Ohne Mitglied des Vereins zu seyn, habe ich jetzt die Leitung desselben übernommen, wo ich ganz nach eigener Ueberzeugung zu handeln habe, nicht von dem Willen eines

Menschen, vielmehr von Gott allein abhängig bin. Ich habe es aus drei Gründen gethan:

„1) hoffe ich, daß durch täglichen Unterricht, Gebet, Ermahnung und Berathung während der Zeit meiner Verwaltung, der Verein nicht nur erhalten, sondern auch gefördert werde, das wirklich Gute zunehme und wachse, das wirklich Böse aber (wenn solches sich fände) einigermaßen ausgeschieden werden könne, wenn die Herzen und ihre Thaten offenbar werden.

„2) Weil ich hoffe, daß Hr. Dr. Gützlaff nach einem Jahr zurückkommen werde, nicht nur mit den nöthigen Geldmitteln, sondern auch mit Gehülfen, sowohl männlichen als weiblichen, zur Fortsetzung des Werks versehen, so ist mein inniges Verlangen in der Zwischenzeit den Verein in einen solchen Stand zu setzen, daß die l. Mitarbeiter von Europa nicht zu sehr in ihren Hoffnungen und Erwartungen betrogen werden, sondern mit Freudigkeit an das Werk gehen können.

„3) Wenn alles Andere fehlschlagen sollte, so bleibt mir doch Ein Trost übrig, Ein Grund, warum ich diesen Schritt thun durfte, ohne zu befürchten unrecht zu handeln: ich bin noch nicht der Sprache mächtig; aber meine Hauptaufgabe ist einmal sprechen und predigen zu können. Nun hier habe ich Gelegenheit fast alle Dialekte China's zu hören und in Allen zu reden. Fünfzig bis hundert Chinesen hören täglich das Wort Gottes aus meinem Munde, und es ist zu hoffen, daß viele von ihnen diese Lehre andern Fünfzig und Hunderten wiederholen und so das Wort der Versöhnung in immer weitern Kreisen ertöne.

„Ich hoffe diese Gründe sind sprechend genug, um mein Benehmen zu entschuldigen, wenn dies nöthig ist; denn der HErr weiß, ich habe nicht dadurch eigene Ruhe und Bequemlichkeit gesucht. Ich habe diesen Schritt auch nicht aus Neigung gethan; im Gegentheil, ich gestehe offen, Heiden mit Geld zu engagiren, um das Christenthum zu predigen, ist gegen meine Ueberzeugung von der wahren Mission; und ich bin gewiß überzeugt, wenn auch ein solches Werk als

Vorbereitung für die Verkündigung des Evangeliums dienlich seyn kann, so wird doch das wahre Leben in Christo, das Geborenwerden aus Gott und das Leben in Gott, nur durch die mündliche Predigt eines reifen Gliedes der evangelischen Kirche bewirkt werden können. Nicht das todte Reden vom Wasser kann den Durst stillen, sondern der lebendige Strom selbst, wie er aus dem Herzen eines von Gott erfüllten und belebten Menschen als die ewige Wahrheit hervorquillt. Ich bin kein gelehrter Magister; ich passe nicht für die Schule; sondern mir gehört das Wort: „prediget das Evangelium allen Menschen.“ Ich betrachte die temporäre Leitung des Vereins als eine Vorbereitung zu diesem Zwecke.“

Unter dem 26. October schreibt er: „Ich fühle mich in meiner jetzigen Thätigkeit sehr zufrieden in dem Glauben, daß ich die mir vom HErrn angewiesene Aufgabe erfülle, wenn auch auf mangelhafte Weise. Ob ich viele Freude genieße und mich glücklich fühle, ist eine andere aber untergeordnete Frage, weil Alles hier auf Erden dem Wechsel unterworfen und jede Trübsal doch nur von kurzer Dauer ist. Ich habe drei Puncte immer festgehalten:

„1) Ein Missionar zu werden, der die göttliche Wahrheit in sich trägt und im Stande ist, durch mündliche Predigt dieselbe mitzutheilen.

„2) Den chinesischen Verein zu einer nützlichen Anstalt für die Anbahnung des Heils in China zu machen.

„3) Der HErr fordert von mir nicht, daß ich Etwas ausrichte, sondern nur Treue in der Betreibung der von Ihm mir angewiesenen Aufgabe.

„Wenn ich Ihnen nun sagen werde, was ich gethan habe und wie meine Tage mit weniger Verschiedenheit dahingehen, so werden Sie leicht beurtheilen können, in wie ferne ich das mir vorgesteckte Ziel erreichen kann; wenigstens werden Sie erkennen, daß ich redlich in meinem Bestreben war, darauf hinzuarbeiten.

„Als mir angeboten wurde, die ganze Leitung des wohlbekannten China-Vereins zu übernehmen, war mein

erster Wunsch, etliche Collegen zu erhalten, die wenigstens einmal in der Woche mit mir zusammenkämen, und unter Berathung mit ihnen die nöthigen Beschlüsse zu fassen; aber keiner von den europäischen Missionaren scheint geneigt zu seyn, mir zu helfen; man freut sich jedoch, daß ich das Werk übernommen habe und wünscht mir vielen Segen dazu. Ich bat zur selben Zeit die Chinesen selbst, aus ihrer Zahl Einen von zehn Brüdern zu erwählen, um mir zu helfen; aber sie sagten einstimmig, daß sie lieber die ganze Leitung mir überlassen wollten, sie hätten Zutrauen zu mir und würden mit Allem zufrieden seyn. So war ich nun von Europäern und Chinesen allein gelassen in der Betreibung meiner schweren Aufgabe; aber es ist doch keine Ursache, das Werk aufzugeben, so lange der HErr mich nicht allein läßt, sondern mir Muth und Freudigkeit dazu gibt. Es würde zu viel Zeit wegnehmen, Sie ganz genau mit allen Zweigen der Arbeit bekannt zu machen; ich will Ihnen deßhalb nur kürzlich darstellen, wie ich zu Werke gehe. — Meine Zeit ist auf folgende Weise eingetheilt:

„Morgens ½ 7 bis ½ 8 lese ich das Alte Testament in Hackah mit meinem Tai.

„Morgens ½ 8 — ½ 9 kommen die Gehülfen im Verein in die Morgenstunde; zwei bis vier Brüder sprechen zuerst; dann wird ein Capitel erklärt, und ich spreche darüber nach Umständen mehr oder weniger. Anfangs und zum Schluß Gebet; zuerst bete ich, zum Schluß ein Bruder. Die Chinesen sprechen entweder Mandarin, Hackah, Punti oder Hocklo; die Meisten sind aber die Hackahs. Ich spreche Hackah, aber ich verstehe auch Mandarin und Punti; auch Hocklo zum Theil. Die Versammlung ist unten in meinem Hause.

„½ 9 — 9 Frühstück.

„½ 10 — ½ 11 kommt mein Hocklo-Lehrer Chin Ong.

„½ 11 — ½ 1 kommt mein Lehrer in der Mandarin-Sprache.

„½ 1 — 3 kommen so viele Brüder, als ich sehen kann, Einer nach dem Andern, mit ihren verschiedenen Sprachen,

Wünschen und Bedürfnissen. Der Eine kommt um Unterstützung zu erhalten; der Andere hat keine Kleider oder Bedeckung für die Kälte in der Nacht; wieder Einer wünscht auszugehen, oder er spricht von seiner Thätigkeit, oder er verlangt die Erklärung einer Bibelstelle u. s. w.

„3 — ½ 5. Versammlung wo Hackah und Mandarin gesprochen wird; ungefähr wie Morgens.

„½ 5. Mittag-Essen, nach welchem ich in der Regel einen Spaziergang mache.

„Um 7 Uhr muß ich wieder mit meinem Tai die Fortsetzung meines Dictionairs in der Hackah-Vulgairsprache ausarbeiten. Bis jetzt haben wir Vieles zu ordnen und zu berathen gehabt, so daß ich oft mit meinen mir besonders gehörigen Leuten Abends bis 11 Uhr beschäftigt bin.

„Es kommen täglich 90 Brüder in die Versammlung; 6 Brüder halten Vorträge, und zwischen 30 und 40 memoriren Capitel aus der Bibel.

„Hieraus können Sie ersehen, wie schwer und umfassend meine Aufgabe ist. Selbst mit dem Studium dreier verschiedener Dialekte der allerschwierigsten Sprache beschäftigt, habe ich noch, und zwar ganz allein, die Pflege, die Seelsorge, den Unterricht und die Aussendung von über 100 Arbeitern zu besorgen. Welche Mühe und Sorge kostet nicht die Anstalt in Basel, wo etwa 50 Brüder sich befinden! das wissen Sie besser wie ich; aber daraus können sie sich auch eine Vorstellung machen, wie ich fühlen kann, der ich etwa 100 Leute in meiner Pflege habe, die hie und da zerstreut wohnen unter den Heiden, die ohne hinreichende Prüfung aufgenommen worden sind, wenig unterrichtet worden, von denen eine große Zahl Opiumraucher und folglich Lügner und Betrüger sind. Ich glaube, daß auch aufrichtige Leute da sind; aber wer darf offen hervortreten, wenn er zu befürchten hat, von den Andern geschlagen, ja getödtet zu werden bei Angabe eines Betrügers? Sie wirklich kennen zu lernen ist also sehr schwer; aber der HErr wird auch hierin zu Hülfe kommen. Ich habe ein großes Buch, worin alle Namen stehen, und ich notire unter jedem Mann

was er von sich sagt und was ich erfahre, so wie auch nach jedem Monat, nach meiner Liste, die ich führe, ob er abwesend gewesen, wie viele Capitel er memorirt hat, Aufsätze geschrieben oder Vorträge gehalten; sonst wäre es unmöglich, die Umstände eines Jeden im Gedächtniß zu behalten. Die ordentlichen Einnahmen betragen nicht 100 Thaler monatlich; aber gewöhnlich bringt die Post etwas von Europa; wenn nicht, so müssen wir warten und ich gebe den Brüdern, die wirklich Noth leiden, 1/3 Thaler per Woche.

„Die Chinesen haben noch wenig Idee vom Christenthum. Ich habe lange gewünscht, ihnen ein lebendiges Beispiel einer christlichen Familie zu geben und im Stande zu seyn, auch ihre Frauen im Christenthum zu unterrichten; aber die theure Committee hat es bisher nicht gewollt; — doch kann ich mich dadurch nicht abhalten lassen, alles nur Mögliche zu thun, um auch die Seelen der Frauen zu erretten und Allen Menschen nach der Gnade, die der HErr gibt, das Heil in Christo zu bringen.

— — „In Betreff des chinesischen Vereins sage ich nur noch: Ich muß die Opiumraucher entlassen, wenn sie nicht davon abstehen können; was sehr schwer ist. Ich will etliche zuverlässige Leute hineinsenden, um zu untersuchen, wie ein Jeder sein Werk treibt. Sobald die Zeit gekommen ist, will ich selbst hineingehen und sehen, wie die Sache steht."

Im Januar schreibt er: „Es ist mir leid, daß die theure Committee nicht für die Annahme des China-Vereins gestimmt hat. Es war aber höchstens von einem Jahr die Rede, und keine Geld-Ausgaben werden von Seiten der Committee damit verbunden seyn. Meine Ausgaben sind freilich bedeutender als früher oder im Innern, aber ich bekomme durch Gesang-Unterricht, was ich nöthig habe, und ich brauche mich ja nicht zu schämen, durch eigene Arbeit mein Brod zu verdienen oder lieber, meine Schulden zu bezahlen.

„Vor einigen Tagen kamen einige Freunde in der Morgenstunde, um sich durch Fragen zu erkundigen, in wiefern

die Glieder des Vereins einige Kenntniß der heiligen Schrift besäßen, und Hr. Tarrant, welcher aus eigenem Antrieb Einiges notirte, wird seine Beobachtungen nach England abgehen lassen, weil man ihn um etliche Facta gebeten hat. Aus diesen Notizen können Sie sehen, daß die Chinesen nicht so ganz ohne christliche Erkenntniß sind, und daß ich jetzt einige Fertigkeit im Sprechen und Verstehen der Sprache habe, weil ich, obgleich ich Hakkah zu ihnen sprach, doch ihre Antworten aus drei verschiedenen Dialecten, nämlich: Mandarin, Hakkah und Hocklo zu verdolmetschen hatte.

— — „Der Zustand des chinesischen Vereins ist sehr bedauerlich; ich werde mich bald genöthigt sehen, den wirklichen Stand der Dinge ans Licht zu bringen. Für jetzt nur die Notizen, die Sie überzeugen werden, daß die Mitglieder des Vereins nicht so ganz ohne Kenntniß des Christenthums sind, wie man hier behauptet hat.

— — „Es ist mir leid zu sagen, daß die Freunde, welche jenem Examen beiwohnten, nicht wünschen, daß die Notizen abgesandt werden; ich bitte deßhalb zu entschuldigen, daß ich etwas davon geschrieben habe. Ich werde aber nun selbst ein Examen vornehmen und die Resultate Ihnen mittheilen, wo dann Niemand Etwas dagegen haben kann." (NB. Dieser Bericht ist bis jetzt nicht eingelaufen.)

P. S. Vom 30. Januar. „Die Wolken ziehen sich zusammen über den Verein. Dr. Legge, oder einer seiner Freunde, schrieb vor einigen Monaten nach England, daß die besten von Gützlaff's Leuten nicht einmal die zehn Gebote und Pauli Bekehrung kennen. Nun will ein Hr. Tarrant ein sehr günstiges Zeugniß über die Kenntniß der Leute nach England senden, nämlich seine Notizen über das von mir gehaltene Examen. Nun scheint es mir aber, daß Dr. Legge, oder auch Andere, nicht damit zufrieden seyen. Obgleich sie sich nicht hindern lassen, ein schlimmes Zeugniß zu geben, so wollen sie doch einem Andern nicht erlauben, ein gutes, obgleich viel wahreres zu geben. Deßhalb wollen sie heute alle Prediger, Missionare und christliche Freunde zusammenrufen, um so mit einem Machtspruch das Urtheil

über den Verein festzustellen. Was sie beschließen, weiß ich nicht; ich weiß nur das, daß die Wenigen, die etwas Wirkliches vom Verein gesehen haben, einen solchen Schritt nicht billigen. Es ist nicht recht, einen Abwesenden zu richten; ich will lieber den Freunden beistehen, ihr Werk zu verbessern, als diesen, es zu verderben."

Unter dem 26. Februar übersandte uns dann Br. Hamberg ein gedrucktes Exemplar des Protocolls, das die miteinander zur Untersuchung des chinesischen Vereins verbundenen Missionare und Missionsfreunde über den Erfund ihrer Nachforschungen veröffentlichten. Dieses Protocoll, das unsern Lesern bereits bekannt ist und das wir nicht wieder abdrucken wollen, zeigt deutlich, wie schwierig Br. Hamberg's Stellung als Leiter des chinesischen Vereins während der Abwesenheit Dr. Gützlaff's war. Auf der einen Seite sollte er doch als Dr. Gützlaff's Stellvertreter den Verein erhalten und in jeder Beziehung fördern, also auch die Angriffe auf denselben zurückweisen; auf der andern Seite lagen die Gebrechen desselben so offen zu Tage, daß er selbst zuerst dieselben eingestehen mußte. Und wir fürchten, er sey dieser seiner schwierigen Stellung nicht vollkommen gewachsen gewesen. Indessen hat er sich doch jedenfalls das Verdienst erworben, wesentliche Mißbräuche abgestellt, die falschen Glieder des Vereins beseitigt und die zurückgebliebenen gründlicher unterrichtet zu haben.

In einem neuern Briefe schreibt er:

„Durch meine Briefe an die Committee vom Januar, Februar und März, können Sie einigermaßen eine Idee bekommen über meine Lage und die Mission, in der ich jetzt wirke. Hier hat man die merkwürdige Erscheinung von etwa 200 Predigern, die von einem selten gesehenen Glaubenseifer getrieben (wie Dr. Gützlaff behauptet) sich vorgesetzt haben, ganz China zu bekehren; aber keine christliche Gemeinde, woraus sie hergekommen sind; nicht eine einzige christliche Familie ist da; so viel ich weiß; keine Einsegnung der Ehe; keine Taufe und Erziehung der Kinder; kein geordneter Gottesdienst; keine Bestattung der Sterbenden.

Nur soviel ist da: Man gibt das Neue Testament in die Hand der Kommenden und sagt: lerne fleißig, und nach einigen Monaten hast du einen Gehalt zu erwarten; und ehe der Kommende noch weiß, wovon eigentlich die Rede ist, ja ehe er recht die Rede des Missionars verstehen kann, wird er zum Predigen ausgesandt. In meinem vorigen Briefe habe ich ziemlich scharf die wahre Stellung des Vereins geschildert, und ich kann nicht wiederrufen. Ich citire die Verse, die mir bei der Einsegnung von Hrn. Pfarrer La Roche zugerufen wurden, Offenb. 3, 8. oder den damit verbundenen 9ten Vers, und verglich den Verein mit der Schule Satanas, die da sagen: sie sind Juden und sind es nicht, sondern lügen. Mit schwermüthigem Herzen beschaute ich damals den Schluß des Verses: „Siehe, ich will machen, daß sie kommen sollen und erkennen." Ach, dachte ich, wann wird die Stunde kommen, wo der rechte Zustand des Vereins ans Licht tritt, wo seine Mitglieder selbst ihre Sünden bekennen und Buße thun! Ohne Hülfe, ohne Rath, öfters ohne Mittel mußte ich, wie in dunkler Nacht, meinen Weg suchen. Keinem konnte ich trauen; denn jeder suchte nur seinen Vortheil, und wer die Sünden des Bruders offenbarte, verheimlichte die eigenen. Ich konnte keine Leute mehr als Prediger aussenden; ich konnte in der That nichts Anderes thun, als jeden Tag mit den Leuten das Wort Gottes lesen und erklären. Dieses war aber gerade das einzig Nothwendige, das, was allein Frucht tragen konnte.

„Am 15. Mai kam ein Mann vom Verein, Kwok Jin von Kiangsi, zu mir, mit dem ich früher sehr wenig Unterredung gehabt hatte. Er sagte, daß er seit mehrern Monaten sich gedrungen gefühlt, mit mir zu reden, es aber bisher nicht hätte in Ausführung bringen können. Nun aber könnte er nicht länger so fortgehen in Lügen und Trügen, denn Gott sey über dem Kopf und er fürchtete sich vor seinem Gericht; er sey ein großer Sünder, ein todter Mensch, der Gott nicht kennet. Er sey wirklich ein Mann von Sinon, nicht weit von hier, und sein Name sey Ha Jin.

Er kam im vorigen Jahr auf Besuch hieher und wurde mit vielen Brüdern des Vereins bekannt, von denen er Etliche schon kannte. Man machte ihn nun mit der Weise Gützlaff's und der Brüder bekannt, und ohne eine Idee vom wahren Christenthum zu haben, ließ er sich bei Gützlaff von einem Bruder Jung Sam als Taufcandidaten einführen. Weil Gützlaff den chinesischen Familien-Namen Kwok angenommen, so rieth man ihm sich auch Kwok zu nennen; und weil Gützlaff gerne von andern Provinzen Leute haben wollte, so wählte man Kiangsi und Pinglok als seine Heimath. Natürlich freute sich Dr. Gützlaff einen Verwandten aus einem so fernen Orte um des Evangeliums willen hieher kommen zu sehen. Er wurde nach einigen Wochen getauft, aber erst im September ausgesandt mit 16 Thalern für 4 Monate nach Kiangsi. Wie es die Gewohnheit der andern Brüder war, ging auch er nur nach Hause, sprach gelegentlich unter Freunden von der neuen Lehre und vertheilte die Bücher unter Freunden von seinem Stande. Man lachte herzlich zu den Geschichten aus dem Alten Testament. Am 12. Januar kam er zurück und brachte mir auf gewöhnliche Weise sein Tagebuch von Kiangsi wohlgeordnet, ferner einige große Blätter, die er dort habe drucken und vertheilen lassen, wofür er etwa 20 Thaler Ersatz forderte, aber von mir nicht bekam. Da er sah wie die Andern Alle geldsüchtig waren, so folgte er ihrem Beispiel. Jetzt bekannte er: er habe den HErrn betrogen und Ihm nicht aufrichtig gedient. So lange das Auge des Missionars den Brüdern folgen könne, thun sie ihre Pflicht, aber weiter nicht. Wenn Etliche mit dem Lehrer ausgehen, so thäten sie ihr Geschäft, aber sich selbst überlassen, nicht. Er könne nicht einmal sagen, wie viel Böses da wäre. Er und die Brüder hätten Gott betrogen und sein Wort verachtet. Nachdem er mich eine Zeitlang beten und das Wort erklären gehört, wäre eine Furcht über ihn gekommen. Die Worte des Heilandes ständen immer vor ihm: „Ihr sollet die Perlen nicht vor die Schweine werfen," und „lasset die Todten ihre Todten begraben." Das passe auf ihn und

die Andern. Er zog hiemit einen Stecken unter seinem Rocke hervor und bat mich, ihn ernstlich damit zu züchtigen, er wolle lieber jetzt von meiner Hand, als künftig von Gott gerichtet werden. Ich gab ihm den Stecken zurück und sagte ihm: ich hoffe der Geist Gottes werde ihn innerlich besser züchtigen können, als irgend eine leibliche Strafe. Er bat mich dringend, doch wenigstens das Instrument zu behalten, und so blieb der Stecken in meinem Zimmer.

„Am 18. Mai kam Chong Kong um seine Sünden zu bekennen. Er war früher mit mir in Tungko gewesen, und ich traf ihn einmal bei meiner Rückkehr im Opiumrauchen begriffen. Er sagte: er habe besonders zwei Sachen mir zu bekennen, 1) daß er nicht eigentlich von Chong lok, sondern von Sin On, in dem Dorfe Ma ham sey, seine Voreltern aber von Chong lok herabgekommen seyen; 2) er seit 8 Jahren Opium geraucht habe. Jetzt braucht er die Pfeife nicht, aber trinkt täglich ein Decoct von den Umschlagblättern des Opiums. Er kann es nicht ganz aufgeben, denn dann bekommt er Diarrhoe, Husten und andere Uebel. Als er von mir entlassen nach Hause gekommen war, so fragte seine Frau, warum er nicht länger bei mir bleibe, der Lehrer Han sey ja so gut gegen ihn gewesen. Er antwortete ihr: weil er gelogen und durch seine Nachlässigkeit ein kostbarer Filtrirstein verloren gegangen sey, so wolle ihn der Lehrer Han nicht länger haben. Die Frau trieb ihn nun an, die Filtrir-Maschine wieder aufzusuchen und in einigen Tagen wurde sie gefunden. Seine Brüder riethen ihm, den Stein in Canton zu verkaufen, aber seine Frau bestand darauf, er müsse mir den Stein wieder bringen, mich nicht mehr betrügen, sondern offen und redlich handeln. Er folgte diesem Rath seiner Frau und brachte mir den Filtrirstein, für den er einen Thaler beim Lösen bezahlt hatte, wieder. Als er den Stein brachte und wieder aufgenommen werden wollte, ließ ich ihm sagen, daß ich nichts mit ihm zu thun haben wolle, wenn er sich nicht entschließen wollte, aufrichtige Buße zu thun und seine Sünden zu bekennen;

deßhalb kam er nun und wollte mir gern Alles sagen. Durch diese Beiden bekam ich nun ziemlich vollständige Nachricht über die Mitglieder des Vereins zur Bestätigung und Controllirung dessen, was ich früher wußte. Ich konnte nun freier und bestimmter auftreten gegen das falsche Wesen der Brüder; ich bestrafte sie offen und forderte einen Jeden zur Buße und zum Bekenntniß auf. Ich wolle nicht ferner im Dunkeln herumtappen und mich betrügen lassen; entweder müsse etwas Wahres herausgebracht werden oder ich lege mein Amt nieder und überlasse sie ihrem Schicksal. Nun entstand die Frage: „wer hat dem Lehrer Han die Wahrheit gesagt?" Der muß gestraft werden, ja weggeschafft. Wir wollen nicht bekennen; sondern wenn der Lehrer Kwok (Gützlaff) kommt, so wird ein Disput und Streit entstehen. Bald wurde der arme Chong Kong verrathen und mußte seine Wohnung verlassen. Einmal kamen drei Männer in sein Zimmer, zogen ihn aus dem Bette und droheten, ihn zu erdrosseln. Er kam zu mir in großer Angst und fragte, ob er sich wohl sehr viel vor den Brüdern zu fürchten habe? Ich sagte ihm: Warum? Die Haupthaare seyen alle gezählet; er müsse Gott fürchten, aber nicht die Menschen, die Nichts sind. Bald darauf ließ ich Kwok Jin und Chong Kong auf einen Monat in ihre Heimath gehen. Ich nahm an dem Geschehenen Veranlassung, mit meinem Lehrer und Gehülfen Tai wun Kong zu reden; er wohnt mit seiner Frau bei mir, und wie ich ihm zu danken habe für meine Kenntniß der Büchersprache, so habe ich seiner Frau zu danken für die Volkssprache. Sie sind beide sehr artige Leute und mit mir freundlichst verbunden. Ich sagte Tai, daß obgleich ich mich sehr freue, seinen redlichen Wandel zu sehen und das offene Zutrauen, das er mir im täglichen Umgang schenke, so wäre es mir doch eine fortwährende Ursache zur Betrübniß, daß sein Herz noch gegen mir verschlossen sey. Er kenne gewiß den Stand des Vereins, aber doch spreche er nur im Allgemeinen und scheine zu vermeiden, ins Einzelne einzugehen. Tai sagte mir, er fühle ganz, was ich gesagt habe; er könne nicht von sich

selber sagen, daß er mit ganzem Herzen dem HErrn diene, doch habe er jetzt eine Furcht Gottes in sich, was früher nicht der Fall war; er wolle mir Alles sagen von sich und vom Verein; die Menge der Brüder, der Name des Vereins und das große Ansehen von Dr. Gützlaff habe ihn abgehalten. Er habe auch Gützlaff früher betrogen, wie die Andern; er glaube nicht, daß ein einziger wirklicher Prediger unter den Brüdern da sey. Als ich in Tungko war, hatten meine Leute gemeinschaftlich die Huren besucht, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen; ja als ich in Hongkong war, so hat wirklich der ältere Tai tao kine eine Hure auf mein Zimmer genommen, um Unzucht zu treiben, obgleich er seine eigene Frau im Nebenzimmer hatte, in Folge dessen er nun an der Lustseuche beinahe verfault.

„Als nun ein Anfang gemacht war, kamen Viele nacheinander um mir die Wahrheit zu bekennen, trotz dem Widerstande von Etlichen, so daß jetzt alle hiesigen, etwa 40 Leute, von Sin on oder Kweisheu in der Nähe von Hongkong oder doch von der Kanton-Provinz sind, und keiner von irgend einer andern. Sie scheinen allgemein zu zweifeln, daß bei einer Aussendung die Brüder weit gegangen sind, wenn nicht besondere Veranlassung da war, z. B. Handel zu treiben, Verwandte zu besuchen oder vielleicht sogar die Gräber der Vorfahren. Ich glaube nicht, daß alle diese Bekenntnisse aus wahrer Buße hervorgingen, besonders die spätern nicht; aber sie sahen ein, daß die Lüge nicht mehr von irgend einem Nutzen war; ja sie zogen vor die Wahrheit zu sprechen, wenn Gelegenheit sich darbot.

„Ich will Ihre Geduld nicht zu sehr in Anspruch nehmen mit weitern Geschichten dieser Betrügereien; nur können Sie sich vorstellen, wie peinlich meine Lage diese ¾ Jahre hindurch gewesen seyn muß, wie schwer ich meinen Weg zu finden gehabt habe von dem Puncte aus, wo Gützlaff uns Anfangs hinstellte. Von der Schwierigkeit der Sprache können Sie sich kaum eine Vorstellung machen, zumal unter Leuten, die Alles aufboten, um uns im Irrthum zu erhalten. Doch so hat sich die Sache entwickelt; ich

habe es weder forciren, noch verhindern können. Man nöthigte mich, den Platz einzunehmen und ich konnte nicht anders. Sie werden leicht einsehen, daß ich als ein Diener der Gnade in Christo Jesu nicht länger solche Leute als Boten des Heils ins Land senden kann. Ja ich gestehe, diese oberflächliche Weise die Mission Jesu zu führen wird mir ärgerlicher mit jedem Tage. Ich komme zu meinem alten Satze zurück: wir müssen auf die Familien einwirken. Eine Familie für Christus gewonnen, wäre besser gewesen als die 200 Katechisten, die keine wahre Idee vom Christenthum haben, sondern nur um des Gehalts willen Alles thun und in der That noch Heiden sind, wenn sie zurückkommen zu ihren Landsleuten. Die Familie ist die Grundlage der Kirche und des Staates; wer in die Familie versetzt wird, wird auch von derselben influencirt. Besonders ist die Gesinnung der Mutter wichtig; sie hat einen großen Einfluß auf ihren Mann; sie hört fast nie auf zu sprechen, und die Kinder lernen denken und reden wie sie, und saugen ihre Gesinnung mit der Milch ein, die sie noch bis zum achten Jahre öfters genießen. Ich glaube und weiß gewiß, daß Mehrere von den Chinesen eine Zuneigung zu mir haben und gerne unter meiner Leitung bleiben wollen. Mehrere wollen sogar ihre Frauen und Kinder hieher kommen lassen, um unterrichtet und getauft zu werden. Dieses wäre wohl die Weise Chinesisch recht zu erlernen und eine christliche Gemeinschaft zu bilden."

Dies sind Miss. Hamberg's Mittheilungen über den Stand der Dinge in China. Sie haben uns in der schon längere Zeit gewonnenen Ueberzeugung bestärkt, daß unsere Gesellschaft recht gethan hat, die Trennung ihrer Missionare vom chinesischen Verein gut zu heißen und ihre Mission auf andere Grundlagen zu stellen. Im Uebrigen beklagen wir die Verwicklungen, in welche Miss. Hamberg durch seine unbefugte Uebernahme der Leitung des chinesischen Vereins und den Ausgang, den seine Stellvertretung des Hrn. Dr. Gützlaff nehmen wird, unausbleiblich kom-

men muß. Ohne Zweifel wird er sich in Hongkong nicht länger halten können. Auf der andern Seite steht es noch dahin, ob wir im Stande seyn werden, seinen fernern Gang auf eine ihm erwünschte Weise zu ordnen, da er sich schon längere Zeit nicht allein in einer Differenz mit seinem Amtsbruder Miss. Lechler, sondern auch in einer gewissen Opposition gegen die Ansichten der Committee rücksichtlich der für die Zukunft einzuschlagenden Wege befindet.

Bruder Lechler in Jamtsao im Tiotschio-District geht seinen einfach stillen nichts destoweniger höchst gesegneten Gang dahin.

Er machte im Sommer vorigen Jahrs eine Predigtreise, über welche er uns unter dem 8. Juli 1849 schreibt, wie folgt:

„20. Juni 1849. Nachdem wir uns in gemeinschaftlichem Gebet dem Schutz und Segen des dreieinigen Gottes empfohlen hatten, verließ ich in Begleitung meiner Gehülfen und meines Dieners Jamtsao, um eine Predigtreise anzutreten. Unsere Richtung ging nach Osten auf der See, und noch an demselben Tage kamen wir nach Tscheatschiu, einem sehr bevölkerten Marktflecken an der Küste. Schon früher war ich dort gewesen, aber nur auf kurze Zeit, meine Wirksamkeit nicht über den Ort selbst ausdehnend. Dießmal wünschte ich mich eine längere Zeit da aufzuhalten, um auch die benachbarten Ortschaften zu besuchen, deren etwa zehn rund umher zerstreut liegen, wo das Evangelium noch nie verkündigt worden war. Durch den alten Konglao von Tongou war ich einem Manne in Tscheatschiu empfohlen worden, der uns nun auch freundlich aufnahm, und uns zwei Zimmer zum Logis in seinem Hause einräumte. Wir waren zeitig genug angekommen, um noch an demselben Tage an mehrern Stellen zu predigen, was zuerst in einem Ahnentempel vor einer zahlreichen Versammlung geschah, und dann in einem Laden, wo sich ebenfalls eine große Anzahl vor der Thüre versammelt hatte. Abends bei unserm

Gottesdienste im Hause hatten wir auch etliche Zuhörer. In derselben Weise setzten wir das Werk am folgenden Tage fort. Heute kam auch mein alter Diener Hapheng von Hongkong her zu mir, und brachte mir Briefe von Hrn. Gützlaff, Br. Hamberg und aus der Heimath. Hr. Gützlaff theilte mir die schmerzliche Nachricht von dem Heimgange seiner Frau mit, an welcher auch wir eine mütterliche Freundin verloren haben.

„22. Juni. Wir fingen nun an, die umliegenden Orte zu besuchen, und zu meiner Verwunderung trafen wir überall sehr zahlreiche Zuhörerschaft. Die Leute waren meistens unter dem Schatten der Bäume versammelt, und wenn wir dann kamen, baten wir um einige Stühle, welche, hergebracht, unsere Kanzel seyn mußten, von wo aus wir das Wort des Lebens austheilten. Ich pflegte namentlich im Anfange der Reise immer selbst auch zu sprechen; aber die Leute sagten, daß sie nur sechs Theile von zehn verstünden; woran freilich nicht bloß meine Unfähigkeit, zu sprechen, Schuld war, sondern auch die Neuigkeit der Sache und die sehr niedere Bildungsstufe dieser armen Dorfbewohner. Ein s. g. Bücherleser der Gegend sagte selbst zu mir: „Wenn Sie mit diesen Leuten vom Essen reden, so werden sie Sie verstehen; aber die Lehre von Gott und von der Ewigkeit werden Sie Ihnen nie klar machen können." Der wußte nun freilich nicht, daß den Armen muß das Evangelium geprediget werden; aber ich fand es doch für gut, meine eigene Ansprache auf wenig zu beschränken, und meinen Gehülfen desto mehr Zeit zu lassen, welche ja gleichsam mein Mund sind, und sich im Ganzen auch sehr meine Zufriedenheit erworben haben, obgleich noch hie und da etwas verkehrtes und unevangelisches zu Tage kam, in Worten sowohl als auch im Betragen; aber jeder Fortschritt auf dem Wege der Besserung gibt mir neue Kraft zur Geduld und läßt mich noch besseres hoffen. Ohne sie wäre ich doch um so vieles nutzloser, und ich habe ihnen deßhalb auch zu danken für die Hülfe, die sie mir leisten; abgesehen davon,

daß sie, auch wenn sie mich üben, mir zum Segen seyn müssen.

„24. Juni. Heute ist der fünfte Tag des fünften Monats bei den Chinesen, an welchem sie eine Art Volksfest feiern, zur Erinnerung an den Kutgnuan. Dieser war Minister unter dem König Hoai in dem Tso-Staate zur Zeit, da China in viele Staaten zertheilt war. Er wurde beim König verläumdet, und verlor sein Amt, was zur Folge hatte, daß er sich in den Fluß Pola in Kangnam stürzte und ertrank; es kamen ihm zwar Leute zu Hülfe mit einem Drachenboot, sie konnten ihn aber nicht retten. Alle Jahre nun an diesem Tage werden Drachenboote ausgerüstet, jedes mit 50—60 Rudern, und unter dem Schalle der Trommel und Gong (Instrument, das großen Lärm macht, indem es aus einer großen Messing-Platte besteht, und mit einem hölzernen Hammer geschlagen wird) machen sie ihren Wettlauf. Zu gleicher Zeit werden Reiskuchen gebacken und ins Wasser geworfen als ein Opfer für die Seele des Ministers. Da es Sonntag war, so waren wir frühe zur Predigt in die Nachbarschaft ausgegangen, und als wir Nachmittags heimkamen, sahen wir noch vier Drachenboote sich auf der See belustigen.

„26. Juni. Da wir in der Absicht ausgegangen waren, uns auf eine Predigt-Reise zu begeben, so mußte Sprachstudium und Unterricht in den Hintergrund treten. Wir nahmen den ganzen Tag zur Predigt, und ich benützte nur die Zeit vor dem Frühstück, oder den Abend, wenn wir nicht zu erschöpft nach Hause kamen, um etwas mit den Brüdern zu lesen außer der Morgen- und Abend-Gebetstunde. So kam es, daß wir bis zu diesem Tage die zehen Ortschaften bereist hatten, und unsern Stab deshalb weiter setzen konnten. Dies geschah, indem wir nach Haisoa gingen. Der Sohn unsers Hauswirths in Tscheatschiu war so freundlich uns dorthin zu begleiten, und bei einem Freunde einzuführen, der uns dann ebenso in sein Haus aufnahm und Wohnung gestattete, bis wir selbst weiter zo-

gen. Solche Empfehlungen sind von sehr großem Werth bei den chinesischen Verhältnissen. Denn man findet keine Herbergen, wo man sich etwa ein Stübchen miethen könnte; sondern hängt ganz von gastfreundlicher Aufnahme der Leute ab; dießmal hatte ich denn immer sehr erträgliche Verhältnisse, meistens ein ordentliches Stübchen und mein eigenes Bett, während ich früher auch schon in einem Holzstalle und einmal in einer Schnapsbrennerei mit getheiltem Bett campiren und mich meiner Schuhe zum Kopfkissen bedienen mußte. Hier in Haisoa fanden wir 18 Dörfer in mäßiger Entfernung von einander, so daß das Dorf Tangpie, welches wir bewohnten, fast den Mittelpunct bildete, wodurch uns die Rundreise sehr erleichtert wurde. Unser derzeitiger Hauswirth führt den Namen Lavya, ein Ehrentitel, den er sich mit 200 Thalern gekauft hat; und er ist berechtigt einen goldenen Knopf mit rother Quaste zu tragen. Das sind die Leute, welche Hr. Gützlaff in seinen Berichten mit »nominellen Mandarinen« bezeichnet; Konglao gehört auch dazu. Dieser Handel trägt dem Kaiser jährlich ungeheure Summen ein; denn es geht von 200 Thalern hinauf bis über 1000; und wenn die hochmüthigen Chinesen oft nur mit knapper Noth so viel Geld ersparen können, so geben sie es doch gerne weg für ein „Herr von . . .“ oder „Sr. Excellenz.“ Der arme Mann leidet aber an einer schweren Krankheit in Folge früherer Ausschweifungen und ich that, was ich konnte, um ihm mit Calomel und Höllenstein Erleichterung zu verschaffen. Noch mehr aber hoffe ich, daß ihm unser Aufenthalt in geistiger Beziehung etwas möge genützt haben; denn er hörte unser Bibellesen und Beten Morgens und Abends mit an, und ließ sich auch gerne von unsern Büchern geben, mit deren Lektüre er sich allerdings die Zeit besser vertreiben konnte, als mit der Opiumpfeife, durch deren berauschende Wirkung er die langen Tage seines Krankenlagers zu verkürzen suchte. Am 27sten sandte mir Hr. Capitän Schmidt ein Expreß-Boot mit der Bitte, wenn ich möglich könnte, zu kommen, zur Beerdigung eines

Matrosen, welcher schnell an einem Schlag gestorben war. Ich wollte ihm gerne willfahren, und las die englische Liturgie bei der Einsenkung des Verstorbenen. Ich bin Hrn. Schmidt vielfachen Dank schuldig, und kann nichts aufrichtiger wünschen, als ihm denselben in geistlicher Münze zu erstatten.

„28. Juni. In der Frühe kam ich von Namo zurück wieder in Tangpie an; und besuchte drei Dörfer in der Nähe. Des Abends hatten wir Besuch von einem Lehrer, der zuvor eine biblische Geschichte zu lesen bekommen hatte und nun kam, um seine Meinung darüber auszusprechen. Ganz ächt chinesisch sagte er, daß ihm die Geschichte von der Schöpfung, von Adam und Eva, Noah ꝛc. nicht sehr glaubwürdig erscheine, denn er habe nie so etwas in chinesischen Büchern gelesen, überhaupt ermangle die Lehre von Gott zu sehr der Begründung und Begreiflichkeit. Darauf war es nun nicht sehr schwer zu antworten; und ich ließ mich zuerst, in eine Vergleichung der biblischen Schöpfungsgeschichte mit den chinesischen Sagen über Entstehung der Welt mit ihm ein, so daß er sich selbst das Urtheil fällen mußte, daß gerade sein Ding das Grundlose und Unglaubliche sey, indem nirgends dem Menschen gesagt sey, wo er herkomme, noch viel weniger, wozu er bestimmt sey, und wo es endlich mit ihm hingehe. So kamen wir von der Schöpfung auf die Erlösung und das ewige Leben. Kinglun wußte mich dabei sehr gut zu unterstützen, und der Mann hielt es endlich fürs Beste, uns beizustimmen, und versprach wieder zu kommen und sich weiter belehren zu lassen; was er auch hielt und uns öfters besuchte.

„29. Juni. Heute nahmen wir einen Strich von vier Dörfern. In einem derselben trafen wir einen andern Lavya, an den wir von unserm Hauswirth gewiesen worden waren. Derselbe war in Trauer, indem seine Mutter gestorben war; und er durfte sich deßhalb 100 Tage lang weder Haupt noch Barthaare rasieren lassen, darf auch

nicht ausgehen, um Besuche zu machen, trägt zerrissene Kleider, Strohschuhe, und ißt rauhe Kost. Das ist die große Trauer. Dabei findet erst tägliches, dann siebentägiges, dann monatliches und endlich jährliches Weinen statt, wozu Weiber gemiethet werden; das Aufstellen von Speisen als Opfer, Verbrennen von Weihrauch, Goldpapier und Lichtern ist bekannt. Nach hunderttägiger großer Trauer folgt eine minder strenge, welche drei Jahre dauert, nach der Zeit, welche das Kind der ganz besondern mütterlichen Pflege und Sorgfalt genießt. Dieser Lavya hatte eine hübsche Bibliothek, und unter Anderm auch ein neues Testament, welches eben so sorgfältig wie die andern Bücher eingebunden und überschrieben war. Es war Gützlaff's Uebersetzung, und er sagte, daß er es von Schiffsleuten bekommen habe, die nach Canton Handel zu treiben pflegen, und denen es dort geschenkt worden sey. Er gestand aber, daß er es nicht verstehe, und wir gaben ihm deßhalb eine mündliche Einleitung, die er mit Dank annahm. Nachher als wir unter den Bäumen des Dorfes predigten, kam ein junger Arzt zu uns, den ich voriges Jahr in Namo kennen gelernt hatte, und bezeugte eine große Freude, mich wieder zu sehen; da es Mittag war, nöthigte er uns in sein Haus zu kommen und eine Erfrischung anzunehmen, welche in grünen Bohnen (Kernen) mit Zucker gekocht bestand.

„30. Juni. Wir nahmen uns vor, eine zweitägige Tour zu machen, d. h. an irgend einem der Orte zu übernachten, um nicht zu viele Zeit mit Laufen zu verlieren. So konnten wir in zwei Tagen gegen 10 Dörfer durchziehen, besonders da es meistens nur kleine Orte waren, wo wir oft die ganze Einwohnerschaft auf einmal versammelt vor uns hatten. Unser Nachtquartier war in einem Dorfe Namens Putschim, wohin wir wiederum von unserm Lavya in Tangpie Empfehlungen hatten. Hier ist ein Salzinspektor stationirt, der den Zehnten des Salzes, welches die Bewohner der Meeresküste dem Seewasser abgewinnen, zu sammeln und einzuliefern hat. Solche Mandarinenstellen

sind meist gekauft, und der Despot nimmt dann den Fünften statt des Zehnten, um sich wieder zu entschädigen. Da sah ich zwei arme Schelmen, die die Salzlieferung nicht erschwingen konnten, und denen der Mandarin deßhalb den Kopf in den hölzernen Block gesteckt hatte, welcher unter dem Namen Kange bekannt ist; meine Leute nennen es Kang ke i. e. tragen Block. Einige Substituten von dem Bureau und der Sohn des Mandarin kamen in unser Logis, um uns zu besuchen, und ich hatte abermal zu bedauern, daß ich noch nicht Gelegenheit hatte, den Mandarindialekt zu studieren; ich hoffe aber, daß dieses nun bald wird geschehen können, wenn ich meinen Hokklodialekt werde noch besser überwältigt haben. Am Sonntag den 1. Juli kehrten wir wieder in einer Reihe von Ortschaften predigend nach Tangpie zurück. Indessen war ein Bürgerkrieg in Jamtsao ausgebrochen mit den Bewohnern von Mungkao, zwischen welchen beiden Dörfern schon lange Fehde besteht. Meine Leute riethen deßhalb hinzugehen und zu sehen, ob es nöthig seyn werde etwas zu thun in Beziehung auf meine Sachen, die in Jamtsao waren. Wir gingen deßhalb hin, und fanden allerdings. daß sie sich gegenseitig zu todt geschlagen, ihre Reisfelder zerstört und die Wege blokirt hatten; aber der Streit hatte sich auf den Grenzen beider Orte gehalten, so daß für die Häuser nichts zu befürchten war. Nur ein Haus wurde beschädigt, nämlich ein Tempel der Matsoubä. Derselbe gehörte zu Jamtsao und ein Schwarzkünstler hatte den Mungkaoensern gerathen diesen Tempel niederzureißen, dann würden sie die Oberhand gewinnen. Sie thaten so, und zufällig waren sie auch Sieger; das hat nun meine armen Yamtsaoenser sehr niedergeschlagen, und das Ansehen ihrer Schutzgöttin geschwächt. Möge nun der HErr sein Ansehen und seine Majestät an ihnen verherrlichen durch Bekehrung ihrer Herz'en zu Ihm dem Lebendigen. Ich freute mich sehr, den Mock und Bai eine sehr freie Sprache führen zu hören zur Strafe und Ermahnung.

„3. Juli. Da unser Werk in Haisoa noch nicht beendigt war, so kehrten wir unverzüglich wieder dorthin zurück und blieben noch bis zum 8. Juli, indem wir so in allen Dörfern herumkamen, und mehrere zum zweiten Male besuchten. Nirgends begegneten wir einer feindlichen oder auch nur unfreundlichen Gesinnung. Mein Augenwasser und Heilpflaster, womit ich vielen Leuten wohl thun konnte, dienten auch dazu der Predigt ein geneigtes Gehör zu verschaffen, und überall wurde ich gebeten, bald wieder zu kommen. Fragt man aber nun: Was hat die Predigt für einen Eindruck gemacht, oder wie viele Leute sind bekehrt worden? So ist es schwer, darauf eine bestimmte Antwort zu geben. So viel ich wahrnehmen konnte, war der Eindruck ein günstiger, so daß ich wenigstens hoffen darf, der in Wort und Schrift ausgestreute Same werde unter dem Segen des HErrn der Erndte nicht ganz ohne Früchte bleiben. Das Evangelium ist ja eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben; und ich stimme in dieser Beziehung ganz mit Hrn. Gützlaff überein, nämlich daß man bei der Evangelisirung China's dieser Kraft des Evangeliums, wie sie sich unmittelbar an den Herzen beweisen kann, alles zutrauen muß. Nicht als ob damit ein gründliches, planmäßiges Verfahren negirt würde; aber es kann nie der Grundsatz eines Missionars, der den speciellen Beruf eines Reisepredigers hat, seyn, sich so lange an einem Orte niederzulassen, bis etwa alle Leute würden Christen geworden seyn. Das Wort muß verkündiget werden, und sein Schall ausgehen in alle Lande, doch so, daß man immer wieder nach der Wirkung sieht, um nicht die Pflege zu versäumen, wo solche erforderlich geworden ist. Es ist mir deßhalb jetzt noch nicht so, als ob ich keinen Raum mehr hätte in dieser Gegend; sondern alles erscheint mir vielmehr nur als ein Anfang, und diese 50 Ortschaften, in welchen ich nun bekannt bin, werden, wenn der HErr es so will, noch für längere Zeit mein Wirkungskreis seyn, indem ich zugleich stets bereit bin, wo nur immer der HErr eine Thüre aufthut, auch weiter vorzudringen. Gerade jetzt

— um dieses noch hier einzuschalten — ist mir scheinbar wieder eine Thüre geschlossen worden, indem ich von der Stadt Tiotschio die Nachricht erhielt, daß der Statthalter mich nächstens wieder werde vertreiben lassen; ich habe seither keine weitere Nachricht empfangen, ob das Edikt wirklich herausgekommen ist; aber um der Vorsicht willen, will ich doch jetzt lieber nicht nach Tienkang gehen, wie ich in meinem letzten Schreiben erwähnt, um nicht die Aufmerksamkeit mehr auf mich zu ziehen. Ich erwarte die Brüder aus Tienkang zu einem Besuch in Jamtsao. Nun wieder zum Tagebuch.

„8. Juli. Wir brachen wieder von Haisoa auf in der Absicht, auf die Insel Namo zu gehen, wo ich voriges Jahr mich längere Zeit aufgehalten hatte, und hoffen konnte, einigen Erfolg dort wahrnehmen zu dürfen. Wir mußten zuerst wieder nach Tscheatschiu zurückkehren, wo wir uns auch abermals einige Tage aufhielten, und von wo wir erst am 11. Juli mit einem Boot nach Aute fuhren. Dies ist der Ort, den ich zuerst betrat, als ich im vorigen Jahre von Hongkong herauf in diese Gegend kam, und wo ich mich mehrere Monate aufgehalten hatte. Die Leute hatten mich wenigstens in gutem Andenken behalten, und bewillkommten mich aufs Freundlichste. Nachdem ich den folgenden Tag noch dort zugebracht hatte, ließ ich den Si und Toa allein zurück, und machte am 13. Juli mit Kinglun eine Tour nach Hunkaist und der Stadt Namo. Wir hatten drei Stunden lang zu Fuß zu gehen, erst über Berge und dann dem Meeresufer entlang, wo wir im Sand waten mußten. Das war sehr beschwerlich, aber es nahm doch ein Ende. In Hunkaist angekommen, gingen wir zuerst in das Haus des Tangsiutsai, der im Jahr 1847 in Hongkong von Hrn. Gützlaff getauft worden war. Er grüßte uns sehr freundlich, und was war das Wichtigste, das er uns zu sagen hatte? Nichts geringeres, als daß sein Sohn ein Christ werden wolle. Das war der erfreulichste Empfang, den er mir je hätte geben können. Dieser sein Sohn ist ein Jüngling von 22 Jahren und leidet am Aussatz; sein Vater

war deßhalb im Jahr 1847 mit ihm nach Hongkong gegangen, um dort die englischen Aerzte im Hospital um Rath und Hülfe zu bitten. Der Kranke wurde aber nicht ganz geheilt, doch wurde es leidentlicher mit ihm, so daß er nach mehrmonatlichem Aufenthalt im Hospital ziemlich befriedigt wieder nach Hause zurückkehrte. Noch einen viel köstlichern Schatz hatte er aber von Hongkong mitgenommen, nämlich einen Eindruck von der christlichen Religion, die sein Vater unter der Zeit schon angenommen hatte. Eine gute Partie Neuer Testamente und anderer Tractate hatte Hr. Gützlaff dem Vater mit auf den Weg gegeben zur Vertheilung, und so hatte auch der Sohn Gelegenheit, weiter geleitet zu werden. Als ich nun im vorigen Jahr einen Besuch dort machte, durfte ich mit Freuden wahrnehmen, daß der Jüngling es wirklich ernstlich meinte, und von Herzen den HErrn suchte. Ich fühlte mich sehr von ihm angezogen, und hoffte, daß sich der HErr seiner erbarmen und ihn zur Erkenntniß des Heils werde kommen lassen. Nun hat er so eine lange Probe bestehen müssen, indem ich fast ein ganzes Jahr nicht mehr nach Hunkaisi gekommen bin. Als er mich deßhalb sah, rief er aus: „ach ich habe so sehnlich gewartet, daß Sie einmal wieder zu mir kommen sollten, nun bin ich doch herzlich froh, daß Sie gekommen sind. Er erzählte mir nun, wie es ihm ergangen in dem letzten Jahr; und daß er eben täglich den HErrn Jesum gebeten habe ihm seine Sünden zu vergeben und seine Seele zu erretten. Er sey nun ganz überzeugt, daß die Götzen etwas Gräuelhaftes seyen, und er wolle nichts mehr mit ihnen zu schaffen haben, sondern wünsche von ganzem Herzen ein Jünger Jesu zu werden. Sein Vater erzählte mir auch, daß er einmal drei Tage lang keine Speise zu sich genommen habe, sondern nur mit Gebet und Fasten die Zeit zugebracht; seine Mutter sey sehr betrübt darüber gewesen, aus Furcht, daß er Hunger sterben möchte; aber durch Gottes wunderbare Kraft sey er wohl geblieben. Einen andern Kampf erzählte er mir selbst. Es war nämlich an einem Götzenfest, daß seine Mutter ihm

von den Opferkuchen brachte, und ihn bat, sich dieselben schmecken zu lassen; er habe aber die Mutter ersucht, ihm das nicht zuzumuthen, indem es nicht mit seinem Entschluß, ein Christ zu werden, übereinstimmen würde; als ihn aber die Mutter so inständig gebeten habe, ihr den Gefallen zu thun und von den Kuchen zu genießen, die sie ja selbst gebacken habe, so habe er endlich nachgegeben, und einen Bissen davon genommen. Aber der HErr Jesus sey ihm zu Hülfe gekommen, daß er die Speise nicht habe schlucken können, sondern es habe ihn im Hals gewürgt, so daß seine Mutter selbst eine Angst angekommen sey, und sie mit ihm den wahren Gott angebetet und um Vergebung gebeten habe. Unter diesen Umständen wollte ich ihm nicht länger das heilige Sakrament der Taufe vorenthalten. Ich katechisirte ihn deßhalb erst über die Hauptpuncte der christlichen Lehre, und fand ihn sowohl im Besitz einer hinreichenden Erkenntniß, als auch hauptsächlich in der Ueberzeugung, daß er ein armer verlorner Sünder sey, der gerne durch das Blut Jesu Christi des Sohnes Gottes gerecht und selig werden möchte. So übergab ich ihn denn feierlich dem Dreieinigen Bundesgott, dessen Eigenthum er ist, und bleiben wird; denn kein Feind wird im Stande seyn, ihn wieder aus seiner Hand zu reißen. Er, der ewig Treue, der selbst das gute Werk in ihm angefangen hat, wolle ihn nun auch vollenden bis an den Tag seiner Zukunft. Seine Großmutter, die, wie er sagte, öfters mit ihm zu Gott bete, war auch zugegen bei der heiligen Handlung. Ich blieb bei ihnen über Nacht, und ging mit Kinglun den andern Morgen weiter nach der Stadt Namo. Hier hielten wir uns aber nicht sehr lange auf, sondern benützten das Passage-Boot, welches nach Aute fuhr, und kehrten wieder dorthin zurück. Den folgenden Tag, der ein Sonntag war, wünschte ich noch mit Predigen zuzubringen, und ging deßhalb mit allen Brüdern in drei benachbarte Ortschaften, wo mich die Leute zum Theil auch noch vom vorigen Jahr her erkannten. Si und Tao hatten in meiner Abwesenheit sechs andere Dörfer besucht, und in Aute selbst gepredigt.

So machten wir uns nun am 16. Juli wieder auf den Weg, um nach Jamtsao zurückzukehren, wo wir unter Gottes gnädigem Schutze auch wieder wohlbehalten und fröhlich ankamen. Wir haben viel Ursache dem HErrn zu danken für alle Gnade und Barmherzigkeit, die Er uns und durch uns auch eine und die andere Seele aus den Heiden hat erfahren lassen. Ihm gebühret Lob, Preis und Dank und das wollen wir Ihm auch aus dem Grunde unserer Herzen opfern. Sein Name sey hochgelobet in Ewigkeit! Im Verlauf der folgenden Woche bekam ich mehrere Besuche. Zuerst zeigte sich der Schullehrer von Mungkao, Namens Lao, dessen ich früher Erwähnung gethan habe. Ich fragte ihn, wie es mit seinem Entschluß, ein Christ zu werden, stehe? Er sagte, daß er noch fest stehe, und daß er nur bedaure, durch sein Amt verhindert zu seyn, sich der Sache mehr widmen zu können; er lese aber in seiner Zwischenzeit in dem Testament und den Tractaten, und muntere auch seine Bekannten auf, sich dieser Lehre hinzugeben. Er sey längst von der Nichtigkeit der Götzen überzeugt, und sein Herz habe Freude an der Lehre des Evangeliums. Ich konnte weiter nichts thun, als ihn ernstlich und herzlich ermahnen, dem ihm zu Theil gewordenen Lichte zu folgen. Nach seinen sonstigen Aeußerungen kam es mir wohl auch vor, als ob er hoffte, später in meinen Dienst treten zu können; und ich muß deßhalb ganz ruhig abwarten, was die Gnade aus ihm wird machen können. Nach ihm kam auch der Schullehrer von Packsoa, welcher den Aufsatz schrieb, der in meinem letzten Bericht übersetzt war. Auch bei ihm ist es noch nicht zu einer völligen Entscheidung gekommen, und es schien mir, als ob er sich selbst nicht so eigentlich Rechenschaft darüber geben könnte, warum er ein Christ zu werden wünsche. Viele Chinesen haben die Thorheit des Götzendienstes längst eingesehen und dienen auch keinem Götzen, wenigstens nicht den hölzernen; aber sie machen sich selbst zum Götzen, und wollen Gott mit ihrer eigenen Tugend gefallen, was doch ein ebenso großer Gräuel ist in den Augen Gottes, weil es den Glauben an den Sohn

Gottes ausschließt. Für diese beiden Lehrer habe ich jedoch gute Hoffnung, und ihre Sache bleibt mir indessen eine Aufgabe des Gebets, damit die unsichtbare Kraft Gottes das thue, was ich selbst zu thun doch nie im Stande bin. Endlich wurde ich noch erfreut durch den Besuch von drei Leuten aus Tienkang in der Begleitung meines Gni. Es war nur einer von den vieren, von denen ich das letzte Mal geschrieben, und also zwei neue, die ich zuvor nicht gekannt hatte. So würde es nach und nach in Tienkang schon ein Häuflein geben, wenn sie nur treu bleiben, und ihrer Seelen Seligkeit für das höchste Gut achten wollen. Taufe konnte noch keine vorgenommen werden in Tienkang. Gni wird aber ferner den Unterricht dort besorgen, und wir erflehen den Segen des HErrn zu seiner Fruchtbringung. Ich bekomme hie und da Briefe von verschiedenen Orten. So neulich von Ambau und Tiotschio Stadt. Die Leute kenne ich selbst noch nicht; habe aber den Mock beauftragt dorthin zu gehen mit Büchern, und mündlicher Belehrung nach dem Maaß seiner Gabe. Der alte Kinglun ist nach Kitjio gegangen, der Si soll auf der Insel Namo sich einen Monat beschäftigen. Bai bleibt in Jamtsao, während ich selbst nach Hongkong gehe, um die Zeit der größten Hitze mit diesem Besuch auszufüllen, wo ich in einer jährlichen Conferenz mit den Brüdern so vieles zu fragen und zu berathen nöthig habe. Der Toa von Jamtsao erhält indessen auch noch weitern Unterricht, und ich hoffe später mehr von ihm schreiben zu können."

Im August und September hielt sich Br. Lechler in Hongkong auf, um theils seine Sprachstudien fortzusetzen, theils sich im Umgang mit den Brüdern zu stärken. In diese Zeit fällt eine Unterredung desselben mit Hrn. Dr. Gützlaff, über welche er schreibt:

„Hr. Gützlaff hat, wie Sie wissen, China auf einige Zeit verlassen, um Europa zu besuchen, und Br. Hamberg hat die Leitung des chinesischen Vereins in seiner Abwesenheit übernommen. Zu diesem Zwecke hat Hr. Gützlaff etlich und zwanzig Puncte in Englisch aufgesetzt, welche eine Ab-

handlung über den Bestand, die Verwaltung, die Prinzipien und Absichten des chinesischen Vereins enthalten. Diese Schrift, welche als „Abschiedsworte an Hrn. Th. Hamberg" diesem übergeben wurden, habe ich auf Hrn. Gützlaff's Bitte deutsch kopirt, weil letzterer sie nach Deutschland mitzu nehmen wünschte, wie er sagte: „als einen Beweis gegen alle Anklagen und Anzweiflungen, denen er etwa begegnen würde. Hier, sagte er, will ich antworten; hier ist schwarz auf weiß, so steht's und so wird's gehalten" ꝛc. Ich fühlte mich übrigens gedrungen, ihm mit der Uebersetzung eine Protestation gegen mehrere dieser Puncte zu übergeben. Ich gestand ihm offen, daß gemäß meinen eigenen Erfahrungen die und die Puncte nicht die Probe der Untersuchung halten, und daß ich nicht umhin könnte, falls ich von Deutschland aus um die Sache befragt würde, mit folgenden Thatsachen eine Darstellung über den Stand der zum chinesischen Verein gehörigen getauften Chinesen zu geben, wie er wirklich sey, und nicht wie er nach den Berichten von Hongkong aus erscheine. Dies sey ich so frei ihm zum Voraus zu sagen, um ehrlich zu handeln. Hr. Gützlaff stellte sich sehr befremdet darüber, und suchte meine Einwürfe alle mit dem Fluß seiner Beredtsamkeit wegzuschwemmen. Da er mir aber versprach, meine Papiere auch mitzunehmen und zu sagen, daß ich solcher Ansicht sey und dergleichen Erfahrungen gemacht habe, so will ich nicht weiter hier davon handeln. So viel wünschte ich aber im Voraus zu bemerken, damit, wenn Hr. Gützlaff mit den Puncten nach Basel käme, und Sie meine Handschrift erkennen würden, Sie sich nicht verwundern sollen, daß ich so etwas geschrieben habe, was doch nicht ganz übereinstimmt mit dem, was ich sonst über den chinesischen Verein an die Committee berichtet habe. Sonst kann ich in Beziehung auf Hrn. Gützlaff nur sagen, daß ich ihn wie immer sehr achte und liebe, und daß ich in Beziehung auf Ernst, Fleiß und Aufopferung mir kein besseres Muster vor Augen stellen kann, als Hrn. Gützlaff."

Ueber seine Ankunft in Jamtsao, welche am 5. October stattfand, berichtet er:

„In Jamtsao wurde ich mit ungeheurer Freude bewillkommt. Die Leute brachten mir sogar Geschenke an Hühnern, Eiern, Früchten, Blumen &c.: und ich hatte auch etwas von Hongkong mitgebracht, womit ich den Kindern Freude machte. Ein solches freundliches Verhältniß ist doch viel wohlthuender, als wenn man mit Schimpf- und Spottnamen empfangen wird, und obgleich sie mich noch nicht eigentlich um des Evangeliums willen lieben, so hoffe ich doch, daß der HErr ihnen nach und nach die Augen öffnen wird, daß sie erkennen die Gabe, die ihnen der geben will, welcher Wasser des ewigen Lebens hat. Von meinen Leuten waren Kinglun, Bai und Si da. Mock und Gni kamen, sobald sie meine Ankunft erfahren hatten."

Im October predigte er in der Umgegend von Jamtsao an verschiedenen Orten. Um dieselbe Zeit taufte er Toa von Jamtsao. Er schreibt über dieses in seinem Missionsleben Epoche machende Ereigniß:

„Der Toa von hier, der seit März sich zu uns gehalten hatte, und oft frei und öffentlich den wahren Gott bekannt, und seinen Glauben an den HErrn Jesum ausgesprochen hat, hielt darum an, ob ich ihm nun nicht die heilige Taufe ertheilen wolle. Was ich an ihm seither vermißte, wie aber auch an meinen Gehülfen, das sind Spuren eines innern Lebens. Seine Erkenntniß wäre schon hinreichend. Er bekannte sich als Sünder, befleckt durch die Erbsünde und die wirklichen Sünden, die ihm die ewige Verdammniß zuziehen, und glaubt dem Worte, daß nur das Blut Jesu Christi ihn rein machen kann von Sünden. Im Gehorsam gegen Gottes Wort wünschte er deßhalb die heilige Taufe zu empfangen, als das Gnadenmittel, wodurch der dreieinige Gott ihm den ganzen Segen der Versöhnung übertragen und ihm das Pfand der Erlösung, nämlich den erneuernden Geist mittheilen will. Aber kann man nicht das alles verstehen, ohne davon und darin zu leben? Lebt ein Mensch in der Erfahrung dieser Wahrheiten, so

muß nach meiner Ansicht eine kräftigere Offenbarwerdung eines solchen Glaubenslebens stattfinden, als ich es fast bei allen chinesischen Christen bisher habe wahrnehmen dürfen. Hr. Gützlaff meinte, daß ich meine Erwartungen eben zu hoch spanne, und einen Maßstab an die Heidenchristen lege, der allerdings für Gläubige aus der Christenheit der rechte sey. Ich selbst hatte viele und schwere Kämpfe darüber in meinem Innern, und ich flehte zum HErrn, daß Er mir Aufschluß geben und auf den rechten Weg leiten möchte. Endlich war es mir als ob ich den Bitten der Leute nicht länger ausweichen solle, sondern sie in Gottes Namen durch die heilige Taufe dem dreieinigen Gott übergeben, der ja auch ihr Gott, ihr Schöpfer und Erlöser ist. Diesem innern Trieb folgte ich, und taufte zuerst den Toa mit dem Gneng aus Tienkang hier in Jamtsao am Sonntag den 21. October. Es war ein feierlicher und gesegneter Tag; gegenwärtig waren, außer fünf von meinen Leuten, durch Hrn. Gützlaff getauft, noch zwei Christen, die in Siam von dem Americaner Goddard getauft worden waren, dann der Tsoa-sen-sang und Laosensang nebst einem Gutsbesitzer Ju aus Mungkao, der auch ein Hausfreund ist und öfters zum Gottesdienst kommt; ferners der alte Tangkepe von hier und mein Hausherr Kuni mit seinem Bruder Hoi, für welche alle ich mehr oder weniger Hoffnung haben darf, daß sie die Götzen verlassen und sich zum wahren lebendigen Gott kehren werden. Ich hatte für die Veranlassung eine Predigt geschrieben, ließ sie aber durch den Bai vortragen, um des bessern Verstandenwerdens willen. Die heilige Handlung verrichtete ich selbst. Die Täuflinge bekannten öffentlich ihren Glauben gemäß dem apostolischen Glaubensbekenntniß; dann versprachen sie mit Gottes Gnade nach dem Willen und den Geboten Gottes zu wandeln, und sagten die 10 Gebote her; dann bekannten sie die Schwachheit ihrer menschlichen Natur, und ihre Unfähigkeit in eigener Kraft Gott zu dienen; ferner die Nothwendigkeit einer demüthigen Abhängigkeit von Gott, und eines beständigen Gebetsumgangs mit Ihm; und hier sagten sie das Vater-

unser her. Darnach widersagten sie dem Teufel und all seinen Werken und Wesen, allem Götzen- und Ahnendienst und andern heidnischen Mißbräuchen: und sprachen das Verlangen ihres Herzens aus, auf diesen Glauben getauft zu werden. Dieß geschah dann auch. Nun ihre Namen, mögen sie eingeschrieben seyn im Buch des Lebens, und mögen sie einst erfunden werden unter den Ueberwindern, die da anbeten vor dem Throne des Lammes. Nachmittags hielt ich das heilige Abendmahl mit allen, die getauft waren; und wie dieses theure Sakrament mir selbst unendlichen Trost gewährte wider alle Anklagen und Verdammung des Gewissens, so hoffe ich, daß auch die, mit denen ich es genießen durfte, einen Eindruck hatten von der Schwere der Sünde, die den Sohn Gottes ans Kreuz gebracht, und von der Größe der Gnade, die um dieses Blutes willen alle Sünden vergibt."

Am 31. October begab sich Br. Lechler nach Tienkang. Er berichtet über seine dortige Arbeit Folgendes:

„In Tienkang war es große Freude als ich ankam, und mit welchen Gefühlen ich dieses Dorf betrat, werden sie sich leicht vorstellen können. Beinahe ist es ein Jahr her, daß ich krank und elend vor den Mandarinen flüchtig werden mußte; das war eine Thränensaat; und nun sollte ich die Freudenerndte einsammeln und sollte sehen, daß das Evangelium nicht gebunden ist, noch gebunden werden kann, wo der HErr es seinen Lauf will nehmen lassen. Es war ein Donnerstag, als wir ankamen, und ich wünschte, die Zeit bis zum Sonntag zur Vorbereitung zur Feier der heiligen Taufe anzuwenden. Viel Zeit ging hin mit Empfang und Heimgeben von Besuchen, doch war genug übrig, um die nöthigen Besprechungen mit den Katechumenen zu halten. Ich brauche keine weitere Auseinandersetzung der Prüfung zu machen, wie ich sie über die Hauptpunkte der christlichen Religion mit ihnen hielt; genüge es zu sagen, daß ich wohl damit zufrieden war; und ich hoffe, daß die Wahrheit, wie sie ihnen zur klaren Erkenntniß geworden ist, ihnen auch zum Leben gereichen wird, wenn durch Gottes Gnade

ihre Herzen darinnen befestigt werden. Die Leute, welche ich nun in Tienkang taufte, sind folgende: 1) Supek, ein Fischer, 50 Jahre alt. 2) Suikiet, ein Bauer, 24 Jahre. Diese beiden samt dem Gneng genießen schon über ein Jahr Unterricht; und ich habe in einem frühern Bericht aus Tangs Tagebuch Mittheilungen über sie gemacht. 3) Sam mui, 55 Jahr, ein Schulmeister und 4) Hemou 26 Jahr, ein Studiosus, beide seit dem Anfang dieses Jahrs in Unterricht. 5) Julong, ein Bauer, 27 Jahre, aus Tipi in der Gegend von Tienkang. Auch hier ließ ich das heilige Abendmahl auf die Taufe folgen, und hatte auch dießmal wieder einen von einem americanischen Missionar Namens Dean in Hongkong Getauften dabei. Am Montag hielt ich mich noch in Tienkang auf, und Abends gedachten wir des ersten Montags im November und ließen unser Flehen um das Kommen des Reiches Gottes sich vereinigen mit dem vieler Tausende, die heute auch also rufen."

Auf dem Rückweg mußte er sich eine Strecke weit im Palankin tragen lassen, um von den Mandarinen nicht erkannt zu werden. Indessen kam er wohlbehalten in Jamtsao an. Dagegen bekam die Verbindung mit dem Fremden seinen Brüdern in Tienkang sehr übel. Suikiet, dessen Haus als Versammlungsort gedient hatte, mußte sein Haus verpfänden, um die Unkosten der Untersuchung bestreiten zu helfen; auch hatte er eine körperliche Züchtigung beim Verhör zu erdulden. Ungeachtet der Verfolgungen bekannten jedoch die Neugetauften ihren Glauben frei und offen. Um so schmerzlicher sind die Erfahrungen, welche Br. Lechler an den von Hrn. Dr. Gützlaff ihm zugewiesenen Predigtgehülfen machte. Mehrere blieben von selbst weg, Andere mußte er entlassen. Indessen fuhr er unermüdlich fort, mit der Predigt des Heils das Land zu durchziehen; in den Zwischenzeiten studierte er mit aller Anstrengung die Sprache des Landes und unterrichtete seine Umgebung in der christlichen Religion. Leider hat aber auch er, wie Br. Hamberg, wiederholt erfahren müssen, daß China noch kei-

neswegs für die Boten des Heils offen steht. In seinem neusten Brief vom 19. Juni schreibt er:

„Der alte Konglao schlug mir vor, den Weg einmal landeinwärts zu nehmen, um die Stadt Sosea zu besuchen, wo der Mandarin ein Bekannter von ihm sey. Ich war mit Freuden bereit dazu, und wir machten uns auf, um die Berge zu übersteigen, welche sich von der See an unmittelbar erheben. Unterwegs begegneten wir einer Pagode, wie man sie gewöhnlich auf chinesischen Gemälden gezeichnet sieht. Die Thüre war aber zugemauert, weil Diebe und Räuber den Thurm mißbraucht hatten, um auf die Reisenden zu lauern und sie unversehens zu überfallen und auszuplündern. In der Stadt angekommen, sorgte Konglao erst für ein Logis, und als wir ein wenig in Ordnung waren, lud er den Mandarin ein, eine Tasse Thee mit uns zu nehmen. Der Mann kam auch, doch nur in Civil-Kleidung. Er wollte uns übrigens seine Gunst nicht zuwenden, sondern gab dem Konglao zu verstehen, daß wir uns, sobald als möglich, aus dem Staube machen sollten. Dies kam mir nicht gerade unerwartet, denn Hr. Gützlaff hatte mir selbst den Rath gegeben, mich fern von Städten und Mandarinen zu halten, und ich gehe deßhalb nur, wo ich von Chinesen selbst eine Einladung erhalte."

Dem ungeachtet sucht er noch immer, so viel möglich, den ursprünglichen Plan, der für unsere chinesische Mission entworfen war, zu verfolgen. Er spricht sich in seinem letzten Brief folgendermaaßen darüber aus:

„Die verehrte Committee wird aus unsern Berichten gesehen haben, daß wir in Beziehung auf die Art und Weise unserer Wirksamkeit in China in verschiedener Richtung auseinander gegangen sind, indem jeder nach seiner Ueberzeugung, die er im Glauben als vom HErrn ihm gegeben ansah, zu handeln strebt. Wir sind durch Ort und Dialekt getrennt; und keiner mischt sich eigentlich in die Arbeit des Andern. Meine Maxime ist, den Willen der verehrten Committee, wie er in unserer Instruction uns ge-

geben ist, so pünctlich als möglich zu vollziehen, und demgemäß zu handeln; und darunter hoffe ich zum HErrn, daß Er meine Arbeit segnen werde. Der l. Br. Hamberg dagegen scheint mir zu wünschen, daß die Committee eher auf seine Ansichten eingehe, und ihm das Zutrauen schenke, daß er nicht seinen Eigenwillen ausgeführt haben wolle, sondern daß dieses der Weg sey, den er betreten müsse, um Hoffnung auf ein gesegnetes Wirken haben zu dürfen. Ich fühle mich nicht berufen, meine Ansicht weiter auszusprechen; möge nur Alles nach dem Willen des HErrn gehen, so wird es ja recht werden. Ich bin überzeugt, daß der l. Br. Hamberg den Willen des HErrn zu erkennen und darnach zu handeln sucht."

Aus diesen Mittheilungen ersehen unsere Freunde, wie groß die Schwierigkeiten sind, mit welchen die chinesische Mission zu kämpfen hat. Es bewährt sich auch hier die alte Erfahrung, daß in der Zeit der Prüfung nicht allein die wahre Natur der Verhältnisse, sondern auch die menschliche Schwachheit erst recht offenbar wird. Mögen sich deßwegen die christlichen Freunde der Heimath, wie unsere Missionare, die Hitze der Anfechtung, welche unsere chinesische Mission erfahren muß, nicht befremden lassen, sondern nur um so treuer und brünstiger den HErrn um Hülfe anrufen, der, wenn die Liebe der Christenheit zu China gehörig geläutert seyn wird, gewißlich den Tag des Heils auch für dieses Land anbrechen lassen wird.

D. Ostbengalische Mission.

Der letzte Jahresbericht meldet die Ankunft der zweiten Brüder-Sendung in Ostbengalen, die der Mission dadurch gewordene Kräftigung, die Errichtung einer Local-Committee in Dacca, und führt vier Stationen auf, die in kräftigem Aufschwung neues Leben über die großen Niederungen Ostbengalens hin auszuströmen versprachen. Heute liegen diese Errungenschaften und Hoffnungen wie die Trüm-

mer einer großen Brandstätte zu unsern Füßen, und nur ein Kirchlein steht noch auf dieser Stätte der Zerstörung, die Gemeinde zu Dajapur, von welcher wir hoffen, daß sie könne erhalten und wieder hergestellt werden, um der Mittelpunkt einer neuen Basler-Station zu werden.

Schon ein Brief, der vom Juni 1849 datirt ist, enthält Andeutungen, welche uns Befürchtungen für die neue Unternehmung unsers l. Br. Dr. Häberlin einflößten. Es schien das Verhältniß, in welchem unsere Brüder zu Dr. Häberlin und der englischen Local-Committee standen, nicht ganz klar und befriedigend sich gestalten zu wollen; auch ließ sich bereits etwas von Geldmangel verspüren. In Beziehung auf Dajapur wurde bemerkt, daß der Bramaputra dem Strohhaus der Missionare und dem Dörflein den Untergang drohe, und eine Versetzung beider bald nothwendig werden dürfte. Indessen feierten unsere Brüder auf dem Götzenfeste des Jaggernaths am 22. Januar den glänzendsten Sieg, den je ein Missionar in Indien erkämpfte. Bion wagt einen Sprung auf den Götzenwagen und predigt von dieser wunderlichen Kanzel das Wort vom Kreuz. Allein schon die October-Berichte ließen nichts Gutes ahnen. Frau Dr. Häberlin war erkrankt und mußte sich zur Heimkehr entschließen. Er selbst war gleichfalls sehr leidend und schickte sich zur Abreise an. Der Tod und die Abreise mehrerer englischer Freunde, welche Gönner der Mission gewesen waren, vielleicht auch die Ausdehnung, welche Dr. Häb. seinem Unternehmen gegeben hatte, das Fehlschlagen seiner Hoffnung, durch Landcultur der Mission bedeutende Einkünfte zu sichern, Unglücksfälle, die sein eigenes Vermögen betrafen, führten eine Geldklemme herbei, welche die Missionare nöthigte, an eine anderweitige Versorgung zu denken, weil die nach Dr. Häberlins Abgang übriggebliebenen Mitglieder der Local-Committee weder die nöthigen Geldmittel darzureichen Willens waren, noch ohne denselben zur Leitung einer Mission sich berufen glaubten. Unter solchen Verhältnissen wollten die Brüder im November mit Dr. Häberlin zu einer Besprechung zusammentreten. Allein da die Ge-

sundheitsumstände desselben rasch sich verschlimmerten, war dies nicht mehr möglich. Derselbe verließ am 9. November Dacca, gelähmt am ganzen Körper und entschlief in dem HErrn auf der Reise nach Calcutta. Mit seinem Ende erreichte die in ihrem raschen Aufblühen so vielversprechende Mission in Ostbengalen ihr Ziel. Die Missionskasse war leer; die englischen Freunde zogen sich zurück; den Brüdern wurde bedeutet, daß sie keine Unterstützung zur Fortsetzung ihrer Mission zu erwarten haben, wenn sie nicht unter eine Committee der Heimath sich stellen; ja man rieth ihnen schlechthin, ihren Posten zu verlassen, und bot ihnen das Reisegeld an. Dies bestimmte die Brüder Merk, Bost und Meyer auf die englischen Stationen Burdwan und Krischnagur sich zurückzuziehen und die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft um Aufnahme in ihre Dienste zu bitten. Die Brüder Weitbrecht, Schurr und Bomwetsch nahmen sie mit Freuden auf, wie sie sie schon vorher theils aus eigenen Mitteln, theils mit den ihnen von ihren Freunden zu diesem Zweck gesteuerten Beiträgen aufs Dankenswertheste unterstützt hatten. Die Brüder Bion und Supper allein hielten bei ihrem Gemeinlein in Dajapur aus. Bruder Lehmann bat unsere Gesellschaft um Aufnahme in ihre Dienste und um Versetzung nach der Westküste. Auf diese Nachrichten hin sandten wir sogleich eine Summe Geldes den Brüdern Bion, Supper und Lehmann zu ihrer Unterstützung, baten sie auf ihren Posten zu bleiben, und erließen eine freundliche Aufforderung an die ehemalige Local-Committee in Dacca, sich der Gemeinde in Dajapur auch fernerhin anzunehmen und den Brüdern mit Rath und That an die Hand zu gehen, indem wir uns erboten, die Hälfte an den Kosten der Uebersiedlung der Gemeinde Dajapur an einen andern, festern Grund darbietenden Ort zu tragen und zur Erhaltung der Station beizusteuern, so viel immer in unsern Kräften stehe. In der Zwischenzeit, bis dieser unser Brief in Bengalen anlangte, durchlebten unsere drei zurückgebliebenen Brüder eine höchst prüfungsvolle Zeit. Zwar ließ es ihnen der HErr nie an dem Nöthigen fehlen. Un-

sere deutschen Brüder im Dienste der englischen Kirche wetteiferten in liebevoller und thatkräftiger Theilnahme; die Bibelgesellschaft in Calcutta nahm sie für einige Monate in ihre Dienste; Miss. Lacroix eilte zu ihnen, um selbst zu sehen und sie mit seinem Rath zu unterstützen. Dagegen wollte es fast Niemand für möglich halten, daß sie ihre Arbeit fortsetzen könnten. Die Meisten riethen ihnen, die Gemeinde in Dajapur den Baptisten in Dacca zu übergeben und selbst auch in die Dienste einer englischen Gesellschaft zu treten. Allein die Liebe zu ihrer Gemeinde behielt immer die Oberhand; sie hofften bis zuletzt auf Basels Hülfe, und ihr Glaube, obwohl umhergeworfen und angefochten von allen Seiten, errang den Sieg. Als der Brief der Basler = Committee am 10. März anlangte, frohlockten sie in stiller Anbetung der Wege Gottes. Bruder Lehmann war indeß auf den Rath Miss. Lacroix's bereits nach Calcutta abgereist und von dort schon nach Mangalur unter Segel gegangen, als der Brief der Brüder dahin gelangte, der ihm den Willen unserer Committee verkündigte, daß auch Er in Dajapur bleiben solle. Uebrigens waren mit diesen vorläufigen Schritten unserer Committee die Schwierigkeiten noch nicht hinweggeräumt, welche die Brüder umgaben. Die englischen Freunde fanden sich durch das Schreiben unserer Committee zwar angeregt, neuerdings ihre Theilnahme dieser Mission zuzuwenden; allein die Frage: wohin soll die Gemeinde Dajapur verpflanzt werden? trat nun erst in ihrer ganzen Bedeutung hervor; zugleich wurde es bei der Erörterung derselben vollends ganz entschieden offenbar, daß die Local = Committee schon vorher eigentlich nur ein Schatten von einer Committee gewesen war. Jeder entwarf seinen eigenen Plan und hatte seine Meinung und seine Wünsche; eine einheitliche Leitung aber war weder da, noch wollte sie zu Stande kommen. Unter diesen Umständen nahmen die Brüder ihre Zuflucht abermals nach Basel. Sie stellten vor, wie es durchaus nöthig sey, daß Basel die Leitung ihrer Angelegenheiten in die Hand nehme und dann erst sichere Schritte werden gethan werden, wie

sie dann auch die Versicherung gaben, daß, sobald nur einmal etwas Festes und Bestimmtes aus dem Chaos der Zerrissenheit hervortrete, die Beisteuern der Missionsfreunde in Ostindien gewiß nicht ausbleiben werden. Nun konnte sich Basel freilich nicht länger entziehen. Es mußte ins Mittel treten; allein die Verpflanzung einer ganzen Gemeinde von mehr als 50 Seelen, samt der Errichtung der nöthigen Gebäulichkeiten für die Mission, ist denn doch eine so hohe Anforderung an unsere Casse, daß wir im gegenwärtigen Augenblicke, wo einerseits alle Missionsgebiete vermehrte Anforderungen an uns stellen, andererseits die Zuflüsse der Heimath kaum hinreichen, das Bestehende zu erhalten, darauf denken mußten, die Kosten der Uebernahme dieser neuen Station so viel möglich zu beschränken. Deßwegen haben wir uns zwar erboten, die wohl auf ungefähr 4—6000 Fr. sich berechnenden Auslagen für die erste Einrichtung der Station und die fortlaufende Ausgabe für den Unterhalt der Missionare im Betrag von 3000—4000 Fr. zu übernehmen, wenn die beiden Brüder mit der ihnen ausgesetzten Summe die Bedürfnisse der Station bestreiten zu können glauben und sich dazu verstehen, ihre Verehlichung von den uns zu Gebot stehenden Mitteln abhängig zu machen; wir haben dagegen die Verbindlichkeit abgelehnt, die vielleicht auf 10—15,000 Franken sich belaufenden Kosten der Uebersiedelung der Gemeinde an den neuen Ort der Niederlassung aufzubringen. Wir haben diesen Schritt gethan in der getrosten Zuversicht, daß wir den Willen des HErrn erfüllen, wenn wir die junge Gemeinde nicht ihrem Schicksal überlassen, und daß unsere geliebten Mitarbeiter in der Heimath, insbesondere unsere Freunde in Baden und in der Schweiz, welche an diese Gemeinde ein nationales Interesse knüpft, treulich zu uns stehen und das angefangene Werk im Namen des HErrn fortführen helfen werden. Die Antwort auf unsere Proposition ist noch nicht eingelaufen; sie wird ohne Zweifel die Frage zur vollen Entscheidung bringen.

Den drei Brüdern Merk, Meyer und Bost ist auf die Empfehlung der hiesigen Committee hin ihre Bitte um Aufnahme in den Dienst der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft gewährt worden. Ersterer ist von seiner schweren Krankheit, die er sich in dem schlechten Missions-Bangalo in Dajapur zugezogen, wieder genesen; sie sind alle durch die erwünschte Entscheidung ihres Schicksals neu gekräftigt; und bald werden wir sie auf den verschiedenen, von unsern englischen Brüdern ihnen angewiesenen Arbeitsfeldern eintreffen sehen. Br. Lehmann ist schiffbrüchig an der Westküste gelandet und hat unter großen Mühseligkeiten, bettelnd, sich bis nach Dharwar durchgeschlagen. Er hat von uns die Weisung erhalten, vorläufig in die Stelle des lange schon kranken Br. Bührer in Mangalur einzutreten.

Br. Däuble und Hesselmeyer erhielten noch zu Dr. Häberlin's Lebzeiten von der Dacca-Committee den Auftrag nach Assam zu ziehen. Von dort meldet Br. Däuble unter dem 29. März aus Tespur, daß die in Gauhatty zusammengetretene Committee wünsche, sie möchten sich trennen, der eine in Tespur bleiben, der andere weiter hinauf nach dem Norden sich begeben, wo einige Freunde einen Prediger und Missionar zu haben wünschen, damit ihr die Aufbringung der Unterhaltsmittel für sie erleichtert würde. Uebrigens rühmt er, nie Mangel gehabt zu haben, und ist troß des Umfangs der Arbeit, die in diesem weiten Ländergebiet für die Mission noch zu thun ist, getrosten Muths. In einem Briefe vom 19. April gibt er uns nun aber von Naugong aus die Nachricht, daß er zu den Baptisten übergetreten sey und in einer Schule an genanntem Ort seine Thätigkeit fortsetze. Er gedenkt mit Dankbarkeit des vielen Segens, den er in Basel und in Verbindung mit uns empfangen; um so mehr fürchten wir, daß eine Zeit kommen wird, wo er diesen Schritt bereuen wird.

Br. Hesselmeyer wurde von der Committee in Gauhatty nach Dibrugor gesendet, wo er ein großes Arbeitsfeld fand und im Segen wirkte. Er bereiste von seiner Station aus einen großen Theil von Ober-Assam, dessen Zustände und

Bedürfnisse er in einer höchst interessanten Reisebeschreibung vor uns entfaltet. In Folge der Entlassung des Br. Däuble wurde er jedoch aufgefordert nach Tespur zurückzukehren. Er hat die Hoffnung, daß auch er mit seiner Station von der kirchlichen Missionsgesellschaft in England aufgenommen werde; ein Wunsch, den schon der Stifter dieser Station, Cap. Gordon, gehegt und in England zur Ausführung empfohlen hatte.

III.

Unsere Rechnung hat sich im verflossenen Jahr folgendermaßen gestaltet.

Die Gesamteinnahme der evangelischen Missionsgesellschaft vom 1. Januar bis 31. December belief sich auf

	Schwzfr. Rp.
	166,474 = 39
Von dieser Summe erhielten wir aus	
1) Deutschland und andern Ländern an laufenden Beiträgen verehrlicher Hülfs-Missionsgesellschaften und Vereine, sowie an Liebesgaben und Vermächtnissen einzelner Freunde	106,873 = 73
2) Ebenso aus der Schweiz	44,500 = 63
3) Miethzinse von Lokalien in Ostindien, Erlös aus verschiedenen unserer Anstalt geschenkten Gegenständen u. s. w. . . .	4,015 = 13
4) An Vergütungen und Rückerstattungen .	11,084 = 90
Totalsumme mit obiger gleichlautend . . .	166,474 = 39
Die Gesamtsumme aller Ausgaben belief sich auf	177,093 = 17

Diese Summe vertheilt sich auf folgende Weise:

	Schwzfr. Rp.
1) Unterhaltungs- und Lehrkosten unserer Missionsanstalt, Vacanzgelder für die Zöglinge, Lehrer- und Gehülfen-Besoldungen, Bauliches und Unterhaltungskosten der Anstalts-Gebäulichkeiten	22,097 - 69
2) Haushaltungskosten der Missions-Voranstalt, Besoldungen, Lehrmittel, Haus- und Feldzins, Ausgaben für die Zöglinge u. s. w.	8,201 - 87
3) Verwaltungsausgaben: Besoldung des Inspectors und des Bureau-Personals, Postporti, Frachten und Druckkosten, Ausrüstungskosten für Brüder, Missionsreisen und Agenten in der Heimath, besuchende Missionare, Colportage, allgemeine Auslagen u. s. w.	19,730 - 54
4) Für unsere africanische Mission . . .	36,106 - 66
5) Für die 11 Stationen unserer deutschen Mission in Ostindien und Alles damit Zusammenhängende	76,467 - 69
6) Für die chinesische Mission	9,461 - 59
7) Ausgaben für Sendboten nach Nordamerica	2,311 - 21
8) Für die Mission in Ostbengalen . . .	2,715 - 92
Totalsumme gleichlautend mit Obiger . . .	177,093 - 17
Es ergibt sich also ein Deficit von Fr. . .	10,618 - 78

Wir schließen demnach unsern Bericht mit der Aufführung eines Deficits von 10,000 Franken. Das Jahr, das uns auf verschiedenen Seiten sehr tiefe Wunden schlug, hat, um sich consequent zu bleiben, auch in finanzieller Beziehung keine glänzenden Ergebnisse geliefert, während es doch auf der andern Seite die dringendste Aufforderung an uns

stellt, nicht bloß da oder dort, sondern an allen Orten vorwärts zu gehen und mehr zu thun, als bisher von uns geschehen ist. Wir stehen gedemüthigt, gebeugt, an der Schwelle des neuen Gesellschaftjahrs; aber der Glaube ist uns darum keineswegs entschwunden. Ist das, was menschlich ist an unserer Sache und an unserm Werke, in seiner ganzen Schwachheit offenbar geworden, so hat sich dagegen auch an unserer Mission unverkennbar klar herausgestellt, daß sie des HErrn ist. Wir sind geschlagen an mehr als Einem Ort; Er aber ist nicht betroffen von diesen Schlägen, denn sie kommen von Ihm. Darum sind unsere Niederlagen nur die Vorbereitungen zur Entfaltung der Herrlichkeit unseres großen HErrn, der allein ist und allein bleiben will unser und der ganzen Welt Erretter, Haupt und Gott. Vor Ihm beugen wir uns in den Staub; seine Züchtigungen, obwohl schmerzlich für uns, sind nur Aufforderungen zu neuer größerer Treue für uns und unsere Mitarbeiter. Er aber ist getreu und wahrhaftig; deßhalb wissen wir, daß Er uns aus Gnaden würdigt, seine Zeugen zu seyn bis ans Ende der Welt und bis Er kommt, und wir in Ihm überwinden und mit Ihm triumphiren. Ihm sey Ehre, Anbetung, Ruhm und Preis in Ewigkeit. Amen.

Beilagen.

Beilage A. Verzeichniß der Committee-Mitglieder, der im Dienst der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel stehenden Missionare, der Lehrer und Zöglinge des Missionshauses und der Voranstalt.

Beilage B. Reise-Bericht des Br. Ammann in Mulki.

Beilage C. Neun und neunzig Sprüchwörter der Odschi-Sprache von Miss. H. N. Riis in Akropong.

Beilage A.

I. Die Committee mit ihren Commissionen und Angestellten.

1. Committee:

Präsident: Hr. Pfr. La Roche zu St. Peter.
Vice-Präs. Hr. Rathshr. Christ-Sarasin.
Sekretär: Hr. Pfr. Emanl. Burckhardt.
Referent: Hr. Inspect. J. Josenhans.

Mitglieder:

Hr. C. F. Spittler.
„ Rathshr. Socin-Heußler.
„ Ryhiner-Christ.
„ Pfr. Sarasin.
„ Pfr. Le Grand.
„ Cand. Ostertag.
„ Architekt Riggenbach.
„ Pfr. Geß.

Schreibstube:

Hr. Peter Brenner, Sekretär und Archivar.
„ Lucas Le Grand, Schreiber.

2. Verwaltungs-Commission.

Präs.: Hr. Rathshr. Socin-Heußler.
Sekr. Hr. Pfr. Eml. Burckhardt.

Mitglieder:

Hr. C. F. Spittler.
„ Ryhiner-Christ.
Hr. Rathshr. Christ-Sarasin.
„ Inspector Josenhans.
„ Architekt Riggenbach.
„ Linder-Courvoisier.

Comptoir:

Hr. J. A. Mäulen, Buchhalter.
„ C. Richter, Spediteur.
Johann Binder, Knecht.

3. Prüfungs-Commission.

Präs.: Hr. Pfr. La Roche.
Sekr.: Hr. Pfr. E. Burckhardt.
Hr. Pfr. Sarasin.
„ Pfr. Le Grand.
„ Cand. Ostertag.
„ Inspector Josenhans.
„ Pfr. Geß.

4. Industrie-Commission.

Präs. Hr. Architekt Riggenbach.
Sekr. Hr. Pfr. E. Burckhardt.
Hr. C. F. Spittler.
„ Inspector Josenhans.
„ Courvoisier-Lowndes.

5. Colportage-Commission.

Präs. Hr. Pfr. Le Grand.
Hr. Cand. Ostertag.
„ Martin Schmerber.

II. Verzeichniß der im Dienst der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel arbeitenden Missionare.

Name.	Geboren.	Heimath.	Eintritt in das Missionshaus.	Austritt aus dem Missionshaus.	Posten.	Heirath.
1. Hebich, Samuel	1803, Mai 29.	Württemberg.	1831.	1834.	Cannanur.	
2. Meischel, Friedr.	1810, Febr. 10.	Baiern.	1843.	1846.	Abude.	1849.
3. Greiner, Christ. Leonh. . .	1810, März 10.	Württemberg.	1830.	1834.	Mangalur.	1841.
4. Hiller, Joh. Conrad . . .	1811, April 10.	„	1835.	1838.	Bettigherri.	1844.
5. Mögling, Herrm. Friedr. .	„ Mai 29.	„	1835.	1836.	Mangalur.	
6. Layer, Johannes	1812, Juni 20.	„	1831.	1836.	Dharwar.	1841.
7. Irion, Christian	„ Juli 9.	„	1837.	1841.	Tellitscherri.	1844.
8. Müller, Johannes	1813, Jan. 15.	„	1835.	1839.	Hubli.	1845.
9. Widmann, Joh. Georg . .	1814, Jan. 30.	„	1836.	1842.	Akropong.	1847.
10. Gundert, Herrmann . . .	„ Febr. 4.	„	—	—	Tschirakal.	1838.
11. Mohr, Joseph	„ Juni 22.	„	1839.	1840.	Akropong.	1850.
12. Huber, Joh. Jakob . . .	„ Nov. 27.	Schweiz.	1838.	1843.	Calicut.	1846.
13. Bührer, Adam	1815, Jan. 29.	„	1838.	1843.	Mangalur.	1847.
14. Fritz, Joh. Michael . . .	„ Juni 5.	Elsaß.	1835.	1839.	Calicut.	1845.
15. Weigle, Gottfried Hartmann	1816, Juli 1.	Württemberg.	1838.	1839.	Dharwar.	1844.
16. Ammann, Joh. Jakob . .	„ „ 6.	Schweiz.	1835.	1839.	Mulki.	1845.

17. Dieterle, Joh. Christian .	1816, Juli 20.	Württemberg.	1840.	1846.	Akropong.	1850.
18. Albrecht, Friedr. Heinr. Ferd.	„ August 31.	Sachsen.	1838.	1843.	Dharwar.	1847.
19. Supper, Friedrich	1817, März 20.	Württemberg.	1842.	1848.	Dajapur.	
20. Bühler, Joh. Michael . .	„ Dec. 28.	„	1835.	1839.	Käti.	1849.
21. Müller, Joh. Friedrich . .	1818, Dec. 12.	„	1838.	1843.	Tellitscherri.	1847.
22. Müller, Christian	1819, Jan. 21.	Baden.	1838.	1843.	Tschombala.	1845.
23. Hamberg, Theodor . . .	„ März 25.	Schweden.	1844.	1846.	China.	
24. Bion, Ruprecht	„ Mai 11.	Schweiz.	1842.	1846.	Dajapur.	
25. Locher, Wilhelm	„ Juni 13.	„	1845.	1849.	Ussu.	
26. Metz, Joh. Friedrich . . .	„ „ 29.	Württemberg.	1838.	1843.	Käty.	
27. Stanger, Johannes . . .	1820, Juni 24.	„	1840.	1846.	Ussu.	1850.
28. Würth, Gottlob	„ Sept. 18.	„	1840.	1845.	Hubli.	
29. Ries, Joh. Gottlieb . . .	1821, Febr. 25.	„	1840.	1845.	Bettigherri.	
30. Hoch, Georg Wilhelm . .	„ Mai 6.	Schweiz.	1842.	1846.	Mangalur.	
31. Leonberger, Johannes .	1822, Jan. 6.	Württemberg.	1846.	1849.	Malasamudra.	
32. Riis, Hans Nikl.	„ „ 27.	Schleswig.	1839.	1844.	Akropong.	1848.
33. Mörike, Carl	„ Febr. 10.	Württemberg.	1844.	1845.	Käti.	
34. Deggeller, Bernhard . .	„ April 27.	Schweiz.	1840.	1845.	Mangalur.	
35. Bösinger, Jakob	1823, Juli 23.	Baden.	1844.	1848.	„	
36. Lehmann, Friedrich . . .	„ Oct. 20.	Baiern.	1842.	1848.	„	
37. Lechler, Rud. Christ. Friedr.	1824, Juli 26.	Württemberg.	1844.	1846.	China.	
38. Müller, Sebastian . . .	1825, Jan. 20.	„	1846.	1848.	Mangalur.	
39. Zimmermann, Johannes .	„ März 2.	„	1844.	1849.	Ussu.	

III. Verzeichniß der Lehrer und Zöglinge des Missionshauses und der Voranstalt.

1. Lehrer des Missionshauses.

Hr. Inspector Josenhans, Hausvater und Vorsteher.
" Pfr. F. Geß.
" Cand. A. Ostertag.
" Cand. R. Günzler.
" Cand. L. Möricke.

Hülfslehrer aus der Stadt.

Hr. Mosley, engl. Sprachlehrer.
" Hoff " "

Hr. Med. Dr. Streckeisen, Lehrer der Medicin.
" Dr. Hauschild, Gesanglehrer.
" Capellmeister Lutz, Lehrer der Violin.

2. Lehrer der Voranstalt

Hr. Kolb, Hausvater.
" Cand. A. Ostertag.
" Schulamts-Cand. Eppler.

Hülfslehrer aus der Stadt.

Hr. Schäublin, Lehrer der Arithmetik und Geometrie.

3. Zöglinge des Missionshauses, im Herbst 1850.

Name.	Heimath.	Geburt.	Eintritt.
*1. Süß, Joh. Simon.	Graben, Baden.	1822, Januar 6.	1846
*2. Steimle, Friedr. W. T.	Alzenberg, Württembg.	1827, Mai 21.	"
3. Däuble, Wilh.	Gerlingen, "	1824, März 22.	"
4. Kaundanja, Herrmann Anandrao.	Mangalur, Ostindien.	1825, April 10.	"
5. Mader, Joh. Adam.	Mägerkingen, Württ.	1826, Jan. 18.	"
6. Diez, Carl Aug. Ernst.	Heilbronn, "	" Decemb. 24.	"
7. Irion, Andreas.	Thuningen, "	1823, Nov. 17.	"
8. Winnes, Philipp.	Staffort, Baden.	1824, Sept. 12.	1848
9. Gerst, Georg Friedr. Eberhard.	Eßlingen, Württembg.	" Dec. 29.	"
10. Ehrhart, Julius.	Heidenheim, "	1825, März 7.	"
11. Döhring, Carl Friedr.	Eßlingen, "	" April 20.	"
12. Kefer, Joh. Gottlieb.	Winterbach, "	1826, Jan. 27.	1846

* Nro. 1, und 2, für Africa designirt.

Name.	Heimath.	Geburt.	Eintritt.
13. Christaller, Joh. Gottl.	Winnenden, Württemb.	1827, Nov. 19.	1848
14. Maser, Andreas.	Schlaitdorf, „	1828, Mai 2.	1846
15. Steinhauser, August.	Langenwinkel, Baden.	1829, Nov. 7.	„
16. Brutschin, Joh. Wilh.	Gersbach, „	1824, Febr. 23.	1847
17. Gantenbein, Johannes.	Grabs, Schweiz.	„ Dec. 10.	„
18. Deimler, Gottfried.	Windsheim, Baiern.	1826, April 2.	„
19. Plessing, Friedrich.	Markgröningen, Württ.	„ Juli, 28.	1848
20. Menge, Johannes.	Hanau, Churhessen.	„ Oct. 23.	1846
21. Schlegel, Joh. Bernh.	Belsen, Württemberg.	1827, März 2.	1847
22. Schwarz, Carl Fried.	Freudenthal, „	„ Mai 2.	„
23. Kaufmann, Otto.	Lahr, Baden.	1828, Oct. 19.	1849
24. Richter, Christ. Georg.	Durlach, „	1829, Mai 4.	„
25. Stern, Alexander.	Carlsruhe, „	1831, Sept. 22.	„
26. Kittel, Ferdinand.	Westerholt, Ostfriesl.	1832, März 17.	1850
27. Kopf, Joh. Michael.	Leibringen, Württemb.	1823, Juli 4.	1847
28. Zimmermann, Joh.	Trasadingen, Schweiz.	1826, August 20.	„
29. Schmeisser, Jakob.	Stauffenberg, Baden.	1827, März 6.	1848
30. Münzenmaier, Joh. G.	Ober-Eßlingen, Württ.	1829, Jan. 26.	1849
31. Sauvain, Dav. Felic.	Grandval, Schweiz.	„ Decemb. 26.	1848

4. Zöglinge der Voranstalt.

Name.	Heimath.	Geburt.	Eintritt.
1. Albinger, Christian.	Gerlingen, Württemb.	1826, Januar 4.	1849
2. Merbitz, Oswald	Nossen, Sachsen.	„ Mai 23.	„
3. Otto, Martin.	Thalheim, Württemb.	„ Juni 18.	„
4. Lenschau, Ferdinand.	Lübeck.	„ Octob. 11.	„
5. Baum, David.	Mahlberg, Baden.	1827, März 19.	„
6. Weigle, Christian.	Marbach, Württembg.	„ Juni 27.	„
7. Seybold, Joh. Christ.	Schorndorf, „	„ Juli 31.	„
8. Bock, Christ. Friedr.	Waiblingen, „	1829, Febr. 18.	1850
9. Obermeier, Joh. Georg.	Feldberg, Baden.	„ Decemb. 5.	1848
10. Zeller, Johannes.	Besigheim, Württemb.	1830, Octob. 15.	1850
11. Schauffler, August.	Murrhardt, „	1831, Juli 17.	„
12. Strobel, Jakob.	Dietfurt, Baiern.	1832, Febr. 19.	„
13. Richter, L. F.	Klein-Ottersleben, Prß.	1834, Mai 21.	„
14. Hehr, Jakob.	Geislingen, Württembg.	1825, Juli 14.	„
15. Schmid, Joh. Georg.	Krumhardt, „	1826, August 10.	„
16. Bailer, Wilhelm.	Weiler, bei Schorndorf Württemberg.	1827, März 22.	„

Name.	Heimath.	Geburt.	Eintritt.
17. Fischer, Jakob.	Nänikon, Schweiz.	1828, März 25.	1850
18. Reim, Gottlieb.	Obertürkheim, Württ.	„ Novemb. 4.	„
19. Hauser, Gottfried.	Fellbach, „	1829, Mai 7.	„
20. Wosseler, Georg Heinr.	Oberriexingen, „	„ Octob. 30.	„
21. Handrich, Jakob.	Oggersheim, Rheinb.	1830, August 18.	„
22. Kitterer, August.	Stuttgart, Würtemb.	1831, Dec. 20.	„

5. Brüder, welche in der Vorbereitung zu gewerblichen Fächern sich befinden.

Name.	Heimath.
1. Plebst, Georg, Mechanikus und Buchdrucker.	Lauffen a/N. Würtemb.
2. Haller, Johannes, Weber.	Aldingen, „
3. Pfaff, Georg, Kleinuhrenmacher.	St. Georgen, Baden.
4. Lehmann, Johannes, Großuhrenmacher.	„ „

Beilage B.

J. J. Ammann's Tagebuch

über den Aufenthalt in Karkala vom 28. Januar bis 9. Februar 1850.

28. Januar. Mit der Absicht, zwei Wochen in Kadenbally zu verweilen, brach ich diesen Morgen dahin auf; kam nicht sehr spät, aber müde daselbst an. Hielt bald nach meiner Ankunft einem Katholiken, der Ammanura (Schiwa's Weib) als seinen Gott angab, dabei aber Maria meinte, Christum als unsern einigen Heiland und Gott vor, konnte aber vor Müdigkeit kaum sprechen. Nach dem Frühstück zeigte ich einem Concani (Concan-Bramine), einem Fischermann und einem Barbier, wie wir nicht nach des erstern Behauptung durch Wallfahrten nach Benares, Cavery und Rameschwara Vergebung der Sünden erlangen können, wie hingegen uns solche durch Christi Tod und Leiden bereitet sey. Abends in eines Vokelme's Haus (Bauern-Kaste); ein Bramine behauptete vollkommen gerecht zu wandeln, und wollte sich keiner Sünde zeihen lassen; ich verwies ihn auf Prüfung vor Gott, die werde ihm viele Sünden aufdecken; die andern Gegenwärtigen waren nicht so hartnäckig, und ich verkündigte ihnen Christum, den Versöhner und Sünden-Tilger. Ein Vokelme bemerkte, das sey allenfalls für die Jungen aber nicht mehr für die Alten. Suchte hierauf mit dem Patell (Dorfbeamter) einen Platz für das Zelt, da der Vokelme, in dessen Haus ich mich heute aufhielt, mich nicht gerne lange behalten hätte; an zwei Plätzen wollten sie mich das Zelt

nicht aufschlagen lassen, da es in der Nähe ihrer Bhuten sey, die sich fürchten würden; was Gelegenheit gab gegen ihren Bhutendienst zu sprechen. Weil die Leute hier gegenwärtig sehr pressante Feldarbeit haben, so entschloß ich mich zuerst nach Karkala zu gehen und nachher hieher zurückzukehren. Nachts kam noch ein Katholik; er klagte mir, sein Feld wolle keine Früchte tragen; ich sey einer, auf dem Gottes Gnade ruhe, ich möchte doch kommen und nachsehen, es möchte wohl etwas Gutes für ihn daraus kommen. Ich wies ihn an, selbst durch Christum, den Mittler, zu Gott zu gehen und als Kind mit ihm zu wandeln.

29. Januar. Machte mich diesen Morgen früh auf den Weg nach Karkala; kam hier ziemlich spät an, doch da ich mir unterwegs in einem Hause, wo ich Milch kriegte, Thee machen lassen konnte, machte es mir nicht viel. Bald nach meiner Ankunft kamen zwei Concaneru, worunter einer, der vor zwei Jahren oft zu mir kam, und brachten mir Plantanen, Kokosnüsse und Zucker; erkundigten sich auch nach meiner Familie. Auf die Frage, ob das ihnen vor zwei Jahren Gesagte noch im Gedächtniß sey, erwiederte Letzterer: ja, aber es bleibe nicht; es verhalte sich damit, wie mit dem Wind; er fühle, daß Wind komme; aber er bleibe nicht; worauf ich von der Nothwendigkeit, in der guten Luft der Wahrheit sich aufzuhalten, sprach; wurde auch veranlaßt, Christum als die Nahrung für uns Sünder vorzustellen. Abends kamen einige junge Leute; einer sagte, er hätte Lust, Christ zu werden, aber seine Mutter wolle es nicht zugeben, und er müsse doch der Mutter folgen. Auf dem Bazaar hatte ich eine ordentliche Zuhörerschaft, der ich gleich anfangs sagte, der Inhalt meiner Rede sey nicht, wie die Leute sagen, man müsse Einen Gott glauben; sondern: es sey uns ein Heiland gekommen; einen Heiland hätten wir um unserer Sünden und deren Strafen willen nöthig; dieser Heiland könne kein bloßer Mensch seyn, da Er die Strafe für uns zu tragen habe; deßwegen sey Gottes Sohn selbst Mensch geworden und habe an unserer Statt gelitten, und sein Leben zum Lösegeld gegeben;

so bezeuge ich nun, daß uns Allen Vergebung der Sünden bereitet sey. Da hatte ich aber bald zu hören: wir sind keine Sünder, Gott thut Alles, wir nicht; so denkt der Weise, nur der Dummkopf denkt, er sündige und wird so zum Sünder, während jener dem gleicht, der durch Muth und Festigkeit erlittenen Schlangenbiß unschädlich macht. Ich verwies sie hauptsächlich auf das Zeugniß ihres Gewissens und auf die sittliche Freiheit des Menschen. Den Götzendienst wollten sie als eine dem Ungelehrten nöthige Stufenleiter zur Erkenntniß Gottes und zur Ueberwindung der Sünde rechtfertigen; sonst sey es freilich wahr, daß Gott nicht im Götzen sey, und der Weise brauche keine Götzen.

„30. Januar. Bezeugte diesen Morgen im Bazaar Christum als den Heiland der Sünder, mit der Bitte, nicht zu widersprechen, sondern das Wort einstweilen wenigstens in ihr Gedächtniß aufzunehmen und zu Gott darüber zu beten. Dennoch fand Widerspruch statt; als: „wir müssen auch den Bhuten dienen, sonst tödten sie uns, sie sind Gottes Diener"; und Jesus Christus ist für euch, Venkataramana ist für uns Gottes Menschwerdung. Ein Concane redete mich immer per Du an, um seine Verachtung auszudrücken; ich that aber als achtete ich es nicht. Ehe Leute zusammengekommen waren, lernte ich von dem Krämer einige Concani-Wörter. Auf dem Rückweg wurde ich von mehrern vor einem Tempel sitzenden Braminen gerufen. Als ich gegen den Götzendienst sprach, war ihr immer wiederholtes Argument: wir wissen von Gott ꝛc. gar nichts; wir sind durch unsere Eltern geworden und gepflegt worden, ihnen müssen wir gehorchen; die haben uns zum Götzendienst angewiesen und gesagt: „dadurch werdet ihr in den Himmel kommen"; deßwegen dienen wir den Götzen. Sprach Abends vor eines Bauern und vor eines Wittwe's Haus; bei ersterm erzählte ein Muselmann, wie Maria durch Staub von Medina gebracht, den der Engel Gabriel auf sie gestreut habe, schwanger geworden sey, allerdings durch Gottes Gebot, aber nicht daß Jesus dadurch Gottes Sohn geworden wäre; ferner wie die Leute die Maria um

ihrer Schwangerschaft willen haben steinigen wollen, dabei aber alle Steine zu Menschen geworden seyen, und dieses eben der Anfang der Christen-Kaste sey. Ich erzählte dagegen die wahre Geschichte der Geburt Christi und bezeugte Vergebung der Sünden durch das Leiden und den Tod Jesu. Der Muselmann sprach ordentlich von der Unermeßlichkeit Gottes und von dem pünctlichen Wandel, den wir führen sollten. In dem zweiten Hause wollten die Leute keine großen Sünder seyn.

„31. Januar. Traf diesen Morgen in vier Häusern meist Leute, die ich vor zwei Jahren schon gesprochen hatte, und ich verkündigte ihnen wiederholend das gekommene Reich Gottes. Der Eine meinte: wann alle Welt dieses Wort annimmt, dann bin ich auch dabei; ein Anderer äußerte: viele große Leute gehen unsern Weg, wenn sie auch verloren gehen, so gehen wir eben mit verloren, was ist das für ein Mücken ähnliches Leben, wie wir sind. An einem dritten Ort schienen die Hausbewohner gerade Streit zu haben, und das Wort hatte keinen Eingang; ich wurde gebeten zu gehen, sie hätten Widriges. Zwei junge Leute kamen eine Strecke mit mir und sprachen über das Gehörte. Besuchte Abends einen Braminen, der ein obrigkeitliches Amt hat, in seinem Hause, wo ich ihm und einer ziemlichen Anzahl anderer Braminen das Evangelium von Christi Versöhnung verkündigte und zugleich vorhielt, wie ihre Schastras nichts von einer in der Sündenstrafe stellvertretenden Menschwerdung Gottes wüßten, eben daher auch keine Vergebung der Sünden darbieten. Da er ein obrigkeitlicher Beamter war, so getraute er sich nicht zu widersprechen; auch die Andern widersprachen nicht. Auf dem Rückwege kam der schon oben erwähnte bekannte Concane samt einem Andern seiner Kaste mit mir ins Bangalow und gab mir wieder Kuchen (wie er solche auch gestern Abend ins Bangalow gebracht hatte, während meiner Abwesenheit); was mir freilich etwas unangenehm ist, doch würde ich durch Abschlagen beleidigen. Da es schon Nacht geworden war, konnte ich nicht mehr viel mit ihnen

reden; jener meinte, ob es auch recht sey, mir zu widerreden, da mein Wort ja gut sey; es sey, wie wenn man einem, der das Wasser eines gewissen Brunnens als gut lobe, sage, es sey nicht so; wenn ein Anderer es nicht trinken wolle, so soll er es wenigstens nicht ausschimpfen.

„1. Februar. Suchte diesen Morgen einen Biruwe auf, mit dem ich vor zwei Jahren ordentlich sprechen konnte; traf ihn zu meiner Freude; er hörte wieder ziemlich aufmerksam zu dem, was ich über Sünde und Erlösung zu sagen hatte und frug dann, wie er nun mit Jesu zu wandeln habe; worauf ich ihn zum kindlichen Glauben anwies. Einem 70jährigen Bokelme, den ich darauf besuchte, verkündigte ich zu wiederholten Malen den Bürgen, der ihn von der Strafe seiner Sünde erlöse und in den Himmel bringe; er schien einigermaßen darüber nachzudenken und Freude am Wort zu haben. In eines Lingawanten Hause traf ich den Hausherrn krank; er war als ein Bekannter freundlich; ich ging davon aus, wie Krankheit uns nach Gottes Gnade verlangen und beten mache, wie aber die Sünde uns hindere, recht zu beten; diese Sünde habe nun Christus aus dem Mittel gethan, und so können wir durch Ihn zu Gott gelangen. Nachmittags Besuch von einer Portion Concaneru und einem Muselmann; sprach hauptsächlich mit einem 70jährigen Greisen, zuerst über Geographie 2c., worin er sich interessirte; dann aber lenkte ich auf unsern Sündenzustand ein; von Sünden wollte er jedoch nichts wissen; wer dafür halte, er habe Sünde, der habe sie, bemerkte er; ein ander Mal gestand er zwar, Sünde und Gerechtigkeit zu haben: aber es sey, wie wenn er zehn Pagoden Schulden und 50 Pagoden Erworbenes habe, dieses decke jene genugsam; endlich brachte ich ihn dahin, zu fragen, wie wir Vergebung der Sünden erlangen könnten, und ich verkündigte ihm Christum, der an unserer Statt die Sündenstrafe erlitten und uns so Vergebung bereitet habe. Dem anwesenden Muselmann war es ein Aergerniß, daß ich Jesum den Sohn Gottes hieß, weßwegen ich es ihm

mit dem „Wort Gottes" erklärte, aber ohne von ihm verstanden zu werden.

„2. Februar. Ging diesen Morgen in ein dreiviertel Stunde entferntes Dorf; sprach zuerst in eines Biruwe's Haus zu Musikanten und Biruweru über ihren bedenklichen Sündenzustand und bot die Hülfe in Christo an, sie zum Glauben ermahnend; Einige wiederholten Etliches von dem, was ich sagte über Jesu stellvertretendes Leiden. In dem benachbarten Haus eines Bauern wiederholte ich das vor zwei Jahren verkündigte Evangelium; es wurde aber scheinbar gleichgültig angehört. Da es mir nicht wohl war, so ging ich bald wieder ins Bangalow zurück. Hatte Abends im Bangalow zuerst einen Besuch von einem Biruwe, dem ich zu zeigen hatte, daß ihr Götzen- und Bhuten-Dienst nicht von Gott sey, wie er behauptete, und dann, welchen Nutzen das Christwerden mit sich bringe (er meinte nämlich, es sey umsonst). Einem dazu gekommenen Concane schien es nicht gut, daß er sollte noch zum Sohn gehen, wenn er doch bisher schon den Vater gehabt habe; weßwegen ich über das Verhältniß des Sohnes zum Vater und über des Sünders zu Gott ohne den Mittler zu reden hatte. Er erwiederte, er sage zu Allem „hum, hum" (ja, ja) aber des Nachts denke er darüber nach; ich bezeugte ihnen zum Schluß abermal Christum als Sünderheiland, den zu erkennen er sich bestreben soll.

3. Februar. Ein Maratha Mann, mit dem ich diesen Morgen sprach, stimmte Allem bei, was ich von dem Glauben an Gott sagte, und entschuldigte den Götzendienst bloß mit dem Herkömmlichen desselben; er hörte auch dem Wort von Jesu ziemlich aufmerksam zu. Desto gleichgültiger war ein Dschain-Priester, der fast zu Allem ein leeres „ja" sagte. In einem dritten Haus wurde ein Dschain-Priester bös, als ich die Sünde ihres Götzendienstes hervorhob, und hieß mich gehen; als ich aber um der Andern willen nicht ging, ging er; doch auch bei den Andern fand ich kaum Gehör. Mehr Aufmerksamkeit traf ich in eines Goldschmieds Werkstatt, wo ich die große Liebesthat Gottes

ihrem Glauben vorhielt. Abends kam der gestern erwähnte Concane mit einem andern ins Bangalo und sagte, es hätten gestern Nacht ihrer vier über das von mir Gesagte nachgedacht; da sey ihnen gekommen, was ich von Jesu sage, das müsse wahr seyn; aber ihre Einwendungen seyen: 1) sie können die von Gott angeordnete Kaste nicht verlassen und zu unserer übergehen; 2) wir seyen eigentlich die Sünder, nicht sie, indem wir lebendige Wesen tödten; 3) sie können das, was die Vorfahren und alle Anverwandten sagen, nicht verwerfen. Auf erstere zwei Puncte gab ich ihm Antwort mit Verweisung auf Gottes Willen, dem wir gehorchen müßten; und auf Liebe, die bestehen müsse gegenüber von allem Andern; und auf Gottes Ordnung, der die Welt dem Menschen zu seinem Nutzen gegeben habe rc. Auf den dritten Punct zu entgegnen war keine Zeit mehr; sie brachen auf, da sie beim Anzünden des Lichts zu Hause seyn müssen, um zu Ehren desselben die Hände zu falten.

„4. Februar. Sprach diesen Morgen in zwei Braminen-Häusern; im erstern sagte der Eigenthümer geradezu, sie treiben den Götzendienst um des Bauchs willen; in dem zweiten suchte man immer wieder vom Worte des Heils abzulenken. In eines Goldschmied's Werkstatt konnte ich den Anwesenden besser unsern Sündenzustand und das erschienene Heil nahe legen; es fand kein Widerspruch Statt. Ein Concane, der dabei war, kam Nachmittags ins Bangalo, wo ich ihm das Evangelium wiederholte. Abends suchte ich einen jungen Braminen, der mich vor zwei Jahren oft besuchte und durch Redlichkeit mir Freude und Hoffnung machte, in seinem eine Stunde entfernten Hause auf; er war gerade allein zu Hause; er hatte nachgelassen im Suchen nach der Wahrheit; dennoch schien er offen zu seyn. Ich zeigte ihm abermals sowohl die Nothwendigkeit eines Heilandes als den Heiland selbst. Er versprach mich im Bangalo zu besuchen (er wurde aber wahrscheinlich durch seine ältern Brüder davon abgehalten).

„5. Februar. Ging diesen Morgen früh auf einen hohen Hügel im Westen von Karkala, wo ich durch den Anblick der herrlichen Werke Gottes aufs Neue erquickt, gekräftigt und gegen den Götzendienst zu kämpfen aufgemuntert wurde. Auf dem Rückweg hatte ich auf dem Bazaar für das Wort von dem, uns durch Gottes Erbarmen gegebenen, Versöhner eine ziemlich aufmerksame und ordentlich zahlreiche Zuhörerschaft. Nach dem Frühstück kamen einige Braminen ins Bangalo, um Bücher zu holen für ihre Knaben; ich sagte, diese Bücher seyen nicht sowohl für die Knaben gemacht als vielmehr für die Erwachsenen, und verkündigte darauf das Evangelium als den Hauptinhalt dieser Bücher, sie ermahnend, um dieses Heil besorgt zu seyn. Einem Nachmittags ins Bangalo gekommenen Braminen hatte ich die Wahrheit des ihm schon mehrmals verkündigten Evangeliums nachzuweisen, als welche ihn zur Aufnahme derselben nöthige, wenn er nicht noch mehr Gottes Fluch auf sich ziehen wolle. Bot Abends einem Biruwe vor seinem Haus das in Christo erschienene Heil an. Bei einem andern Haus vorübergehend wurde ich von Meisur-Braminen freundlich angeredet; ich setzte mich zu ihnen hin; sie waren gewaltig eigengerecht, und wollten doch demüthig seyn, indem sie sagten, sie kennen ihre Sünden und ihre Gerechtigkeit nicht, Gott allein kenne sie. Ihren Götzendienst vertheidigten sie eifrig als Weg zur Anschauung Gottes, da Gott in dem Götzen sey, aber nur dem Glaubigen sichtbar, wie Gott sonst auch Andern nicht sichtbar sey. Das Wort von Jesu war ihnen verächtlich; Sünder, meinten sie, seyen wir, weil wir Thiere umbringen, Palm- und Branntwein trinken; dieses, ermahnte mich einer, sollen wir lassen. Beim Weggehen sagten sie aber doch wieder freundlich, es möge Liebe zwischen uns seyn.

„6. Februar. Ging zuerst diesen Morgen in ein benachbartes Dorf in eines Bokelme's Haus; ein Concane kam dazu, worauf die Hausleute von mir weggingen; der Concane aber rief sie zu mir, das Wort der Gerechtigkeit,

vom rechten Weg zu hören. Ich hielt ihnen ihre Abirrung und deren Folgen vor, so wie die vergebende und zurückrufende Liebe Gottes. Es wurde mir in Allem Recht gegeben; aber doch sagte der Concane beim Aufbrechen: es geht eben Alles nach der Schädelschrift. Auf dem Rückweg ging ich durch den Bazaar und setzte mich vor einem Laden nieder; es sammelte sich bald eine Anzahl Concaneru um mich, denen ich sogleich das Evangelium von Jesu verkündigte und unter Vorhaltung unsers Verderbens nahe zu legen suchte. Es hörten die Meisten aufmerksam zu, und es wurden einige ordentliche Fragen gemacht, als: wie erhalten wir Vergebung der Sünden? wie müssen wir mit Gott wandeln? unsere Väter haben uns einen andern Weg gelehrt, und sie haben uns Gutes gelehrt, aber wir können nicht ganz darnach wandeln, wie können wir denn Ihr Wort noch aufnehmen? Wie können wir Ihres Worts vergewissert werden rc." Sie nennen Gott: Jesus Christus, wir: Venkatramana; es sind dies nur verschiedene Namen, wir glauben aber an denselben Gott. Gab auf jede Frage Antwort. — Abends Besuch von einem Katholiken und einem Bauern; ersterer wußte, daß Jesus für unsere Sünden gestorben sey; ich legte ihnen das Evangelium vor; aber der Bauer entgegnete, sie können ihre Bhuten nicht lassen, sie würden von ihnen getödtet werden. Ging nachher auf den Bazaar zu dem Laden, in dem ich früher schon war; die Leute verschanzten sich hinter ihre Kaste, die sie nicht verlassen können; wogegen ich ihnen vorhielt, daß sie einstweilen die Wahrheit und das Heil ihres Schöpfers, wie es uns in Jesu nahe gebracht sey, jedenfalls aufzunehmen hätten; in Beziehung auf die Kaste werde ihnen dann schon ein anderer Sinn kommen. Ein Muselmann widersetzte sich der Wahrheit von der Göttlichkeit Jesu, Gott könne nicht Mensch werden. Ich suchte ihnen noch ihre Verantwortlichkeit für das Gehörte und Erkannte ans Herz zu legen.

„7. Februar. Mehrere Dschains kamen diesen Morgen früh ins Bangalo; Einer fragte mich neugierig über

Europa und Kleinigkeiten in Gebräuchen ꝛc. aus; als ich aber mit dem Evangelium kam, wollte er nicht viel davon wissen und es kam ihm die Zeit zum Gehen. Auf dem Bazaar kam ich zu eines Bekannten Laden, und bezeugte ihm und den Anwesenden Vergebung der Sünden und Leben aus Gott durch Christum, nachdem ich gegen ihren Götzeudienst als sündig und nicht, wie behauptet wurde, zur Erkenntniß Gottes führend, gesprochen hatte. Es waren zwar ziemlich Leute da, aber wenig Zuhörer; um mich herum war Lärm. Dem über Sünde Gesagten widersprach namentlich ein Muselmann durch die stets wiederholte Behauptung: wir sündigen nicht, wir können gar nichts thun, Gott thut Alles. Nach dem Essen kam der Biruwe wieder, der vor etlichen Tagen da war; ich suchte ihm das Evangelium wiederholt ans Herz zu legen und den seiigen Nutzen des Glaubens an Jesum zu zeigen. Darauf kamen einige Concaneru, die theilweise das Wort des Heils schon oft gehört hatten; es schien ihnen aber nicht möglich, das Wort fest zu fassen; ein Greis meinte immer, er müßte doch sehen, um gewiß zu werden. Ich verwies auf ernstliches Verlangen nach Vergebung und Gerechtigkeit und aufs Gebet um Erleuchtung des heiligen Geistes. Ging noch in den Bazaar vor eines Bildhauers Haus; ein von ihm in Elfenbein gemachtes Christus-Bild am Kreuz veranlaßte mich, den Anwesenden die Erlösung durch den gekreuzigten Heiland zu verkündigen. Der Bildhauer, ein Greis von 74 Jahren, erwiederte, von den Schastras aus könne man nicht gewiß werden, denn die widersprechen einander; wenn einer auf einem Wege in den Himmel gegangen und wieder zurückkomme, so könne man gewiß seyn; ich hielt ihm ein Wort, das er kurz vorher geäußert hatte, entgegen; nämlich man müsse Vergebung der Sünden haben, ehe man in den Himmel kommen könne, und sagte, diese Vergebung der Sünden eben erfahren wir, werden derselben gewiß durch den Glauben an Jesum, da Er die Sünde auf sich genommen habe. Es erfolgte die Frage, wie man denn wissen könne, daß einem die Sünden verge-

ben seyen, worauf ich mit Hinweisnng auf die Folgen derselben, nämlich Friede, freier Zutritt zu Gott und Leben aus Gott antwortete. — Der Heiland der Welt walte durch seinen heiligen Geist in den Seelen, die hier sein Wort von der Versöhnung gehört haben. Amen.

„8. Februar. Verließ diesen Morgen früh um 4 Uhr Karkala und ging nach Kadenbally zurück; blieb hier in dem Haus eines Biruwe, in dem ich schon vor circa sechs Jahren für zwei Tage war. Sprach den Tag über zu mehrern Gliedern der großen Familie dieses Hauses, ihnen das theure Evangelium von Jesu wiederholt verkündigend und die Nothwendigkeit der Annahme desselben in ihrem sündigen Zustand, so wie die Süßigkeit desselben ans Herz zu legen mich bemühend und sie bittend, sich versöhnen zu lassen mit Gott; fand aber kein offenes Herz, obgleich kein Widerspruch gemacht wurde. Entweder wurde gesagt: wenn es Gott in den Sinn gibt, so geschieht's; oder wir können doch nicht die ganze Familie verlassen. Beim Ausgehen des Abends kam ich zuerst in einen Laden, konnte aber da nichts thun wegen des Geschwätzes des Krämers, der immer seine Sündlosigkeit, die Göttlichkeit seines Vakatramana (der in Tripati je nach dem Gerechtigkeits- oder Sünder-Zustand eines Menschen, dem Einen als verjüngt schön, einem Andern als Stein und wieder einem Andern gar nicht erscheine) und sogar die die menschliche Weisheit übertreffende Weisheit der Kühe behauptete. In eines Vokelme's Haus bot ich hauptsächlich einem Greisen und einigen Andern Vergebung ihrer Sünden an durch das Leiden und den Tod des Sohnes Gottes und ermahnte zur gläubigen Aufnahme dieser Liebe Gottes.

„9. Februar. Begab mich diesen Morgen wieder in das Haus des Vokelme's, in dem ich vorige Woche mich für einen Tag aufhielt. Sprach unterwegs in eines Vokelme's und in eines Biruwe's Haus zu ordentlichen Zuhörern. Der Eigenthümer des ersten Hauses war einmal bei mir in Mulky, und er wußte jetzt noch, daß Gottes

Sohn in die Welt gekommen und um der Menschen willen gestorben und auferstanden sey. Abends kehrte ich nach Mulky zurück.

J. J. Ammann."

Beilage C.

Neun und neunzig Sprüchwörter der Odschi-Sprache,

gesammelt und übersetzt von H. N. Riis.

Wenn du Gift leckst, berührt etwas deinen Mund.
Niemand kocht Speise und legt sie an den Kreuzweg, um Gäste zu suchen.
Der Affe sagt: „Was in meinem Bauch ist, ist mein aber was in meinen Backentaschen ist, ist nicht mein."
Ein einziger Palmbaum verdirbt den Palmwein.
Die Zunge tödtet und die Zunge errettet.
So lange du noch ein Knabe bist, verhöhne nicht die Kleinen.
Ein Mensch wird nicht ohne Ursache mager; entweder hungert er, oder er hat Schulden.
Wenn das Gold dir naht, so glänzt es.
Harte Worte sind für den Armen.
Der Arme hat keinen Freund.
Armuth macht den Freien leibeigen.
Des Armen Elfenbein ist ein Eberzahn.
Wenn der Arme reich wird, geht das Dorf zu Grunde.
Das Sprüchwort des Armen verbreitet sich nicht.
Wenn ein Sclave frei wird, nennt er sich selbst einen Edelmann.
Wenn eine Freie in Dienst tritt, nennt man sie eine Sclavin.
Wenn ein Starker Faustrecht üben wollte, dem würde ein Elephant ins Haus kommen.

„Ich allein bin ein Pflanzer" sagst du, wenn du nie in eines Andern Plantage gewesen bist.

Der Rausch entblößt des Europäers Stelzfuß.

Willst du mich nicht rühmen, so verderbe doch meinen guten Namen nicht.

Ein Knabe zerbricht wohl Schnecken, aber keine Schildkröte.

Wenn du zupfen kannst, so zupfe deine eigenen grauen Haare aus.

Wenn du reich bist, so schließe immer deine Thür.

Gesetzt es gäbe nur Schnecken und Schildkröten, dann knallte nie eine Flinte im Wald.

Ein Kind, das Vater und Mutter nicht gehorcht, wird ungesalzene Speise essen.

Nichts ist so roth wie Feuer.

Niemand sagt zu einem Andern: „Kaufe Salz und iß."

Wenn deine Hand in der Schüssel ist, werden sie dir nicht alles wegessen.

Wenn ein Huhn deines Nachbars Korn frißt, treib's weg; ein ander Mal wird's das deine fressen.

Gefragt, ob sie satt sey, sagte die Waise: „Hättest mir gegeben, wie deinem eigenen Kind, dann wäre ich satt."

Ein Strick nach dem andern, dann wird auch ein Panther gebunden.

Niemand kauft einen Hahn, damit er in eines Andern Plantage krähe.

„Eine Hexe geht dort!" „Eine Hexe geht dort!" — aber wenn du keine Hexe bist, so drehst du dich nicht darnach um.

Wann Einer im Begriff ist, zu kommen, sagst du nicht zu ihm: „Komm her."

Wenn du schlechte Zähne hast, so sind die es eben, woran du leckst.

Wenn der Waldteufel zur Costüme geht, so kehrt er bei der Hexe ein.

Nichts ist auch etwas.

Feuer und Schießpulver liegen nicht bei einander.

Wenn der Neumond erscheint, geht er nicht an demselben Tag übers Dorf hin.

Wenn Regen fällt, so nimmt man die Sachen, die im Regen stehen, ins Haus, aber nicht die Steine mit.

Wenn ein Nackter dir ein Kleid verspricht, so frage nach seinem Namen.

Wenn Einer kehrt, trägt nicht ein Anderer den Auskehricht hinaus.

Wenn Akosua einen bösen Streich macht, soll nicht Akua dafür büßen.

Auch, wenn du hungrig bist, issest du doch nicht mit beiden Händen.

Wenn dein Herr dich haßt, so nennt er dich einen freien Mann.

Damit die Eine der Andern den Staub aus dem Auge blasen kann, gehen zwei Antilopen zusammen.

Niemand macht Freudensprünge, wenn er einen starken Sclaven eines Andern erblickt.

Niemand kauft eines Rindes Fußstapfen.

Ein Stück Holz, das gegen einen Stein anliegt, hält wohl einen Hieb aus.

Wie das Schwert, so die Scheide.

Wenn du eine Ziege schlägst, so wirst du den Weg nach ihres Herrn Haus finden.

Wenn Eine Zunge tausend Zungen begegnet, so fällt sie in Ohnmacht.

Wenn ein Baum allein den Wind auffängt, so bricht er zusammen.

„Mein Amulet sind meine Augen" sagt der Affe.

Wenn du selbst verkauft wirst, kaufst du nicht eine Flinte.

Wenn ein Muhammedaner ertrinkt, stellt man nicht nach seinem Kleid Nachforschungen an.

Wenn du auf dem Weg Freundschaften schließest, so geht dein Messer verloren.

Wer von einer Schlange gebissen worden ist, fürchtet selbst einen Haselwurm.

Auch der Starke thut nicht zweier Leute Arbeit.

Zwei Böckchen überwinden einen Bock.

Wenn du mit deines Vaters Sclaven einen Palmbaum fällst, wird er dich Freund nennen.

Wäre eine Maus auch so groß, wie ein Ochse, sie bleibt doch eine Sclavin der Katze.

Wenn du essen kannst, so iß etwas, aber nicht alles.

„Eile ist gut und Weile ist gut" sagt das Chamäleon.

„Ein Mann schäme sich nicht, zu fliehen" sagt die Schildkröte.

Wenn ein Elephant auf einen Sprenkel tritt, schnellt er nicht empor.

Die Tochter einer Krabbe gebiert keinen Vogel.

Das Salz sagt nicht von sich selbst: „Ich bin wohlschmeckend."

Einen Wald, der dir Schutz gewährt hat, nennst du nicht ein Gestrüpp.

Weil das Pferd dumm ist, ist nicht auch der Reiter dumm.

Wenn nichts die Palmzweige anrührt, gibts kein Geräusch.

Wenn der Weg lang ist, so kürzt man ihn mit den Füßen ab, nicht mit einer Axt.

Ein Fehltritt des Mundes ist schlimmer als des Fußes.

Ein dummer Gesell, dessen Schaf zweimal ausreißt.

Ein krummer Stock lehrt uns den Schreiner kennen.

Wenn die Katze stirbt, freuen sich die Mäuse.

Ein Boot wird an beiden Seiten gerudert.

Man deckt nicht ein Haus halb.

Ein Kopf stellt keine Berathung an.

Des Todes Hippe mäht nicht auf Einem Striche nur.

Leg drauf! leg drauf! macht endlich eine Last.

Wenn du nicht schläfrig bist, sagst du: „Ich habe kein Lager."

Ein Raufbold rauft sich mit seines Gleichen, nicht mit den Aeltesten.

So lange man die Schildkröte noch nicht hat, schneidet man nicht den Strick für sie ab.

Wenn mich Niemand grüßt, so grüße ich mich selbst.

Man wählt zum Boten einen Verständigen, und nicht einen Langschritt.

Durch versteckte Sprenkel werden auch scharfsichtige Vögel gefangen.

Im Ohr ist kein Kreuzweg.

Abends ist auch der Rothe schwarz.

Wenn du nicht tanzen kannst, sagst du: „Ich mag die Trommel nicht."

Des Geizigen Schätze fressen die Mäuse.

Wenn Jemand dich haßt, schlägt er dein Vieh.

Die Pfefferstaude am Wege sagt: „Willst du mich brechen, so brich, aber schimpfe mich nicht."

In der Schlinge schreit der Vogel anders als sonst.

Beutel tragen kann Niemand besser als eine Wand.

„Essen ohne Ermüdung schmeckt nicht" sagt die Antilope.

Niemand läßt ab, einem Elephanten nachzusetzen, um einen Sperling zu verfolgen.

Der Sclave wählt nicht seinen Herrn.

Wenn dein Feind eine Streitsache bekommt, so schlichte sie für ihn; aber wenn er dir dankt, so antworte ihm nicht.

Missions-Zeitung.

Die den Gesellschaften beigesetzten Jahreszahlen zeigen das Jahr ihrer Entstehung oder des Anfangs ihrer Missionsthätigkeit an.

Die Zahlen zur Seite der Namen der Missionare oder Stationen u. s. w. in der Missions-Zeitung deuten auf die Gesellschaft zurück, welcher dieselben angehören. Die mit * bezeichneten Missionare sind Zöglinge der Basler-Anstalt.

Abkürzungen: M. (Missionar), K. (Katechet), m. F. (mit Familie), m. G. (mit Gattin), † (gestorben).

Evangelische Missionsgesellschaften im Jahr 1849.

Deutschland & Schweiz.

1. Brüdergemeinde. 1732.
2. Missions-Anstalt zu Halle. 1705.
3. Evangelische Missionsgesellschaft zu Basel. 1816.
4. Rheinische Missionsgesellschaft zu Barmen. 1828.
5. Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden, in Berlin. 1824.

Frauen-Verein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande, in Berlin.

6. Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden, in Berlin. 1822.
7. Evangelischer Missionsverein zur Ausbreitung des Christenthums unter den Eingebornen der Heidenländer (sonst Pred. Goßner's) in Berlin. 1836.
8. Lutherische Missionsgesellschaft in Leipzig. 1836.
9. Norddeutsche Missionsgesellschaft in Hamburg. 1836.
10. Missionsgesellschaft zu Lausanne. 1826.

Niederlande.

11. Niederländische Missionsgesellschaft zu Rotterdam. 1797.

England.

12. Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß. 1647.
13. Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums. 1701.
14. Baptisten-Missionsgesellschaft. 1792.
15. Allgemeine Baptisten-Missionen. (General Baptists.) 1816.
16. Wesley-Methodisten-Missionsgesellschaft. 1786.
17. Londoner Missionsgesellschaft. 1795.

18. Kirchliche Missionsgesellschaft. 1799.
19. Londoner Juden-Missionsgesellschaft. 1808.
20. Brittische Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums unter den Juden. 1843.
21. Schottische Missionsgesellschaft. 1796.
22. Mission der vereinigten presbyterianischen Kirche Schottlands. 1847.
23. Mission der schottischen Staatskirche. 1830.
24. Mission der freien schottischen Kirche. 1843.
25. Missionen der reformirten presbyterianischen Kirche Schottlands. 1845.
26. Welsche und ausländische Missionsgesellschaft. 1840.
27. Mission der irländischen presbyterianischen Kirche. 1840.
28. Frauengesellschaft für weibliche Erziehung im Auslande. 1834.

Frankreich.

29. Missionsgesellschaft zu Paris. 1824.

Dänemark.

30. Dänische Missionsgesellschaft. 1821.

Schweden.

31. Schwedische Missionsgesellschaft in Stockholm. 1835.
32. Missionsgesellschaft in Lund. 1846.

Norwegen.

33. Norwegische Missionsgesellschaft in Stavanger. 1842.

Nordamerica.

34. Baptisten-Missionsgesellschaft. 1814.
35. Americanische Missionsgesellschaft. 1810. (Board of Foreign Miss.)
36. Bischöfliche Methodisten-Missionsgesellschaft. 1819.
37. Mission der bischöflichen Kirche in Nordamerica. 1830.
38. Mission der presbyterianischen Kirche. 1802.

Nachrichten aus den Missionsgebieten.

China. Am Weihnachtsfest hatten die Missionare Genähr und Lobscheid (4) in Saiheong die Freude vier chinesische Jünglinge, Afuk, Akong, Akwok und Achun, von 15 bis 19 Jahren, und ihren alten Koch, Asam, durch die Taufe in den Bund Gottes aufzunehmen.

Hinterindien und Archipel.

Karenen (34). Der letzte Jahresbericht der americanischen Baptisten enthält über die Mission unter den Karenen folgende Angaben: „Die Karenen sind in zwei Stämme getheilt: die Pwos und die Sgaus, die ungefähr gleich stark sind. Sie finden sich in und um Maulmain, Tawoy, Mergui, Rangun und an den Grenzen von Siam, an den Bergen und Flüssen im ganzen südlichen Burma hin. Sie sprechen zwei verschiedene Mundarten, daher jeder Stamm, wenigstens für jetzt, seine eigenen Bücher und Lehrer haben muß. Es sind jetzt etwa 20 Jahre seit die Mission unter den Karenen angefangen wurde. Sie schienen von Anfang an zum Christenthum vorbereitet zu seyn, daher dieses fort und fort siegreichen Fortgang unter ihnen hatte. In den verschiedenen Abtheilungen des Ka-

rengebiets sind wenigstens 85 christliche Gemeinden gebildet worden. Ueber 12,000 Seelen haben Beweise der Bekehrung gegeben, und gegen 7000 derselben sind getauft worden. Hunderte dieser Bekehrten sind im Glauben an Christum aus der Zeit gegangen. — In der Sandoway-Mission haben die bekehrten Karenen Capellen errichtet, Schulen unterhalten, theilweise ihre Pastoren selbst erhalten, und eingeborne Arbeiter in ihre noch finstern Umgebungen ausgesandt. Die zu Maulmain und Tavoy gehörenden Karengemeinden haben Gleiches zu thun versucht, im Verhältniß von Anzahl und Kräften."

Borneo. Es hat sich vor einigen Jahren in England eine kirchliche Missionsgesellschaft für Borneo gebildet, welche nun gegen Ende Juni dieses Jahrs ihre Jahresversammlung hatte. Im Bericht der Committee heißt es, aus den besondern Umständen der Mission ergebe sich, daß noch geraume Zeit erfordert werde, ehe sie von den Arbeiten der Missionare in Sarawak entschiedene Erfolge erwarten dürfen; daß aber die Committee von Personen, welche mit Borneo wohl bekannt seyen, die Versicherung erhalten hätten, die auf die Eingebornen gemachten Eindrücke würden allmählig tiefer. Ein großer Fortschritt in einem bis jetzt vom Heidenthum und Islam beherrschten Lande sey schon das, daß ein Geistlicher ganz ungehindert eine Schule eröffnen und nun seit zwei Jahren fortsetzen, mehrere Waisenkinder taufen, und seine Absicht kund thun durfte, sie als Christen zu erziehen, ein bleibendes Missionshaus zu errichten und den Grund zu einer Kirche zu legen. Sir James Brook hat der Mission zu Sarawak und Singapur ein Geschenk von 300 Morgen Landes gemacht." — Die Einnahme der Gesellschaft war im Jahr 1849 L. 631. 16. 3.

Ober- und Niederindien.

In Calcutta und den Nebenstationen zählt die freie schottische Kirche folgende Schüler: in Calcutta stehen verzeichnet 1300; in Tschinsura 600; in Bansbaria 250; in Kulna 150; zusammen 2300. — Im letzten Jahresberichte heißt es: „Die Committee hat vom Presbyterium in Calcutta zwei Schreiben erhalten, welche große Freude, obschon nicht ohne Sorgen, verursacht haben. Das erste ist eine Bittschrift von fünf Bekehrten, die sich entschlossen erklären, sich dem Dienste Gottes zu widmen, und ihren Landsleuten die frohe Botschaft von ihrem Heil zu verkündigen. Das Presbyterium hat den gewöhnlichen Weg eingeschlagen, um sich der Befähigung dieser fünf jungen Leute zu Katechisten zu versichern. Ihre Namen sind: Banka Bihari Basu, Baikantah Nathde, Uma Tschoran Gosch, Dinanath Addhya und Guru Das Maitra. Das andere Schreiben ist von ähnlicher Art von drei andern Bekehrten, Dschagadischwar Bhattatschardschga, Prasunna Kumar Tschatterdschga und Lal Behari De, welche schon seit mehrern Jahren als Katechisten gedient und nun

vom Presbyterium in Calcutta als Prediger des Evangeliums in Prüfung genommen worden sind.

Vorderindien und Ceylon.

Madras. Die Missionsschulen der freien schottischen Kirche in dieser Gegend haben nach dem letzten Jahresbericht folgenden Bestand: In der Anstalt in Madras 600; in Triplicane 320; Mädchen an beiden Orten über 200; in Nellur Knaben und Mädchen 183; in Kondscheweram sind auf der Liste 273 Schüler; in Dsinglepnt 304. Ganze Schülerzahl zwischen 16—1700, worunter 350 Mädchen.

Nach langem Warten war es den Missionaren (24) Ende Mai wieder vergönnt einen an Christum gläubig gewordenen Hindu-Jüngling in ihre Gemeinschaft aufzunehmen. Derselbe heißt Mudukrischnan. Er wurde um seines Bekenntnisses willen von seinem Vater 10 Tage lang in Ketten gehalten. Durch sein und der Christen Gebet gestärkt blieb er aber fest. Als er wieder frei war, floh er sogleich in das Missionshaus und ließ sich durch keine Drohung und Ueberredung seiner Verwandten bewegen wieder umzukehren. Am 26. Juni wurde er von Miss. Johnston getauft.

Ceylon. Die Missionare (14) zählten in ihren 24 Schulen im Colombo-District dieser Insel 714 Kinder, welche in der christlichen Religion unterrichtet werden.

Trawancor. Die Missionare Mead und Abbs (17) in Nejur schreiben Ende März dieses Jahrs: „Die Lossagung vom Götzendienst von etwa 160 Heiden von der Weberkaste und die Verlassenheit ihrer beiden Teufelstempel, sind wohl die auffallendsten Beispiele des Fortschritts auf dieser Station im letzten Jahr. Wir hatten vormals eine Schule im Weberdorfe, gaben sie aber auf, theils in Folge des Todes des Lehrers, meist aber weil sie von Seite der Erwachsenen so wenig Aufmunterung erfuhr. Wie würde sich jetzt der verstorbene Lehrer freuen, wenn er die Leute von zwei Straßen des Dorfes und ihre Tempel dem wahren Gott übergeben sähe! Statt der in Kleinmuth aufgegebenen Schule haben wir nun zwei neue angefangen, in jeder Straße eine, und beide sind gut besucht. Da in indischen Dörfern viel vom Obersten des Dorfes abhängt, so freut es uns, daß der Oberste unter den Webern ein verständiger Mann ist, und in der Schriftkenntniß schöne Fortschritte macht. Als die Neubekehrten gefragt wurden, warum sie den Teufelstempel nicht beleuchteten, antwortete Einer, der Tempel habe nicht nach dem Lichte verlangt; wenn er das thue, so sey es noch Zeit genug, ihr Oel dafür zu verbrennen. — Und als ihr heidnischer Priester sie besuchte, um sie mit heiliger Asche zu bestreichen, bei welchem Anlaß ihm auch etwas Geld gegeben wird, sprachen die Christen zu ihm: „Wir haben nichts dagegen Euch einige Tschakrams zu geben; aber wir sind jetzt Christen und können die heidnischen Zeichen nicht mehr auf uns nehmen.“ Der Priester ging verdutzt

und erstaunt über die eingetretene Veränderung seines Wegs."

Bombay. Bei der letzten Prüfung im März zählte die Missionsschule (24) in dieser Stadt 248 Schüler, nämlich: 111 Hindus, 9 Muhammedaner, 1 Parsi, 19 Juden, 108 Katholiken. In den Tagschulen waren 433 Knaben und 545 Mädchen. — In und um Puna ist die Zahl ihrer Schüler gegen 1000.

Mesopotamien. Mosul. Von dem in der Missionszeitung 1849, H. 3. S. 206 erwähnten syrischen Bischof melden spätere Berichte, daß er sich als Heuchler und entschiedener Feind des Evangeliums erwiesen habe. Er versuchte beim Pascha alle Mittel, den Missionar Ford (35), der sich einige Monate in Mosul aufhielt, von dort zu vertreiben; allein durch Vermittlung des englischen Consuls Rassam gelang es Jenem seinen Stand zu behalten.

Syrien. In Aleppo brach im Februar dieses Jahrs eine Verfolgung gegen die Evangelischgesinnten aus. Alle protestantischen Bücher und Bibeln sollten bei Strafe des Kirchenbannes verbrannt oder ausgeliefert werden, und Mehrere ließen sich durch das Drohen zum Abfall bewegen.

Marasch. Im Tagebuch des Miss. Schneider (35) in Aintab heißt es unterm 13. Februar dieses Jahrs: „Eine Nachricht von Marasch begeisterte einen unserer eingebornen Brüder so, daß er sich uns erbot dorthin zu gehen. Da seine Gegenwart dem bereits dort arbeitenden Bruder zur Stärkung gereichen konnte, so willigten wir in sein Gehen, und er machte sich sofort auf den Weg. Am Tage nach seiner Ankunft daselbst wurde er auf seinem Zimmer, wie er meldet, von etwa 60 Personen besucht. — Da jedoch bald darauf eine feindliche Partei es auf ihre Entfernung antrug, so glaubten sie besser zu thun, den Sturm nicht abzuwarten, sondern den Ort noch bei Zeiten zu verlassen. — Miss. Schneider fügt diesem Berichte bei: „Wir waren indeß über den Erfolg ihrer Arbeiten sehr erfreut. Ihrer etwa 100 sollen mit mehr oder weniger Ernst der Wahrheit nachforschen. Mit 4 oder 5 Personen ist es so weit gekommen, daß sie im Begriff sind, sich von ihrer Kirche gänzlich zu trennen." — Auch in Käsarea arbeitet ein eingeborner Bruder unter großen Ermunterungen. Miss. Schneider sagt: „Die Zahl derer, die von der Wahrheit überzeugt und ihr heimlich zugethan sind, ist groß, und sie wünschen sehr, es möchte ein Missionar zu ihnen kommen. Es ist wahrscheinlich, daß sie in diesem Fall als Freunde und Vertheidiger des Evangeliums öffentlich auftreten würden. — In Aintab selbst machte in dieser Zeit (Februar 1849) der erklärte Uebertritt eines angesehenen und einflußreichen Armeniers zum Protestantismus nicht wenig Aufsehen. — Von einer andern Frucht der Arbeit meldet derselbe Missionar: „Zu Anfang dieses Jahres wurde in unserer Gemeinde eine „Kinder-Missionsgesellschaft" gestiftet, deren Mitglieder unter 15 Jahren sind.

Gerade etwa 100 Kinder haben ihre Namen dazu eingegeben. Eine der Bestimmungen ist, daß jedes Kind seinen monatlichen Beitrag selbst erwerbe. Sie kommen monatlich einmal zusammen, um Mittheilungen aus der Heidenwelt zu vernehmen. — Günstige Berichte von Urfa und Diarbekir veranlaßten Miss. Schneider im März und April diese Städte zu besuchen. Er fand sowohl bei Armeniern als Syrern die freundlichste Aufnahme. Aber ein vom armenischen Wartabed und syrischen Patriarchen in Diarbekir erhobener Sturm bewog ihn, dem Pascha seine Aufwartung zu machen und ihn um Schutz zu bitten. Ehe er ging, gaben 14 Eingeborne ihm ihre Namen an, um sie nöthigenfalls dem Pascha als Protestanten einzuhändigen, und so wurde der Sache des Evangeliums eine günstige Wendung gegeben.

Westafrica. Abbeokuta. Nach englischen Zeitungen hätte der Sclavenhändler König von Dahomi die Missionare in Abbeokuta unter Drohung mit dem Tode aus dem Lande gewiesen.

Südafrica. Gnadenthal. (1) Am 8. Januar feierte die Gemeine dieser Station das 50jährige Jubelfest ihrer Kirchweihe. Eine alte Mutter rief dabei aus: „Ich bin vor 50 Jahren mit Bruder Kohrhammer in diese Kirche eingezogen, nachdem ich zwei Tage vorher Taufcandidatin geworden war; ich weiß noch wohl, wie er den Vers anstimmte: Kommt Seelen, kommt alle, lernt Jesum erkennen — Was hat der HErr nicht seitdem an mir gethan!" — Am 10. Februar hatten die Brüder die Gnade wieder sieben Erwachsene zu taufen.

Miss. Pellissier (29) in Bethulia taufte im März 16 Erwachsene und ließ sie am heiligen Abendmahl Antheil nehmen. Eine Anfangs des Jahrs angestellte Sammlung von Beiträgen für die Mission betrug über 480 fl. — Die Zahl der Communicanten war im April 200; die der getauften Kinder 214; Gemeindeglieder 4—500.

Die Station Beerseba (29) hatte außer mehrern andern Posten der französischen Mission im vorigen Jahr manche innere Kämpfe zu bestehen, in Folge der Erweiterung des englischen Gebietes, wodurch die Eingebornen in ihren Freiheiten und Besitzungen bedeutend beschränkt und innere Kriege veranlaßt wurden. Dem ungeachtet hatten die Missionare im September 1849 die Freude 48 Erwachsene und 25 Kinder durch die Taufe in die christliche Gemeinschaft aufzunehmen. Im Ganzen waren im Laufe des Jahres 65 Kinder getauft worden. Die Zahl der Communicanten war im April dieses Jahrs 391; 39 waren der Gemeinschaft stille gestellt, 54 gänzlich ausgeschlossen.

In Bethesda (29) wurde das Osterfest durch die Taufe von drei Frauen erhöht, deren noch heidnische Männer der Feierlichkeit beiwohnten. Communicanten 23, getaufte Kinder 19; Katechumenen 8.

Morija. (29) Communicanten (April) 3?6; ausgeschlossen 11; Katechumenen 46.

Mittel-America. Br. Pfeiffer (1) zu Blufields auf der Moskitoküste schreibt unterm 22. März vom Bau eines neuen Versammlungshauses, wozu der König und viele seiner Unterthanen durch Beiträge und unentgeldliche Arbeit mitgeholfen. Auch sagt er unter Anderm: „Ein junger farbiger Mann, der sich zuerst sehr feindlich bewies, hat die Kraft des Evangeliums erfahren, und sich ernstlich zum HErrn bekehrt. Er findet nun sein Vergnügen am Lesen der Bibel und lobt den HErrn für seine Barmherzigkeit. — Seit wir hier sind haben wir schon für mehr als 20 Thaler Bibeln verkauft."

Südamerica. Feuerland. Die patagonische Missionsgesellschaft hat Anfangs September ihre erste Missionsendung nach dem Feuerland abgefertigt. Unter der Leitung des Capitäns Allen Gardiner fuhren am 7. September zwei Katechisten, ein Botzimmermann und drei Fischer von Liverpool dahin ab.

Westindien. Jamaica. Miss. Buchner (1) in Fairfield meldet im März dieses Jahrs die Gründung oder Wiederherstellung von 13 Schulen, wodurch ein großer Theil der Kinder, die wegen zu großer Entfernung ihrer Wohnorte nicht zu den Schulen auf jeder Station kommen können, und die daher, seitdem die Nebenschulen eingegangen waren, ohne Unterricht aufwuchsen, wieder unter den Einfluß christlicher Unterweisung und Pflege gebracht worden. Die meisten Lehrer und Lehrerinnen an diesen Schulen sind Neger oder Mulatten.

Antigua. Das Missionsblatt der Brüdergemeinde vom Juli sagt über den Zustand dieser Insel: „Antigua hat jetzt, statt des noch vor 100 Jahren herrschenden gräulichen Heidenthums, lauter christliche Gemeinden und verhältnißmäßig eine größere Zahl an Kirchen als manche Gegend unsers Vaterlandes; und diese Kirchen sind Sonntags wohl besucht.

Miss. Hamilton (1) Inspector der Gehülfenschule zu Cederhall auf Antigua schreibt unterm 27. Juli: „Es freut mich berichten zu können, daß unter den Zöglingen unserer Schule sich eine ernste Bekümmerniß um ihr ewiges Heil kund gibt. Es scheint der HErr hat durch die Stimme seines heiligen Geistes zu ihren Herzen gesprochen. Sie stehen bisweilen des Nachts auf, um im Gebet den HErrn zu suchen, und suchen sich des Tags ein verborgenes Plätzchen in dem nahen Busch zu demselben Zweck. Fünf von ihnen kommen öfters zu uns, um sich über geistliche Gegenstände zu befragen und zu unterhalten, oder sich Stellen der heiligen Schrift erklären zu lassen.

Neu-Holland. Die zu einem Missionsversuche auf Neuholland bestimmten Missionare der Brüdergemeine Täger und Spieseke, sind am 26. Februar dieses Jahrs in Melbourne, der ihnen angewiesenen Gegend, angekommen und haben sich bereits von da ins Innere des Landes begeben, um sich ihr Arbeitsfeld unter den Eingebor-

nen zu suchen. Bekanntlich sind schon von mehrern Missionsgesellschaften Versuche zur Bekehrung dieser wilden herumstreichenden Menschen gemacht worden, aber mit ungemein wenig Erfolg.

Inseln der Südsee.

Gesellschaftsinseln. Tahiti. (17) Im Jahresbericht für 1849 heißt es in Bezug auf diese Insel: „Die Directoren beklagen schmerzlich, daß ihre Missionare in Tahity, ihren frühern Hoffnungen entgegen, vom französischen Statthalter Lavaud in ihren Arbeiten vielerlei Störungen und Hindernisse erfahren mußten. Er verwehrt den Leuten die Missionsgebäude wieder herzustellen, ohne vorerst seine Erlaubniß dafür eingeholt zu haben; auch hat er sie an der Entrichtung der gewohnten Beiträge zu Verbreitung des Evangeliums auf noch heidnischen Inseln des stillen Oceans gehindert. Wenn Stationen und Districte vacant wurden, so gestattete er unsern Missionaren nicht, dahin zu ziehen ohne dazu von ihm Erlaubniß erhalten zu haben. An einem Orte, wo zwei katholische Priester die Jugend für ihre Lehre zu gewinnen suchten, verbot er unsern Brüdern zu reden, damit, wie er sagte, kein Religionsstreit entstehe. Dieses willkührliche Verfahren ist in geradem Widerspruch mit dem Vertrag, wodurch die französische Schutzherrschaft auf der Insel gesetzlich eingeführt wurde, worin es heißt: „Jeder soll in der Ausübung seiner Religion frei seyn." Und weiter: „Die jetzt vorhandenen Kirchen sollen fortbestehen; und die englischen Missionare sollen in ihren Arbeiten ohne Belästigung fortfahren." — Dann heißt es in dem Bericht weiter: „Aber inmitten dieser und anderer besorglicher Umstände ist es höchst erfreulich berichten zu können, daß die tahitischen Gemeinden im Allgemeinen sowohl an Gliederzahl als auch in christlicher Gediegenheit zugenommen haben. Miss. Howe schreibt im September 1849: „Im letzten halben Jahre sind der Gemeinde zu Papaoa nicht weniger als 109 Mitglieder beigetreten, meist junge Eheleute, und es freut mich sagen zu können, daß das Werk des HErrn zu Venus-Spitze mit erfreulichen Aussichten begonnen hat. Bei der letzten Gemeindeversammlung daselbst, letzten Freitag, nahm ich 30 Personen in die Kirche auf. Mögen sie sich alle als vom heiligen Geist getauft erweisen." — So schreibt auch Hr. Thompson unterm 12. November: „Im letzten halben Jahr hat die Gemeinde zu Papiti um 134 Seelen zugenommen, meist junge Leute, deren Viele sich durch Ausschweifungen hervorgethan hatten. Ihrer Mehrere waren aber schon alt, und waren doch noch nicht getauft. Der Götzendienst hatte hier schon vor 30 Jahren aufgehört; aber diese hatten, wie es scheint, dem Heidenthum nie ganz entsagt, und waren wohl die letzten Tahitier die sich in die Heerde Christi aufnehmen ließen." — Miss. Krause auf der Insel Otaha berichtet im Mai 1849 von einer neuen Lebensregung daselbst: „Die Kinder in meinem Hause gaben

durch zeitgemäße Ermahnungen an ihre Eltern den ersten Anstoß zu dieser Regung. Indeß muß sie hauptsächlich einigen Schlußbemerkungen in einer Predigt zugeschrieben werden, die ich über 1 Kön. 19, 1–4. gehalten hatte, obschon sie damals keine weitern Folgen zu haben schien. Um diese Zeit mußte ich in Missionsgeschäften nach Raiatia gehen. Während ich dort war schrieb mir meine Frau, eine Versammlung der weiblichen Mitglieder der Gemeinde, welche sie selbst gehalten, sey sehr belebt gewesen; fast alle Anwesenden hätten Worte der Ermahnung gesprochen, und die ganze Versammlung sey sehr gerührt gewesen. Auch sey eine große Lernbegierde erwacht, die Schulen seyen gedrängt voll, und in Privathäusern werde bis spät in die Nacht gelernt. Bei meiner Rückkehr fand ich das alles bestätigt."

Später, im Februar dieses Jahrs, meldet auch Miss. Howe von einer großen Erweckung, die unter den Eingebornen jedes Standes und Alters auf Tahiti und Eimeo stattgefunden hat. „Nicht weniger als 400 sind im letzten Jahr zu den Gemeinen hinzugethan worden. Ich habe jetzt 10 junge Leute in meiner Pflege, um sie zu Predigern heran zu bilden, und ich könnte noch mehr haben, wenn ich die Mittel dazu hätte."

Freundschaftsinseln. Miss. Amos (16) auf Tonga schreibt unterm 23. October 1849: „Die dunkeln Wolken, welche voriges Jahr über unserer Hochschule hingen, sind nun verschwunden und wir haben die schönsten Hoffnungen für guten Erfolg. — Wir haben 24 Zöglinge, die zu Ortspredigern gebildet werden."

Neue Hebriden. Im September und October 1849 besuchten die Missionare Murray und Hardie (17) von Samoa aus mit dem Missionsschiff John Williams wieder die Neuen Hebriden. Auf mehrern Inseln, als Anatom, Tanna, Nina, und Arromanga fanden sie die dorthin gestellten Missionare und Lehrer wohl und nicht ohne Frucht ihrer Arbeit unter den Eingebornen. Hingegen auf der Insel Fate waren die meisten der früher dort abgesetzten Lehrer gestorben, und die übrig gebliebenen in großer Noth und Trübsal. Die Eingebornen hatten sie gänzlich verlassen und verhielten sich feindlich gegen sie, so daß die Missionare sich veranlaßt fanden, sie von da weg zu nehmen. Die Eingebornen hatten beständig Kriege unter einander, und die besuchenden Missionare waren in Gefahr von ihnen überfallen zu werden.

Mangaia. (17) Die im Frühjahr 1846 durch Sturm zerstörte Kirche auf dieser Insel (M. = Ztg. 1847. H. 1. S. 187) ist seitdem von den Eingebornen mit Hülfe der ihnen von Missionsfreunden in England gesandten Werkzeuge von dauerhafterm Material und größerm Umfang wieder aufgebaut und am 26. und 28. September vorigen Jahrs feierlich eingeweiht worden.

Judenmissionen.

Jerusalem. Am Charfreitag taufte Bischof Gobat zwei Israeli-

ten: einen bejahrten Mann Namens Pintow, aus Marocco gebürtig, der nach allerlei schweren Lebensschicksalen etwa zwei Jahre zuvor krank nach Jerusalem gekommen und in den Spital aufgenommen worden war; und Frau Haljah Sara Victor, 60 Jahre alt, deren Mann wegen Krankheit schon früher von Miss. Nicolaison getauft worden war.

Safet. Vom 3. bis 11. April waren die Juden dieser Stadt mit den Rabbinen an der Spitze in beständiger Aufregung und offenem Aufruhr, wegen eines Juden, Rabbi Jonas, der öffentlich seinen Glauben an Christum bekannte. Sie schlugen und mißhandelten ihn aufs grausamste, und die Zusammenrottungen um das Haus des Miss. Daniel nahmen erst ein Ende, als der brittische Consul, Hr. Finn, von Jerusalem ankam und dem Unfug durch kräftige Maßregeln Einhalt that.

Anhang.

Dr. Gützlaff's Thätigkeit für China.

Aus seinem zu Ende Juli in Stockholm (Schweden) gehaltenen Vortrag.

„In England schlug ich vor, die dortigen Christen sollten sich der Verkündigung des Evangeliums in den drei Provinzen Schantung, Thekiang und Fokien annehmen. Ich sagte: „laßt uns in ganz Europa einen Verein für das große Land China gründen, auf daß vereinte Gebete Segen über dieses ganze Land verbreiten.“ So bildete sich in England eine große Missionsgesellschaft für China. — In Holland sagte ich: „Seht, welches große Werk ausgerichtet worden ist, seit ich die Ufer dieses Landes verlassen habe. Seht auch unsere große Schuld gegen unsern HErrn und Gott. Achtzehn Jahrhunderte sind verflossen, seit das Evangelium zu predigen angefangen worden, und noch hat dieser dritte Theil des ganzen Menschengeschlechts das Evangelium nicht gehört.“ Sie sagten: „Wir erkennen das — wir wollen Alles thun — wir wollen das Kreuz in unsern Colonien in Cambodia, Tunkin, Annam, Laso und auf der Insel Formosa aufrichten. Dann wollen wir auch zwei Männer an die Ufer des großen Gulaflusses (in China) senden, um Christum zu predigen; sie sollen etwas vom Wasserbau verstehen, damit sie dem Volk bei Ueberschwemmungen helfen können.“ Das that Holland. — Von da reiste ich nach Belgien. In der Hauptstadt Brüssel sagten sie: „Auch wir wollen einen Verein bilden;“ und so vereinigten sich Herren und Frauen zu zwei besondern Vereinen für China. — Hierauf ging ich nach Frankreich und dann nach Deutschland und Cassel. An letzterm

Orte frug ich: „Was wollt Ihr thun?" Sie antworteten: „Wir nehmen uns der Mandschurei und der Provinz Dschil an, in welcher die Hauptstadt, Peking, liegt." — Im Nordwesten Deutschlands sprach ich: „Nehmt Ihr die Provinz Honan." — In Berlin sagte ich: „Seht wie reichlich Euch der HErr das Wort gegeben hat. Gebet Ihr nun auch etwas." Sie übernahmen Thibet, Szetschuan, Kansu und Schensi. Und so wurde in Berlin ein Hauptverein für ganz Deutschland gebildet. — Von dort ging ich nach meinem Vaterland Pommern. Da sprach ich: „Ihr Landsleute, wollt Ihr des HErrn Wort in Schansi verkündigen?" Sie versprachen dies. — Auch in Westpreußen bildeten sich Vereine, um das Wort in der Provinz . . . . . ? zu verbreiten. — So kam ich nach Königsberg. Da sagten sie: „Wir wollen Junnan übernehmen." — Alsdann bereiste ich den östlichen Theil Europa's. Ich sprach: „Groß ist das Werk — was wollt Ihr thun?" Sie antworteten: „Wir wollen uns der Mongolei und Dsungarei annehmen." — Jetzt bin ich hier. Nun wende ich mich an Euch und frage: „Wollt Ihr die Provinz Kwangsi übernehmen?"" — Weiter sprach der Redner: „Wenn ich Europa zur Bildung von Vereinen auffordere, so sollen es vor Allem Gebetsvereine seyn, um die Ausgießung des heiligen Geistes. Als ich in England, Holland und Deutschland war, meldeten sich etwa 45 an, die als Friedensboten nach China gehen wollten; ich wünsche auch einige von hier. — Infolge dieser Ansprache bildete sich auch in Stockholm ein Missionsverein für China.

Am 27. August trug Dr. Gützlaff in Herrnhut auf Gründung einer Mission in der chinesischen Mongolei an, und fand geneigtes Gehör.

Literarischer Verein von Jerusalem.

Jerusalem den 27. Februar 1850.

Es hat sich hier in Jerusalem ein Verein gebildet zum Behuf literarischer und wissenschaftlicher Forschung aller auf das heilige Land bezüglichen Gegenstände, als Geschichte, Sprachen, Münzenkunde, Statistik, Gewerbe, Handel, Ackerbau, Naturgeschichte und ihre verschiedenen Zweige, Gebräuche u. s. w.; kurz, alles was einer Forschung unterliegen kann, ausgenommen Religionsstreitigkeiten. Die Mitglieder sind lauter protestantische Christen, die im heiligen Lande wohnen; mit welcher Benennung die Ländereien zwischen dem Mittelmeer und dem Euphrat, zwischen dem Nil und dem Orontes, zu verstehen sind.

Der anglicanische Bischof von Jerusalem hat das Patronat dieses Vereins übernommen, und einige Herren in Damascus und Beirut, sowie der brittische Consul in Jaf-

ſa, Dr. Chajat, ſind correſpondirende Mitglieder.

Man hat ſich vorgeſetzt, jährlich einen Band von Auszügen derjenigen Schriften herauszugeben, die in unſern wöchentlichen Zuſammenkünften, deren bereits 13 gehalten wurden, verleſen werden.

Die Geſellſchaft iſt zwar noch in ihrer Kindheit; aber unter dem Segen Gottes dürfte ſie den Gelehrten in verſchiedenen Fächern des Wiſſens zur Fortbildung behülflich ſeyn, namentlich in dem der Bibelforſchung, da es den offenbaren Vortheil hat im Lande der Bibel und der Stadt Jeruſalem ſelbſt zu ſeyn.

Schon fühlen wir aber den Mangel einer Bibliothek zum Nachſchlagen, namentlich im geſchichtlichen und naturhiſtoriſchen Fach; ebenſo auch einiger wiſſenſchaftlicher Inſtrumente, als eines Barometers, Regenmeſſers, Spiegelteleſcopen, Weltkugeln, Sextanten ꝛc.

J. Finn, britt. Conſul
für Jeruſalem und Paläſtina.

Inhalt
des zweiten Heftes 1850.



Monatliche Auszüge

aus dem

Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen

Bibel-Gesellschaft.

Jahrgang 1850.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen
Bibelgesellschaft.

Nro. I. **Januar 1850.**

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Frankreich.

Von Herrn de Pressensé. Paris den 14. Februar 1850.

Unserm Freunde machte ein Gespräch große Freude, das er bei Rouen mit einer Bäuerin hatte, die schon lange das Neue Testament besitzt, und zwar auf die rechte Weise, nämlich im Herzen, das dadurch wiedergeboren und geheiliget worden ist. Wie dieselbe ihn aufgenommen, erzählt er in Folgendem: „Seien Sie willkommen," sagte sie, „und möge Ihr Hiersein vielen Seelen so zum Segen gereichen, wie dasjenige eines Ihrer Mitarbeiter an mir gesegnet war. Seitdem ich das herrliche Werk der Gesellschaft, welcher Sie dienen, zu meiner ewigen Seligkeit kennen gelernt habe, bete ich täglich von ganzem Herzen für diese liebe Gesellschaft und für jedes Glied derselben. Ach, wäre ich nur reich, mit welcher Freude würde ich große Summen dazu beitragen, damit diese Herren noch mehr Bibeln in Frankreich verbreiten könnten, wo sie so durchaus nöthig sind; aber ich bin so arm in den Gütern dieser Welt. Ich habe jedoch ein kleines Halbfrankenstück bei Seite gelegt, das ich Ihnen gebe, mit der Bitte, es jenen Herren, nebst meinen herzlichen Glückwünschen und der Versicherung meiner Liebe zu ihnen, zukommen zu lassen." Diese gute Frau ist geneigt

eine Anzahl Testamente zu übernehmen und in ihrer Nachbarschaft zu verkaufen; und ich bin gewiß, sie wird es mit großer Treue besorgen.

Als einer unsrer Bibelträger durch eine Gemeinde ging, in welcher er schon lange nicht mehr gewesen war, wurde er in eine Familie gerufen, deren Haupt einige Monate zuvor gestorben war, und von welchem sie ihm Sachen zu erzählen hätten, die ihn, den Bibelträger, gewiß sehr freuen würden. Die Kinder dieses Mannes sagten ihm dann, ihr Vater hätte ihm vor 7 oder 8 Jahren eine Bibel abgekauft, und seitdem hätte er täglich in derselben gelesen; und kurz vor seinem Tode hätte er, während er noch ganz bei Sinnen war, sich vor seiner ganzen Familie also ausgesprochen: „meine Kinder, ich wünsche euch ganz besonders zu wissen zu thun, daß ich in Ruhe sterbe, und das darum, weil ich alles glaube, was Gott in der Bibel gesagt hat. Ja, ich bezeuge, daß ich meine ganze Zuversicht in das Verdienst Jesu Christi setze, der um meiner Sünden willen gestorben und um meiner Gerechtigkeit willen auferstanden ist. Ja, ich glaube, daß Er das Lamm Gottes ist, das der Welt Sünde getragen hat. Ich bezeuge, daß mein Glaube auf das Wort Gottes gegründet ist, und da ich weiß, daß die römische Kirche das Wort Gottes nicht rein und wahrhaftig verkündigt, so entsage ich allen ihren Irrthümern und will nicht von ihren Priestern begraben sein. Ihr Ablaß hilft mir nichts; denn ich glaube, daß alle meine Sünden durch das am Kreuz vergossene Blut Jesu abgewaschen sind. Merkt wohl was ich euch sage, und wenn der Mann, dem ich die Bibel abgekauft, wieder einmal hier durchkommt, so sucht ihn auf und sagt ihm, daß ungeachtet wir keinen weitern Verkehr mit einander hatten, ich nicht vergesse, was ich ihm schuldig bin, darum, daß Gott sich seiner bedient hat, um mir das Wort des Lebens zu bringen."

Paris den 7. März 1850.

Sie denken wohl, ich schreibe Ihnen seit Kurzem sehr viel und raube der Committee zu viel Zeit. Gleichwohl scheint es mir am Platz, Ihnen bei den gegenwärtigen schwierigen Umständen unsers Werkes in Frankreich häufig Nachricht von unserm Thun zu geben.

Gott sei Dank, der Februar ist ohne außerordentliche Ereignisse für unsre Bibelträger vorüber gegangen; denn die ihnen täglich widerfahrenden Plackereien gehören nicht mehr zum Außerordentlichen. So werden sie fast in jedem Ort, durch den sie kommen, von Polizeisoldaten angehalten, wie Missethäter zum Schulzen geführt, der sie aber jedesmal freilassen muß, weil ihre Schriften immer in Ordnung sind; zuweilen werden sie von Kopf zu Fuß durchsucht, müssen sich sogar fast nackend ausziehen, damit der Schulze sich überzeuge, daß sie keine politischen und anti-katholischen Schriften bei sich haben; aber das ist alles nichts Außerordentliches, sondern was ganz Gewöhnliches, über das wir uns nicht mehr wundern. Wir müssen es für ein Glück achten, daß ihnen nichts Schlimmeres begegnet ist, und dem HErrn danken, daß im Februar 7674 Bände heiliger Schriften vom Lager ausgegangen sind und zwar meist an die Hausierer.

Es lag mir an, geehrter Herr, Ihnen dieses zu melden, und nun will ich in möglichster Kürze Ihnen einige Thatsachen erzählen, woraus Sie ersehen können, wie unsre neuliche Aussaat an Vielen gesegnet war.

Die folgende Vorkommenheit freute mich ungemein, möchte sie sich oft wiederholen! „Was sind das für Bücher, die ihr da habt?“ fragte ein Dorfbewohner einen unsrer Bibelträger. „Seht, es ist die Bibel, und hier ist das Neue Testament.“ — „Ist das denn Euer Geschäft, diese Bücher zu verkaufen?“ „Warum nicht?“ „Warum nicht! warum nicht!“ rief der Bauer. „Ach, ich sehe wohl, Ihr kennt die Bücher nicht, die Ihr

verkauft. Kennet Ihr sie, so würdet Ihr sie nicht als gewöhnliche Waare behandeln, durch deren Verkauf Ihr Euch bereichern wollt. Mein lieber Freund, ehe Ihr dieses Buch Andern verkauft, so macht es Euch selbst recht zu Nutzen. Seht hier, hört was darin steht." Mit diesen Worten riß er dem Hausierer die Bibel hastig aus der Hand, blätterte eilig darin, als Einer der hierin geübt war, und las dann mit Nachdruck die folgende Stelle: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse?" Hierauf machte er einige sehr evangelische Bemerkungen, um den Hausierer darauf aufmerksam zu machen, daß es einen Schatz zu suchen gelte, nämlich das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit. „Dem der diesen Schatz besitzt," fügte er hinzu, „wird alles Andere zufallen, und er erfährt, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen." „Nun das glaube ich ja alles," entgegnete der Bibelträger; „ich sehe, daß Ihr mich zu den schlechten Hausierern zählt. Hättet Ihr mich nur reden lassen, wir hätten uns schon lange als Brüder in Jesu Christo die Hand gereicht, denn ich sehe, daß Ihr ein Christ seid." — „Ja, das bin ich," rief der Bauer mit freudiger Stimme, „und ich bin es durch Lesen dieses heiligen Buches geworden," setzte er hinzu, indem er die Bibel an sein Herz drückte. „Gelobet sei Gott, daß auch Ihr der Bibel glaubt! Als Ihr sagtet, Ihr seied ein Bücherhausierer, so hielt ich Euch zuerst für einen jener Schufte, die unser Land durchziehen und religiöse Bücher für jeden Geschmack neben den ruchlosesten und unsittlichsten verkaufen. Ein andermal sagt gerade heraus, daß Ihr nur Bibeln und Testamente verkauft. Wir alle wissen nun im ganzen Lande, daß alle, die nur diese Bücher verkaufen, gute Leute sind, die unser Bestes suchen."

Der Bibelträger beschloß diesen Rath zu befolgen. Er fragte hierauf den Bauern, wie er zu seiner Bibel gekommen sei, und dieser sagte ihm, er hätte sie nach einem langen Gespräch mit dem Verkäufer auf einer Messe gekauft; und Gott hätte ihm beim Lesen das Herz aufgethan, daß er Sein Wort verstand; und zwar hätte er nicht allein diese Gnade erfahren, sondern seine Frau und Kinder auch. Unser Hausierer konnte sich von der Wahrheit dieser Aussage bald selber überzeugen; denn sein neuer Freund führte ihn nachher in sein Haus, wo derselbe einige unvergeßliche Stunden zubrachte.

Gesegnete Wirkung vom Lesen einiger Bibelsprüche.

Einer unsrer Freunde setzte sich in einem kleinen Wirthshause zu seinem Abendessen an einen Tisch, an welchem drei Männer sich warm über Politik stritten. Plötzlich erhoben sich zwei derselben, nachdem sie sich tüchtig geschimpft, griffen im Zorn nach der ersten Sache, die ihnen zur Hand war und waren im Begriff auf einander loszufahren; aber der Hausierer trat keck zwischen sie hinein und bat sie freundlich, sich zu beruhigen. Allein seine Stimme ward von dem Geschrei der Zänker erstickt. Nun weiß sich unser Bibelträger nicht anders zu helfen, als er zieht ein Testament aus seiner Tasche und ruft ihnen mit lauter Stimme zu: „Ach Ihr Unglücklichen, hört doch was Euer Gott spricht.“ Erstaunt über diese Anrede, hören die Beiden stille dem Lesen von Matth. 5, 25 und 38—46 zu. Jetzt folgte Stille auf den Sturm und die ruhigen Worte des Hausierers auf die Lästerungen der beiden wüthenden Gegner, die sich am Ende liebreich die Hand drückten; und Jeder derselben nahm ein Exemplar des Buches, das von Eintracht und Friede zu ihnen geredet, mit sich fort.

Noch eine erfreuliche Wirkung vom Lesen der heiligen Schrift.

Als neulich einer unsrer Freunde in einem fernen Dorfe vom Evangelio sprach, baten ihn seine Zuhörer zu dem und dem Manne zu gehen, der am Sterben sei, und ihm diese Worte zu sagen. Der Hausierer eilt zu dem Kranken hin; er trifft ihn am Rande des Grabes und in der schrecklichsten Todesangst. Der Hausierer las ihm aus dem Worte Gottes vor und betete. So verbringt er mehrere Stunden an der Seite des Sterbenden. Der HErr gibt seinen reichen Segen zu seinen Bemühungen, und allmählig sieht der treue Diener, wie sich des Mannes Herz den Verheißungen des Evangeliums aufthut. Er sieht die mächtige Wirkung der Gnade in der Bekehrung eines Mannes, der bis dahin ohne Gott und ohne Hoffnung des ewigen Lebens gelebt hatte. Er sieht ihn in den Armen seines Heilandes selig entschlafen.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. II. Februar 1850.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Indien.

Von Herrn M. Wylie. Calcutta den 29. Dez. 1849.

Zu Anfang dieses Jahres meldete ich Ihnen die Absicht dieser Committee, eine Auflage von 50,000 Exemplaren der Evangelien und Apostelgeschichte in der Hindui-Kaithi Sprache für Behar zu drucken, und bemerkte dabei, da unsre Buchstaben für den Geschmack des Volkes nicht groß genug seien, so hätten wir im Sinne diese neue Auflage mit größern Buchstaben zu drucken. In Antwort auf meinen Brief war Ihre Committee so gut, uns 500 Ries Papier zu senden. Ehe diese ankamen wurde uns klar, daß größere Buchstaben, als alle die in Calcutta zu haben sind, erforderlich wären, da die Leute an sehr großen Druck gewöhnt sind und bei düsterm Lampenlicht zu lesen pflegen. Die Baptisten Missionspresse versprach unverzüglich einen zu dem Zweck ganz geeigneten Satz gießen zu lassen, und wir beschlossen für einstweilen von jedem der Evangelien Lukas und Johannes und der Apostelgeschichte nur 5000 Exemplare zu drucken, und dann über andre Auflagen erst nach Verfertigung der größern Lettern näheres zu bestimmen. Da nun die Lettern fertig und wie wir hoffen ganz geeignet sind, die Bücher, wenn einmal im Umlauf, in den Augen des Volkes werthvoller zu machen, so haben wir den Druck

in Hindui-Kaithi unternommen; und da wir jetzt bei der Herausgabe die Dienste des erfahrenen und tüchtigen Missionars Sternberg haben können, — da Behar jetzt einen sehr bedeutenden Theil unsers Arbeitskreises bildet, und da wir ein Bibellager in Monghyr, einer Central-Station in Behar, errichtet haben und Willens sind an die Reisekosten zum Behuf der Bibelverbreitung beizutragen, die also dadurch bedeutend vermehrt werden dürfte: so haben wir nach reiflicher Ueberlegung beschlossen, sogleich eine starke Auflage der Hindui-Kaithi Schriften mit den neuen Lettern zu drucken, anstatt einer kleinern, die bald eine zweite erforderlich machen würde. Die Auflagen, die wir zu drucken uns vorgesetzt haben, sind Folgende: von den vier Evangelien und Apostelgeschichte 10,000 Ex.; Neue Testamente 5000; Alte Testamente 2000; die fünf Bücher Mosis, Psalmen und Sprüchwörter 5000.

Behar ist eine Provinz von 8,000,000 Einwohnern, der Hauptsitz des Opiumbaus in dieser Präsidentschaft. Sie hat viele Zuckerwerke und Indigowerke in Tirhut. Der große Ganges-Strom fließt bei Patna, Dinapor, Bhagulpor, Monghyr und andern namhaften Städten vorbei hindurch. Die Volkssprache ist Hindi oder Hindui, wenigstens bei den Hindus, während bei den Muhammedanern meist Urdu oder Hindustani gesprochen wird. Die Schrift, womit in Behar das Hindui geschrieben wird, heißt Kaithi; in den obern Provinzen wird es mit Dev-Nagri, der heiligen Schrift geschrieben, wie das alte Sanskrit. Die Agra-Gesellschaft wird Nagri-Schriften drucken, und wir ersehen mit Vergnügen, daß Sie ihr zum Druck des Alten Testamentes in Allahabad behülflich sind. Der Vorrath von Kaithi-Schriften wäre bereits gänzlich erschöpft, hätten wir nicht inzwischen noch 5000 Lukas, Johannes und Apostelgeschichte gedruckt. Auch diese werden bald zu Ende sein. Mittlerweile wirken

die Missionen in Behar. Es sind sieben oder mehr Missionare da, die unser Freund und Bruder Start herzu gebracht hat; auch einige Baptisten-Missionare aus England; und wir haben Hoffnung, daß die englisch bischöfliche Missionsgesellschaft eine Mission in Bhagulpor beginnen wird.

Schottland.

Von einem Correspondenten in Edinburg. Den 6. Febr. 1850.

Sie wünschen etwas über die armen Irländer zu vernehmen, für die man sich um ein Geschenk von Bibeln an die Bibelgesellschaft gewendet hat. Sie wohnen zerstreut in der Stadt, die Meisten aber um den Grasmarkt herum und an Orten wo am wohlfeilsten zu wohnen ist. Herr N., der vor drei Jahren vom Altare aus verflucht wurde und heftige Verfolgung erlitt, die zu einem Verhör führte, das gegen den Priester und zu seinen Gunsten ausfiel, besucht sie in ihren Wohnungen und bringt an den Sonntag Abenden ihrer 60—70 zum Gottesdienst zusammen, wo ein Herr N., ein junger sehr frommer und eifriger Mann, ihnen predigt. Eine kleinere Anzahl versammelt sich am Freitag Abend, um über Bibelwahrheiten zu sprechen und bestrittene Punkte zu prüfen.

Diese Leute reden und verstehen Englisch. Viele können lesen; aber sie haben keine Bibeln, und da das ganze Unternehmen ein Liebeswerk ist von Freunden, welche Hrn. N. anstellen und ein Versammlungszimmer miethen, so wäre ein Geschenk von Büchern zur Förderung dieses Werkes wirklich eine große Wohlthat. Man würde sie im Versammlungszimmer behalten und nur ausnahmsweise in sehr wichtigen Fällen weggeben.

Drei Dutzend Bibeln und zwei Dutzend Neue Testamente würden uns von großem Nutzen sein. Wir

könnten Sie nicht wohl dafür bezahlen, da wir das Geld erst sammeln müssen; daher wandten wir uns an die Bibelgesellschaft, die ja dergleichen Geschenke zu machen pflegt.

Belgien.

Von Hrn. W. P. Tiddy. Brüssel den 14. Febr. 1850.

Ein Hausierer schreibt: „Mein Werk in C. ist vollbracht. Es hat dem HErrn gefallen Seinem Worte freien Lauf zu gestatten, zumal unter den Katholiken. Ich habe hier im Ganzen über 600 Bände abgesetzt. Ich besuchte alle Pfarrer und fand gute Aufnahme. Ja, einer, der mir vor zwei Jahren den Zutritt versagte, lud mich in sein Zimmer ein, wo wir uns herzlich unterhielten, und er kaufte ein Buch." In einem andern Bericht desselben Freundes heißt es: „Durch Gottes Gnade habe ich meine dritte Reise in dieses Land vollbracht. Ich bin jetzt zwei Monate auf dieser Wanderung und habe in Städten und Dörfern das Wort Gottes verbreitet. Ich habe 1200 Bände verkauft und wenigstens die Hälfte davon an Katholiken. Der HErr hat mich behütet und mir inmitten vieler und großer Schwierigkeiten den Weg gebahnt. Ich bot das Wort von Haus zu Haus, Armen und Reichen, Pfarrern und Professoren an, und ich muß sagen, daß mich die meisten dieser Herren recht freundlich aufnahmen, unser Werk lobten, über unsern Eifer staunten und die Schönheit und Wohlfeilheit unsrer Bücher bewunderten. In D. im Hannoverschen besuchte ich eine Messe und stellte meine Bücher auf einem Tische aus. Alles ging gut, ich war von ganzen Schaaren umgeben. Die beiden Pastoren, der Superintendent und der Bürgermeister munterten mich auf. Sie drückten mir die Hand und grüßten mich mit einem herzlichen Willkomm. Die Anwesenden waren über

unsre Unterhaltung ganz erfreut; einige gingen ihre Freunde zu rufen, und wenn Einer eine Bibel oder ein Neues Testament kaufte, so wurde er gebeten von dem was er gehört und gesehen hat zu reden."

Dem Bericht eines andern Bibelträgers enthebe ich Folgendes: „Zwölf Kinder wollten eine Bibel in Saffian und Goldschnitt; aber leider hatte ich keine. Endlich kauften sie eine um 15 Groschen. „Könnt ihr sie lesen?" fragte ich. „Nein," war die Antwort, „wir brauchen sie zu einem Geschenk," und damit fort. Abends lud mich der Freund, in dessen Hause ich weilte, zu einer Geburtstagsgesellschaft ein, obschon er fürchtete, es möchte dort für mich etwas zu munter hergehen. Das Fest war im Hause von drei etwas ältlichen Schwestern, die eine Kleinkinderschule halten. Wir trafen dort bei den drei Schwestern die Frau Pfarrerin und ihre Tochter. Auf dem Tisch lag eine große blecherne Platte mit der Bibel darauf und einem Blumenkranz darum. Sobald das Frauenzimmer, dessen Geburtstag gefeiert wurde, hörte, ich sei der Bibelmann, kam sie zu mir und sagte: „Noch nie hat die Bibel einen solchen Eindruck auf mich gemacht, als da meine Schulkinder mir dieses prächtige Buch brachten; und ich bat Gott mit vielen Thränen mir das Verständniß seines Wortes zu öffnen und seine Macht erfahren zu lassen." Mein Freund und ich waren sprachlos. Wir hatten so etwas nicht erwartet. Wir erkannten hierin ein Werk Gottes. Wir verbrachten einen Abend, den ich nie vergessen werde. Ehe ich die Stadt verließ, besuchte ich dieses Frauenzimmer noch und traf sie am Lesen der Bibel. Sie las eben in der Apostelgeschichte, und der HErr segnete es zu ihrer Erbauung. In Herrenberg rief der Pfarrer aus: „Haben Sie das Wort Gottes? so seien Sie willkommen, treuer Diener der großen brittischen Gesellschaft! Ach wie oft habe ich den HErrn gebeten, daß diese Gesellschaft etwas

für unser armes Land thun möchte; und nun, am Abend meines Lebens ist es mir gestattet zu sehen, daß der HErr sich noch unsrer erbarmt. Sie haben ein schweres Geschäft, aber nur muthig fort gemacht. Streuen Sie den Samen des Lebens reichlich unter die todte Masse; der Geist des HErrn wird darob wachen." Es war ein regnichter Tag und ich fand die Landleute zu Hause, so daß ich sehr viele Bücher verkaufte.

Auszüge aus den am dießjährigen Jahresfest der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft gehaltenen Reden.

Der Bischof von Norwich. — Niemand kann den heute verlesenen höchst interessanten Bericht angehört haben, ohne zu wünschen ihn im Druck zu sehen, damit er gelesen, in Umlauf gesetzt und vielseitig besprochen, vor Allem aber damit er ein Gegenstand des Lobes und Dankes gegen Gott für die darin enthaltenen Gnadenerweisungen werde. Diese unsre Zusammenkünfte und die darin verlesenen Berichte sind für uns Denkmäler eines großen und herrlichen Werkes Gottes, und wir thun wohl daran von Zeit zu Zeit zusammen zu kommen, wenn es auch nur wäre, um den Fortschritt dieses Werkes zu betrachten, oder uns mit dankbarem Herzen darüber zu freuen; und bei diesem Anlaß haben wir, glaube ich, ebenso viel, wo nicht mehr Ursache zum Dank gegen Gott, als bei irgend einem andern. Ein einfacher Satz in diesem Bericht freute mich ungemein — nämlich der, worin der Beitritt zu dieser großen und guten Sache eines Mannes angezeigt wird, der seinen weitgreifenden Einfluß auf so vielfältige Weise für das sittliche, gesellige und vor Allem das geistliche Wohl unsers Volkes ausübt: Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Albert.

— Es hat wohl noch keine in diesem Raume gehaltene Versammlung einen Bericht von den Arbeiten der Bibelgesellschaft angehört, der mehr geeignet gewesen wäre uns zu versichern, daß Gott mit uns war. Wenn wir dem Berichte folgend von Land zu Land, von Volk zu Volk zogen und so die ganze Welt umfaßten — zu einer Zeit in Indien, dann in China, ein andermal in Frankreich, in Belgien, in Italien, und sogar in der Burg der Feindschaft gegen dieses Werk, Rom uns befanden; wenn uns die erstaunliche Energie vor Augen gelegt wird, mit welcher das Wort Gottes jedem Menschen in seiner eigenen Sprache ans Herz gelegt wird, da es in 140 verschiedenen Sprachen gedruckt ist; — wenn wir Beweise haben, daß dieses Wort so gehandhabt worden, daß es im Herzen und Leben von Tausenden seine Früchte trägt; — wenn wir von diesem allgemeinen Ueberblick des herrlichen Werkes uns abwendend wieder zu der anwesenden Versammlung zurückkehren und an die Gesellschaft als den Mittelpunkt dieser wunderbaren Wirksamkeit, als die Quelle dieser wunderthätigen Macht denken: — so bekenne ich, meine Freunde, daß ich nur ein Gefühl habe, und das ist ein überwältigendes Gefühl, daß wir das ganze Werk und alle damit verbundene Ehre Gott zuschreiben und Ihm nur danken sollen, daß Er uns erlaubt hat in unserm bescheidenen Theil irgendwie mitzuwirken; und fügen wir unserm Dank die Bitte bei, daß Er dieses Wort, welches Er uns zu verbreiten erlaubt, jedem Herzen, welchem es so zugänglich wird, zum geistlichen Leben werden lasse.

(Indem der Bischof nun auf die neu eingeführten sogenannten Fetzenschulen zu reden kommt, über welche sich die Wirksamkeit der Bibelgesellschaft auch erstreckt hat, sagt er:) Meine christlichen Freunde, so viel Ihr auch schon von diesen Schulen, in Bezug auf die Verbreitung des Wortes Gottes, gehört habt, glaube ich

doch nicht, daß Ihr von der ungeheuern Masse sittlichen Verderbens Kenntniß haben könnt, der diese Schulen durch alle vom Publikum ihnen zufließenden Mittel entgegenwirken. Ich will Euch nur auf einen Zug aufmerksam machen, der, obschon diesen Schulen nicht eigenthümlich, doch in diesen mehr hervortritt als in andern. Sind Schüler oder Schülerinnen einmal recht im Besitz des Wortes Gottes, so werden sie die Missionare ihrer Angehörigen; und wenn ich Euch sage, daß diese Kinder in Laster und Jammerhöhlen zu Hause sind, wo kein andrer Bote Gottes wohl je Zutritt findet, so werdet Ihr einsehen, daß diese Schulen eines der wichtigsten Mittel der Gesellschaft zur Verbreitung des Wortes Gottes sind. Meine Freunde, Ihr wißt so viel als nichts von derjenigen Klasse der Gesellschaft, von welcher ich spreche. In Polizei-Berichten liest man von Gliedern derselben; Ihr hört von verbrecherischen Kindern; aber von der Klasse, der sie angehören, wißt Ihr nichts. Wir wissen viel von höhern, mittlern und untern Klassen; aber unter diesen verschiedenen Stufen und Schichten der Gesellschaft, die uns bekannt sind, ist was ich einen großen sittlichen Vulkan nennen möchte; und ich glaube in der That, daß wenn man diesen unterirdischen Zustand noch lange so bestehen läßt, eine Zeit kommen wird, wo diese Masse die obern Schichten durchbrechen und zermalmen wird.

Fern sei es von mir, den Eifer für die Wirksamkeit der Missions- oder Bibelgesellschaften im Auslande auch nur einen Augenblick gedämpft zu wünschen: im Gegentheil, ich sähe diesen Eifer gerne noch viel größer, ja wo möglich zehnfach vermehrt. Aber das sage ich Euch: seid eifrig für die Bibel in Spanien, für die Bibel in Indien, in China, in Neuseeland, für die Bibel in Rom; bedenket aber, das was Euch am nächsten und liebsten sein sollte, was Euern Eifer vor Allem entzünden sollte, ist die Bibel in England.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. III. März 1850.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Auszüge aus den am dießjährigen Jahresfest der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft gehaltenen Reden.

Der amerikanische Minister, Hr. Lawrence. Ich halte die Bibel für die große Urkunde der Freiheit, für die Magna Charta des Menschengeschlechts; und ich glaube, daß keine Regierung bestehen kann, die nicht auf die Vorschriften der Bibel gegründet ist. Ich glaube, daß wegen der Bibel keine despotische Regierung Bestand haben kann. Man wird finden, daß in der ganzen Welt alle rein despotischen Regierungen der Einführung der Bibel entgegen sind. Man sagt, die Religion werde hier vom Staate getragen; ich sage, der Staat werde hier von der Religion getragen; und ich weiß, daß die große Republik der westlichen Welt, ohne das Gutheißen der Bibel, keine Stunde bestehen könnte. Was ist also des Christen Pflicht? Ist die Bibel wirklich die große Urkunde nach der wir leben und nach der wir sterben sollen, so ist es jedes Christen Pflicht sie jedem Menschen, der lesen kann, in die Hände zu geben; und wo sich Jemand findet, der nicht lesen kann, so ist es Eure Pflicht ihn lesen zu lehren.

Der Kapitän Pakenham. — Ich bin ein Irländer und unlängst aus Italien zurückgekommen. Es sind wahl Manche hier, die lächeln würden, wenn sie

hörten, warum ich dieses sage. Allein unser verehrter Hr. Secretär hat mir gerathen, in meinem Reden und Thun sehr vorsichtig zu sein. Jedoch hilft mir mein Vaterland in Etwas aus; denn im Bericht hieß es, indem er auf den Zustand Italiens aufmerksam machte, er sei äußerst traurig aber nicht hoffnungslos. Der Irländer verzagt nicht bald, und Gott sei Dank, in dieser Sache verzage ich nicht, denn ich will Euch zeigen — ohne den Boden zu betreten, von dem mich fern zu halten Hr. Brandram mir gerathen hat — daß, obschon ich aus Italien vertrieben und Eure Bibeln und Testamente dort eingesperrt worden sind, wir doch weit mehr dabei gewonnen haben; und sind wir auch für den Augenblick überwunden worden, so will ich Euch zeigen, wie wir am Ende doch siegen können. Zu Anfang vorigen Jahres betraute mich die Großmuth Eurer Gesellschaft mit einer bedeutenden Summe Geldes, um in Florenz und in Rom das Neue Testament zu drucken; denn das Bißchen Erfahrung haben wir wenigstens, ehe wir weiter gehen, hiebei gewonnen, daß wenn der Pabst Rom verläßt, wir die heilige Schrift dort drucken können, und wenn der Pabst zurück kommt, wir sie verschließen müssen. Aber es freut mich hier in Gegenwart des amerikanischen Ministers meinen Dank gegen den Consul jenes Freistaates aussprechen zu können, der unsre Testamente selbst eingesperrt und dieses zu thun nicht dem Pabst überlassen hat. Und obschon zwischen dem Consul der Vereinigten Staaten und dem Kirchenoberhaupt in Betreff dieser Sache ein gewisser Unterschied ist, so getraue ich mich doch voraus zu sagen, wer den Sieg davon tragen wird. Der Pabst Pius der Neunte hat Rath in Menge erhalten; dennoch wollte ich ihm auch noch einen geben: „Lege deine Hand nicht an den Consul der Vereinigten Staaten von Amerika. Hüte dich irgend Etwas gegen ihn anzufangen." Aber ich darf hier vor dem Minister einen sehr

freundschaftlichen Verkehr nicht unerwähnt lassen, der zwischen der evangelischen Gesellschaft von NeuYork und den Agenten in Florenz in Fortführung des Werkes Jesu Christi entstanden ist, und worin das Bewußtsein der christlichen Einheit sich in großmüthiger Freigebigkeit kund gegeben hat. Wir treffen hie und da, alle Nebenwege Italiens wandelnd, mehr als einen Bürger der Vereinigten Staaten, welcher Friede durch Jesum Christum predigt. Und abermals rathe ich dem Kirchenoberhaupt, wie er auch mit Engländern verfahren mag, mit diesen Herren nichts zu schaffen zu haben. Nun, es war gleich zu Anfang des vorigen Jahres, daß wir in Florenz das Neue Testament zu drucken anfingen. Wir begannen mit der Uebersetzung Martinis, eines Erzbischofs von Florenz. Diese stimmt nun zwar nicht in allen Punkten mit unsrer protestantischen Uebersetzung überein; indeß ist sie doch der Art, daß die brittische und ausländische Bibelgesellschaft in ihre Verbreitung willigte; ja noch mehr, sie ist der Art, daß ein früherer Pabst ihr seine Genehmigung beigesetzt hat. Es mag gewissen Engländern, die sich nur vom gesunden Menschenverstand leiten lassen wollen, sonderbar scheinen, wie ein unfehlbarer Pabst eine Uebersetzung genehmigen kann, die ein anderer unfehlbarer Pabst confiscirt. Gleichwohl ist dieser Fall hier eingetreten, und diese Auflage Martinis findet sich nun auf Befehl des unfehlbaren Pabstes auf dem obern Boden eines sehr hohen Palastes in Florenz, dessen unterster Stock das gewöhnliche Gefängniß ist. Leider hatten wir keinen amerikanischen Consul in Florenz, dem wir sie zuweisen konnten. Sie wäre bei ihm gewiß besser aufgehoben gewesen.

Indem ich von der Verschleppung des Testamentes aus der Druckerei und meiner selbst in das Gefängniß rede, will ich einen kleinen Umstand erzählen, der sich dabei zutrug. Es kam zu diesem Geschäft ein gewöhnlicher

Polizeidiener, der sich was Großes zu sein einbildete. Nachdem dieser die armen Leute fast die ganze Nacht hart arbeiten gemacht — es war wirklich eine passende Nachtarbeit — rief er zuletzt einen derselben zu sich und sprach mit gebieterischer Stimme und Miene zu ihm: „ich fordere Euch kraft des Gesetzes auf, mir zu sagen, ob sich noch mehr solcher Bücher in Euers Herrn Hause befinden.“ „Fragen Sie meinen Herrn selbst,“ antwortete der Mann. — „Hoho! so sollt Ihr mir nicht kommen. Ich habe das Recht Euch zu befehlen.“ — „Nun,“ sagte der arme Tropf, „wenn ichs denn sagen muß, so will ich Ihnen gerade heraus sagen was ich meine, aber bedenken Sie, daß Sie mich gefragt haben. Sie sagen, dieß sei ein schlechtes Buch, es müsse confiscirt werden, und fragen mich, ob noch mehr da seien. Nun, ist das Buch schlecht, so muß sein Verfasser auch schlecht sein, und darum sollten Sie ihn ebenfalls gefangen nehmen.“ Der Polizeidiener antwortete nichts hierauf.

Noch ein anderer erfreulicher Umstand ergab sich aus dieser Arbeit. Als wir mit der Ausgabe des Martini eben fertig waren, kamen alle Arbeiter aus einer großen Druckerei in Florenz zu mir und sagten: „Herr, wir haben während dieses Werk durch unsre Hände ging genug Gelegenheit gehabt uns zu überzeugen, daß es ein gutes Buch ist. Wir kommen daher Sie zu bitten, als die größte Gefälligkeit, die Sie mir erweisen können, jedem von uns ein Exemplar davon zu geben, damit wir es mit den Unsrigen zu Hause lesen können.“ Natürlich wies ich diese Bitte nicht ab. Mögen nun auch die übrigen eingesperrt sein; diese Leute haben Gott Lob ihre Exemplare und werden sie hoffentlich lesen. Nun, die Bücher wurden jedenfalls confiscirt; „der Capitän“ aber, „der Kerl,“ der alles Unheil angerichtet, der mußte sich zur Verantwortung stellen. Aber in jenen Gegenden ist eine Verantwortung eine Art Spiegelgefecht, wobei man

sich eigentlich selbst anklagen soll. Da ich jedoch schon wußte was sie mit mir wollten, sagte ich ihnen kurz weg: „ja, ich bin der Schuldige, ich nehme alle Verantwortung auf mich; ich bin bereit mich vor jedem toskanischen Gerichte zu stellen; wir wollen die Sache am hellen Tage besehen." Diese meine Entschiedenheit wurde der Regierung berichtet; und diese kam merkwürdigerweise zu dem Beschluß: „Der Capitän hat durchaus keinen Fehler begangen. O nein, im Gegentheil, er soll als Zeuge für uns aufgerufen werden." Schönen Dank. Nach einiger Zeit hatte das Verhör wirklich statt, und „der Capitän" wurde als Zeuge auf ihrer Seite befragt. Sie dachten eben mit dem armen Drucker leichter fertig zu werden als mit dem „Capitän." Sie hatten aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht, weil „der Capitän" mit gewissen Leuten in England verbunden war, die er nun vor sich zu sehen das Vergnügen hat, die brittische und ausländische Bibelgesellschaft genannt; weil er mit einer Gesellschaft verbunden war, die S. Excellenz der amerikanische Minister mit Recht „die Mutter-Bibel-Gesellschaft der Welt" genannt hat. Darum beschloß ich „der Drucker" dürfe nicht unterliegen; er müsse vertheidigt werden, und dafür wollen wir das ganze toskanische Recht ausbeuten. Ich wußte zum Voraus, daß ich damit thäte, was jedem geradsinnigen Engländer und namentlich jedem Freunde der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft gefallen würde. Die Vorsehung stand uns auch bei und wies uns an einen sehr geschickten toskanischen Rechtsgelehrten, der ihnen dann im Verlauf der Verhandlung einige beherzigungswürdige Wahrheiten sagte. Unser Advocat sprach zu den Richtern: „Es ist etwas sehr ungewöhnliches solcher Art Verhöre vorzunehmen. Dieß ist eine mit der bürgerlichen Freiheit sehr eng verknüpfte Sache. Ich will euch Rechtsgelehrte mit einem für Toskana sehr wohlthätigen Gesetz bekannt

machen — sehr wenige von euch haben je davon gehört — es heißt: Die Beschlüsse des Concils von Trident haben hier zu Lande keine Gesetzeskraft.“ Die Zuhörerschaft, die dieß noch nicht wußte, nahm es gut auf. „Und mehr noch: das vom Papst herausgegebene Verzeichniß der verbotenen Bücher mag im römischen Gebiet Geltung haben, darf aber die toskanische Grenze nicht überschreiten, denn hier ist es nicht anerkannt.“ Das war eine gute Neuigkeit für die Richter; ebenso für die Zuhörer; noch mehr für den armen Drucker; und mir nicht unangenehm. Nach Abfertigung dieser zwei Stücke sagte er: „Ihr Herren auf den Richterstühlen, zu euch rede ich im Namen der gesunden Vernunft. Wir sind hier in einem Lande, wo unsre Kirchen sehr bewundert und ihre Decorationen, ich möchte fast sagen, verehrt werden. Aus was sind aber diese Decorationen genommen? Alle von unsern besten Künstlern dargestellten Gegenstände sind der heiligen Schrift entnommen — und das ist allgemein bekannt und anerkannt. Ihr verlangt von unserm Volke, daß es sich vor diesen Gegenständen in Bewunderung, wo nicht in Verehrung, hinwerfe; aber die gedruckten Worte, die der Geist Gottes eingab, die wollt ihr nicht vertheilen lassen; die sollen dem Volke nicht unter die Augen kommen; die dürfen im häuslichen Kreise nicht gelesen werden; die Kinder Toskanas sollen ja nicht in diesem segensvollen Buch unterwiesen werden. Nein, die müssen gehen und eure Gemälde und Bildwerke ansehen und dadurch Religion lernen. Aber das herrliche Buch der Offenbarung Gottes, das uns weise machen kann zur Seligkeit, das darf nicht gelesen werden — das muß confiscirt, verbrannt, zerrissen werden. Ich rede zu euch im Namen der gesunden Vernunft — könnt ihr euch dazu bekennen? — In der vom Großherzog unlängst gewährten Constitution ist ein ungeschickter Artikel, der also lautet: „Alle ex professo religiösen Schriften sind

der geistlichen Censur unterworfen." Ist wohl Jemand in dieser Gerichtshalle, der aufstehen und die Bibel ein ex professo religiöses Buch nennen kann? Ist ein Rechtsgelehrter hier, der aufstehen und die Pandecten Justinians ex professo rechtlich, gesetzlich nennen kann? Nein, es sind die Musterbücher, nach denen alle über Rechtskunde geschriebenen Werke geprüft und beurtheilt werden müssen. Aber — was? Ihr wollt das Wort Gottes menschlicher Censur unterwerfen? Tollheit! Unsinn! Gottlosigkeit! Wer ist der Würdeträger — heiße er Pabst oder anders — der es zu censiren wagt?" Aber nach allem was gesagt und gethan wurde, ging die Sache doch gegen uns. Indeß war nicht Alles verloren; denn die Richter hatten eine bittere Lection zu lernen; sie legten uns auch die kleinstmögliche Buße auf, und die Gerichtskosten betrugen nur 54 Kreuzer.

Dr. Barth aus Calw sprach: Ich bin sehr froh bei diesem feierlichen Anlaß zugegen zu sein um im Namen meiner württembergischen Landsleute den herzlichsten Dank für die werthvolle und großmüthige Hülfe auszusprechen, wofür wir dieser Gesellschaft seit Beginn der unsrigen verbunden sind. Ich komme aus einem Lande, das die Ehre hat seit der Reformationszeit die erste Bibelgesellschaft gehabt zu haben, und zwar schon in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts; zudem war es auch eine ausländische Bibelgesellschaft, mit der ausdrücklichen Absicht, den armen verfolgten protestantischen Brüdern in Oestreich, Kärnthen, Slavonien, Kroatien, Siebenbürgen und Dalmatien beizustehen. Leider ist dieser schöne und edle Anfang die folgenden Jahrhunderte hindurch nicht fortgesetzt worden; denn nachdem viele Tausend Bände des Wortes Gottes verbreitet worden waren, wurde die Anstalt eingestellt und es war nichts mehr von einer Bibelgesellschaft in meinem Lande zu sehen, bis unsre englischen Brüder das Werk auf einem

größern Fuße unternahmen und den protestantischen Kirchen des Festlandes mit ihrem Beispiel vorangingen. Unsre württembergische Bibelgesellschaft in Stuttgart hat über eine halbe Million Bibeln und Testamente gedruckt und in Umlauf gesetzt, obschon unser ganzes Königreich nicht so viele Einwohner faßt als die Hauptstadt Englands. Ueberdieß hatten wir eine schöne Zahl Bibeln und Testamente von dieser Gesellschaft, und ich selbst habe in den letzten 20 Jahren Hunderte und Tausende derselben verkauft. Aber noch sind wir nicht wieder an den Anfang gekommen, den wir im sechzehnten Jahrhundert gemacht. Wir haben eine hübsche Zahl Bibelgesellschaften in Deutschland, aber noch keine deutsche und ausländische Bibelgesellschaft; und wir überlassen es noch immer dieser großen Gesellschaft, Uebersetzungen der Bibel in fremden Sprachen zum Gebrauch unsrer Missionare zu drucken.

Lassen Sie mich noch einen andern Grund anführen warum ich mich mit Ihrer Gesellschaft verbunden fühle und froh bin, daß ich in dieser achtbaren Versammlung zu Ihnen reden darf. Ich bin der Secretär einer deutschen und ausländischen Schulbuch-Gesellschaft, der es unter dem Segen Gottes vergönnt war, über eine Million Bände in nahe an dreißig verschiedenen Sprachen zu verbreiten, welche alle als Begleiter der Bibel zu betrachten sind. Es gibt einen kleinen Fisch, den man den Pilotenfisch nennt, der gewöhnlich vor dem Haifisch herzieht. Unsre Bücher sind das Gegentheil dieses Fisches, indem sie der Bibel in ihrem majestätischen Gang durch das große Weltmeer der Nationen nachfolgen sollen; selbst unser Rechenbuch hat seine Beispiele ausschließlich aus der Bibel, um Maaße, Zahlen, Gewichte u. s. w. die darin vorkommen, zu erklären.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.





BESUCH EINES MISSIONARS MIT SEINER GATTIN AUF EINEM PFLANZUNGSDORFE IN JAMAICA.

Jahrgang

1850.

Drittes Quartalheft.

Missionar Burchell in Jamaica.

Ein Lebensbild aus der Negermission.

(Mit der Abbildung eines Negerdorfs.)

Vorwort.

Am Tage vor seiner Abreise von Basel hat der Herausgeber das erste Heft dieses Jahrgangs bevorwortet. Dieses dritte folgt ihm nach ziemlichem Zwischenraum, während dessen ihn die Führungen Gottes die Pilgerschaft auf Erden schmecken ließen. Die gütigen Leser werden es zurecht legen, wenn er beim Aufbau eines neuen Hauswesens nicht sogleich die Mittel um sich zu sammeln vermochte, um seine Wanderung mit ihnen in Africa fortzusetzen, was im nächsten Hefte geschehen wird. Er gibt ihnen dafür, was ja schon als Abwechslung des Gegenstands nicht unangenehm sein kann, ein Lebensbild aus Westindien, einem Missionsgebiete, durch welches von den schwarzen Kindern Afrika's eine weit größere Zahl dem Worte Christi zugänglich geworden ist, als in dem verschlossenen Erdtheile selber. Ueberdieß verspricht ja der auf dem Umschlage gedruckte Plan je und je eine Unterbrechung durch eine Lebensbeschreibung. Daß es gerade ein Baptisten-Missionar ist, dessen Leben er dazu gewählt hat, ist keinem andern Umstande zuzuschreiben, als daß ihm diese Lebensbeschreibung, die er aus mehreren herauswählte, besonders schön und reich an glaubenstärkenden Thatsachen zu sein schien.

Daß aber überhaupt die Leser des Magazins auch nach seinem Abtreten von dem Posten an der Mission, auf welchem er durch Gottes Gnade elf Jahre lang stehen durfte, noch seinen Namen unter diesem Vorworte erblicken, darüber glaubt er ihnen in einigen Worten Rechenschaft geben zu müssen. Die Uebernahme aller der Arbeiten, die während seiner Amtsführung allmählig zu ihrer gegenwärtigen Ausdeh-

nung und Mannigfaltigkeit herangewachsen sind, auf die Schultern zweier jüngerer Männer, hat ihm die Pflicht auferlegt, wenigstens in etwas diesen Uebergang dadurch zu erleichtern, daß er die Arbeiten für das Missions-Magazin und die Beleuchtungen der Missionssache noch länger fortzusetzen sich anbot, wozu ihn noch ein Herzensgefühl und eine Schuld vermochten. Jenes war der Wunsch, nicht plötzlich alle Fäden abzureißen, die ihn mit der ihm so theuren Missionssache und insbesondere dem Kreise der evangelischen Missionsgesellschaft in Basel auch äußerlich verbunden haben, und deshalb noch eine Arbeit für dieselbe fortzuführen, bis es entweder ihm unmöglich, oder es im engeren Kreise der leitenden Männer leichter wird, diese Arbeitsaufgabe zu übernehmen. Diese bezieht sich auf das Missions-Magazin selbst. Der Herausgeber ist sich bewußt, daß seit einer Reihe von Jahren, theils in Folge der angewachsenen Arbeitslasten, theils durch seine wiederholte Krankheit oder Kränklichkeit, dem Magazin von seiner Seite nicht mehr alle die Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu Theil wurde, der es bedurfte. Er fühlt daher, daß es durch Umstände, die seine Person betrafen, in seinem Werthe gelitten hat. Da ihm nun der HErr eine ruhigere Thätigkeit und mehr Zeit für stille Arbeiten der Feder zugewiesen hat, so möchte er wenigstens einige Jahre hindurch sich bemühen, diese Zeitschrift wieder auf ihren vorigen besseren Stand hinaufzuheben und daher mit allem Fleiße und Ernste derselben einen Theil seiner Zeit widmen. Er empfiehlt sich jedoch im Gefühl menschlicher Armuth und Schwachheit auch für diese zeitweise Verbindung mit ihnen der Nachsicht und Fürbitte der christlichen Leser.

Tübingen, den 11. December 1850.

Dr. **W. Hoffmann,**
gewesener Inspector der ev. Missionsanstalt zu Basel,
jetziger Ephorus des ev. theol. Seminars zu Tübingen.

Erster Abschnitt.

Geburtsort. Eltern und Erziehung. Jugend- und Schulleben. Lebensgefahr. — Weitere Schulbildung. — Tuchmachergeschäft. Einfluß auf die Fabrikarbeiter. Bekehrung. — Waldpredigt. Umwandlung eines jungen Mädchens. — Taufe. — Der vereitelte Mordplan. — Die gebesserten Schmuggler. — Der ergriffene Dieb. — Erste Predigt. — Wunderbare Rettung aus Krankheit. — Missionsgedanken. Erscheinen vor der Committee. — Bildungszeit in Bristol. — Bestimmung nach Westindien. — Ordination.

Auf dem Hochlande der Cotswold-Berge in der östlichen Ecke der Grafschaft Gloucester (Gloßter) in England liegt das reinliche Städtchen Tetbury in reich angebauten Gefilden, in deren einem das Flüßchen Avon entspringt, das auf seinem Laufe die schöne Badestadt Bath bespült, und an den prächtigen Felsen von Clifton vorüber zum Severn-Canal, nur eine Stunde von Bristol, der Hauptstadt des englischen Westens, seine Wasser sendet. Römische Kaisermünzen und andere in der Erde begrabene Denkmäler melden, daß hier einst eine Niederlassung des Volkes gewesen, das am besten seine Wohnstätten an den herrlichsten Landschaftspuncten zu wählen wußte. Nahe einer der größesten Tuchmanufactur-Gegenden, und benachbart den weiten Schafweiden von Wiltshire (Wiltschir), erstieg Tetbury als Wollmarkt eine ziemlich hohe Stufe des Wohlstandes, von der es aber jetzt wieder herabgesunken ist. Hier wurde am Weihnachtstage 1799 der Mann geboren, mit dessen segensreichem Lebensgang sich diese Blätter beschäftigen werden.

Seine Eltern, Thomas und Hannah Burchell (sprich Bertschell), gehörten dem Mittelstande an, und freuten sich

mehr ihrer durch Frömmigkeit ausgezeichneten Vorfahren, als der in Wissenschaft und Rang glänzenden Namen, die sich in der Reihe ihrer Ahnen fanden. Sie gehörten der Baptisten-Gemeinschaft an und begehrten mit ihrem Hause dem HErrn redlich zu dienen. Die Mutter war ein Muster edlen Einflusses auf ihre Kinder durch weisen Rath, herrliches Beispiel, eben so zeitliche als feste Leitung und ergreifenden Ernst ihrer ermahnenden Worte. Sie in der Zucht und Vermahnung zum HErrn zu erziehen war ihr sehnliches Verlangen. Oft in stiller Abendstunde nahm sie eins ihrer Kinder allein in ihr Gemach, unterhielt sich mit ihm über die Hauptwahrheiten des Evangeliums und die Nothwendigkeit früher Uebergabe des Herzens an den Heiland, hieß es dann niederknieen, und legte ihm für seinen Zustand passende Gebetsworte in den Mund. Zu rechter Zeit wurde der junge Thomas, der in diesen mütterlichen Ansprachen die tiefsten Eindrücke empfing, in die Schule eines Hrn. Craddock gesandt, die zugleich Handelsschule und classische Vorschule war. Unter seiner tüchtigen Leitung erwarb er sich bei anhaltendem Fleiße die Grundlagen einer mehr tüchtigen als feinen Bildung; denn im Ganzen ging damals seine Neigung mehr auf körperliche Kraftübung als auf höhere Geistesziele. Aber auch jedes Spiel verfolgte er mit unermüdlicher Thätigkeit, und kaum gab es in der Umgegend einen Winkel, den er nicht wieder und wieder nach Vogelnestern und Blumen durchforscht hatte. Außer den Schulstunden wollte er frei seyn und ließ sich nur ungerne Einschränkung gefallen. Unbezähmbare Kraft bezeichnete sein ganzes Wesen, und er war in Allem der Heerführer, wie in Streitfällen der Schiedsrichter und oft der Friedensstifter unter seinen Schulgenossen. Einmal führte ihn sein Hang zu kräftigen Spielen in große Lebensgefahr, aus der ihn Gottes starke Hand errettete. An einem Sonnabend Nachmittags wollte er mit seinem ältern Bruder und mehreren Gespielen einen großen Papierdrachen fliegen lassen. Schwarze Wolken sammelten sich und ein Ungewitter drohte. Man beschloß eilige Heimkehr. Allein das Unwetter brach heftig los, ehe sie das

schützende Dach erreichten. Eben bogen sie hastig um eine Straßenecke, als der Blitzstrahl mit einem furchtbaren Donnerknall niederfuhr und den Papierdrachen, den unser Thomas auf dem Rücken trug, verbrannte, von ihnen aber zum nahen Hause übersprang und dessen Mauer von unten bis oben spaltete.

Im Alter von vierzehn Jahren wurde er dem tüchtigen Baptisten-Prediger Belcher zu Worcester (Worster) zum weitern Unterricht übergeben; und reifere Weltanschauung zugleich mit festerem Ernste in seinen Studien waren der Vortheil von diesem Wechsel. Endlich sollte er seinen Lebenslauf wählen. Der Vater wünschte ihn zum Gehülfen bei seinem Wollhandel, er selbst aber zog das kräftigere Arbeitsleben eines Tuchmachers vor. Er sollte später beide Geschäfte verbinden, und wurde einem Hrn. Thomas Brinkworth zu Inchbrook (sprich Intschbruck) bei Nailworth (Nälworth) in die Lehre gegeben.

Auch diesen neuen Beruf ergriff er mit solcher Energie, daß ihm in Kurzem keines seiner Geschäfte mehr unvertraut war. Sein Meister liebte ihn wie einen Sohn und holte oft den Rath des gewandten und begabten Lehrlings ein. Auf die Arbeiter der Fabrik übte er, obwohl selbst nicht von entschieden geistlichem Sinn und Wandel, dennoch den Einfluß, daß man dort keine gemeinen Reden, keine Flüche mehr hörte, sobald er eine Zeitlang unter ihnen gelebt hatte. Seine Gewandtheit in jedem Theile des Geschäftes mit seinem gewinnenden Wesen machte ihn bei Allen beliebt und geachtet. Er führte Bücher bei den Leuten ein, die sie in den Feierstunden eifrig lasen. Er besuchte regelmäßig den Gottesdienst des tüchtigen Baptistenpredigers Winterbotham zu Shortwood (Schortwudd), und fühlte da sein Sündengefühl, das ihn seit einiger Zeit mit geheimem Schrecken erfüllte, noch so verstärkt, daß er außer dem Kreuze Christi nirgends mehr Ruhe finden konnte. Er rastete nicht, bis er im Glauben Vergebung seiner Sünden hatte, und nun als ein Erlöster des HErrn mit frischem

Muthe eine Laufbahn betreten konnte, deren Ende das ewige Leben ist.

Von nun an stand er jeden Tag gleich nach der Morgendämmerung auf und begab sich mit einem Buche ins Freie, aus dem er in der frischen Morgenluft geistliche Kräftigung schöpfte. Meist gingen seine Gänge in einen Wald, der zum Gute eines Edelmanns gehörte. Bald nach dem Anfang dieser Frühwanderung schritt er einmal langsam auf einem gewundenen Waldpfade fort, als plötzlich ein Wildhüter hinter einem Baume hervorsprang, vor ihm stand, ihm eine geladene Flinte vorhielt und ihm zurief, er sey des Todes, wenn er einen Schritt weiter wage. Er hielt ihn für einen Wilddieb. Er erschrak, faßte sich aber sogleich wieder und sagte, er suche hier nichts als einsame Stille mit seinem Buche. Der Hüter verlangte das Buch zu sehen, und Thomas zog eine kleine Bibel aus der Tasche, in der jener eine Weile las, sich mit ihm unterredete und ihm sodann erklärte, daß er zu jeder Zeit in jedem Theile des Gutes unangefochten seyn werde. Einige Tage nach diesem Ereigniß mied er den Waldpfad, kehrte aber dann zu diesem Lieblingsplätzchen zurück, wo er an derselben Stelle den Wildhüter wieder fand, der ihn bescheiden aber dringend bat, ihm ein Capitel aus der Bibel vorzulesen und zu erklären. Er hatte ihn die letzten Tage immer mehrere Stunden lang dort erwartet und zuletzt gefürchtet, ihn nicht wieder zu sehen. Mit Freuden sagte er zu, und jeden Frühmorgen fand er seinen lernbegierigen Schüler am Platze, und seine Arbeit an ihm war auch nicht vergeblich. Im folgenden Sommer kam Burchells jüngere Schwester zum Besuche bei Brinkworths. Eines Sonntags nach den Gottesdiensten ging sie mit der Tochter Brinkworths an dem kleinen See, der an die Fabrik stieß, spazieren. Der herrliche Abend und die reizende Stille des Waldes lockte sie ins Gehölz, wo sie überrascht waren, einen mehrstimmigen geistlichen Gesang zu hören. Sie gingen ihm nach und kamen zu einer kleinen, reinlichen Hütte. In tiefer Stille zogen sie sich zurück, um

nichts zu stören, und erzählten am folgenden Morgen ihr Abentheuer unserm Thomas, der mit freudestrahlenden Augen sagte: „Es war des Wildhüters Familie, er ist mein „erster Bekehrter.“ Es war wirklich nur der Erste, denn es folgten Andere nach. Ein junges Familienglied machte damals den Eltern Brinkworth durch heftig ungestümes Wesen viele Noth. Burchell hatte ihr oft milde Vorstellungen gemacht. Eines Tages war sie ganz besonders leidenschaftlich gewesen. Da folgte er ihr und seiner Schwester in den Garten, führte sie in eine Laube und sprach liebevolle Worte des Ernstes zu dem Mädchen, kniete nieder, betete für sie und drang in sie, zu ihrer Mutter zu gehen und offen ihren Fehler zu bekennen. Sie weigerte sich. Da sprach er: „Ich muß Sie jetzt verlassen; aber denken Sie „an die Worte der heiligen Schrift: wer halsstarrig ist, „wird ins Unglück fallen.“ Von nun an schwieg er gegen sie. Mehrere Jahre später erinnerte Fräulein B. die Schwester unsers Missionars an diesen Vorgang und sagte: „Seine letzten Worte im Garten klangen Tag und Nacht „in meinen Ohren fort. Ich habe ihm in Ewigkeit für seine „Treue und Liebe zu danken; denn durch sie kam ich zur „Erkenntniß meines traurigen Sündenzustandes und zur „Bekehrung, die mich in Stand setzte, meine liebe Mutter „in ihren letzten kummer- und leidensvollen Erdenjahren zu „erleichtern.“ Als er später in seine Heimath kam, war sie schon in freudigem Glauben an Jesum Christum in die Ewigkeit übergegangen.

Ein wichtiger Schritt in der Lebensgeschichte des jungen Mannes war seine öffentliche Taufe im Jahr 1817, mehr noch der ihn über die wichtigsten Heilssorgen tiefer gründende Unterricht des würdigen Winterbotham, der ihr vorherging. Er schritt in festem Sinn und freudigem Glauben einher und wandelte des Evangeliums würdig. Dabei war er in seinem Berufe so geschickt und tüchtig, daß sein Meister ihm die Erlaubniß gab, ein Stück Tuch auf eigene Rechnung zu machen, wozu sein Vater ihm die Wolle schenkte. Es wurde an ein Haus in Bristol verkauft. Kaum

war dies geschehen, als ein Freund zufällig die Gefahr dieses Hauses aussprach, in Bankerott zu fallen. Dieser kleine Umstand griff tief in sein Leben ein. Er bat um Erlaubniß und erhielt sie, für einige Tage nach Bristol zu reisen. Es war ein schöner Sommertag und er beschloß, die Nacht zur Reise zu nehmen, die nur etwa 12 Wegstunden betrug. Er ging eine bedeutende Strecke, ehe er in einem Wirthshause bei Tagesanbruch ruhte. Der Wirth rieth ihm, von der Straße ab nach dem Flusse Severa zu gehen, wo er ein Boot finden würde, das ihn rasch nach der Stadt bringen würde. Er erreichte den schönen Fluß gerade, als ein wohlbesetztes Boot vom Ufer abgestoßen war. Er rief, aber die Leute schienen in Eile zu seyn und, je lauter er ihnen zurief, desto angestrengter fortzurudern. Bald waren sie aus dem Bereich seiner Stimme, als er ein zweites ebenfalls besetztes Boot gewahrte, das er um jeden Preis zur Landung zu bewegen entschlossen war. Er zog den Rock aus und schwang ihn als Signal. Sie hielten an und schienen zu berathschlagen, ob sie ihn aufnehmen sollten oder nicht. Endlich legten sie bei und er war überrascht, fünf höchst verdächtig aussehende Menschen zu finden, die ihn ungern zuließen, ihm aber auch als die schlimmste Gesellschaft erschienen, in der er sich je befunden. Sie rückten sich und flüsterten sich in die Ohren, und dem jungen Wanderer wurde gar unheimlich zu Muthe. Endlich bemerkte er, daß sie in falscher Richtung steuerten und fragte, was das sey? Da rief ihm ein schwarzbrauner Irländer zu: „Schätzchen! „meinst du denn uns so bald zu verlassen, da wir dich einmal erwischt haben? Sieh, mein Schätzchen! (damit deutete er auf den tiefen Fluß) du mußt erst den Boden von „Davy Jones's Schrank sehen, ehe du wieder ans Land „kommst." Mit Jubelgeschrei wurde der Mordplan begrüßt. Etwas erschreckt fragte Thomas, wofür sie ihn denn hielten? und aus ihrer Antwort: „denkst du, wir seyen so „dumm?" und ihren furchtbaren Flüchen entnahm er, daß sie ihn für einen Späher der Zollpolizei ansahen. Jetzt erst wurde ihm aus den Fässern im Boote vollends klar, daß

er es mit einer Schmugglerbande zu thun hatte. Er versicherte sie aufs stärkste, daß sie sich in ihm irren; aber Flüche und Drohungen waren die Antwort. Jetzt begann er sie mit großem Ernst anzureden und zu sagen, wie sie Gott richten werde für Alles, was sie ihm thun würden. Einer fing an milder auszusehen und ein Anderer zitterte, aber sie steuerten in der falschen Richtung fort. Burchell sprach mit feierlichem Ernste zu jedem Einzelnen und malte ihm vor, wie er allein und für sich vor dem Richterstuhl Gottes stehen werde, um zu empfangen wie er gehandelt habe bei Leibesleben, es sey gut oder böse. Endlich rief der Mann, der als Capitän zu gelten schien: „Ich sage, Dick „(Richard), das halt' ich nicht aus, wir müssen ihn gehen „lassen. Ich glaube nicht, daß er ist, wofür wir ihn hiel„ten. Wo wollen Sie aussteigen, Herr?" — Er sagte, er möchte gern den Avon hinauf nach Bristol. Der Andere erwiederte: „so weit können wir nicht gehen, aber wir wol„len Sie so weit als möglich fahren." Er dankte und bat um möglichste Eile, ergriff aber den günstigen Augenblick, von ihrem schändlichen Leben zu reden. Sie waren erschüttert und wiesen bei der Landung das Fahrgeld zurück, ja sie boten ihm eines ihrer geschmuggelten Branntweinfässer zum Geschenk an. Einer ging sogar mit ihm in ein Bauernhaus und vermochte den Bewohner, ihn in die Stadt zu fahren, wo er sein Geschäft glücklich abmachte. Eben diesen Schmuggler sah er nach seiner Rückkehr von Jamaica wieder in einem kleinen Strandorte in Somersetshire. Der Mann bot ihm die Hand und sah ganz anders aus, als damals auf dem Flusse. Auf Befragen erzählte er: „Ach „Herr! nach eurer Rede konnte keiner von uns das Geschäft „fortsetzen. Ich bin ein Zimmermann geworden, und es geht „mir gut hier im Dorfe. Ich gehe eine Stunde weit zur „Kirche. Unser armer Capitän hat bis zu seinem Tode für „Sie gebetet. Er war ein ganz anderer Mensch, nahm „seine alte Mutter zu sich und wurde ein guter Ehemann, „ein guter Vater und Nachbar. Vorher fürchtete ihn Jeder„mann, er war ein gräulicher Mensch, nachher war er sanft

„wie ein Lamm. Er hielt einen kleinen Laden und in sei-
„nem Hause hielt er Betstunden. Die andern drei sind jetzt
„brave Matrosen auf einem Handelsschiff."

Noch andere Anlässe entwickelten in Burchell die kräftige Entschlossenheit, die so sehr zu seiner nachherigen Missionslaufbahn erfordert wurde. — Der Krieg gegen Napoleon hatte auf die öffentliche Sittlichkeit in England höchst verderblich gewirkt. Der Friede hatte eine Masse wilder und roher Menschen in die Heimath zurückgeführt, die wie Raubthiere in der Gesellschaft wirkten. Ein solcher Glücksritter erschien auch in der Fabrik zu Inchbrook mit Empfehlungen von Geschäftsfreunden, sogar von Gliedern der Baptisten-Gemeinschaft, um Geschäfte zu machen. Hr. Burchell mußte mit ihm verhandeln, weil der Fabrikherr abwesend war. Er wählte sich Tücher aus, verlangte, daß dieselben mit dem Nachtwagen nach London gesandt würden, und zahlte 50 Pfund (600 Gulden) in Banknoten, die andere Hälfte in Wechseln, indem er zugleich bekannte, achtbare Häuser nannte, in welchen er noch die nächsten Tage zu sprechen seyn würde, wenn man es wünsche. Am folgenden Morgen erhob sich Verdacht. Burchell eilte, die Papiere bei einer benachbarten Bank zu zeigen, und hörte zu seinem Schrecken, daß sie alle falsch seyen; er überzeugte sich persönlich, daß man in den von dem Fremden genannten Familien nichts von einem solchen Besuche wußte. Er flog nach London mit dem Postwagen, um vor den versandten Waaren anzukommen. Da sah er in der Straße den verdächtigen Käufer, sprang aus dem Wagen und schlang, ohne ein Wort zu sagen, seinen Arm um den des Fremden; der sah ihn entsetzt an, wollte sich losmachen, aber Burchell erklärte, ihn augenblicklich der Polizei zu überliefern, wenn er ihm sein Tuch nicht zurück gebe. Der Andere wollte erst von der ganzen Sache nichts wissen, aber der Gläubiger hielt ihn mit eisernem Arm, und der geängstete Dieb versprach am Ende Alles. Immer noch Arm in Arm gelangten die Zwei zu der Niederlage, wo eben einige Mitschuldige des Diebes die Waaren auf einem Karren wegbringen wollten, als sie diesen in solchem Ge-

wahrsam erblickten und es vorzogen, sich durch die Flucht zu retten. Burchell zwang seinen Begleiter, mit ihm den Karren zu besteigen und nach seiner Wohnung zu fahren. Dort brachte er die Waaren in Sicherheit und wandte sich dann zu dem Schuldigen mit den Worten: „Einem Men„schen dünket sein Weg recht zu seyn, aber sein Ende sind „Wege des Todes; wenn Sie, Herr, auf Ihrem jetzigen bö„sen Wege fortgehen, werden Sie es zu Ihrem Jammer so „finden." Der Dieb war sehr erschüttert, dankte herzlich und fuhr auf seinem Karren davon.

Einige Wochen später kam Herr Burchell wieder zur Stadt und las, indem seine Blicke zufällig auf ein Zeitungsblatt fielen, die Beschreibung eines Mannes, der wegen Pferdediebstahl im Gefängnisse war. Der Name war verschieden, aber die Schilderung paßte so gut auf seinen Bekannten, daß er der Sache nachging. Er bat um Zutritt in den Kerker und fand bei seinem Eintritt in die Zelle seine Vermuthung bestätigt. Der Gefangene ward bestürzt über seinen Anblick, beruhigte sich aber, als ihm versichert wurde, daß Burchell nur in der freundlichsten Absicht komme. Jetzt verbarg er sein Angesicht mit den Händen und rief: „O! „hätte ich Sie ein paar Tage früher gesehen, all dieser bit„tere Jammer wäre mir erspart; aber nun werde ich die „Wahrheit Ihrer Worte beweisen. Ich habe Ihren Rath „und Ihre Freundlichkeit nicht vergessen und kann sie nie „vergessen. Das Andenken daran wird mich nach Botaney „Bay * begleiten, wohin ich ohne Zweifel geschickt werde."

Nachdem er sich ein wenig gefaßt hatte, erzählte er, wie er nach dem Vorfall mit Burchell gegen seine Diebsgenossen den Entschluß geäußert habe, sich von ihnen loszusagen. Sie nahmen ihm das Versprechen ab, England zu verlassen und schritten zur Theilung der bisherigen Beute. Auf seinen Antheil fielen einige Pferde, die er mit Andern auf dem Wege nach den Fabrikgegenden in der Grafschaft Oxford gestohlen hatte. Er wollte sie ihren Eigenthümern

* Die englische Strafkolonie in Neu-Süd-Wales in Australien.

zurückgeben, nahm daher einen weiten Umweg nach London und wurde eingefangen, ehe er dies bewerkstelligen konnte. Sehr weh that es dem armen Verbrecher, daß sein neuer Freund seinen Besuch nicht wiederholen konnte, und mit dem Ausdrucke tiefer Zerknirschung sagte er nochmals: „Hätte „ich Worte, wie die Ihrigen, früher gehört, mein Schicksal „wäre mir ganz anders geworden." Mit den wärmsten Segenswünschen und Händedrücken nahm er Abschied von seinem geistlichen Wohlthäter. Viele ähnliche Züge aus Burchells Jugendleben sind verloren gegangen, weil er die Papiere, in denen sie aufgezeichnet waren, in Jamaica vernichtete.

Nach diesen Proben wird es kaum zu verwundern seyn, daß in einer Gemeinschaft, wie die der Baptisten ist, in welcher nicht blos zum Predigtamt ausdrücklich gebildete Männer die Kanzel bestiegen, an Thomas Burchell als ein tüchtiges Werkzeug zur Erbauung der Gemeinde von Vielen gedacht wurde, und daß seine eigenen Gedanken und Wünsche diese Richtung nahmen. Wirklich betrat er am Schlusse des Jahres 1818 zum erstenmal die Kanzel eines Dorfes in der Nähe seines Wohnorts. Den Ausschlag dazu gab aber ein heftiger Anfall von Halsbräune, die einzige Krankheit, die er außer den bösen westindischen Klimafiebern je hatte; er war so stark und rasch, daß der Arzt alle Hoffnung aufgab, und daß man den Seinigen eiligst einen Boten senden mußte. Sogleich reisten seine Schwestern ab, nur die einzige Hoffnung im Herzen, ihn noch am Leben zu finden. Wie staunten sie, ihn außer aller Gefahr zu treffen! Er konnte ohne Beschwerde sprechen und erzählte, der Arzt habe ihm gestern Abend eröffnet, daß er die Nacht nicht überleben würde. Er glaubte es nicht und fühlte, daß er noch viel auf Erden zu wirken habe; und als man ihn fragte, wie er denn zu dieser Zuversicht gekommen sey? war seine Antwort: „es hieß immer in meinem Herzen: auf und „arbeite!" Von diesem Moment an stand künftige herrliche Arbeit im Dienste Christi nicht als ein fernes Ziel, sondern wie eine sichere Wirklichkeit vor seinen Augen. Und zwar

dämmerten ferne Küsten vor seinem Geistesblicke auf, wo er die Fahne des Kreuzes würde wehen lassen. Seit Jahren schon war ein stiller Kampf zwischen der Heimath und den Landen der Heiden in seiner Seele vorgegangen, und die letzte Ueberzeugung war immer die gewesen: „ich bin zum „Missionar berufen!" — Jetzt drückte der Seelsorger seiner Gemeinde und das Urtheil aller Freunde noch ihr Siegel auf diese Ueberzeugung. Die Gemeinde empfahl ihn der Missions-Committee der Baptisten, und am 25. November 1819 erschien er in London, um von derselben geprüft zu werden, nachdem er bereits sein weltliches Geschäft aufgegeben und sich nur um wissenschaftliche Vorbildung bekümmert hatte. Da saß er mit klopfendem Herzen im Vorzimmer der Committee, als noch ein anderer Jüngling eintrat. Nach der üblichen Begrüßung trat ein Stillschweigen ein, das Burchell mit der Frage an Jenen brach, ob er ein Glied der Committee sey? „Nein," war die Antwort, „ich komme „vom Lande, um mich bei der Committee zum Missions„dienste zu melden." Burchell stand rasch auf, ergriff mit tiefer Bewegung die Hand seines Gefährten, und ein Freundschaftsbund war geschlossen, der bis zum Tode des Einen währte. Der Andere war der tüchtige Missionar Philipps auf derselben westindischen Insel. Beide wurden angenommen, Burchell aber noch für ein Probejahr dem Collegium in Bristol zugewiesen. Er ergab sich unter Dr. Rylands und der Professoren Crisp und James (Dschäms) Leitung dem Studium der alten Sprachen und der heiligen Schrift mit solchem Eifer, daß am Ende des Probejahres der Beschluß gefaßt wurde, ihn eine vierjährige Bildungszeit durchlaufen zu lassen. Mit dem angestrengtesten wissenschaftlichen Fleiße verband unser Burchell große Thätigkeit im Predigen auf den Dörfern umher, und um seiner sitzenden Lebensart ein Gegengewicht zu geben, pflegte er die Wege dahin und zurück, oft zwölf Stunden an einem Tage, zu Fuße zurückzulegen. Indien war das Missionsfeld, auf welches in Folge seiner jugendlichen Lectüre seine Blicke gerichtet waren, worin freilich der Glanz seiner Natur, die

Größe seiner tausendjährigen Irrthumsgebäude, die wimmelnde Bevölkerung, die herrlichen Erfolge eines Carey nicht wenig beitrugen, lauter Bilder, die noch mehr der Phantasie, der romantisch-jugendlichen Betrachtung des Missionswesens angehörten. Dem Schwelgen in diesen Bildern trat jedoch der so nöthige und von Burchell gewissenhaft angewandte Ernst und Fleiß in Erlernung der alten Sprachen, so wie des Arabischen, im Anhören theologischer, wie naturwissenschaftlicher Vorlesungen, in der stets erneuerten Durchprüfung des eigenen Herzensgrundes heilsam entgegen. Er selbst erkannte diese Wirkung als eine gesegnete an und war daher auf die Aenderung seiner Bestimmung desto besser vorbereitet, als ihm kurz vor dem Schlusse seiner Lehrjahre angekündigt wurde, Westindien sey das Land seiner Bestimmung. Jetzt legte er alle die Bücher zurück, vermittelst welcher er sich in den Aberglauben der Hindus, in die Sätze der Muhammedaner vertieft hatte, und begann mit immer wärmerer Liebe die gefesselten Kinder Africa's zu betrachten. Je mehr er ihre unglückselige Lage überschaute, desto freudiger wurde er entschlossen, ihnen die Freiheit in Christo Jesu anzupreisen. Eben damals kam Missionar Tripp von Jamaica herüber, und auf seine Mittheilungen an die Committee hin wurde dem jungen Streiter der nördliche Theil dieser Insel als das Feld seines Wirkens angewiesen. Am 14. October 1823 wurde er von einer Anzahl frommer Geistlicher seiner Gemeinschaft in der Bethesda-Capelle zu Trowbridge in der Grafschaft Wiltshire feierlich ordinirt, und einer jener Prediger, Herr Saffery, wagte in seinem Gebet die damals (als fünfzig Bekehrte für ein Jahr in einer Mission erstaunlich schienen) ganz unerhörte Bitte: „Gott möge diesen seinen Knecht nicht vom Felde „abtreten lassen, ehe durch ihn wenigstens zehntausend Hei„den gewonnen und gerettet worden seyen." Es konnte als ein herrliches Angeld der göttlichen Gnade gelten, daß die Ordinationsfeierlichkeit einem bis dahin in Selbstgerechtigkeit befangenen Gliede der englischen Staatskirche, das nur durch Neugierde zu dem feierlichen Akte gekommen war, die

Augen über seinen wahren innern Zustand öffnete und es in ein durch Gnade seliges Kind Gottes umwandelte. Burchell selbst predigte am folgenden Tage über einen Text, der so recht der Grundton seines Lebens und Wirkens war und blieb: „darin stehet die Liebe, nicht daß wir Gott geliebet „haben, sondern daß Er uns geliebet hat und gesandt sei„nen Sohn zur Versöhnung für unsere Sünden.“ 1 Joh. 4, 10.

Zweiter Abschnitt.

Jamaica. Land und Leute. Anlaß der Baptisten-Mission. Heirath und Abschied. — Sturmnoth zur See. — Reise. — Montego Bay und erste Schritte daselbst. — Haß der Pflanzer. — Predigtstätten. — Grundstimmung des Missionars. — Erste Lebensregungen. — Taufe. — Verbot und Verhör. — Leiden. — Wachsende Aufmerksamkeit der Neger. — Conferenz in Kingston. — Ausdehnung der Arbeit. — Verläumdungen und Verfolgungen. Errettung aus Lebensgefahr. — Der Wegweiser. — Sorge um Hülfe im Amt. — Zahlreiche Taufen. — Prüfung der Täuflinge. — Neue Arbeitsstätten. — Krankheiten. — Der treue Sam und die Geige. — Rückkehr nach England.

Jamaica ist eine der schönsten Inseln der großen Gruppe des westatlantischen Oceans, die man die Antillen nennt. Sie stellt eine Eyform dar, 80 Stunden lang und 26 Stunden breit (die größesten Erstreckungen genommen), aber nur etwa 250 Geviertmeilen enthaltend, also nur etwa dem Großherzogthum Baden gleich. Ihre Oberflächengestalt, von unregelmäßig umhergeworfenen Felsmassen gebildet, schilderte einmal ein dortiger Bewohner auf Befragen höchst anschaulich damit, daß er ein Stück Papier nahm, es zusammenknitterte und auf den Tisch warf mit der Bemerkung: „so sieht Jamaica aus!“ — Aber reich ist sie an den bezauberndsten Landschaften. Die blauen Berge, die sie in ihrer Mitte durchziehen und zu einer Höhe von 5 bis 8000 Fuß über dem Meere ansteigen, sind meist mit dichten Wäldern in aller Ueppigkeit tropischen Pflanzenwuchses be-

deckt. In den Thälern strecken sich die grasreichen Savannahs * meilenweit in parkähnlicher Schönheit fort, noch reizender durch blühende Hecken und buschige Dickichte. Der Boden bietet überall, ob er zu Bergen von ungleicher Höhe ansteigt, oder in Abgründe sich spaltet, oder in ebenen Waideflächen sich breitet, einen Anblick, der die Augen fesselt und das Herz entzückt. Die Reisenden, woher sie auch kommen mögen, stimmen gern der Schilderung des Entdeckers Columbus (1494) in seinem Bericht an seinen königlichen Schutzherrn bei: „Diese Länder sind so viel „schöner und angenehmer als alle andern, als die Sonne „den Mond an Glanz übertrifft." Jahrhunderte lang aber hat der sittliche und gesellige Zustand der bundfarbigen Einwohner dieser herrlichen Insel einen schroffen und schmerzlichen Gegensatz gegen ihre Naturschönheit gebildet. Die eingeführten Negersclaven wurden dem Obi und Myalismus ** und anderm gräulichen Aberglauben überlassen, und die Colonisten wurden, weil die Neger gar nicht in ordentlichen Ehen lebten, Opfer des schmachvollsten Lasterlebens.

Im Jahr 1813 betrat die Baptisten-Mission die Insel. Ein Herr, der in ihrem nördlichen Theile lebte, bat die

* Spanischer Name der Grasebenen Südamerica's.

** Obi heißt ein Aberglaube der westindischen Neger von einer Landschaft in Africa, woher er stammen soll, der wesentlich in Zauberei besteht. Um einen Dieb zu entdecken, wird ein Fetisch, bestehend aus einer Trinkschale von Cocos (Calebasche) mit bunten Lumpen, Katzenzähnen, Papageyfedern, Krötenfüßen, Eierschalen, Fischknochen, Schlangenzähnen, Eidechsenschwänzen, vor dessen Hütte gesetzt. Um ein Gut zu schützen, hängt man dieses gräuliche Gemisch in seiner Nähe auf. Tod war meist das Loos des Unglücklichen, gegen den der Zauber gerichtet war, ob durch Gemüthsbewegung oder Gift, konnten die Gerichte nie erheben. Auch der Schatten eines Menschen wurde in einen kleinen Sarg gefangen, worauf er sterben sollte.

Der Myal-Mann, ein Zauberarzt, der durch Tränke, wilde Tänze u. a. betäubt, durch andre Mittel wieder aufweckt und dann Glasscherben, Schlangen, Gewürm u. A. aus der Haut der Kranken zieht. Die Myalleute sind eine geheime Brüderschaft, in der, wie ein genau mit Westindien bekannter Mann sagt, „ein großes Geheimniß der Bosheit verborgen liegt."

Committee um Sendung eines Missionars, um unter seinen Negern zu wirken. Missionar John Rowe (sprich: Rau) kam nach Falmouth, wo er jedoch lange keinen öffentlichen Gottesdienst halten durfte, und starb, als ihm dies eben erlaubt worden war. Erst 1822 erhielt er einen Nachfolger in Herrn Tripp, der schon etliche Jahre in Kingston auf der Insel gewohnt hatte, nun aber sich zu Crooked Spring (sprich: Crucked Spring, s. v. a. Krummquelle) niederließ. Er war es, der wegen Krankheit, nach dem Tode seiner Gattin, und um für die Erziehung seiner Kinder zu sorgen, im Jahr 1823 nach England kam. Um die Station zu Crooked Spring nicht unbesetzt zu lassen, sollte der junge Burchell dorthin gehen, was er auch, weil keine andere Hülfe zu Gebote stand, unweigerlich versprach. Er mußte sich verheirathen und wählte eine Jungfrau Lusty aus Kingstanley, in der Grafschaft Gloucester, zur Gattin. Nach einigen Vorbereitungen und Abschiedsbesuchen ging das Ehepaar am 17. November 1823 zu Gravesend an Bord des Schiffes Garland Grove, das bei gutem Wetter aus der Mündung der Themse segelte, aber bei dem englischen Hafenorte Deal drei lange Wochen auf günstigen Wind zur Fahrt durch den Canal warten mußte. Am 4. December schrieb Herr Burchell in sein Tagebuch: „Immer schlimmer. Wieder ein furchtbarer Sturm, heftiger „und gefährlicher, wie die Seeleute sagen, als je einer seit „dem Frühling 1817; der Wind fing am Dienstag mor„gens an zu wehen und brauste den ganzen Tag und die „Nacht; nur waren wir wegen unsrer Entfernung von der „Küste minder gefährdet. Und doch war das noch nichts „gegen das, was nachkam. Der Wind schlug zu der für uns „ungünstigsten Richtung, nach Südsüdwesten, um, und die „Fluth stieg so hoch als möglich. Etwa halb elf Uhr „gestern Nacht war es, als hätte sich alle Wuth und Macht „der Elemente gegen uns verschworen. Die Nacht war „pechschwarz und der Regen goß in Strömen. Der Blitz „machte durch sein blendendes Zucken die Finsterniß nur „sichtbarer und ließ uns die drohende Gefahr sehen. Die

„Wogen brachen sich über unserm Verdeck, füllten unsre
„Kajüte mit Wasser, und der Wind tobte wie beständiges
„Donnerkrachen. Wind und Meer kämpften furchtbar mit-
„einander und schienen zu wetteifern, um uns vom Anker-
„grunde zu reißen und zu vernichten. Die ganze Ankerkette
„von 600 Fuß Länge war ausgeworfen, um dem Anker
„mehr Kraft zu geben und das Schiff freier spielen zu lassen,
„als plötzlich ein furchtbarer Wasserschwall vom Winde
„fortgestoßen auf uns losbrach, unser Schiff ganz ans Ende
„der Kette warf, und einen gewaltigen Stoß verursachte,
„daß wir eine Weile glaubten, das Fahrzeug müsse in
„Trümmer fallen, oder doch die nächste Welle uns begra-
„ben. Das Schiff zitterte, wie ein Mensch im Todesschre-
„cken. Wieder eine Woge stürzte heran und noch eine —
„jetzt brach das Thau, welches die Ankerkette am Schiff
„hielt. Alles war in Schrecken; aber die Behendigkeit der
„Mannschaft, die schnell den andern Anker auswarf, rettete
„Schiff und Kette. Diese wurde wieder fest gemacht, und
„wir hingen an zwei Ankern fest; aber nicht lange, so wur-
„den sie aus dem Seegrunde gehoben, und wir schleppten
„sie langsam fort und trieben vor dem Sturme her. Jetzt
„war die Gefahr größer als je; sechszig oder achtzig Schiffe
„ankerten um uns her, oder waren herumgeworfen; kein
„freier Raum zur Durchfahrt, kein warnendes Licht zu se-
„hen; unser Untergang schien unvermeidlich. Etwa halb
„ein Uhr trieben zwei Schiffe, die bereits in einander ver-
„wickelt waren, gegen uns. Hätten sie uns gefaßt, so
„mußten wir unausbleiblich auf den nur eine Stunde ent-
„fernten Goodwin Sands scheitern, wie der Kapitän sagte.
„Aber glücklich trieben die unglücklichen Fahrzeuge vorüber
„nach diesem sichern Untergange, und wir hielten die Nacht
„durch Stand gegen den Sturm. Jetzt ist die Nacht vor-
„über, der Sturmwind schweigt, und Gott war unsre Zu-
„flucht und Stärke, unsre Hülfe in der Noth; wir rufen
„unsre Seelen auf, Seinen heiligen Namen zu preisen.
„Diesen Morgen sieht es schauerlich aus. Drei Schiffe,
„*so weit* wir sehen, sind ohne Masten, und fast ohne

„Takelwerk, andern sind Planken und Bedeckung abgerissen;
„zwei sind gestrandet; viele fehlen, die gestern Nacht um
„uns her vor Anker lagen.. Sieben haben die Kabeltaue
„abgerissen, die Anker verlassen und treiben in der Nordsee
„umher. Von dreizehn weiß man gar nicht, wohin sie der
„Sturm gejagt hat. — Jeder Versuch, meine Gefühle in
„dieser Nacht zu beschreiben, wäre Thorheit. Meine Ner-
„ven waren in furchtbarer Aufregung, und mein ganzes
„physisches Leben ist im Aufruhr. Im Anblick des Aeußer-
„sten war mein Geist ruhig; ich fühlte mich wunderbar
„getragen. Ohne diese Hülfe wäre mein Zustand unerträg-
„lich gewesen. Meine Frau war zu krank, um die Gefahr
„wahrzunehmen. Sie vernahm sie erst diesen Morgen."
Nur wenige Tage hernach wehte ein frischer Nordost und
trug das rasch segelnde Schiff einer Schaar mitsegelnder
voran an den schönen englischen Südküsten vorüber, hinaus
in den Ocean. Noch war aber der stets brausende Bis-
caya-Golf nicht überschritten, und dort hatten die Reisenden
nochmals Gelegenheit die Macht des gewaltigen Elementes
anzuschauen, auf dem das Schiff wie ein geschwungener
Federball tanzte. In demselben wurden Geräthe und Men-
schen hin und her geschleudert, bis letztere sich an einen festen
Gegenstand anklammerten. Das Schäumen und Toben
und Spritzen der Wogen war ein furchtbarer Anblick. Ihm
folgte der reizende eines südlicheren Meeres unter der Herr-
lichkeit des den Tropen nahen Himmels. Allein ehe West-
indien erreicht wurde, mußten die Wanderer nochmals die
gewaltige Kraft sehen, die Wind und Wogen verliehen ist,
doch waren sie jetzt schon so an diesen Anblick gewöhnt,
daß Herr Burchell mit heiterem Muthe ein Mittagsmahl
schildert, an welchem die Schüsseln mit ihrem Inhalt in
allen Richtungen flüchtig wurden, und die Essenden fast alle
Aufmerksamkeit auf das Behalten ihrer Sitze verwenden
mußten. Endlich wehten bei tiefblauem Himmel und spie-
gelglatter, durchsichtiger See die balsamischen Lüfte der In-
seln ihnen entgegen, und am 15. Januar ließ das Schiff
in Montego-Bay seinen Anker fallen. So lockend der An-

blick des Landes, so wenig einladend war der des Missionsfeldes. Ueberall Wolken und trübe Aussicht. Seine bestimmte Station war durch die Besitzer ihm für jetzt verschlossen; eine andere ihrer Pflanzungen, Flamstead, sollte er, jedoch nicht einmal jeden Sonntag, von außen her besuchen. Und als er zu predigen anfing, wie entmuthigend war es, kaum dreihundert Neger versammelt zu finden; als er in die Seelsorge eintrat, wie noch entmuthigender, den geistlichen Zustand selbst der Besten weit unter seiner Erwartung zu finden. Allein diese schlechten Aussichten auf den Plantagen bewogen ihn auf die Stadt Montego Bay selbst seine Blicke zu richten. Sie war die zweite Handelsstadt der Insel, zählte 6000 Einwohner und lag reizend am Fuße schöner Waldberge, im Hintergrund der prächtigen Meeresbucht. In der Nachbarschaft wohnten viele zur Baptisten-Gemeinschaft gehörige Neger, die von dem Americaner Moses Baker zum Theil schon 50 Jahre früher unterrichtet waren. Außer ihnen gab es eine anglicanische und eine wesleyanische Gemeinde. Ein Platz zur Predigt war bald gefunden, aber die Erlaubniß dazu mußte erst von der Behörde des Kirchspiels St. James (Jamaica ist in 3 Grafschaften und 23 Kirchspiele getheilt) eingeholt werden. Diese hielten vierteljährige Sitzungen, in deren einer sein Gesuch vorgelegt wurde; zum allgemeinen Erstaunen erhielt er die Erlaubniß, die dem Missionar Rowe verweigert worden war. Allerdings saßen in der Behörde zwei Männer, die der Missionssache günstig waren, Herr Waughan (Wohn), der Anwalt jener Plantagen, auf welchen die erste Baptisten-Mission in Jamaica entstand, und Capitän Boyd. Allein so stark war der Haß der Pflanzer gegen die Missionare, die man mit Recht als gleichgesinnt mit der Partei der „Menschenfreunde“ betrachtete, die damals in England die Aufhebung der Sclaverei in den brittischen Colonieen mit Nachdruck betrieben, und daher den Pflanzern als Feinde ihres Vortheils galten, daß nur eine Drohung mit der höheren Behörde zu dem erwünschten Ziele führte. Sein Predigtamt begann mit Muth und Freude, und er selbst sagt darüber:

„Ich predige jetzt zweimal in der Bay am einen Sonntag, „und einmal am andern, da ich auch in Flamstead das „Wort verkündige. Da reite ich denn in die Berge früh „Morgens, und um Mittag nach der Stadt zurück, wo ich „um 4 Uhr predige. Ich werde künftig wohl fahren müs„sen, um es zu ertragen. Es ist ein kleiner Anfang, aber „nicht zu verachten.“ Sein erstes Geschäft wurde, die vorhandenen Christen seiner Gemeinschaft in ihrem Herzenszustand zu prüfen, und die feststehenden in eine Gemeinde zu vereinigen. Es waren ihrer zwölfe, während eine größere Zahl als längern Unterrichts bedürftig noch zurückgestellt werden mußte. Er sah sich nach andern Stätten möglicher Wirksamkeit um, die er von der Bay aus erreichen konnte. Falmouth, etwa 10 Stunden nach Osten entfernt, ließ er liegen, weil bereits die Wesleyaner im Begriffe waren, sich dort niederzulassen; Lucca, noch etwas entfernter im Südwesten, wo gar kein christlicher Prediger sich befand, schien ihm einladender zu seyn. Er verlor sich übrigens nicht im Wirken nach Außen, sondern vertiefte sich auch nach Innen in Christo. „Mit Vergnügen,“ schreibt er, „gebe ich die Nachricht, daß ich gesund, in meinem häus„lichen Leben glücklich, im Amte gesegnet bin. Ich habe „wohl auch, was mich drückt, aber noch mehr, das mich „erfreut, und es ist nicht der kleinste Beweis von Gottes „Erbarmen gegen mich, daß ich mich in meinem Werke und „in meinem Heilande selig fühle. Ich darf sagen: „Chri„stus ist mein Leben, und Sterben mein Gewinn.“ — Ich „fühle tief die Herrlichkeit des Erlösers; ich weiß, daß ich „Ihn liebe; aber ich möchte Ihn mehr lieben, und mehr „Seinen Geist haben. Ich werfe all meine Sorge auf Ihn! „Meine Hoffnung wurzelt fest in Christo, dem Fels meines „Heils. Die Welt zieht mich immer weniger an, und der „Himmel mehr. Ich suche nichts mehr, als für Jesum zu „leben; zu leben, so lange Er etwas durch mich ausrichten „will, und zu sterben, wenn ich Seinen Willen gethan habe. „O! daß ich noch mehr die hinrauschenden Augenblicke aus„kaufen, und stets zum Abscheiden bereit seyn lernen mag!

„Wer in diesem Lande wahrer Gemüthsruhe sich erfreuen „will, der lebe als Einer, der sich zum Tode bereitet. Denn „hier gilt es

„Mitten wir im Leben sind
„Von dem Tod umfangen.

„Noch vor einem Monate schrieb mir Bruder Knibb und „sagte, wie herrlich gesund er sey. Wie war ich erstaunt „letzten Sonntag vor dem Morgengebete zu hören, daß er „nicht mehr hienieden lebt. Er war am Sonntag vorher „gestorben und am Montag schon ins stille Grab gelegt „worden. Vor fünf Wochen kam der wesleyanische Missio„nar Allen mit zwei Mitarbeitern an, deren einer hier ar„beiten sollte, aber schon drei Wochen nach seiner Ankunft „eine Leiche war."

Da Burchell aus dieser Grundstimmung heraus predigte, blieb seine Capelle nicht lange halb leer. Nicht nur die Bänke füllten sich, sondern auch zum Stehen fand die Menge der Herbeiströmenden nicht Raum. Aber auch die Herzen wurden voll, nicht blos die Kirchenräume, und er konnte sagen: „als ich anfing, das Heil in Christo Jesu „anzubieten, sah es gar traurig aus, das Evangelium „schien eine unwillkommene Botschaft und widersprach so „sehr den herrschenden Sitten, Uebungen und Vorurtheilen „aller Volksklassen, daß, anstatt die gute Botschaft der Gnade „Gottes mit Freuden zu begrüßen, nur Wenige sich ent„schlossen zum Hören zu kommen. Aber nicht viele Sonntage „gingen hin, ehe ich glauben durfte, daß der HErr sich zu „seinem Worte bekenne. Es wurde Alles anders. Mit je„der Woche wuchs die Zahl der Zuhörer. Es ging den „Sündern durchs Herz. Viele fragten ängstlich: was muß „ich thun, daß ich selig werde? Eines der Weiber hat „mir gesagt, sie sey lange von der Kirche abgehalten wor„den, weil man ihr gesagt, daß die „Wörtler," so nannte „man die Hörer des Wortes, gewöhnlich gleich nach den ersten „Besuchen des Gottesdienstes das Kaufen und Verkaufen „*am Sonntag*, das Tanzen, Trinken, Spielen und Fluchen

„aufgeben, und ohne diese Dinge hatte sie geglaubt, nicht „leben zu können. Dennoch hatte sie aus Neugierde gar „zu gern einmal zugehört. Endlich kam sie; aber keine „Stunde war sie dagewesen, als das Gefühl ihrer Sün„denschuld und Seelengefahr ihr Thränen auspreßte. Zu „Hause wurde sie etwas ruhiger und fing an zu berechnen, „wie viel es ihr schaden würde, wenn sie am Sonntag, „dem einzigen Markttage, nicht mehr kaufte und verkaufte. „Das Ergebniß ließ es ihr als räthlicher erscheinen, am „Abend nicht mehr hinzugehen. Der Abend kam, und sie „fühlte sich so unglücklich, daß sie nicht wegbleiben konnte. „Der Eindruck war wieder so stark, daß sie an nichts mehr „dachte, als wie sie Vergebung ihrer Sünden erlangen „möge. Seitdem seyen ihr die fleischlichen Lustbarkeiten ent„leidet, und am Sonntag habe sie so viel mit ihrem See„lenheil zu thun, daß ihr der Markt gar nicht einfalle. — „Aehnliches ließe sich noch viel erzählen.“ —

Ein größerer Raum für die Gottesdienste wurde nöthig und war bald an einem mitten in der Stadt gelegenen ehemaligen Gerichtsgebäude gefunden, das nachher als Theater und Versammlungshaus gebraucht worden war. Da konnte er vor großen Schaaren predigen. In der Nacht, ehe er es zum erstenmale that, hielten Neger eine Gebetstunde in der neuen Kirche ohne sein Wissen; denn er hatte sie nur aufgestellt, um dort befindliche Vorräthe zu bewachen. Ueber hundert Personen waren jetzt in regelmäßigem Unterricht. Viele begehrten die Taufe, und schon um 6 Uhr früh am Sonntag waren für das Morgengebet 200 Neger, zum Theil 4—6 Wegstunden weit hergekommen, versammelt. Schon im Junius seines ersten Arbeitsjahres durfte er 33 Heiden taufen, was er nach der Baptisten Weise in der Mündung des Barnatflusses ins Meer that, und zwar Sonntags früh um 4 Uhr, um jedes Aufsehen zu vermeiden. Es war dies auch nöthig, da schon seit einiger Zeit die Eifersucht der anglicanischen Kirche und der Argwohn der Pflanzer sehr auf die neue Baptistengemeinde gerichtet waren, und ein gewisser Coates (Cots), eine obrigkeitliche Person und

Herausgeber der Zeitung, nach allen Seiten Späher ausgesandt hatte, um die Angehörigen derselben auf einem gesetzwidrigen Schritte zu ergreifen. Herr Burchell hatte daher seinen Negern alle religiösen Zusammenkünfte unter sich verboten, überhaupt die Vorsicht so weit getrieben, daß sein wesleyanischer Mitarbeiter ihm übermäßige Aengstlichkeit zum Vorwurf machte. Allein der Taufact war denn doch kein Geheimniß geblieben, und am Tage nach demselben erschien ein Policeidiener, um den Missionar wegen gesetzwidrigen Nachtversammlungen mit Sclaven vor das Friedensgericht zu laden. Da er keine Versammlungen bei Nacht gehalten hatte, so konnten ihm die Richter, worunter die beiden anglicanischen Pfarrer der Stadt saßen, nur für die Zukunft die Taufen vor fünf Uhr Morgens untersagen. Allein nun wurde er um die schriftliche Erlaubniß der Sclavenbesitzer zur Taufe ihrer Leute gefragt. Diese hatte er natürlich nicht, und fragte zum Erstaunen und Aerger einiger seiner Richter nach dem Gesetz, das ihm die Taufe ohne solche Genehmigung verbiete. Sie verlangten erst, er sollte ihre Versicherung, daß es ein solches Gesetz gebe, einfach glauben, ohne das Gesetz sehen zu wollen, und als er sich dessen billig weigerte, suchten sie bald ihn durch Auctorität niederzudonnern, bald durch Gesetze andern Inhalts zu widerlegen, bald durch Fragen zu verwirren. Aber Alles umsonst. Auch daß seine Neger unter sich Versammlungen halten, wurde nicht nur nicht bewiesen, sondern seine Versicherung vom Gegentheil mußte Glauben finden. Er ging „fröhlich von des Rathes Angesicht," und glaubte die Sache zu Ende. Darin aber täuschte er sich sehr. Eine Woche später wurde er unter den beleidigendsten Formen abermals vorgeladen, und aufs Verächtlichste und — den Gesetzen gegenüber — ungerechteste Weise behandelt, sichtlich um ihn zu einer heftigen Aeußerung und damit einer Verfehlung zu treiben. Aber es mißlang, obwohl nicht weniger als fünf und zwanzig ungerechte Richter beisammen saßen. Sie verboten ihm, künftig ohne Erlaubniß der Sclavenbesitzer zu taufen, und er erklärte ihr Verbot für gesetzwidrig. Hatte

das Gericht nichts auszurichten vermocht, so fielen nun die Zeitungen aufs Unwürdigste über den Missionar und alle seine Brüder her. Sie gingen sogar so weit, seine gefüllte Kirche damit zu erklären, daß er den Lastern der Neger schmeichle und sie zum Aufruhr anreize. In Folge dieser Angriffe nahm die Zahl seiner Zuhörer wieder ab. Das Schwerste für Burchell war, daß zu gleicher Zeit, als er von diesen Widerwärtigkeiten umdrängt war, die Gesundheit seiner Gattin immer sichtlicher hinsank. Er sprach in einem seiner Briefe aus: „Der HErr weiß, was gut für uns ist; „aber es ist manchmal, wenn Alles sich gegen Einen wen- „det, sehr schwer zu fühlen und nicht blos zu sagen: Dein „Wille geschehe!“ —

In Flamstead war inzwischen die Zuhörerschaft so angewachsen, daß Burchell einen dreimal größern Raum für die Predigt haben mußte, den er auch bekam. Die größte Schwierigkeit war aber zu entscheiden, wer für die Taufe reif sey, und wer nicht? Denn Viele hätten sich dazu gemeldet. Dies weckte auch dort den Geist des Widerspruchs. — Ehe er aber in dieser Angelegenheit weiter ging, mußte er sich auf den Rath eines geprüften Freundes zu einer Reise nach Kingston entschließen, um sich mit seinen Brüdern zu besprechen, und die Ansicht des obersten Rechtsgelehrten der Insel (General-Anwalt) über das ihm auferlegte Taufverbot zu hören. Der erfahrene Missionar Coultart und sein Freund Tinson, der mit ihm in Bristol gewesen, nahmen ihn mit Freuden auf; die Missionare Philippo von Spanish Town und Phillips von Anotta Bay kamen herbei. Sie beschlossen, ihre Gemeinden auf gleichen Fuß einzurichten und alljährlich sich zu einer Conferenz zusammenzufinden, damit der Einzelne in solchen Fragen leichter ins Reine komme. Es war keine leichte Frage für den Missionar, die bei dieser ersten Zusammenkunft mußte verhandelt werden, die nämlich, wie weit man in solchen Lagen, wie Burchells in Montego-Bay, sich rein leidend zu verhalten, oder aber den Feinden der guten Sache gegenüber sein Recht zu vertheidigen habe. Die Schlußnahme ging

dahin, daß man bei allen persönlichen Beleidigungen schweigen und leiden, hinsichtlich des Rechts aber, das Evangelium zu verkündigen, jede Menschengefälligkeit bei Seite zu legen habe. Demgemäß wendeten sich die Missionare auch an die höchsten Kron=Justizbeamten in England durch die Gesellschaft, um über die Gesetzlichkeit der ihnen in den Weg geworfenen Einsprachen Gewißheit zu erlangen.

Ermuthigt durch die Stärkungen, die sein Besuch in Kingston ihm gegeben, erweiterte Burchell nach seiner Rückkehr das Netz, das er unter der farbigen Bevölkerung auswarf, indem er Vorlesungen über das Christenthum für die große Zahl der etwas gebildeteren braunen Leute hielt, die durch seine Predigten schon angezogen worden waren. Der Erfolg war sehr erfreulich. In seinem häuslichen Leben dagegen brach bald nach seiner Rückkehr eine dunkle Zeit der Sorge durch die lange Krankheit seiner Gattin in Folge der Geburt seines einzigen Sohnes über ihn herein. Uebrigens war auch der Horizont seines Amtslebens beim Anbruch seines zweiten Missionsjahres (1825) dunkel genug, um ihn ausrufen zu lassen: „Ich trete in ein neues Jahr und weiß „kaum, welche Schritte ich thun, in welcher Richtung ich „steuern soll; je weiter ich hinausblicke, desto trüber sieht es „aus.“ Damals war nämlich unter den englischen Christen der jetzige Geist der Bruderliebe und gegenseitigen Verträglichkeit zwischen den verschiedenen religiösen Gemeinschaften noch lange nicht erwacht. Besonders gab es viele redliche Christen, denen die Besonderheit der Baptisten kaum erträglich war. Selbst Missionare anderer Gemeinschaften glaubten und verbreiteten alte Gerüchte gegen sie, und es kam so weit, daß man die armen Neger glauben machte, die Baptisten seyen nichts mehr als Johanneschristen, die einer vorchristlichen Religion, die Johannes der Täufer gestiftet habe, huldigen, so daß die Neger sich wunderten, wie Burchell als Baptist doch aus derselben Bibel predige, wie die Anglicaner und Wesleyaner. Die eigentlichen Gegner aber, die Pflanzer, übten ihre Feindseligkeit nun auf andere Weise aus, weil die Obrigkeit keinen entscheidenden Schlag führen

konnte. Sie sorgten dafür, daß die Neger, welche Burchells Predigten besuchten, roher Verfolgung ausgesetzt wurden. Dieß wurde ihnen leicht, weil die meisten Sclavenbesitzer auf ihrer Seite standen. Gewöhnlich aber war es das leichtere Mittel, zu derselben Zeit, da der Baptist predigte, einen Geistlichen der Kirche oder einen rohen Sclavenaufseher Gottesdienst halten zu lassen, oder die Stadtsclaven aufs Land zur Arbeit zu schicken, was dann, weil sie an die Feldgeschäfte nicht gewöhnt waren, meist die Folge hatte, daß sie gepeitscht wurden. Manchen wurden auch kurzweg neun und dreißig Streiche mit der Peitsche gedroht, wenn sie die Capelle nicht aufgäben, oder sie wurden ins Arbeitshaus gesendet, das man noch mehr fürchtete, als die Geißel. Endlich wurde gegen das Besuchen der Predigten in Flamstead ein Mittel angewendet, das seines Zwecks, die Kirche zu leeren, kaum verfehlen konnte. Man fing die Sclaven von andern Pflanzungen als Entlaufene auf, behielt sie über den Sonntag im Kerker, und schickte sie dann ihrem Eigenthümer zu, der dann das Recht hatte, sie noch zu strafen. Und dabei blieb man immer auf gesetzlichem Wege.

Aber auch für den Prediger selbst waren seine Ausflüge nach Flamstead nicht ohne Gefahr. Es ging da durch tiefe Schluchten, über jäh abstürzende Berge, über Pfade, die nur ein Gebirgspferd betreten konnte. Einmal stieß er, auf dem engen Pfade reitend, in einem der Bergpässe plötzlich auf ein vorspringendes Felsstück, das ihn aus dem Sattel warf, daß er, nur noch an der Mähne seines Pferdes sich festklammernd, über eine 300 Fuß hohe, senkrechte Bergwand hinaushing. Die kleinste Bewegung seiner Hände, oder das mindeste Nachlassen in der Haltung des Thiers, und er mußte in Stücke zerschmettert werden. Aber glücklicher Weise behauptete er volle Geistesgegenwart, und das Pferd rührte sich nicht, bis er wieder festen Fuß gefaßt hatte. Doch wurde ihm auch durch manche tröstende Erfahrung sein schweres Amt versüßt. Eine derselben bestand auch darin, daß sein Wirken die mittelbare Ursache zum Erwachen größerer Sorge für das Heil der Negerseelen bei

den Geistlichen der Staatskirche wurde. Es wurden die Gottesdienste am Sonntag verdoppelt, andere in der Woche sowohl in der Stadt, als auf verschiedenen Pflanzungen errichtet, ein dritter Geistlicher kam von England, und das Evangelium wuchs sowohl unter der Arbeit dieser Gemeinschaft, als unter seiner eigenen.

Auf einer Reise nach Kingston zu der verabredeten Conferenz der Missionare machte Burchell wieder eine Erfahrung von den Gefühlen der Neger gegen die Weißen. Er durchreiste in einem kleinen Wagen mit seiner Gattin fast die ganze Länge der Insel zu Lande, und war entzückt über die Naturherrlichkeit, die ihm überall entgegentrat, aber auch betrübt über die Wahrnehmungen, die er in der Menschenwelt machte. Einmal hielt er an einem Kreuzwege still und wußte nicht, in welcher Richtung fahren. Ein Neger kam daher, und er fragte: „Freund, welches ist der rechte „Weg nach Kingston?" — „Der, Massa!" war die Antwort, indem er nach der Straße deutete und das Thor öffnete, das sie hier schloß. Der Neger lachte vergnügt, und als ihn Burchell nach der Ursache fragte, erwiederte er: „Er dorthin gegangen, Massa!" und nun erst brach er in lautes Lachen aus. „Wer ist dorthin gegangen?" wurde wieder gefragt. „Buscha,* Massa! er gegangen wie toll!" und von Neuem brach das Gelächter los. Jetzt merkte der Reisende, daß der Bursche einem Andern den falschen Weg gewiesen hatte und fragte, warum er denn ihn nun recht weise? Antwort: „Weil Ihr, Massa, Missionar seyd?" — „Woher weißst du das?" — „Ihr sagen: Freund! Buscha „sagen: Schurk! welches ist der Weg nach Kingston, sag' „mir's in einer Minute, oder ich peitsche dich! Ich sagen: „der! und er gegangen, und schon Meilen fort, er gegan„gen wie toll!" Jetzt tanzte und brüllte er förmlich vor Vergnügen, daß er dem Buckramann seine grobe Art so schön vergolten habe, und Burchell hörte ihn noch eine Weile wiederholen: er gegangen wie toll!

* Buscha und Buckra sind Namen der Weißen bei den Negersclaven.

Die Arbeit und Mühe des Missionars fing um diese Zeit an sichtbare Frucht zu tragen. Taufe folgte auf Taufe. Der alte, redliche, aber unwissende Negerprediger Baker in Flamstead starb, und es gelang nach viel Sorge und Angst, aus dem verworrenen Haufen der christlichen Schwarzen dort eine wirkliche, geordnete Gemeinde zu machen. Aber mit dem Anwachsen der Zahl der Gemeinde wuchs auch die Anforderung an den einzigen Arbeiter, den man noch überdies von Falmouth und Lucca dringend um Hülfe bat, so sehr, daß er zu erliegen fürchtete, wenn keine Verstärkung kam. Und sie kam nicht, ungeachtet er schrieb: „Ich wollte „gern in einem Schuppen wohnen, und blos von Jams „und Brod leben, wenn ich dadurch einen Mitarbeiter mir „verschaffen könnte.“ Er kam nicht, denn in Europa sah man die Dinge kühler an, als in Westindien, war mehr an den langsamen Gang der Mission in Bengalen gewöhnt, und dachte überhaupt nicht an ein ausgedehntes Werk unter den Negern. Fast hätte diese Kälte unsern Freund von seinem mühevollen Felde geführt; denn von Nordamerica aus wurden ihm Anerbietungen der lockendsten Art gemacht. Aber er hielt aus. Die Fluth war wieder im Steigen. Seine Predigten drangen in die Herzen, Neger und Weiße wurden davon ergriffen; das Gedränge der Hörer war so groß, daß an einem Sonntag die Balken des Saales, worin er das Wort verkündigte, erkrachten, und nur das schnelle Weggehen Vieler das Zusammenbrechen des Fußbodens verhinderte. Mehr als tausend regelmäßige Zuhörer fanden sich ein, und 130 Heiden konnte er auf einmal durch die Taufe in die Gemeinde Christi einführen. Da diese großen Zahlen öfter den Vorwurf des oberflächlichen Verfahrens gegen die Baptisten-Missionare in Jamaica hervorgerufen haben, so stehe hier, was Burchell über die Prüfung seiner Täuflinge sagt: „Wenn sich welche bei mir melden, so sende ich „sie zuerst zu vieren oder fünfen zu solchen Gemeindegliedern, „in die ich Vertrauen setzen darf, um mit ihnen zu sprechen. „Nach dieser Vorprüfung spreche ich selbst mit ihnen, und „sammle noch die Zeugnisse der mit ihnen an demselben Orte

„lebenden Christen, und gebe mir alle Mühe, ihre etwaigen „falschen Vorstellungen gründlich zu berichtigen." Wie groß in Folge dieser treuen Sorge die Liebe seiner Gemeindeglieder war, zeigte sich in einer Krankheit, die ihm um jene Zeit etliche starke Erkältungen auf seinen Predigtreisen zugezogen, und die ihn an den Rand der Ewigkeit brachte. An Dutzenden von Orten traten die Schwarzen freiwillig zu Gebetsvereinen zusammen und rangen mit Gott um seine Erhaltung. „Tausende flehten um mein Leben," sagt er, „und sie wur„den erhört." Allein kaum hatte er sich nothdürftig erholt, als die Bedürfnisse so vieler nach Lebenswasser schmachtenden Seelen ihn zu frühzeitig auf die Kanzel trieben, von der er sich wieder auf ein hartes Krankenlager legen mußte. Jetzt erklärten die Aerzte aufs Bestimmteste die Nothwendigkeit, daß er Jamaica verlasse. Er konnte sich nicht dazu entschließen; und da eben das Schiff, das ihn einst von Europa herübergebracht hatte, in den Hafen lief, als er diesen Kampf zu kämpfen hatte, so war er froh, einige Wochen an Bord desselben zu wohnen und von der Seeluft Gutes zu erwarten. Eben jetzt hatte Herr Vaughan, der schon genannte Freund der Mission, eine neue Besitzung im Kirchspiel Westmoreland gekauft und bat dringend um einen Missionar. „Der Ort ist höchst wichtig," schrieb Burchell damals an seine Committee, „denn er öffnet den Weg in zwei bis „jetzt ganz finstere Kirchspiele, Hannover und Westmoreland. „Er liegt ganz nahe bei den zwei Hauptstädten Lucca und „Savanna-la-mar, und inmitten einer Bevölkerung von „5000 Negern, deren keiner zwei Stunden dahin hat. Die „beiden Kirchspiele zählen 48,000 Schwarze, und noch nie „hat sie ein Missionar betreten." Und auch Falmouth lag ihm in gleicher Absicht noch immer am Herzen. Hätte er es je vergessen können, so mahnten ihn immer neue Deputationen von dort. Eine derselben kam eben bei ihm an, als er Briefpakete für das Postschiff zurecht machte. Sie falteten die Hände, sanken auf die Kniee und riefen: „Schreiben „Sie viel, Massa! schreiben Sie uns viel!" Ein andermal sagte einer der Abgeordneten, ein freier, nicht ganz unver-

möglicher Schwarzer, nachdem die Hoffnungen der guten Leute oft getäuscht worden waren, in klagendem Tone zu ihm: „Kommen Sie selber, Massa!" — „Ich kann nicht," war die Antwort. — „Es soll Sie nichts kosten, Massa!" — Burchell sagte: „Ich meinte nicht das; aber ich kann „meinen eigenen Leuten nicht oft genug predigen. Aber was „wolltest du mit den Worten sagen: es soll nichts kosten?" — „Ich habe ein Haus, Massa, das 3 bis 400 Pfund „werth ist, die ich mir bisher zusammengespart habe, das „will ich verkaufen und die Sache unterstützen." — Nehmen wir zu diesen dringenden Einladungen und der Unmöglichkeit, ihnen zu entsprechen, noch die beständige Feindschaft der Weißen gegen die Mission, und wir werden begreifen, daß Burchell nur kurze Zeit die Seeluft genoß, ehe er wieder die Kanzel bestieg. Aber die Wirkung war ein neuer Anfall des so sehr schwächenden Klimafiebers. Von der Feindschaft der Christen aus damaliger Zeit nur Ein Beispiel. Der Neger Sam war Diener in einer solchen Familie, zwar Sclave, aber in ziemlich angenehmer Lage. Er spielte die Violine sehr gut und war ein leidenschaftlicher Freund dieses Instrumentes. Man kann sich denken, wie willkommen er bei den lustigen Tänzen der Neger und den Bällen der Europäer dadurch wurde. Dieser Mann hörte das Evangelium; es drang ihm zu Herzen, und er wurde ein entschiedener Christ. Er fürchtete, sein Instrument möchte ihm jetzt ein Fallstrick werden, und zerbrach es, um nicht, wenn er es verkaufte, in die Versuchung zu gerathen, für das erlöste Geld ein neues zu kaufen. Eines Tages sagte ihm sein Herr, es werde bald etwas aufzuspielen geben. Ohne Zaudern antwortete Sam: „Fiedel gebrochen, Massa!" — „Man muß sie wieder machen, Sam!" — „Ganz in Stü„cken, Massa!" — „Gut, wir müssen eine neue kaufen, „Sam!" — „Mich denken, das nicht gut, Massa, und bald „zerbrochen seyn." Da merkte der Herr, daß diese zerbrochene Fiedel etwas mit dem Christenthum zu thun habe, und sagte in anderm Tone und finsterm Gesicht: „Ich hoffe, „du gehest nicht zum Beten und läufst diesen verrückten Leuten

„nach?“ — „Muß ehrlich sagen, Massa, mich gehen.“ Jetzt bedrohte ihn der Herr mit der Peitsche, wenn er nicht ablasse. Mit Festigkeit antwortete der Neger: „Das nicht gut, „Massa, Peitsche geißelt das Wort nicht heraus.“ Es wurde ihm erklärt, daß er von seiner angenehmen Stelle ans Ackerwerk versetzt werden sollte. Allein er hatte die Kosten überschlagen und die Drohung wurde ausgeführt. Die harte Arbeit an der Sonnenglut machte ihn Anfangs etwas kleinmüthig; aber bald nahm er wahr, daß sich ihm hier Gelegenheit, viel Gutes zu wirken, darbot. In seinem Dienst in der Stadt war er nur mit wenigen Haussclaven in Verkehr gestanden, jetzt fand er sich mitten unter dreihundert Feldarbeitern. Er fing daher an, ihnen von seinem großen und gnadenvollen Heiland zu sagen und sie einzuladen, auch seinen Prediger zu hören. Viele thaten es, und in Kurzem waren die Hälfte von diesen Dreihundert regelmäßige Hörer des Wortes. Der Herr erfuhr das und wurde noch zorniger. Er ließ ihn rufen und fuhr ihn heftig an: „Wie „kamst du dazu, meine Neger zu beunruhigen! ich will keine „Betneger haben!“ — „Mich nicht denken, sie beunruhigt, „Massa; sie scheinen nicht sehr beunruhigt, Massa. Arbei„ten sie denn viel schlechter, oder sind sie widerspenstiger, „Massa?“ — „Das geht dich nichts an! wie kamst du „dazu, sie zu beunruhigen?“ — „Ehrlich sagen, Massa; „mich denken, daß das Brod, welches gut ist für meine „Seele, auch gut für Mitneger, und wenn Himmel ein gu„ter Ort für mich, auch gut für Mitneger; und mich beten, „mich beten für meinen reichen Massa, und mich denken, „wenn mein reicher Massa einmal gehen und den Missionar „hören, er nachher immerfort gehen.“ Das war zu viel für die Geduld des Herrn. Er nannte den Neger „Pfaffe Sam“, warf die Thür zu und schickte den Neger fort. Der aber ging mit hochfliegendem Herzen weg und dankte Gott, daß er mit zornigen Worten davon gekommen; besann sich aber auch schon wieder, was er für Christum thun könnte. Sein Herr hatte noch andere Güter und im Ganzen gegen 2000 Sclaven. Auf diese wendete Sam seine Aufmerksam-

keit. Wenn seine harte Tagesarbeit unter dem gluthheißen Himmel vorüber war, ging er auf eine dieser Pflanzungen und sprach mit den Negern über ihr Seelenheil. Dieß geschah oft zwei- bis dreimal in der Woche. Am Sonnabend, den er für sich hatte, lud er oft die Neger ein, mit nach der Bay zu kommen und „Massa Missionar“ zu hören. So machte er fort, bis er 500 Heiden zu regelmäßigen Hörern des Worts gemacht hatte, von denen 30 oder 40 getauft wurden, die andern wenigstens schon im Forschen nach der Wahrheit standen. — Inzwischen kam die Zeit, da Burchell Anstalten zur Abreise nach Europa machen mußte; er sagte seinem treuen Sam, wie sehr er fürchte, die Schafe möchten leiden, wenn der Hirte weg sey. Allein dieser antwortete glaubensmuthig: „Massa Prediger muß fort, Massa Christus muß nicht fort. Arme Neger alle schwach, Massa „Christus alle stark.“ Im April 1826 kehrte Burchell nach England zurück.

Dritter Abschnitt.

Arbeiten, Leiden und Erfolge in der Heimath. — Die Kirchennoth in Jamaica. — Rückkehr dahin. — Das neue Sclavengesetz. — Taufe. — Gründung der Station Falmouth. — Der Betkerl. — Negerleiden und Negerglaube. — Kirchenzucht. — Der Rath der Feinde wider den Missionar. — Die Regierung gegen das Sclavengesetz. — Der Lügenhafte Ausschußbericht. — Abermalige Anklage und Loslassung. — Die sterbenden Neger. — Die Taufscene in Crooked Spring. — Die Verlegung nach Salters Hill. — William Knibbs Wahl. — Last der Arbeit. — Quälereien und Tröstungen. — Reise nach England.

In England kam Burchell so gestärkt an, daß er gleich in zwei Wochen fünfzehn Mal öffentlich mit der Missionssache auftreten konnte. Es geschah dies in der Grafschaft Cornwall. In London that er dasselbe und hinterließ jedes Mal einen tiefen Eindruck. Die Theilnahme für Jamaica stieg. Ein schmerzlicher Schlag traf unter diesen genußreichen Arbeiten sein Vaterherz im Tode seines einzigen

Sohnes. Wenn irgend etwas Irdisches über diese Trauer ihn hinweg heben konnte, so war es das endliche Durchdringen seiner Vorschläge bei der die Mission leitenden Committee. Diese hatte Anfangs eben so taube Ohren für seine mündlichen Bitten gehabt, wie früher für die schriftlichen, indem ihre Aufmerksamkeit und ihre Kräfte gleichermaßen von dem großen indischen Arbeitsfelde ganz in Anspruch genommen wurden. Jetzt aber war es durch das wachsende Interesse für Jamaica dahin gekommen, daß Burchell der Committee geradezu vorschlug, die Leitung dieser Mission in andere Hände zu übergeben. Jetzt erst gingen aus den Archiven dieser Gesellschaft die einzelnen Thatsachen hervor und tönten durch die religiöse Welt Englands, wie sie längst in Schaaren von Briefen vom heißen Arbeitsfelde als wahre Seufzer der Noth über den Ocean gekommen waren. Da hieß es nun im Aufruf der Gesellschaft: „Früh „um ein Uhr, um zwei, drei und vier Uhr, je nach ihrer „Entfernung, machen sich die Neger auf, um bei dem „Morgengebet, Sonntags- früh um sechs Uhr, zu erscheinen. „Nach demselben bleiben viele in der Kirche bis zum nächsten „Gottesdienst, um nicht, wenn sie hinausgingen, ihren Platz „zu verlieren. Man denke sich die Menschenmenge unter „der tropischen Sonne in einem engen Raume von nur „zwölf Fuß Höhe zusammengedrängt. Die Neger selbst, „so gewöhnt sie an das Klima sind, fallen oft vor Hitze „in Ohnmacht. Wie muß es dem Prediger gehen, der sich „erst durch dieses dampfende Menschengedränge hindurch„arbeiten muß, was nicht selten eine ganze Viertelstunde „und mehr erfordert; daß seine Gesundheit, wo nicht sein „Leben ein sicheres Opfer dieser Uebelstände werden muß, „ist nur zu einleuchtend.“ Die Committee forderte 2000 Guineen (24,000 Gulden) um ein hinreichendes Local zu erwerben. Und dieser Schilderung folgte nun Burchells lebendiges Wort, eine Beredtsamkeit, in der den zahlreichen Hörern in verschiedenen Städten Englands die Stimme der flehenden Neger selbst an die Herzen drang. Die Geldsumme war selbst großentheils gesammelt, und nun wandte

Burchell sein Angesicht nach dem Westen und segelte der neuen Heimath zu. Am 30. Januar 1827 sah er wieder seine geliebte Montego Bay vor sich. Ergreifend war der laute Dank und das heiße Flehen, welche die Schwarzen in der ersten Gebetstunde für ihn aussprachen. Aber an diesem Freudenhimmel zog schnell eine finstre Wolke auf. Ein Sclavengesetz war im December durch die gesetzgebende Versammlung der Insel gegangen, nach welchem Sclaven, die als Prediger oder Lehrer auftreten, ohne von ihren Besitzern und der Behörde dazu ermächtigt zu seyn, Peitschen- oder Arbeitshausstrafe zu erwarten hatten, und daß zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang kein Bethaus oder Kirche geöffnet seyn dürfe. Auch jegliche Zahlung von Sclaven an Religionslehrer wurde streng verpönt. Das Gesetz sollte vom ersten Mai an gelten, ohne auf die Genehmigung der Krone zu warten. Damit war mit Einem Schlage vernichtet, was Burchell in England versprochen hatte, nämlich die eine Hälfte der erforderlichen Summe für das neue Gebäude in Jamaica selbst zusammenzubringen. Er tröstete sich inzwischen, im Ausblick auf die drohenden Stürme, mit dem Segen der Gegenwart, indem er bald nach seiner Ankunft fünf und siebenzig Neger taufen durfte. Einer derselben antwortete auf die Frage: „Peter, liebst du Jesum „Christum?" — „Massa, mich Christum lieben, das mich „thun von ganzem Herzen." Auf die Frage: „Wie weißest du, daß du Jesum liebst?" sagte er: „Wie mich wissen? Massa Christus nicht der Sohn Gottes? Er nicht „in diese Welt gekommen und vergießen sein Blut für wir „arme Neger? Wie mich wissen, mich Christum lieben? „Wer mich lieben, ich ihn nicht wieder lieben? Wer ist „Liebe werth, wenn Er nicht werth? Ich ihn lieben, Massa! „mich fühlen, das ist's, wir es wissen." Eine eben so große Freude war es für unsern Missionar und den wackeren Mitarbeiter, der ihm in einem Herrn Mann zur Seite gestellt worden war, daß er von den sechshundert Gliedern seiner Gemeinde keines auch bei strenger Prüfung ausschließen durfte; und noch höher stieg sein Muth, als er nun

endlich in der etwa 9 Stunden östlich von Montego-Bay gelegenen beträchtlichen Hafenstadt Falmouth, dem Hauptorte des von 26,000 Sclaven bewohnten Kirchspiels, eine Station gründen durfte. Als er dorthin kam, ward er von Hunderten von Negern mit entzückter Freude begrüßt, unter denen auch ein Weib zu ihm kam und sagte: „Gut, Massa, „ich sehr froh, Sie zu sehen; mich gar zu froh, mich kom„men, um Massa meine Familie zu zeigen;" worauf sie ihm über hundert Neger vorstellte mit den Worten: „Mich „noch mehr haben, mich am Sonntag zeigen." Diese Frau besaß eine sehr gute Kenntniß des Evangeliums, und reiste von Ort zu Ort herum, wodurch sie, nach ihrem Ausdruck, über zweihundert arme Sünder „auffing". Sie litt viel um ihrer Treue willen, blieb aber stets guten Muthes. Mitten zwischen diese Lichtblicke fielen auch dunkle Stunden. Seit seiner Rückkehr hatte sich Burchell überzeugt, wie sehr seine leibliche Kraft untergraben war, und wie wenig er auf lange Arbeit hoffen konnte. „Kaum," sagt er, „kann ich noch „zweimal an einem Sonntag neben den andern Arbeiten „predigen. Es ist etwas Anderes, hier zu predigen, als in „England. Unter seinen kalten Gemeinden könnte ich wohl „noch Jahre lang wirken; aber hungernden und aufgewach„ten Sündern in Jamaica zu predigen, wird mich bald „aufreiben." Doch konnte er fortarbeiten, und auch die so wilde Feindschaft der Pflanzer störte ihn für einige Monate nicht, während allerdings seine geistlichen Kinder manche Prüfung ihrer Glaubensgeduld erlebten. Zweien waren ihre armen Hütten niedergerissen, sie selbst erst in den Stock geschlagen, und dann mit Ketten belastet ins Arbeitshaus gesendet worden, weil sie — zum Gott des Himmels gebetet hatten. Einer davon zeigte sich so unverbesserlich, daß seine Verfolger an ihm verzweifelten. Weil er im Kerker sonst nichts zu thun hatte, brachte er seine ganze Zeit mit Singen und Beten zu. Der Kerkermeister ging mehrmals zu ihm und peitschte ihn dafür. Aber je mehr man ihn quälte, desto ernstlicher wurde er im Gebet, bis der Kerkermeister ihn deßhalb wieder vor Gericht führte. Aber der arme

Mann erklärte rund heraus, daß er um jeden Preis sein Beten fortsetzen werde. „Laßt ihr mich gehen," sagte er, „mich will beten; haltet ihr mich im Gefängniß, mich will „beten; laßt ihr mich peitschen, mich will beten. Beten mich „muß, und beten mich will." Der Kerkermeister wollte zuletzt, um diesen „Betkerl" los zu werden, lieber einen Theil seiner Gebühren daran geben, und die Richter erließen einen Theil der Strafe und jagten ihn fort, um anderswo zu beten. Auf manchen Pflanzungen trieb man die Sclaven am Sonntag aufs Feld, um sie vom Gottesdienst abzuhalten. Viele erlitten Streiche, Andere Gefängniß und Stock am Samstag Abend und am Sonntag. Diese edeln Christen in der Sclavenkette fürchteten, ihre Brüder möchten beim Anblick ihrer Leiden kleinmüthig werden, und ließen ihnen sagen: „Sagen wir Brüdern und Schwestern, sie müssen „nicht für uns fürchten, sie müssen nicht Herz verlieren; wir „sind nicht traurig. Wir nicht davon laufen, wir nicht „Dieb, wir nicht Mörder. Wir Jesum Christum lieben, „wir zu Ihm beten, und wir für Ihn leiden. Er uns nicht „verlassen, nein, Er uns selig machen. Sage ihnen, sie „mit dem Herzen beten, und wir wollen beten, wenn wir „in Strafe zwölf Monate, wir wollen beten, und wir wollen zurückkommen mit Beten und Loben."

Die Maaßregeln der Pflanzer, um die christliche Bewegung zu erdrücken, wirkten zunächst nur als eine Anregung, um die geistlichen Güter des Evangeliums mehr schätzen zu lehren; die Kirche war voller als je, nicht ein Zollbreit des Raumes blieb unbesetzt. Und welch edles, christliches Zartgefühl in diesen stumpfen Negerseelen erwuchs, kann der Umstand lehren, daß der Fall eines Gemeindegliedes in eine offene Sünde eine allgemeine Trauer über dieselben verbreitete, die oft in Thränen hervorbrach. Sie fragten angelegentlich, wie sie sich gegen den Gefallenen zu benehmen hätten, und als ihnen nach apostolischem Beispiel (Gal. 6, 1.) die sanfte Milde empfohlen wurde, handelten sie darnach mit solchem Erfolg, daß der Sünder mit Thränen erklärte: „Das habe ich verdient; aber ich kann

„ihre Freundlichkeit viel weniger vertragen, als wenn sie „mich Alle verlassen hätten." Burchell mußte damals jede Stunde den Gerichtsdiener erwarten. Denn er hatte das neue Gesetz mißachtet, hatte Sammlungen für den Bau der neuen Kirche veranstaltet und dies nicht verhehlt. Das hätte auch gegen die luchsäugige Wachsamkeit seiner Feinde nichts geholfen. Sie waren bereits zusammengekommen, und hatten den wüthendsten aus ihrer Mitte den Auftrag ertheilt, klagend gegen ihn einzuschreiten, und jeden Neger festnehmen zu lassen, der gegen einen andern nur ein Wort von Christo äußerte. Burchell seinerseits war fest entschlossen, Alles sich gefallen zu lassen, aber keine Geldstrafe zu bezahlen.

Am 16. Juli mußte er vor dem Ausschusse erscheinen; aber er erklärte aufs Bestimmteste, auf keine Frage antworten zu können, ehe er wisse, welchen Zweck diese Versammlung habe. Sie häuften Fragen auf Fragen, aber er schwieg. Sie versprachen, keinen Gebrauch von dem machen zu wollen, was er etwa sagen würde, und nichts bereits Geschehenes zu einem Klagepunct gegen ihn zu machen. Jetzt sprach er sich frei gegen sie aus, und ward mit der Warnung entlassen, hinfort sich genau an das neue Gesetz zu halten, weil gegen ihn ohne Nachsicht sonst eingeschritten werden würde. Einer der Beamten fügte noch bei: „Ihr Missionare seyd Leute, die wir hier nicht aner„kennen. Ihr habt euch unverlangt und unbegrüßt der „Insel aufgedrängt. So lange ihr aus eigenen Mitteln „lebet, müssen wir euch nach den Gesetzen dulden. Aber „wir haben dieses Gesetz gemacht, um euch zu hindern, „daß ihr Geld erhebet, euch ein Einkommen für die Fort„führung eures Wesens schaffet, und eure Zahl unter uns „sich mehre." Gegen etwaige Andeutungen in Hinsicht der Geldbeiträge sprach sich Burchell schriftlich gegen die Behörde so aus: „Ich erkläre ausdrücklich, daß die Schwar„zen, was sie gegeben haben, rein freiwillig darbrachten. „Statt von Armen etwas herauszupressen, haben wir be„ständig die Armen, Alten und Kranken unter unsern Ge-

„meindegliedern unterstützt. Von dem Unterzeichneten ist „kein Heller in meine Casse gefallen. Ich habe die Beiträge nur verlangt, um die Miethe unserer Kirche und „die Sitze darin zu bezahlen. — Man sagt mir, ein Sclave „könne keinen halben Gulden für religiöse Zwecke geben, „ohne seinen Herrn darum zu betrügen. Aber wenn ein „Sclave zwei, drei, vier Thaler für seine Tänze und Be„lustigungen ausgeben kann, wie räumt sich das mit der „Behauptung, er vermöge ohne Diebstahl keinen halben „Gulden für die Wahrheit und Rechtschaffenheit hinzugeben? „Nein, meine Herren, Sie irren sich sehr. Ein frommer „Mensch ist fleißig, ehrlich und mäßig; er kann wohlthätig „seyn, ohne unehrlich zu werden."

Die Regierung in England verwarf das tyrannische Gesetz der Pflanzer, und der ausgezeichnete Staatsmann Huskißon, als Minister, sprach sich mit Unwillen gegen dasselbe aus. Grimmiger Zorn entflammte darüber in den Pflanzern. Versammlung auf Versammlung wurde gehalten, und diese Menschen waren schamlos genug, sich auf das Zeugniß der Missionare selbst gegen die Regierung zu berufen. Burchell und seine Mitarbeiter erklärten nun öffentlich, wie sehr sie sich des Schritts der Regierung dankbar freuten und wie weit sie von der ihnen zugeschriebenen Billigung des neuen Sclavengesetzes entfernt seyen. Die Pflanzer beharrten bei ihrem Gesetze; aber der Gouverneur, der nachher in Indien so berühmt gewordene General Sir John Kean (Kähn), verweigerte seine Zustimmung. Unter diesen Kämpfen wuchs die Zahl der Gläubigen. Wieder konnte Burchell 143 Heiden taufen. Auch in seinem Familienleben genoß der Missionar wieder bessere Tage. Eine Tochter wurde ihm geschenkt. Aber die Gegner ließen keine Freude ungestört. Auf einmal mußten die Missionare vor einem Ausschuß in Spanish Town erscheinen, der ihnen eine Menge Fragen über ihr Thun und Lassen vorlegte, und endlich einen durch und durch unwahren Bericht den Abgeordneten der Insel vorlegte, in welchem er als Ergebniß seiner Untersuchungen meldete, daß „der Hauptzweck ihrer

„Mission Gelderpressung bei jeder Gelegenheit und unter „den schmählichsten Vorwänden sey;" daß sie „die Gleich„heit der Menschen und die Menschenrechte verkündigen, und „offen Aufruhr predigen;" daß sie „die äußerste Verarmung „und lauter Elend und Unzufriedenheit unter den ihrem „Einfluß preisgegebenen Sclaven stiften, das Eigenthum „der Besitzer beschädigen, und sogar Negerweibern den „schändlichsten Weg des Gelderwerbs zu ihren religiösen „Parteizwecken anrathen." Dieser Bericht sollte in England gedruckt werden, denn in Jamaica hätte man ihm nicht geglaubt; aber auch dort schämte man sich der groben Lügen und schickte ihn zurück. Dafür waren dort Auszüge aus Burchells Briefen in verschiedenen Zeitschriften erschienen. Die Zeitungen Jamaica's behandelten Alles als lügenhafte Erfindung. Jede Gegenerklärung Burchells wurde mit Schimpfreden erwiedert. Auf keine Aufforderung, die Thatsachen zu untersuchen, weder schriftliche, noch gedruckte, noch persönliche, die der Angegriffene nicht sparte, erhielt er je eine andere als ablehnende Antwort. Man w o l l t e sich nicht von der Wahrheit überzeugen. Dafür trat die Obrigkeit in Montego-Bay aufs Heftigste klagend gegen ihn auf. Er suchte für die bevorstehende Gerichtssitzung einen Vertheidiger, und fand keinen. Er schrieb seine Vertheidigung selbst, las sie einem befreundeten Pflanzer vor, und erhielt von ihm die Antwort: „Wenn Sie das in offener Gerichts„sitzung vorlesen, so leben Sie nachher keine 24 Stunden „mehr." Es war nämlich in der Vertheidigungsschrift noch ein stärkerer Fall von Grausamkeit gegen einen freien Neger angeführt, als der in England veröffentlichte. Jener Freund sagte den Anklägern, was sie zu erwarten haben, und die Wirkung war, daß man ihm anbot, die Klage fallen zu lassen, wenn er öffentlich sich entschuldigen, oder auch nur einen Theil der bisherigen Kosten bezahlen wolle. Er verweigerte beides, als Anerkennung seiner Schuld in sich schließend. So kam es zur Verhandlung, und der unerschrockene Mann betrat, innerlich betend, aber gefaßten Muthes, das Gerichtslokal. Er war auf lange Einkerkerung

gefaßt, weil er die Gnade seiner Richter nicht wünschte, Gerechtigkeit von ihnen nicht erwarten konnte. Aber siehe! auf einmal erklärten diese bittern Feinde, ihre Klage nicht weiter verfolgen zu wollen. Furcht hatte sie für diesmal genöthigt, ihr Opfer aus den Händen zu lassen. In Falmouth hatte Missionar Mann ganz Aehnliches zu erleben. Aber die Mittheilungen der Sendboten an ihre Freunde in der Heimath trugen später ihre Früchte. Sie wirkten auf die öffentliche Stimme in England für die Negersclaven.

Im Anfang des Jahres 1828 wuchs abermals die Gemeinde zu Stadt und Land um mehr als hundert Seelen, und die Capelle mußte wiederum vergrößert werden. Von einem sterbenden Neger berichtete Burchell damals: „Er lag auf sein Bette gestreckt, versammelte seine Familie „um sich und sagte: Meine Kinder, ihr seht euern sterben„den Vater. Mich oft für euch beten, mich oft euch vom „Heiland sagen, mich oft euch bitten, zu Ihm zu kommen, „mich euch jetzt zum letztenmal bitten. Ihr sehet mich ster„ben; mich gerne leben, aber mich nicht wünschen zu leben; „mich gerne sterben, denn mich einen lebendigen Heiland „haben, und zu Ihm gehen. Eure Wege nicht führen zu „Ihm, sie führen zum Tod!" Auf die Frage, was ihn im Tode so selig mache, antwortete er: „Christus nicht „für armen Neger gestorben? mich Ihn lieben, mich Ihn „fühlen nahe, mich ihn fühlen mein, das mich selig ma„chen. O HErr! nimm armen Neger heim!" An einem seiner Söhne, der ein böser Mensch war, segnete Gott diese Sterbensworte.

Damals beschränkte sich der Haß gegen Burchell auf die gräulichsten Verläumdungen und Angriffe in der Tagespresse, während in St. Anna die Missionare Orton und Whitehouse (Weithaus) eingekerkert wurden, und man ihnen sogar verbot, im Gefängniß zu beten! Missionar Knibb, dessen Name nachher mit der Baptisten-Mission in Jamaica und mit der dortigen Neger-Befreiung völlig eins wurde, kam um jene Zeit krank vom Süden der Insel, wo er an den Schulen gedient hatte, um sich zu erholen;

und bald war unser Burchell im Klaren, daß er für die Nordseite der Insel um so nöthiger und werthvoller wäre, als Mann, in Falmouth, trotz seiner riesenhaften Körperkraft, anfing, bedenklich zu leiden. Welche Freude es für den einsamen Sendboten seyn mußte, nun auch einmal (April 1829) seine meisten Mitarbeiter bei der jährlichen Conferenz auf seiner Station versammelt zu sehen, kann man sich in der christlichen Heimath nicht einmal recht vorstellen. Sechs Tage lang dauerte dieses Fest, an deren jedem gepredigt wurde; den Schluß machten die Mittheilungen von den Gemeinden auf der Insel, deren Gliederzahl um mehr als 2000 im abgelaufenen Jahre gewachsen war. Bereits umgab jetzt ein schöner Kranz von Missionsstellen diese vor Kurzem noch so verlassene Insel. Und das herrlichste war die Krone aus gläubigen Seelen, deren Edelsteine für den, der das Auge dafür hatte, herrlich leuchteten. Nehmen wir Ein Beispiel aus den Briefen Burchells: „Letzten Montag," schreibt er, „half ich Patrick Grae be„graben. Als ich ich ihn zum ersten Mal in seiner Krank„heit besuchte, fragte ich ihn:

„Nun, Freund, denkst du, Gott sey unbarmherzig, „daß Er dich so schwer heimsucht? Hast du nicht manchmal „Neigung zu klagen?"

„Mich zu Gott beten, daß Er mich nicht läßt klagen."

„Was gibt dir denn diese Ergebung?"

„Mich wissen, Gott thut nicht Unrecht. Er wissen, „was das Beste ist. Er thun das Beste."

„Hat es dich je gereut, daß du zu Christo kamst?"

„O nein! mich reuen, daß ich nicht vorher kommen; „mich gar zu froh, mich hören von Jesus Christus."

„Und wie ist es dir beim Gedanken an den Tod zu „Muthe?"

„Mich vergnügt."

„Was macht dich vergnügt?"

„Die Liebe Christi."

„Glaubst du, dein Gebet werde dich in den Himmel „bringen?"

„Nein, nein!"

„Aber denkst du nicht, du werdest in den Himmel „kommen, weil du nicht mehr so schlecht bist, wie vorher, „sondern ein Glied der Gemeinde wurdest?"

„Nein, ich habe kein gutes Ding, an das ich denken „kann, nichts als Christus, sein kostbares Blut."

„Warum meinst du, Christus werde dich annehmen?"

„Mich Ihn lieben, mich Ihn lieben ins Herz."

„Aber wird Er auch wollen?"

„Ach, Massa! Er nicht sein Blut vergießen? Er nicht „sagen: kommet zu mir! und mich wissen, Er treu!"

„Möchtest du nicht gerne noch auf Erden mit deinen „Mitchristen leben?"

„Mich würde gern allen meinen Brüdern und Schwe„stern sagen, Christum mehr zu lieben, mehr zu beten, „näher an Gott zu halten. Mich fühlen, je mehr Gebet, „je näher bei Gott, desto glücklicher wir seyn."

Einige Tage vor seinem Tode sah ich diesen armen, aber würdigen Jünger des HErrn noch einmal, und da wechselten wir folgende Worte:

„Nun, mein Freund, du scheinst sehr schwach."

„Ja, Massa, aber der HErr ist gut, sehr gut."

„Fürchtest du dich sehr vor dem Tode?"

„Nein, Massa, Jesus versprochen, mit mir zu seyn."

„Wohin wirst du gehen, wenn du stirbst?"

„Ich werde in die Heimath gehen."

„Wo ist denn diese Heimath?"

„Wo Jesus ist."

„Was denkst du denn jetzt von der Religion?"

Mit glänzendem Angesicht erwiederte er:

„Ach, Massa, was aus arm Neger werden, wenn „er nicht Religion hören? Was mich denken? mich füh„len! mich nicht fähig zu sagen, was mich fühlen. Es „gut, es Neger glücklich machen, zu sterben."

„Möchtest du wieder gesund werden?"

„Mich zu schwach."

„Gut, aber wenn Gott es in deinen Willen legte, was würdest du thun?"

„Ja" — hier hielt er inne; dann aber sagte er: „nein, „nein! mich nichts thun wollen; mich nicht meinen Willen „thun; Gottes Willen ist das Beste."

Bald nach dieser Zeit durfte Burchell in Savannah-la-Mor, wo er schon oft gepredigt hatte, eine förmliche Gemeinde gründen (Juni 1829). Fügen wir zur Charakteristik der Arbeit unsers Missionars gegenüber den maaßlosen Anklagen der damaligen Pflanzerpresse eine Schilderung ein, die ein Nordamerikaner, der kein Baptist war, in einem öffentlichen Blatte erscheinen ließ: „Ich war „Zeuge," so lautet sie, „einer öffentlichen Taufe auf einer „der Missionsstationen der englischen Baptisten, Crooked „Spring in Jamaica. Möge der Leser mich 4 Stunden „ins Innere der Insel begleiten. Die Straße windet sich „an jähen Bergseiten hinauf, führt dann durch Zuckerpflan„zungen, bis sie dem Fuße einer noch höheren Bergreihe „sich nähert, die sich durch die Mitte der ganzen Insel „zieht, und deren üppig grüne steile Wand fast unüber„steiglich eine Viertelstunde vor uns sich emporhebt. Hier „zwischen kleinen Hügeln und gerade an der Wendung ei„nes kleinen Baches liegt das Kirchlein. Es ist ein Stein„gebäude, eine ehemalige Zuckersiederei, die als Ueberrest „einer Pflanzung zurückblieb. Jetzt hatte es Thüren, und „war säuberlich mit Sitzen für etwa 500 Personen versehen. „eigentliche Kirchenstühle gab es nur ein paar, für eine „weiße Familie und für gelegentliche Besucher. — Es war „Sonntag Morgen. Man sah die Sclaven von den um„liegenden Gütern die Berge herabkommen, sich durch die „Thäler winden und von allen Seiten auf Fußpfaden und „Pflanzungswegen heranrücken. Alle waren sauber geklei„det, und stellten sich, jung und alt, in der Nähe des „Kirchleins auf. Bambus- und Sternapfelbäume (Chry„sophyllum), die auf beiden Seiten des Baches hinliefen, „boten für die wärmere Tageszeit guten Schatten. Alles „war so reinlich und still, daß es einen Eindruck machen

„mußte. Kleine, meist weißgekleidete Negergruppen saßen
„im kurzen Grase umher, und außer dem sanften Gesumse,
„wie das Gespräch verschiedener derselben es hören ließ,
„ruhte Alles in tiefer Sabbathstille.

„Wir hielten uns in einem Europäerhause, einen
„Steinwurf von dem Kirchlein, dem einzigen in der Nach-
„barschaft, auf. Der Missionar war bereits in der Capelle
„mit den Täuflingen des Tages und mit den Aeltesten,
„die Rechenschaft von ihren Aemtern gaben.

„Endlich kam die Taufstunde. Die Leute hatten sich
„allmählich zerstreut. Die Kinder mit ihren weißen Klei-
„dern und Turbanen aus bunten Taschentüchern waren
„nicht mehr zu sehen und die kleinen Negergruppen ver-
„schwunden. Jetzt bestiegen wir unsre Pferde. Wir waren
„vier: meine Frau, die Frau des Missionars, ein frommer
„englischer Capitän und ich. Wir setzten über den Bach,
„der manchmal zu einem viele Fuß tiefen Bergstrom an-
„schwillt, jetzt aber friedlich hinmurmelte, und ritten einige
„hundert Ellen weiter zu einer Scene, die der Hügel uns
„bisher verdeckt hatte. Der kleine Bach nahm plötzlich eine
„andere Wendung und war in tiefer Schlucht verloren.
„Die Straße zog dreißig Fuß über ihm, in den fast senk-
„rechten Fels gehauen, dahin; der Absturz war mit dichtem,
„üppigem Bambus wie mit einem Vorhang bedeckt. Noch
„ein wenig trabten wir fort, dann nahmen wir einen ge-
„wundenen Reitpfad durch einen sanftern Abhang des Bam-
„busgestades, und stiegen nun am Bachrande ab. Es war
„wirklich ein romantisches Plätzchen. Das Wasser hatte sich
„hier sein Bette tief eingefurcht; die riesigen Felsen und
„ausgehöhlten Ufer ließen schließen, daß es hier manchmal
„schrecklich aussehen mochte. Jetzt schien Alles in tiefer,
„sanfter Stille den Sabbath zu verehren.

„Die Straße, die wir verlassen hatten, zog an einer
„Felsbank hin, die hoch in die freie Luft hinausragte. Ueber
„ihr hing eine unersteigliche Wand 2—300 Fuß hoch her-
„ein, mit frisch grünem Guineagras und Bambusgehölz be-
„deckt, wie wir durch die Oeffnungen des Gebüsches sahen,

„das uns umgab. Gerade jenseits des Baches ragte wie-
„der ein lothrechter Fels empor, auf dessen oberer Platte ein
„Negerdorf sichtbar wurde. Die kleinen Häuschen waren
„zwischen den Plantanen und Cocospalmen kaum zu ent-
„decken, und doch schien es nur einen Steinwurf von uns
„zu liegen. Die Sonne hatte den Grund der Schlucht
„noch nicht erreicht, und manche ihrer Stellen beleuchtete sie
„das ganze Jahr niemals, sondern ließ sie in ihrer däm-
„mernden Einsamkeit.

„In einiger Entfernung von uns erblickten wir zwei
„rohe Hütten, die man für diesen Tag aufgebaut hatte, da-
„mit die männlichen und weiblichen Täuflinge darin ihre
„Kleider wechseln konnten. Eine sanft absinkende Uferstelle
„war gewählt worden, und auf beiden Seiten des Steil-
„ufers, wo immer es dem Fuß eine gefahrlose Stätte bot,
„drängten sich die sauber gekleideten Neger. Als das An-
„fangsgebet zu Ende war, stieg der Missionar, in einen
„schwarzen, um die Lenden gegürteten Talar gekleidet, ins
„Wasser, und fand bald einige Ellen vom Ufer eine feste
„Stellung, wo ihm das Wasser bis an die Brust reichte.
„Ihm folgten zwei Negerälteste, die einen der Täuflinge
„führten, der nach einigen eindringlichen Worten des Mis-
„sionars untergetaucht und dabei von seinen zwei Beglei-
„tern nebst dem Missionar gestützt wurde. So folgte nun
„Einer nach dem Andern, indem immer nur einige Schrift-
„worte, oder sonst ein Wort des Missionars, mit Andacht
„über Jedem gesprochen wurde. Bald waren mehr als
„achtzig getauft. Als die Täufer mit dem letzten der Täuf-
„linge aus dem Wasser zurückgingen, sang man ein passen-
„des Lied, und man ging auseinander, um im Kirchlein
„zur gewohnten gottesdienstlichen Stunde wieder zusammen
„zu kommen, wo die Neugetauften begrüßt und am Tische
„des HErrn in die Gemeinde aufgenommen wurden.

„Das Ganze war tief ergreifend. Als wir des sittli-
„chen Zustandes des größesten Theils der Insel noch vor
„wenigen Jahren gedachten, der wenig besser war, als das
„finsterste Heidenthum, ohne irgend religiösen Unterricht der

„Schwarzen, mit nur Einem schwarzen Lehrer und nur „theilweiser Beobachtung des Sonntags; als wir dagegen „diesen Augenbeweis von Erfolg der Missionsarbeit ansa„hen, und die tüchtige Bildung und Beredtsamkeit des Mis„sionars anschauten, der Leben und Eigenthum der Sache „des Christenthums auf der Insel hingibt; als wir in die „Zukunft blickten, auf die sittliche Veredlung der ganzen Be„völkerung umher, und die Wirkung davon bereits in der „hübschen Kleidung und der sichtbaren christlichen Freude der „Schwarzen vor uns erblickten, wie konnten wir anders „scheiden, als mit der Ueberzeugung, daß im Christenthum „Kraft und Wohlwollen, im Evangelium wirklich eine gute „Botschaft für alles Volk liege. Wir waren keine Bapti„sten, aber wir fühlten, das ist kein Sectenwerk. Als wir „uns überzeugten, wie hoch die Sclaven den religiösen Un„terricht halten, und sie in Schaaren des Evangeliums sich „freuen sahen, da wendeten wir unsre Gedanken auf die „durch theologische Streitfragen zerrissene Christenheit und „verstanden das Wort des Apostels: „Der Glaube besteht „nicht in Menschenweisheit, sondern in Gotteskraft.““

Im Herbst 1829 starb plötzlich zu Lucca der Missionar der General-Baptisten, Herr Alsopp, und die Stationen St. Anna-Bay und Octo Rios, die von derselben Gesellschaft besetzt waren, sollten verlassen werden. Herr Burchell wurde angesprochen, sie zu übernehmen. Er besprach sich so schnell als möglich mit andern Sendboten seiner Gemeinschaft, und Alle riethen zu dieser Ausdehnung des Arbeitsfeldes. Burchell gab einen bedeutenden Theil seines Vermögens hin, um die Uebernahme möglich zu machen. Ein ähnlicher Anlaß bot sich ihm dar, als ganz plötzlich und unerwartet die Besitzer von Crooked Spring sich entschlossen, die dortigen Gebäude wieder für ihre Zuckergeschäfte zu gebrauchen. Es mußte eine neue Kirche gebaut werden, die Salters Hill, nach dem Namen eines warmen Negerfreundes in England, genannt wurde. Da kein Geld dazu vorhanden war, so bot Burchell 6000 Gulden aus eigenem Vermögen unverzinslich an, wenn sich in Eng-

land sechs Freunde fänden, deren jeder 1200 Gulden gegen Zinsen geben wollten. Niemand fand sich zu letzterem bereit; aber die Kirche mußte gebaut werden, und der Missionar stürzte sich lieber persönlich in Schulden, als daß er seine Gemeinde ohne geistliche Heimath ließ. Er that dies um so muthiger, als gerade jetzt der neue Missionar Cantlow eintraf, der Salters Hill übernahm, wo er über 600 Gemeindeglieder und über 1200 Unterricht Begehrende antraf, und mit Jubelgesängen begrüßt wurde, während andere neue Sendboten sich in Octo Rios und St. Anna-Bay niederließen. — Es war hohe Zeit, daß die Hülfe kam; denn eben entschlief (Februar 1830) der unermüdliche rüstige Mitarbeiter J. Mann zu Falmouth, in Folge einer Erkältung im Berufe. Herr Burchell war ans Sterbelager dieses trefflichen Streiters geeilt, der starb, wie er gelebt hatte, ganz in dem HErrn und seinem Werke. Es galt, seine Stelle zu ersetzen, und Aller Augen richteten sich auf William Knibb. Es war ein feierlicher Anblick, als Burchell die Gemeinde ermahnt hatte, nur vor Gott wohlgefällige Gründe ihrer Wahl gelten zu lassen, und nun dieselbe wie Ein Mann sich erhob, beide Hände für Knibb ausstreckend und in Thränen ausbrach. Er weinte mit. Knibb konnte diesem Rufe nicht widerstehen. Es war für den Neueintretenden eine herrliche Stärkung, gleich die Jahresversammlung der Missionare auf seiner Station begrüßen zu dürfen. — Jetzt hatte Burchell wieder freie Hände, und die erste Wirkung davon war die Errichtung einer Predigtstelle zu Gurneys Mount (Shepherds Hall hieß es zuvor), die er sich, als in den Bergen gelegen (7 Stunden von der Stadt), zu einem Erholungsplatze gewählt hatte. „Kaum," sagt er in einem Briefe aus jener Zeit, „bin ich jetzt 24 Stunden „zu Hause. In den letzten zehn Monaten reiste ich wohl „1200 Stunden Weges, in mancher Woche nicht unter 40 „Stunden. Müden Leibes, geängsteten Geistes, selten im „Familienkreise, selten bei meiner Gemeinde, und unabläßig „der Verfolgung in irgend einer Gestalt preisgegeben — „das ist eine Last, stärker als ich tragen kann. Das letzte

„Postschiff brachte mir einen Ruf an eine Baptistengemeinde
„in Nordamerica. Müßte ich nicht den Schein vermeiden,
„als flöhe ich in der Zeit der Gefahr, und bebte zurück, wann
„die Anfechtung kommt, so weiß ich nicht, ob dieser Brief
„nicht aus einem andern Lande an Sie käme. Umsonst
„fragen Sie mich: warum thust du so viel? es verlangt
„es ja Niemand! — Hier sind Seelen, die nach dem Le-
„bensbrode hungern. Ich darf mich nicht beschränken." Wie
sehr er arbeitete, bezeichnet die Erzählung eines ihn nicht
näher kennenden Herrn, der in England zufällig erzählte:
„Dieser Burchell hält sechs Pferde, weil er fast immer auf
„dem Wege ist; und nie habe ich so durch Anstrengung ab-
„gemagerte Thiere gesehen. Ich begreife nicht, wie der Rei-
„ter es aushält."

Und die Arbeit wäre noch nicht das Aufreibendste gewesen. Aber die Feinde thaten Alles, um ihm das Leben zu verbittern. Von den ärgsten, in der Zeitungspresse und in öffentlichen Versammlungen laut werdenden Angriffen bis zu den kleinlichsten Quälereien ließen sie nichts unversucht; das mehrerwähnte Sclavengesetz wurde nochmals mit Berücksichtigung der von der Regierung gemachten Einwendungen, aber mit noch größerer Beschränkung der Missionsarbeit durch die gesetzgebende Versammlung der Insel befördert. Jetzt sollte sogar nach Abends 6 Uhr (statt wie vorher 8 Uhr) jede religiöse Versammlung den Negern verboten werden; damit war, weil den Tag über die Neger vollauf beschäftigt waren, eigentlich in der That jeder Unterricht für sie abgeschnitten. In Montego-Bay selbst legte man eine hohe Steuer auf die neue Capelle; und da diese, weil sie widerrechtlich gefordert wurde, verweigert ward, nahm man die Lampen daraus mit Gewalt weg. Da aber nicht nur Taufe auf Taufe folgte, und auf der ganzen Insel im Laufe des Jahres 1830 wieder über 2000 Seelen der Gemeinde hinzugethan wurden; da ein längst gehegter Herzenswunsch unsers Missionars in Erfüllung ging, in Lucca einen Mitarbeiter aufgestellt zu sehen, und zwar dadurch, daß zwei Männer, deren der eine aus der Staatskirche herübertrat,

der andere den kaufmännischen Beruf verließ, um Menschenfischer zu werden, die Ordination empfingen, so ertrug er solche Unannehmlichkeiten mit leichterem Muthe.

Allein wiederum war seine Gesundheit durch Arbeit und Sorgen so geschwächt, daß nur schnelle Rückkehr nach England ihn dem gewissen Tod entreißen konnte. Im Juli 1831 landete er an dem heimischen Gestade.

Vierter Abschnitt.

Vorurtheile gegen das Verfahren der Missionare. — Widerlegung. — Arbeiten des Missionars. — Classeneintheilung in der Gemeinde. — Diakonen. — Prüfungen. — Die Zeddel und die Missionsbeiträge. — Zeugnisse früherer Gegner. — Sorgfalt gegen Uebelstände. — Taufbewerber. — Kirchenzucht. — Verbreitung der Freiheitshoffnung unter den Negern. — Vorbereitungen zum Aufstand. — Burchells Rückkehr und Gefangennehmung. — Der Anfang des Aufruhrs. — Das Gegenwirken der Missionare. — Ihre Gefahr, rohe Behandlung, Gefangenschaft. — Ihre Befreiung durch einen Gegner. — Burchells harte Behandlung, endliche Befreiung; neue Verhaftung. — Gefahrvolle Landung unter der Mordwuth der Feinde. — Falsche Anklage. — Mißhandlung der Neger, um Zeugen zu gewinnen. — Kirchenzerstörung. — Kerkerleben und Gebetserhörung. — Die Gewissensqual des falschen Anklägers. — Freilassung. — Neue Mordplane. — Flucht aufs Schiff. — Abreise. — Entschluß. — Mordscenen. — Gutes Verhalten vieler Neger. — Göttliche Gerichtswege gegen die Verfolger.

Nebst seiner leidenden Gesundheit hatte ihn der Wunsch in die Heimath geführt, seine Committee persönlich von der unerläßlichen Nothwendigkeit einer größern Zahl von Arbeitern für diese Mission und der Errichtung einer Schule in Montego Bay zu überzeugen. In der Hand Gottes aber diente seine Anwesenheit auch noch andern Zwecken. Die so rastlos in Jamaica geschmiedeten und verbreiteten Lügen und Lästerungen gegen ihn selbst und seine Mitarbeiter hatten sich nicht blos jenseits des atlantischen Oceans gehalten, sondern ihren Weg nach England gefunden, wo die Partei

der Pflanzer sich nicht wenig Mühe gab, sie an den Mann zu bringen. So schlichen sich Argwohn und Vorurtheil gegen eine wichtige Arbeit und eine Anderes verdienende Schaar von Arbeitern in die Herzen auch Solcher ein, die sonst der Missionssache zugeneigt waren.

Einen Anhalt fand der Tadel an gewissen Maaßregeln zur geistlichen und sittlichen Ueberwachung der Gemeinden, die ihr rasches Anwachsen in der Zahl den Missionaren als einzig ausreichend erscheinen ließ, die aber in England etwas Fremdes und Bedenkliches waren. Man fand diese Leitung und Aufsicht theils übertrieben und unchristlich, theils nicht hinreichend. Burchell schrieb daher auf den Wunsch seiner Committee eine Darlegung des in Jamaica geübten Verfahrens, und that dies in so bescheidener und redlicher Weise, daß es viele Bedenken beseitigte und ihm die Achtung nicht Weniger gewann. Die wichtigsten Grundzüge davon dürften auch jetzt noch die Freunde der Mission ansprechen; wir lassen sie daher folgen. „Zur Gemeinde „der Montego-Bay gehörten, als ich Jamaica verließ, 1600 „Seelen; daneben zählt sie etwa 3000 solche, die regelmäßig „das Wort hören. Viele davon wohnen in der Stadt, „aber weit mehrere auf dem Lande bis auf 9 Stunden „Entfernung. In der Stadt halte ich jeden andern Sonntag „Gottesdienste; dann aber bin ich von 6 Uhr Morgens bis „an den späten Abend mit den Negern beschäftigt. In der „Woche versammle ich noch einmal die Gemeinde um mich „zu Gebet oder Unterredung und einmal zu förmlichem „Gottesdienste. Zwei weitere Abende sind der Besprechung „mit denen gewidmet, die noch nicht in der Gemeinde selbst „sind, und jeden Tag bin ich etliche Stunden mit einzelnen „Gemeindegliedern, Taufbewerbern, Zuhörern oder mit Aeltesten und Diakonen beschäftigt. Endlich besuche ich die „Gemeindeglieder, Gesunde und Kranke, in ihren Wohnungen. An dem freien Sonntag predige und arbeite ich „zu Gurneys Mount oder Shortwood, oder sonst an einem „Platze. Oft reite ich noch ins Land hinein, 8—10 Stunden weit, ja zuweilen 12—15 Stunden, um da und dort

„zu predigen. Wenn ich versichere, daß ich 13 Wochen lang „jede Woche im Durchschnitt 45 Wegstunden, und in 10 „Monaten 1370 Wegstunden zurückgelegt habe, so wird, „wenn man das Klima und die mangelhaften Reisemittel „in Anschlag bringt, meine Mühe und Anstrengung nicht „unbedeutend erscheinen.

„Um nun bei der großen Zahl und Zerstreuung der „Gemeinde die Uebersicht nicht zu verlieren und eine Pflege „der Einzelnen möglich zu machen, theilte ich sie in Clas- „sen und setzte jeder ein erprobtes Gemeindeglied als Füh- „rer vor. Die Gemeindeglieder erhalten Scheine, die jedes „Vierteljahr erneuert werden, so lange sie des Evangeliums „würdiglich wandeln. Diese Scheine müssen an den Abend- „mahls-Sonntagen in der Kirche vorgewiesen werden. Die „Diakonen und ich gehen dann herum, um uns zu über- „zeugen, daß nur wirkliche Gemeindeglieder da sind. Ich „habe mehr als einmal Eindringlinge entdeckt.

„Diejenigen, welche erst in der Vorbereitung stehen, „erhalten andere Zeddel, und ihre Namen werden in ein „Buch eingetragen. Sie soll der Classenführer so oft als „möglich besuchen, sich mit ihnen besprechen und sich nach „ihnen erkundigen. Er berichtet mir wieder, was er gefun- „den hat, und Alles kommt zum Namen des Betreffenden „ins Buch. Dabei bringt jedesmal der Führer den Zed- „del derer mit, über die er Meldung thut, und dies gibt „mir Anlaß, mit ihnen zu reden, weil sie dieselben bei mir „wieder abholen. Ich gebe sie dann, oder behalte sie, nach „Befund der Umstände. Dieses Verfahren gibt mir eine „sichere und richtige Kenntniß der Einzelnen, die ich ohne „etwas der Art nicht erreichen würde. Ich bin überzeugt, „daß ich demselben eine genauere Kenntniß meiner mehr als „4000 geistlichen Pfleglinge verdanke, als ein Geistlicher in „der Heimath von einer nur ein Viertheil so großen Ge- „meinde hat. Die Einrichtung mit den Zeddeln scheint mir „wichtig, um Betrug zu vermeiden. Versuche dieser Art „sind gemacht, aber auch fast immer sogleich vereitelt worden. „Diese Zeddel dienen den Angehörigen der Gemeinde auf

„der Reise, um sich einander, oder unsern Missionaren, oder ir„gend welchen Christen unserer Gemeinschaft auf der Insel „kenntlich zu machen." — Da in England die Verläumdung verbreitet worden war, diese Scheine werden an die Neger verkauft, so erklärt Burchell im Weiteren, daß dies unwahr sey, und daß dieselben mit den etwaigen freiwilligen Beiträgen der Neger gar nichts zu thun haben. Gegen die Geldbeiträge überhaupt war viel in England gesprochen worden. Darüber bemerkt er: „Spricht man etwa von der Größe „dieser Gaben, so bemerke ich, daß ich die Gaben für die „Gemeinde allerdings als eine Christenpflicht angesehen, sie „deshalb empfohlen und als durchschnittliche Summe 18 „Kreuzer vierteljährlich angerathen habe, weil ich glaubte, „so viel könne Jeder leicht aufbringen. Sie sind aber rein „freiwillig, und wer nichts gibt, wird nicht unfreundlicher „angesehen, als wer etwas gibt. Viele geben nichts. Viele „empfangen dagegen vierteljährlich eine kleine Unterstützung. „Daß dieses Empfangen und Geben mit der regelmäßigen „Erneuerung der Scheine, der Zeitersparniß wegen, zusam„menfällt, mag wohl zu dem Irrthum über das Verkaufen „der letztern Anlaß gegeben haben. Allein man bedenke, daß „es sich um 2000 Menschen handelt, die 3 Stunden im „Umkreis zerstreut wohnen, und denen nur der Sonntag „für diese Dinge frei bleibt.

„Was gerade diese Zeddel betrifft, so sprach ich darüber „einmal mit Herrn Whiteborne, der aus Jamaica gebürtig „ist, ehemals Rechtsgelehrter und Advocat war und nun „in der Reihe unserer Missionare steht. Ich sagte ihm: „„Sie erinnern sich Ihrer Gedanken über uns und Ihrer „Einwendungen gegen unser Verfahren aus der Zeit Ihrer „religiösen Gleichgültigkeit. Seitdem hatten Sie Gelegenheit, „zu beobachten und Alles gründlich zu untersuchen. Wie „denken Sie nun? haben Sie etwas Bedenkliches gefunden? „können Sie eine Verbesserung vorschlagen?" — Er ant„wortete: „Ich habe allerdings sorgfältig nachgesucht, ins„besondere über das Zeddelwesen, und mein Schluß war, es „möchte nur, Einwendungen der Gegner abzuschneiden, räth-

„lich seyn, die Unterschriften für Beiträge und die Zeddel-„austheilung in verschiedene Zeiten zu verlegen. Ich habe „nun verschiedene Stationen besucht und gesehen, daß diese „Veränderung in kleinen Gemeinden thunlich, in großen ganz „unausführbar ist. Da ich nun genau weiß, daß der Wi-„derspruch gegen unsre Mission und unser Verfahren von „der entschiedenen und tief gewurzelten Feindschaft gegen das „Christenthum selbst ausgeht, so muß man eben fortfahren „wie bisher, bessern, was man kann und weiß, und auf „den HErrn blicken, in dessen Händen der Erfolg ist.

„Man hat mit den Waffen der Entstellung seit langer „Zeit gegen uns gestritten, und selten hat Jemand sich die „Mühe genommen, die Thatsachen selbst zu untersuchen. So „oft man dies that, war das Ergebniß vollkommen zu un-„sern Gunsten. So war unser Mitarbeiter Abbots, ehe „er als Kaufmann nach Jamaica ging, Mitglied der Bap-„tistengemeinde zu Taunton gewesen. Nach seiner Ankunft „auf der Insel war er bald so voll von Vorurtheilen gegen „uns, daß er jeden Umgang mit uns sogleich mied und „sehr selten in zwei Jahren die Kirche seiner Gemeinschaft „betrat. Auf einen Brief seiner frühern, heimathlichen Ge-„meinde mit der Frage: Ob er die Baptisten-Mission un-„terstütze? antwortete er mit Angabe seiner Gründe: Nein! „Man schrieb ihm wieder, es sey nicht recht, daß er die „Gerüchte so ohne Weiteres glaube, und drang in ihn, sich „bei den Missionaren selbst zu erkundigen, wie dies seine „Pflicht sey. Noch ganz verstimmt gegen die Mission wen-„dete er sich an Herrn Knibb, der sehr offen mit ihm sprach, „ihm seine Bücher zeigte, in alle Einzelnheiten mit ihm ein-„ging, auf jede Frage vollständig antwortete und ihn zu-„gleich aufforderte, der Sache selbst auf den Grund zu gehen, „und ihm dazu freien Zutritt in alle öffentlichen und Pri-„vatversammlungen anbot. Er konnte uns in allem unserm „Thun beobachten und die Leute nach Belieben ausfragen. „Dies that er auch und wurde so völlig von dem Unrecht, „das man uns anthue, überzeugt, daß er sich gedrungen „*fühlte*, die Lieblosigkeit seines eigenen Verhaltens frei zu

„gestehen, um Aufnahme in die Gemeinde zu bitten, und
„daß er nun unser Mitarbeiter geworden ist.

„Als ich hörte, daß man von Uebelständen und Miß-
„bräuchen unter unsern Negerchristen sprach, suchte ich diesen
„auf die Spur zu kommen. Trotz der genauesten Nachsu-
„chung fand ich in der Stadt und Umgegend von Mon-
„tego-Bay nichts der Art. Ich dachte, die Vorwürfe beziehen
„sich wohl auf abgelegene Gemeindetheile, und ließ mich
„dadurch bewegen, im innern Lande mehr regelmäßige Sta-
„tionen zu gründen, um bessere Aufsicht über die Leute zu
„halten. So entstand Gurney's Mount, etwa 7 Stunden
„von der Stadt, wo ich 600 Zuhörer habe; so Shortwood,
„8 Stunden entfernt; und andere Brüder machten es in ih-
„rer Gegend auch so. Mehr konnteu wir nicht thun. Ich
„behaupte nicht, daß wir damit Allem begegnen. Manches
„Böse mag im Finstern schleichen; aber ich erkläre feierlich,
„daß ich nichts davon weiß. Die genaueste, schärfste Un-
„tersuchung des strengsten Mannes wäre mir jeder Zeit
„willkommen. Wenn solches Böse da ist, so rührt es nicht
„von Gleichgültigkeit oder Nachläßigkeit der Missionare, son-
„dern von ihrer zu kleinen Zahl her.

„Wenn die große Zahl der jährlichen neuen Taufen
„die Besorgniß weckt, wir möchten es damit zu leicht neh-
„men, so glaube ich am besten zu thun, wenn ich einfach
„erzähle, wie wir mit der Aufnahme von Bewerbern in der
„Gemeinde es halten. Ich habe schon bemerkt, wie ich mir
„von denen Kenntniß verschaffe und erhalte, die regelmäßig
„zur Predigt sich einfinden. Ich spreche so oft als mög-
„lich mit ihnen unter vier Augen und in der Classenver-
„sammlung; die Führer machen mir beständig Meldung
„über sie, so daß ich sie ziemlich genau kenne, ehe sie sich
„zur Taufe melden. Bei diesem Anlaß spreche ich dann den
„Führer noch besonders; ist er ein Plantagen-Sclave, so
„erkundige ich mich bei den dortigen Gemeindegliedern. Dann
„wird er erst wieder von den Diakonen, unter Zuziehung anderer
„Mitglieder, und zuletzt noch von mir selbst geprüft. Fällt
„die Prüfung zu seinen Gunsten aus, so wird sein Name

„in das Buch der Taufbewerber eingetragen. Jetzt erst wer„den die Gemeindeglieder aufgefordert, ihn aufs Genaueste „zu prüfen. Bei solchen Prüfungen fragt man den Tauf„bewerber: was ihn zuerst zum ernsten Nachdenken über „religiöse Dinge gebracht habe; was er von der Sünde, „von sich selbst als Sünder und von seiner Gefahr für die „Zukunft denke; was er als Sünder verdiene; was Gott „sey; wie ihm die Heiligkeit, die Gerechtigkeit Gottes, die „Liebe Gottes in der Sendung Seines Sohnes erscheine; „ob und warum er sich für unwürdig und für unfähig „halte, sich selbst selig zu machen. Dann fragt man ihn „ausführlicher über den Heilsweg, die Person Christi, die „Versöhnung, die Liebe Christi; woher er wisse, daß er Chri„stum liebe? daß er eine neue Creatur sey? Endlich geht „man auf die Frömmigkeit, die Pflichten, die Vollkommen„heit des Wandels über und spricht noch mit ihm über die „Wirkungen Christi im eigenen Leben des Begnadigten, „über Taufe, Abendmahl u. s. w.

„Wenn diesen armen Leuten die in England häufige „Erkenntniß abgeht, so geben sie dafür oft viel schlagendere „Beweise aufrichtiger Bekehrung als Manche, die ihnen im „Wissen weit überlegen sind. Darüber kann ich mit freu„diger Zuversicht reden. Ich habe ihrer viele an ihren „Sterbebetten besucht, ihre letzten Worte gehört, habe ihre „Seelen scheiden gesehen und habe innerlich gejauchzt beim „Anblick des Wesens, der Einfalt, Kraft und Reinheit der „Jesusreligion. Bei Andern war ich Jahre lang Zeuge „eines heiligen Wandels unter Noth, Verfolgung und Lei„den. Ich hörte das glühende Gebet Vieler und dankte „Gott mit Thränen. Ich bin gewiß, wir werden viele die„ser verachteten Leute vor dem Throne Gottes finden, wäh„rend manche viel besser Unterrichtete fehlen mögen.

„Um Kirchenzucht gaben wir uns alle mögliche Mühe. „Noch neben der Einrichtung mit den Classenführern, die „fast Alles ans Licht bringt, gibt es eine jährliche Untersu„chung, die trotz der vielen damit beschäftigten Personen fast „vier Monate in Anspruch nimmt, und wo die Missionare

„wohl hundert Wegstunden machen, um den Zustand ihrer „Gemeinden genauer zu erforschen. Jeder Einzelne wird da „so genau vorgenommen, als gälte es, ihn zur Taufe vor„zubereiten; und die begabtesten und erprobtesten Christen in „der Gemeinde thun dasselbe und legen ihren Erfund bei „uns nieder. Christen aus Europa, Baptisten und Andere, „erklärten sich hocherfreut über den lautern Sinn und Geist „unserer Leute, und unser verewigte Bruder Mann, der als „schottischer Baptist sechs Monate während meines ersten „Besuchs in der Heimath die Station Montego-Bay be„sorgte, und den ich erst bei meiner Rückkunft persönlich „kennen lernte, gab mir damals die Versicherung, nie eine „so wohlgeordnete Gemeinde gesehen zu haben.

„Ich wünsche," schließt dieser Bericht, „von ganzem „Herzen, daß die Committee mit unserem Benehmen genau „bekannt sey. Findet sich irgend ein Mißbrauch, so sage „man es uns, um ihn abzuschaffen. Ist irgend etwas in „unserer Handlungsweise nicht richtig, man zeige es uns, „denn wir wissen uns nicht unfehlbar. Davon bin ich ge„wiß, daß jeder aus unserer Einrichtung erwachsende Fehler „auch durch sie beseitigt werden kann. Uebrigens sind wir „gar nicht so eigensinnig, um nicht sogar unser ganzes Sy„stem mit einem andern zu vertauschen, das besser für die „Sache wirkt, die uns allein am Herzen liegt, für die Ver„breitung der Erkenntniß und Liebe unsers Erlösers."

Die Verbreitung dieses Actenstücks bahnte unserm Burchell den Weg in die Herzen, wohin er in England kam. Es gelang ihm sogar, einen, wie er ihn nannte, „herrlichen Mann", Diacon seiner Gemeinde, der aber das Unglück hatte, schwarzer Farbe und daher Sclave zu seyn, mit einer ihm dazu geschenkten Summe frei zu kaufen. Ueberhaupt wirkten seine und anderer Missionare schriftliche und mündliche Mittheilungen nicht allein, um die Freigebigkeit gerade für die Neger-Mission stärker anzuregen, so daß Zehntausende von Gulden für sie dargebracht wurden, sondern auch, um das Gefühl des brittischen Volkes gegen die Barbarei des Sclavenwesens aufzuwecken. Die Grausamkeiten, die einige

der ausgezeichnetsten Negerchristen erlitten, wurden der Ausgangspunkt für eine steigende Entrüstung nicht mehr blos gegen den Sclavenhandel, der bereits den Bemühungen der edeln Männer Wilberforce, Clarkson u. A. erlegen war, sondern gegen die Sclaverei überhaupt. Es war, als ob Tausenden erst jetzt die Augen aufgingen für das, was in der Bibel von der Gleichheit der Menschen vor Gott, von der Bruderliebe und gegen den Unterschied der Nationen und Farben gesagt war. Im Parlamente sprachen menschenfreundliche Männer mit allem Glanz der Beredtsamkeit und ausgerüstet mit dem Geschütze niederschmetternder Thatsachen, den Fluch der Gesittung über die Sclaverei, und Zeitungsblätter trugen ihr Wort in das letzte Dorf des Reiches. Aus Versammlungen der Pflanzer in den Colonieen selbst scholl ein feindseliger Wiederhall dieser Reden und Gesinnungen über die Meere herüber. Nicht selten waren Schwarze bei solchen Versammlungen zugegen, sogen begierig ein, was sie hörten, und erzählten ihren unglücklichen Brüdern wieder, wie man in England die größesten Anstrengungen für ihre Freiheit mache, denen aber ihre bisherigen Gebieter entgegentreten. Die am meisten das Uebel zu erhalten sich mühten, wurden so seine eifrigsten Bekämpfer, indem sie selbst den gefährlichen Funken natürlicher Freiheitslust in den Gemüthern der Schwarzen zur Flamme anbliesen. Die Hintergedanken beider Parteien verriethen sich zuweilen. Der feste und offen erklärte Entschluß der Pflanzer war, dem brittischen Volke und Ministerium Widerstand zu leisten; der heimliche, langsam reifende aber unwandelbare Plan mancher Neger war, das Joch ihrer gehaßten Unterdrücker bei erster Gelegenheit abzuwerfen. Gegen Ende des Jahres 1831 war die Strömung dieser entgegengesetzten Gefühle so hoch gestiegen, daß es wenig zu einem Ausbruche bedurfte. Die Weißen behandelten ihre Sclaven wieder härter, und diese fühlten sich dadurch zum trotzigen Widerstand aufgestachelt. Ein Gerücht lief unter den Negern um, die väterliche Regierung des Königs habe ihre „Freiheitspapiere" ergehen lassen und um Weihnachten würden sie ankommen.

Alles war voll stiller, sehnsüchtiger Erwartung, und die Armen waideten ihre Seelen in der Stille an dem süßen Traum der Freiheit, indeß sie unter der Sclavengeißel bluteten.

So standen die Sachen eben, als Burchell seine Geschäfte in der Heimath glücklich beendigt sah, und mit dem neuen Missionar Dendy sich (Ende 1831) nach Jamaica einschiffte. Eine lange, stürmische Seefahrt brachte ihn an die geliebten Küsten. Doch ehe er sie sah, bewegte ihn die schmerzliche Ahnung, daß einer seiner theuern Mitarbeiter dort nicht mehr unter den Lebenden sey. Es war auch so. Ueberdies thürmten sich in seinem Gemüthe schwarze Wolken auf hinsichtlich der ihn selbst erwartenden Zukunft. Und auch darin täuschte er sich nicht.

Kaum hatte am Samstag den 7. Januar 1832 das Schiff den Hafen von Montego-Bay erreicht, als ein Boot der Kriegsfregatte Blanche bei ihm anlegte und ein Lieutenant mit vier Soldaten an Bord kam. Er forderte eine Liste der Reisenden und verlangte dann Herrn Burchell zu sehen, den er, ohne ihm einen Grund anzugeben, sogleich aufforderte, ihm auf die Blanche zu folgen. Als er der ersten Ueberraschung Meister geworden und sich bereits im Boote befand, fragte er nach der Ursache dieses Empfanges. Die Antwort war: „Es geschieht auf Befehl des Kriegsgerichts."

Einige Wochen vorher war nämlich der für Pflanzer und Sclaven, für Missionare und Gemeinden gleich verderbliche Negeraufruhr ausgebrochen, der für die endliche Freilassung entscheidend wurde. Die ersten Anzeichen wurden auf Salt Spring bei Montego-Bay bemerkbar. Am Tage vor Weihnachten kam ein Neger vom Lande zu Herrn Knibb in Falmouth und meldete ihm: „Die dortigen Leute „sagen: Freipapier ist heraus; nach Weihnachten arbeiten „wir nicht mehr." Dieses Gerücht, und daß man glaubte, die Weihnachtsfeiertage sollten abgekürzt werden, tauchte fast zu gleicher Zeit an vielen Orten auf. Da und dort kam es zu Gewaltthätigkeiten, und ohne die Bemühungen der

Missionare wäre noch mehr geschehen. Am Tage nach Weihnacht, die auf Sonntag fiel, gingen die Missionare Knibb, Whitehorne, Gardner und Abbott zusammen von Montego-Bay nach Salters Hill, wo eine neue Kirche an diesem Tage zu eröffnen war, ohne etwas Arges zu ahnen. Dort trafen sie auch das Gerücht von dem „Freipapier," und traten ihm mit solchem Ernst entgegen, daß einige der gereizten Neger sogar von Bestechung ihrer Lehrer mit dem Gold der Pflanzer murmelten, daß sie „Lüge sagen." Es war der erste und letzte Gottesdienst in der neuen Kirche, die bald nachher durch die den Brand ihrer Gebäude rächende Hand der Pflanzer ein Aschenhaufe war. Die Missionare kehrten meist mit Knibb nach Falmouth zurück, und blieben zu ihrem gegenseitigen Troste diese ganze merkwürdige Angstwoche unter seinem gastlichen Dache, weil Heimkehr auf ihre Stationen bei der gefährlichen Unsicherheit der Wege ganz unmöglich war. Alles war in Verwirrung. Familien von Pflanzern, Aufsehern und andern Landbewohnern eilten um Schutz nach der Stadt; Militärstaffeten flogen nach allen Richtungen; große Schwärme im Aufruhr gefangener Schwarzer oder der Rebellion Verdächtigter zogen an Knibbs Hause vorüber nach der Hauptwache. Schreckende Gerüchte erreichten die Missionare, daß man sie als die Anstifter des Aufstands betrachte, daß man im Verhör alle gefänglich eingebrachten Schwarzen ausfrage, ob ihr Prediger ihnen nicht gesagt habe, nach Weihnachten werden sie frei seyn, und daß besonders auf Knibb es abgesehen sey, ihn in die Sache zu verwickeln. So stark nun die Missionare auch ihrer Unschuld sich bewußt waren, so kannten sie doch auch die wahrscheinliche Macht der Lockungen und Drohungen, um armen Gefangenen unwahre Geständnisse abzudringen. Besonders für Knibb, der noch dazu drei kleine Kinder hatte, sah die Sache gefährlich genug aus. Am letzten December wurde das Martial-Gesetz ausgerufen und folglich alle Macht in die Hände der Militärbehörde gelegt. Am folgenden Tage (Sonntag) hielten die Missionare noch ungestört ihre Gottesdienste, in welchen sie besonders auch um

Bewahrung ihrer Gemeindeglieder vor Theilnahme am Aufruhr fleheten. Gleich nachher aber erschien ein Officier mit vier Bewaffneten, um sie auf die Hauptwache zum Zwecke ihrer Einreihung in die Miliz zu bringen. Eine Stunde lang ließ man sie dort zur Belustigung der Officiere harren, bis der Major sie mit Dank für ihre Bereitwilligkeit und mit der Weisung entließ, täglich um 11 Uhr sich, des guten Beispiels für Andere wegen, dort einzufinden, bis die Entscheidung des Commandeurs Sir Willoughby Cotton über ihre Milizpflicht eingeholt sey. Am andern Vormittag erschienen sie wirklich; aber jetzt sagte man ihnen in rauhem Tone, sie würden besser thun, gleich in eine Compagnie einzutreten. Sie weigerten sich dessen trotz ihres Widerwillens doch nicht; nur Herr Whitehorne, der schon Hauptmann in der Miliz gewesen war, machte Anspruch auf seinen frühern Rang. Sie faßten eine Bittschrift an den Gouverneur um Befreiung vom Dienste ab, die aber sogleich von den befehligenden Herren in Falmouth thatsächlich damit beantwortet wurde, daß man sie alle festnahm, ihnen jeden mündlichen oder schriftlichen Verkehr auch mit ihren Frauen verbot, sie in einem Boote sieben Stunden lang der Sonnenglut aussetzte und dann nach Montego-Bay bringen ließ. Dort wurden sie Zeugen schauerlicher Scenen; sie sahen den wilden Blutkampf der Sclavenverzweiflung mit der äußersten Militärstrenge. Die Häuser, welche an den Bergen umher ein so reizender Schmuck sonst gewesen, standen in Flammen. Vor der Stadt lagen zwei Kriegsschiffe. Wachtboote zogen hin und her, und auf der Landseite sah man den Blitz der Musketen, die das Werk des Todesengels thaten.

Sie wurden bei Nacht gelandet und gleich ins Gerichtshaus, von da aber ins Hauptquartier des Oberbefehlshabers Sir W. Cotton gebracht. In dem gegenüberliegenden Hause waren ihre Gattinnen so eben trotz aller Reisegefahr angelangt. Man schleppte sie von einer Behörde zur andern und endlich ins Gerichtshaus zurück. Als sie diesen Schauplatz roher soldatischer Gewaltthätigkeit betraten, wurden sie von Officieren und Gemeinen mit den rohesten Flü-

chen und den wildesten Drohungen empfangen. Mit Jubel sprachen sie davon, sie andern Tages zu schlachten. Nachdem sie diese Mißhandlungen einige Stunden erduldet, rettete sie am späten Abend ein Herr Roby, Hafenzollbeamter, ein entschiedener Gegner der Baptisten, aber alter Bekannter von Whitehorne, aus den Händen der Wütheriche, indem er sie mit vieler Mühe los machte und ins Zollhaus brachte. Am Morgen besuchte er sogleich die Frauen, um sie über das Schicksal ihrer Männer zu beruhigen; ja er wirkte aus, daß sie gegen Sicherheit freigelassen wurden. Nur die Stadt durften sie nicht verlassen. Die Zeitungen der Insel jubelten über ihre Gefangennehmung, und eine sagte: „Erschießen „ist ein zu ehrenvoller Tod für Menschen, die so viel Blut„vergießen und Vermögensverlust verschuldet haben. Es „gibt schönes Galgenholz in den Kirchspielen St. James „und Trelawney, und wir hoffen und wünschen, daß alle „die methodistischen Prediger, die man des Aufruhrs schul„dig findet, dasselbe schmücken werden.“

So stand es im Lande, als Burchell an Bord des Flaggenschiffes von Commodore Farquhar gebracht wurde. Man hatte sich alle Mühe gegeben, seiner habhaft zu werden, der nicht einmal wußte, was seit Monaten auf der Insel geschehen war. Denn auch am Ufer war eine Abtheilung aufgestellt worden, um ihn festzunehmen, wenn er etwa auf dem Schiffe nicht mehr zu finden wäre. Man zeigte ihm auf dem Verdecke die Gemächer des Commodores mit der Warnung, nicht weiter als bis dahin zu gehen. Auf seine Bitte um einen längern Raum zum Gehen wurde ihm der Hauptmast als Gränze bezeichnet und der Wache aufgetragen, ihn mit dem Bajonett niederzustoßen, wenn er versuche, sie zu überschreiten. Auf seine Frage nach dem Grunde dieses Verfahrens mit ihm, antwortete der Capitän: „Es ist Kriegsrecht,“ und sagte ihm von dem Aufruhr, und daß er hier zu bleiben habe, bis weitere Befehle vom Commodore eintreffen. Seine Papiere wurden sogleich versiegelt. Die Nacht brachte er in des Commodores Gemache zu; eine Schildwache mit gezogenem Bajonett schritt vor

ihm auf und nieder. Am folgenden Morgen erschien der oben genannte Herr Roby auf Befehl der Obrigkeit, um sein Gepäck zu untersuchen und jedes handschriftliche Papier daraus mitzunehmen. Erst dann erhielt er Erlaubniß, nach seinen Sachen aufs andere Schiff zu senden und an seine Frau zu schreiben. Endlich wurde ihm auch ein Besuch seiner Gattin zu Theil. Er wurde aber sonst von Jedermann streng abgesperrt gehalten. So dauerte es elf Tage, worauf er an Bord seines Reiseschiffes zurückgebracht wurde. Seine Papiere waren der Obrigkeit, dem Custos des Kirchspiels von Montego-Bay überliefert.

In diesen Papieren fand man nichts, das eine Anklage gegen den gehaßten Mann begründen konnte, und doch genug, das man vermuthet hatte, nämlich den bestimmten Ausdruck seiner Ueberzeugung, daß die Sclaverei in Westindien fallen müsse. Die Behörden ergriffen daher den Ausweg, ihm verschiedene Male durch Zwischenpersonen zu verstehen zu geben, wie es am besten wäre, wenn er nach England zurückkehrte. Er aber konnte sich dazu nicht entschließen, so lange der Befehl zum Verlassen der Insel ihm nicht unzweideutig, unmittelbar und in amtlicher Form zukäme, weil er seinen guten Ruf und den des Werkes, welchem er diente, nicht der Nachrede feiger Flucht oder schuldbewußten Wegschleichens aussetzen wollte. Dagegen erklärte er die Maaßregeln, die man gegen ihn vollzogen, und die man insofern immer noch fortsetzte, als Niemand ihn besuchen durfte, und dem Capitän aus dem Besuche mehrerer Missionare fast ein Verbrechen gemacht wurde, laut und offen für rechtswidrig, und sprach seinen Entschluß aus, seine Klage bei der brittischen Colonial-Regierung vorzubringen. Auch der Ankunft des Gouverneurs in Montego-Bay, obgleich er den Kriegszustand, worein die Gegend erklärt worden war, wieder aufhob, änderte nichts in seiner Lage. Ja, Missionar Dendy, der öfters ans Land ging und der Vermittler mit den dortigen Freunden war, wurde sogar mit Erschießen von einigen Einwohnern bedroht, und vom Niederreißen der Baptisten-Kirche war sehr stark die

Rede. Endlich, nach 33tägiger Gefangenschaft wurde er in Freiheit gesetzt; aber nun erst drangen sogar wohlgesinnte Männer in ihn, die Insel zu verlassen. Sein Leben war in Gefahr: manche der wüthenden Feinde hatten sich förmlich das Wort gegeben, ihn niederzuschießen. Er sah selbst ein, daß es jetzt an ihm sey, dem Sturme zu weichen. Er machte Anstalten, um für kurze Zeit nach Nordamerica überzusegeln. Aber eben als er dies thun wollte, kam der Ober-Constabler von Montego-Bay mit etlichen Gehülfen, um ihn gefänglich einzubringen. Man hatte endlich gefunden, was man so emsig gesucht: einen Neger, der sich dazu hergab, zu versichern, daß Burchell und Gardner ihn beauftragt hätten, den Negern zu sagen, sie werden frei werden, wenn sie darum beten und kämpfen.

Der schmerzlichste Augenblick seines Lebens war gekommen: der der Trennung von den Seinigen, um ein Gestade zu betreten, wo der größere Theil der weißen Einwohner in wörtlichem Sinne nach seinem Blute dürstete. Als er weg war, sanken die im Schiff gebliebenen Freunde mit der von Todesangst gequälten Gattin auf die Kniee und schütteten unter Thränenströmen ihr Gebet vor Dem aus, der Gebet erhöret. Er ließ sein Wort wahr werden: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, so „sollst du mich preisen.“ (Ps. 1, 15.)

Als das Boot mit Herrn Burchell sich dem Landungsplatze näherte, war an denen, die dort in gedrängten Haufen es erwarteten, die wilde Wuth und verzweifelte Bosheit nur allzu sichtbar. Der Bootführer rief den Ruderern zu, sich mit aller Kraft auszulegen; und als dieß geschah, drehte er plötzlich das Steuer, und das Fahrzeug schoß pfeilschnell auf eine freie Uferstelle, wo nur wenige der Wartenden standen. Rasch sprang man aus dem Boote; und Alles war schon oben auf der Landungstreppe, als der wüthende Pöbel, noch wilder durch die Täuschung, sich daherstürzte. Einer stieß mit einem Dolch nach ihm, der seinen Rock durchschnitt, dann aber ohne Schaden abglitt. Aber ein gefährlicher Moment war es, als nun der Haufe

tobend nachdrang und die Einen zischten, die Andern grunsten und die Zähne nach ihm fletschten, noch Andere den Mund voll Wasser nach ihm spuckten, Viele ihre Mordwaffen schwangen und schrieen: „Sein Blut her! rußt ihn!* „hängt ihn!“ Aber eine Schaar farbiger Milizen schaarte sich um ihn unter dem Ausruf: „wenn ihn die Geschwor„nen schuldig finden, soll er gestraft werden. Jetzt aber ist „er noch unschuldig und der Weg zu ihm geht über uns!“ Jetzt gab die Mörderrotte ihren Plan verloren und hinderte nicht mehr, daß diese Leibwache ihn im Triumphzuge nach dem Gerichtshause brachte. Dort fand er sich wahrlich nicht unter Freunden. Einer der Anwesenden war der, welcher ihn hatte verhaften lassen, und der selbst sich verschworen hatte, ihn zu ermorden; ein Anderer hatte nicht nur die Zerstörung seiner Kirche mitgeleitet, sondern auch gedroht, Jedem das Haus einzureißen, der sich der Missionare annehmen würde. Der Dritte war gleichfalls bei dem Abbrechen der Kirche thätig gewesen und hatte gesagt: „ich möchte heute Nacht um Vieles nicht in der Haut so eines Missionars stecken.“ Das waren seine Richter. Man fragte ihn, ob er einen gewissen Stennett kenne; so hieß der Neger, der sich für einen der Classenführer seiner Gemeinde ausgegeben und die gefährliche Angabe gemacht hatte. Burchell sagte: „nein!“ und als man ihm den Mann vorführte, erinnerte er sich wohl dunkel, ihn einmal gesehen zu haben, wußte aber auch gewiß, daß er weder Classenführer noch Gemeindeglied war. Sie wurden sofort in den Kerker abgeführt.

Der Wechsel in den Maaßregeln, von der Verbannung, die nicht dringend genug schien gefordert werden zu können, zu der Festhaltung um jeden Preis, war nämlich durch die begründete Furcht der heftigsten unser seinen Gegnern entstanden, er möchte mit der an ihm bekannten Energie sein

* Das Rußen, mit Ruß schwärzen, ist ähnlich dem Theeren und Federn in Nordamerica, es hat wohl die Bedeutung: „Einen zum Neger machen.“

Recht in der Heimath suchen, und mit der längst an ihm gehaßten rücksichtslosen Freimüthigkeit die schlimmste Wahrheit über die Dinge in Jamaica sagen. Einmal so weit im Unrecht gegen ihn gekommen, mußten diese Menschen immer weiter gehen; denn mit jedem Schritt wurde er ein furchtbarer Gegner, besonders in der Vorstellung von Menschen, die von seinen höheren Gesichtspuncten nichts verstanden und nur die Kühlung gemeiner Rachgelüste von ihm erwarteten. Allein ein großer Theil der Geschworenen weigerte sich, mit seiner Einkerkerung zu schaffen zu haben, und der Custos erklärte, sie ohne bestimmte Anklage nicht verfügen zu können. Jetzt gaben sich die Gegner alle Mühe, bis sie die Angabe jenes Stennett aufgetrieben hatten. Allein sie waren nur noch schlimmer daran; denn jetzt mußte entweder eine Schuld gegen die eingekerkerten Missionare bewiesen oder eine nur desto schwerer wiegende Anklage gegen das Gericht von ihnen erwartet werden. Man suchte sie zur Flucht aus dem Gefängniß zu veranlassen, um der Klemme zu entgehen und doch den Schein von Schuld auf sie fallen zu lassen; allein umsonst. Welche Mittel diese Wüthèriche anwandten, um Zeugen gegen Burchell zu bekommen, davon nur einige Proben. Sie sperrten einen seiner treuen Hausdiener 24 Stunden lang mit einer Glutpfanne, auf die Schwefel geworfen wurde, in ein Gemach mit den höhnischen Worten: „Du mußt einen Vorschmack „der Hölle bekommen, ehe du hineinfährst." Eine Negerin, Susanna Mackenzie, wurde mit drei neuen Peitschen gegeißelt und bekam wohl 300 Streiche, weil sie nichts gegen Burchell aussagen wollte; ja man suchte sie an den Galgen zu bringen, was aber fehlschlug. Nach jener furchtbaren Geißelung schickte man sie noch ins Arbeitshaus. Ein Arzt, der einen Neger gefangen genommen hatte, verhörte ihn so: „Hat nicht Hr. Burchell dich zum Aufstand „gereizt?" Der Neger antwortete: „Nein, Herr." Da hielt der Doctor ihm die Pistole vor mit den Worten: „Augenblicklich sage die Wahrheit, daß er es that, oder ich „*schieße dich* nieder." In der Angst sagte der arme Schwarze:

„Ja, Massa, wahr, es fällt mir gerade ein; die Nacht „ehe er weggehen, er so etwas sagen.“ Doch hielt man diesen Zeugen nicht für zulässig.

Inzwischen schrieb Burchell vom Kerker aus an seine Gesellschaft: „Ich versichere Sie feierlich, daß ich an jeder „Verbindung oder Mitwissenschaft mit diesem unseligen Auf„stande so unschuldig bin wie ein kleines Kind; daß ich in „keiner Weise, auch nicht der entferntesten, damit zu thun „hatte. Ich sitze im Kerker. Welche Gerechtigkeit kann ich „von Leuten erwarten, die so unverhohlen nach meinem „Blute dürsten? O, beten Sie für mich, beten Sie für „uns! wir brauchen es. Niemand kann unsere Leiden schil„dern. Sie sind sehr, sehr bitter. Ich kann sagen: „Thrä„nen sind meine Speise Tag und Nacht!“ Unparteiische „Untersuchung fürchten wir nicht und brauchen sie nicht zu „fürchten. Erpreßt man nicht durch Galgendrohung oder „durch Versprechung des Lebens an Solche, die den Tod „durch wirkliche Rebellion verwirkt haben, oder durch Be„stechung meineidiger Menschen ein Belastungszeugniß gegen „uns, so muß unsre Unschuld so klar werden, wie die „Sonne am Mittag.“

Durch die Aufhebung des Kriegszustandes durch den Befehl des Gouverneurs war den Uebelthätern die Freiheit genommen, nach Herzenslust Menschen zu tödten. Dafür rächten sie sich am Eigenthum derer, die ihnen zuwider waren. Die neugebaute Kirche zu Salters Hill war schon am 3. Januar von einem Milizenhaufen unter zwei europäischen Officieren in Asche gelegt worden. In Falmouth verließen die Soldaten Knibb's Kirche, in der sie gewohnt hatten, nicht, ohne sie abzubrechen, und die Behörde ließ das große Taufbassin durch die Neger des Zuchthauses mit Unrath füllen. Am folgenden Tage wußten die Behörden von Montego-Bay durch amtliche und Privat-Anzeige, daß dasselbe gegen Burchells Kirche beabsichtigt war; aber sie fanden sich, weil man die Absicht nicht beweisen konnte, nicht bemüßiget einzuschreiten. Ja, der Anzeiger wurde sogar der Verläumdung gegen die guten Stadtbe-

wohner beschuldigt, die so etwas nicht thun könnten. Eine Stunde nachher begann die Zerstörung. „Die bürgerliche „und Militär-Behörde ist ja da!" war die Antwort auf Bitten um Verhinderung; und allerdings war sie da, indem vom Gerichtshause selbst die Rotte der Zerstörer ausging, und nicht weniger als 26 Beamte und Officiere sich selbst bei dem rohen Auftritte betheiligten. Es waren die „gebildeten Herren," die man da am wildesten sah. Burchell's Eigenthum in Gurneys Mount, ein kleines Landhaus, wurde in Asche gelegt; aus dem gemietheten Predigtlocal riß man Bänke, Kirchenstühle und Kanzel heraus und verbrannte sie mit Burchell's Hausgeräthe. Am 19. Februar lagen bereits zehn Kirchen im Westen der Insel in Schutt. Die Missionare wandten sich an den Gouverneur, der ihnen mit einer Proclamation zuvorkam, worin er die Behörden zur strengsten Untersuchung und Bestrafung der Uebelthäter aufforderte, die aber fast unter seinen Augen abgerissen oder mit Zeddeln des Inhalts behängt wurde: „Wer dieser Pro„clamation gehorcht, der wird getheert und gefedert."

Herr Burchell in seinem Gefängniß war reich an Trost und Frieden, und nur eins schmerzte ihn tief, wenn er durch sein Gitter die armen Neger sah, und darunter auch Glieder seiner Gemeinde erkannte, und wenn er sich dann dachte, wie viel sie zu leiden haben mußten. Doch sank ihnen, da Woche auf Woche dahinschwand, auch der Muth. Einmal besonders nach Einbruch der Nacht verrieth Gardners Stimme eine solche Muthlosigkeit, daß Burchell zu ihm sprach: „Du weißest, mein lieber Bruder, Deine „gänzliche Unschuld in dieser Sache, und ich weiß die mei„nige. Unsere einzige Zuflucht ist Gott. Wir haben Ihm „in vergangenen Tagen getraut und immer den Gott in Ihm „gefunden, „der ferne ist und der nahe ist." Du weißest, „was das Gebet schon gethan hat, was Hiskia that, als „ihn der König von Assyrien bedrohte, wie er ins Haus „des HErrn ging, und Ihm sein Anliegen vorbrachte. „Wir, mein Bruder, sind vom Hause des HErrn jetzt „abgesperrt, aber vom Angesicht des HErrn sind wir nicht

„ausgeschlossen. Die Riegel dieses Kerkers hindern uns „nicht, zum Gnadenthrone zu treten. Laß uns unsre Sache „Gott vortragen, dem wir mit Freuden dienen; vielleicht, „daß Er uns erhören und Befreiung senden will." Diese Worte, wie sie frisch dem Herzen entquollen, waren nicht umsonst geredet; und wenn diese „Gefangenen in dem HErrn" auch nicht wie Paulus und Silas in Philippi ihren Kerker von Gesängen erschallen ließen, so hörte er doch ihr Gebet. Sie ergossen ihre Seelen in Bitten und Flehen, bis das Morgenlicht sie überraschte. Jetzt sprachen sie noch mit einander in gehobenem Muthe. Burchell sagte: „Bruder Gardner, mir ist so wohl, als ob ich einer großen „Last los wäre. Ich glaube, der HErr will uns frei ma„chen." Eine Stunde nachher brachte die erste Person, die in den Kerker trat, die Kunde, daß Stennett, unfähig, seine Gewissensqualen länger zu tragen, der Obrigkeit freiwillig eingestanden habe, wie er einen falschen Eid gegen die Missionare geschworen habe. Kaum hatte dieser Unglückliche die Wirkung seines Zeugnisses in der gefänglichen Einziehung seiner Opfer wahrgenommen, als sein Gewissen aufwachte und ihm keine Ruhe mehr ließ. Um ihn und damit den Proceß zu sichern, wurde er auch eingesperrt. Aber seine Angst und Qual wuchs so, daß man fürchten mußte, er werde die Gerichtssitzungen nicht mehr erleben. Endlich schickte er zu einem Verwandten, dem er bekannte, zum Meineide bestochen worden zu seyn. Er gab dieses Bekenntniß vor der Obrigkeit, trotz aller Einschüchterungen derselben, eidlich zu Protocoll, bezeichnete die Personen, die ihn bestochen hatten, und wiederholte ihnen ins Angesicht seine Angaben. Nichtsdestoweniger weigerten sich die Behörden, die unschuldigen Missionare aus dem Gefängnisse auch nur gegen Bürgschaft zu entlassen; ja selbst nach einer Darstellung der Sachlage an den Gouverneur blieben sie noch wochenlang in ihrer traurigen Behausung. Endlich kam der Gerichtshof zusammen, um über ihre Sache zu entscheiden. Auch hier trat der Wunsch, Burchell als Schuldigen zu behandeln, nur zu klar hervor, und dennoch mußte, weil

auch kein Schein von Rechtsgrund gegen ihn vorhanden war, seine Freilassung erfolgen.

Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen die geängstete Gattin den ihr so lange geraubten Beschützer wieder begrüßte, und was in den Herzen seiner schwarzen Gemeindeglieder vorging. Nicht wenige von ihnen kamen trotz aller immer noch drohenden Gefahr herbeigeeilt, um den geliebten Seelsorger mit jubelnder Freude zu bewillkommen, wobei sie die edelsten Gesinnungen auch gegen ihre mordlustigen Feinde, ihre Bereitwilligkeit, für dieselben zu beten, ausdrückten, und unter Anderm sagten, auch Paulus sey ja als Saul ein Zerstörer der Gemeinde gewesen. Kaum war der vor Freude des Wiedersehens ganz ermattete Mann einige Stunden in diesem Freundeskreise gewesen, als die Nachricht kam, daß sein Leben von Neuem durch eine sich sammelnde Mörderbande bedroht sey. Die Schwarzen bewachten sein Haus und alle Zugänge zu demselben. Als es dunkelte, merkte man die Vorzeichen eines drohenden Angriffs. Ein Haufe weißer Leute zog mit Geschrei heran, forderten Burchells Auslieferung und drohten das Haus niederzureißen. Burchell mußte durch eine Hinterthür ins anstoßende Gebäude sich flüchten. Allein die Feinde fanden das Haus zu gut bewacht und die Wächter zu entschlossen, Gewalt mit Gewalt abzutreiben, um weiter zu gehen. Inzwischen wurde die Policei benachrichtigt, und selbst der Oberrichter fand sich auf dem Platze ein, fand aber mit seinen Vorstellungen kein Gehör. Nur mit Mühe konnte er militärische Hülfe herbeischaffen; denn wieder waren es die obrigkeitlichen Personen selbst, die lieber dem Pöbel seinen Lauf gelassen hätten. Aber Burchell sollte jetzt mit seiner Gattin an Bord eines Kriegsschiffes Sicherheit suchen, und selbst da suchte man ihn noch durch ein durchlöchertes Boot in Lebensgefahr zu setzen. Die Wachsamkeit eines Freundes vereitelte den schändlichen Plan, und Nachts zehn Uhr konnte er endlich, von europäischem Militär dicht umgeben, unter der Führung des Obersten und Oberrichters sich auf die Straße nach dem eine halbe Viertelstunde entfernten Einschiffungsplatze wagen. Wie ein

sturmbewegtes Meer wogten die feindlich aufgeregten Massen, schreiend und tobend, um das Geleite, und drohten es zu durchbrechen und den Gegenstand ihres Hasses ins Meer zu schleudern. Aber umsonst, er kam glücklich ins Boot und an Bord des Schiffes. Hier wurde er für die Nacht von seiner Gattin getrennt und früh am folgenden Morgen von den aufs Schiff gekommenen Behörden bestürmt, Jamaica für jetzt zu verlassen. Er sagte zu, als man ihm vorstellte, daß sein Leben in äußerster Gefahr stände, sobald er das Ufer wieder betreten wollte; daß jedenfalls Blutvergießen die Folge davon wäre; daß auch auf den noch schwebenden Proceß seiner Freunde Knibb und Gardner ein übler Einfluß von einem solchen Entschluß zu fürchten wäre. Als die Missionare von seinem Versprechen hörten, waren sie sehr bestürzt, weil sie fürchteten, die Gegner möchten es nun darauf anlegen, durch ähnliche Einschüchterung sie alle wegzutreiben. Der Oberrichter, dessen Bitten hauptsächlich er nachgegeben hatte, war überdieß der Retter seines Lebens gewesen und hatte noch einen geheimen Grund für seinen Rath. Es war ihm bekannt geworden, daß man Theer angekauft hatte, um durch Einen, der Freundschaft heucheln sollte, Burchell ans Land zu locken, ihn dort plötzlich mit Theer und Federn zu überziehen und dann anzuzünden. Dieser Mann hatte Burchell in der Stunde der Gefahr gesehen, und sprach nachher seine Bewunderung aus über die Ruhe und Gelassenheit, die unter den aufregendsten Umständen sich in ihm gleich blieben.

So verließ denn der schwer geprüfte Streiter Christi das Land seiner Arbeit, nachdem er dort 33 Tage als Gefangener an Bord der Schiffe, und eben so lange im Kerker der Stadt zugebracht hatte. Furchtbar hatte inzwischen der Aufstand der wüthenden, besonders kein Eigenthum der Weißen schonenden Neger auf der Insel gehaust. In einigen Wochen rächten sie die Leiden von Jahrzehenden an einem Theil ihrer Bedränger. Aber noch wilder tobte die Rache der Colonisten. Mann und Weib hieben und schossen sie erbarmungslos zusammen. Unter rohen Spässen verurtheil-

ten sie Schaaren derselben zum Galgen. An strengen Beweis vor dem Kriegsgerichte dachte Niemand. Aus dem Saal der Gerechtigkeit war ein Schlachthaus geworden. Ein Neger, der in Burchells Haus gedient hatte, war auf den Tod angeklagt, weil ein Advocat versicherte, er glaube ihn im Zusammenhang mit dem Aufstand. Darauf hin ward er auch hingerichtet. Neger, die Burchell gar nicht kannten, die zur presbyterianischen Gemeinde gehörten, fragte man aufs dringendste, was ihnen Burchell gesagt habe; ja man legte ihnen dergleichen Aussagen in den Mund. Wer nichts gegen ihn auszusagen vermochte, der war ziemlich sicher, verurtheilt und sogleich gehängt oder erschossen zu werden. Ja so formlos war das Gericht, daß Einer, den man zur Hinrichtung führte, dies nicht einmal wußte, weil man vergessen hatte, ihm das Urtheil anzukündigen. Als er die Soldaten im Hofe sah, in den er geführt wurde, fragte er den Beamten erstaunt: „Wo wollt ihr mich hin„bringen? was wollt ihr mit mir machen?" Die rohe Antwort war: „Du wirst gleich sehen, was man mit dir „machen wird." Als er an der Richtstätte angelangt war und die Soldaten sich rüsten sah, fragte er angstvoll wieder: „Was habt ihr mit mir vor?" Die einzige Antwort war unzweideutig, nämlich daß der befehligende Officier ihm die kurze Jacke vom Rücken riß, sie ihm über den Kopf warf und die Aermel ihm um den Hals band, daß er nichts sehen konnte. Der Officier selbst zog den Strick fester an, mit dem ihm die Hände gebunden waren, trat weg und rief: Feuer! In einigen Secunden lag der Arme als Leichnam am Boden. Manche kostete blos der Umstand das Leben, daß sie Baptisten waren und in der Sache des Evangeliums viel Eifer zeigten. Sie waren Märtyrer ihres Glaubens und Opfer lange angesammelter Rache unter der Form des Rechtsspruchs. Viele leuchteten herrlich als wahre Kinder Gottes unter diesen schweren Umständen. Nur Ein Beispiel. Ein alter Neger von ausgezeichnetem Christensinn wurde während des Kriegszustandes zum Tode verurtheilt. Auf seinem Wege zu dem Baume, an dem er sterben sollte,

trat er zu dem Aufseher, der die Ursache seines gewaltsamen Todes war, versicherte seine Unschuld und sagte: „Nun, „Buscha, mich dir verzeihen, und mich Gott bitten, dir zu „vergeben und dir langes Leben zu schenken, und daß du „noch vor dem Sterben deine Sünde erkennest, daß du nicht „in der andern Welt leiden mußt." — Andere Neger von der Baptistengemeinde verpflichteten ihre Gebieter höchlich durch ihre Bemühungen, deren Eigenthum zu schützen und zu retten. In der Grafschaft Kornwall, wo 108,424 Sclaven wohnten, wurden 74 Sclaven für solche Handlungen belohnt, und von diesen waren 25 Baptisten. Da aber nur 12,000 Baptisten dort waren, so traf die Belohnung von 500 Baptisten Einen, während sie nur von 1927 Nicht-Baptisten Einem zu Theil wurde.

Von dem Eigenthum der Missionare und der Gesellschaft gingen Hunderttausende von Gulden durch Niederreißen und Einäschern der Kirchen und Wohnhäuser zu Grunde, und nach Wiederherstellung der Ruhe war von irgend einem Ersatz der Beschädigungen nicht im Mindesten die Rede, ohngeachtet die Obrigkeit deßhalb angesprochen wurde und man die Beschädiger wohl kannte. Dagegen kamen mehrere derselben unter so auffallenden Umständen ums Leben, daß man nicht umhin kann, an göttliche Gerichtswege dabei zu denken. Ein gewisser Capitän M. war ein so grimmiger Feind der Mission, daß er öfters sagte, es wäre seine Herzenslust, den B. (einen Missionar) erschießen zu sehen. Kaum einige Wochen nach diesen Aeußerungen starb er eines schauerlichen Todes. Eben so ging es einem gewissen D., der in Savannah-la-mar sich als einen Kirchenzerstörer und gemeinen, quälerischen Kerkermeister der Missionare gezeigt hatte. Ein Aufseher, Namens B., der seit Jahren ein bitterer Feind und Verfolger der Christen gewesen war, brach eines Tages zu Anatto Bay in fürchterliche Flüche gegen einen Negerchristen aus. Mitten unter den gräulichen Flüchen that er einen Schrei, weil ein furchtbarer Schmerz ihn plötzlich befiel, und in einigen Stunden war er eine

Leiche. Zu Lucca betheiligte sich gar der anglicanische Pfarrer bei der Zerstörung der, wie er sagte, „verfluchten Baptisten-Capelle." Auch ein Arzt war so beeifert, dabei zu helfen, daß er mit einer Axt zu Pferde herbeisprengte, um den ersten Hieb gegen das Gebäude zu thun. Einige Zeit nachher geriethen diese beiden Menschen, der Pfarrer und der Arzt, in Streit mit einander und forderten sich zum Zweikampf. Der Pfarrer erhielt einen Schuß, der ihn erst wahnsinnig machte und nach einigen Wochen sein Leben endigte. Ein Herr M., Pflanzer in der Nähe von Montego-Bay und Milizlieutenant, war nicht nur ein Hauptführer bei Niederreißung von Burchells Kirche, sondern nahm den Abendmahlswein in Besitz und bewirthete damit seine lustigen Gesellen unter rohen Späßen. Seine Wuth gegen Burchell war so groß, daß er drohte, ihn „eigenhändig zu „erschießen, folge darauf, was wolle." Sieben Monate nachher, als der atlantische Ocean zwischen ihm und dem Gehaßten fluthete, speiste er eines Tags auf einem benachbarten Landgute. Dort lag ein Paar Pistolen auf einem Tische, die mehrere von der Gesellschaft in die Hand nahmen. Zuletzt spielte ein Plantagen-Aufseher damit, zielte im Scherze nach M. und schoß ihn nieder. Er hatte noch drei Tage zu leiden, ehe er starb. — Als Burchell zuerst vom Schiffe ans Land gebracht wurde, war ein gewisser C., schon längst einer der bittersten Verfolger, unter dem Haufen, der sein Leben bedrohte. Als er sich verhindert sah, seine böse Absicht auszuführen, sprach er den Wunsch aus, wenn nur Burchell auf der Landungstreppe fiele und den Hals bräche. Einige Wochen später war er zu einem Ball an Bord eines der anwesenden Kriegsschiffe mit eingeladen. Nach Mitternacht kehrte er zurück, sprang aus dem Boote auf eben jene Landungstreppe, stieß ein Bein heftig an und verletzte es schwer. Entzündung und Brand folgten; alle ärztliche Kunst vermochte nichts dagegen. Er starb. — Noch viele Andere, die unter den Neger-Peinigern um jene Zeit sich brandmarkten, starben bald nachher oder geriethen in

solches Elend, daß mehrere Personen, die zuvor den Glauben an eine göttliche Vorsehung verworfen hatten, jetzt davon überzeugt wurden.

Fünfter Abschnitt.

Sturmfahrt nach America. — Dortiger Aufenthalt. — Reise nach England. — Fortgang der Strebungen für die Negerbefreiungen in England. Parlament und Regierung. Die Wirkung des Aufruhrs im christlichen Publicum. Knibbs entscheidende Rede. Burchells Arbeit mit Knibb für die Befreiung. — Unterhandlungen. — Neue Rede und ihre Wirkung. — Verfolgungen in Westindien. — Graf Mulgrave in Jamaica. — Das Wachsen der Gemeinden. Erwartungen über die Aufnahme der Freiheit bei den Negern. Edles Benehmen der Schwarzen. — Feier des ersten August 1834. — Burchells Rückreise. — Der Schauspieler und der Pfarrer. — Ankunft in Jamaica. — Jubelbegrüßung in Montego-Bay.

Ein leichtes Boot führte den vielgeübten Streiter Christi von Jamaica weg. Er beabsichtigte nach New-York zu segeln. Kaum schien er jetzt den so düstern Himmel seiner geliebten Insel hinter sich zu haben, als ihn ein neues, diesmal aber doch nur von den Elementen herrührendes Sturmwetter ergriff. Furchtbar wogte das Meer und brauste der Wind, und mit dem geringen Fahrzeug war an Widerstand nicht zu denken. Der Schiffer band das Steuerruder fest und überließ es Wind und Wogen, die es herumwarfen, bis es leck war. Dazu kam noch der bald eintretende Mangel an Lebensmitteln. Der Steuermann verlor den Kopf und den Curs, und zum Entsetzen der Mannschaft sah man sich an der Küste von Maryland. Jetzt ließ Burchell sich die Seekarte geben, ergriff die Leitung und brachte das Schifflein glücklich mit günstigerem Wetter in die Chesapeak (Tschisäpik)-Bay, wo er den Hafen Baltimore erreichte, nachdem das letzte Stückchen Zwieback aufgezehrt war. Drei Wochen hatten sie mit den Wellen gekämpft, als sie dort endlich ans Land traten. Unser Missionar war in seiner

Gesundheit sehr erschüttert und benützte seinen Aufenthalt in einer Stadt, wo Niemand ihn kannte, zunächst um auszuruhen. Auch seine durch Angst und Reisenoth erschöpfte Gattin bedurfte derselben. Bald fand er an den Baptisten-Predigern der Stadt liebende Freunde. Von ihnen erfuhr er, daß die große Jahresversammlung der Baptisten demnächst in New-York stattfinden sollte. Er beschloß sie zu besuchen, und bald sah er sich dort in einem der großartigsten Mittelpuncte des Welthandels und religiöser Thätigkeit. Jedermann, besonders die dortigen Missionsfreunde, nahm ihn herzlich auf. Als er nach Baltimore zurückkam, ersuchte ihn eine Baptistengemeinde auf einige Zeit ihr Prediger zu werden. Er folgte der Einladung und arbeitete so im Segen, daß man ihn gar gerne für immer behalten hätte. Er fand es für seine Gesundheit nöthig, einige Zeit mit Reisen zuzubringen, und durchwanderte mehrere der Staaten des großen amerikanischen Bundes, viel beobachtend und sich freuend über alle Fortschritte evangelischen Lebens, aber doch auch, wie aus seinen Briefen hervorgeht, die Schattenseiten jener gerühmten Freiheit nicht übersehend. So verging die Zeit vom April 1832 bis zum August, in welcher endlich seine Berufung nach England ankam.

Eben war auch in den vereinigten Staaten die Cholera ausgebrochen. Allein das Schiff hatte noch wenige Tage erst den Hafen verlassen, als diese furchtbare Seuche an Bord desselben ein Opfer hinraffte. Burchell that seine Pflicht als Geistlicher in diesem Entsetzen unter der Mannschaft verbreitenden Falle, und handelte noch überdies mit seiner gewohnten Unerschrockenheit als Arzt. Die Seuche verschwand, und nach sonst glücklicher Fahrt sah Burchell im September seine geliebte Heimathinsel wieder. Er betrat sie mit dem Entschluß, den Negern, denen er Christum jetzt nicht verkündigen durfte, wenigstens dadurch zu dienen, daß er an ihrer gänzlichen Befreiung vom Sclavenjoch in seinem Theile mitwirkte. Gegen seine Feinde und Widersacher sprach er dabei herzliche Vergebung aus; aber das System der Sclaverei selbst erschien ihm nie in schwärzeren

Farben als damals, und sein gänzlicher Sturz wurde von nun an ein Ziel seines Strebens.

Darin stand er nicht allein. Viele, die bis dahin an einen solchen letzten Zweck ihres menschenfreundlichen Handelns zum Besten der Schwarzen nicht gedacht hatten, sahen jetzt nach dem neuesten Sclavenaufruhr und seiner blutigen Dämpfung die Sachen ganz anders an. Sir Thomas Fowell Burton, der treffliche Nachfolger des großen Wilberforce, sagte um jene Zeit in einem Briefe: „Unsere „Sclavensache geht vorwärts. Das christliche Publicum „stellt endlich seinen Mann. Die Westindier haben uns „gute Dienste geleistet. Sie peitschten in Jamaica Sclaven, „weil sie gebetet hatten; sie kerkerten die Missionare ein; „und die Nation hat nun erfahren, daß Predigen und Be„ten Vergehen sind, die in einer Sclaven-Colonie nicht ge„duldet werden können. Das ist recht, es zeigt die Sclaverei „in ihrer wahren Farbe; es lehrt, daß wenn man den „Sclaven das Christenthum lehren will, man zuerst die „Sclaverei vernichten muß." — Als im Jahre 1832 das erste Parlament nach verbesserter Wahlordnung (Reform) zusammenkam, galt durch das Bemühen der christlichen Partei in England die Sclavenfrage als Prüfungsmittel für die Wähler. Die neuesten Ereignisse in Jamaica ließen den frommen Christen in England, die sich sonst am liebsten dem öffentlichen Kampfe entzogen und ruhig zugewartet hätten, was Gott auf ihr Flehen thun würde, keine Wahl mehr. Sie mußten sich zwischen Christenthum und Sclaverei entscheiden. Die Sclaverei erschien jetzt nicht mehr blos als ein Uebel, sondern als Sünde, umgeben mit aller Schwärze des Verbrechens. Um Burton war schon längst eine Schaar von Gegnern der Sclaverei gesammelt, aber sie waren unter sich nicht einig, und nur Wenige bereit, so entschlossen, wie er selbst, dem Ungeheuer, das sie Alle bekämpften, ans Leben zu gehen. Im Parlamente war der Regierung ganz Anderes angelegen; allein Burton ließ sie nicht ruhen. Sein erster Antrag zwar auf gänzliche Abschaffung fiel mit nicht sehr bedeutender Mehrheit durch;

allein der Grundsatz selbst wurde anerkannt und die öffentliche Stimmung stieg wie eine Fluth mit jedem Zeitmomente höher gegen das Sclavenwesen. Die Minister gaben zu, daß die Sclaverei verloren sey; aber sie weigerten sich noch immer im Interesse der Pflanzer. Allein Burton ließ sich nicht erschüttern, und Lord Althorp (der jetzige Graf Spencer) erklärte diesem zuletzt: „Wenn Sie nicht weichen, so müssen „wir nachgeben." Zwei Männer trugen dazu nicht wenig bei. William Knibb * war nach dem einstimmigen Beschluß seiner Mitarbeiter nach England gereist und im Junius angelangt. Die Baptisten-Gemeinden waren vorbereitet, denn sie hatten einen allgemeinen Bettag für diese große Sache schon im April gehalten. Die Committee hatte bis dahin, so sehr ihre Glieder mit den Gegnern der Sclaverei von Herzen einverstanden waren, doch in keiner Weise in dieser Richtung gesteuert. Im Gegentheil hatte sie alle ihre Sendboten in Westindien angewiesen, sich auf diese Frage gar nicht einzulassen, sondern das Evangelium treulich unter den Umständen und der gesellschaftlichen Verfassung zu predigen, die sie dort eben anträfen. So hatten diese auch gehandelt. Aber der Aufruhr änderte Alles. Jetzt standen sich Christenthum und Sclaverei als Todfeinde gegenüber. Eine große Jahresversammlung der Baptisten fand statt, und Knibb war unter den Rednern. Mehrere hatten vor ihm gesprochen. Endlich war die Reihe an ihm. Er begann im Tone ruhiger, fester Mäßigung; aber als er fortschritt und nun die Ereignisse der letzten Monate schilderte, da strömte Feuerglut in seine Gedanken und Worte. In diesem Augenblick zupfte der Secretär der Gesellschaft, in der Furcht, der kühne Redner möchte die heilsame Gränze überschreiten und die Gesellschaft in Verlegenheit bringen, indem er nicht blos beim religiösen Gesichtspuncte stehen bliebe, denselben am Rocke. Es war ein wichtiger Augenblick, aber der Mann war dazu da. Er hielt inne — gab

* Ueber Knibb und seine Thätigkeit; s. Hoffmann, Missionsstunden. Neue Sammlung. Stuttgart 1851.

einen raschen Blick über das Furchtbare, was geschehen war, in die mögliche herrliche Zukunft, auf die entscheidende Wichtigkeit des Augenblicks, in welchem er jetzt schwere Verantwortung auf der Seele trage, und zwischen Ehre und Schande in der Sache des HErrn und der Menschheit zu wählen habe, und dann nahm er alle Kraft des Denkens, des Gefühls und der Stimme zusammen, rief aus: „ich will sprechen, was auch daraus folgen mag!“ und riß nun in einer Rede die Versammlung mit sich fort, indem er Saiten anschlug, die bis ans letzte Ende des Landes fortklangen. Am 15. August vereinigte die große Frage eine Versammlung von Tausenden aller evangelischen Gemeinschaften Englands in dem großen Exeter-Saale zu London, und der Beschluß war: „Es sey heilige Pflicht, „die Regierung um Maaßregeln zu gänzlicher Abschaffung „der Sclaverei in allen Gebieten Großbritanniens anzu„gehen.“

Jetzt eben kam Burchell an und warf sich in die Bewegung; er durchflog Schottland mit seiner Kunde von Sieg und Noth im Missionslande; er durchreiste mit Knibb den größern Theil Englands; und das Machtwort dieser Männer zündete in zahllosen Menschen aller Glaubensarten und aller geselligen Stände ein Feuer an, dessen Flammen der Sclaverei zum Tode leuchteten.

Im Sommer 1833 kämpfte sich der große Grundsatz der Freiheit für alle Menschen aller Farben im Parlamente Großbritanniens zum Siege durch, und am 28. August erhielt die Maaßregel königliche Genehmigung, durch welche diese Freiheit wirklich ertheilt wurde. Man wollte plötzlichen Sprung für die Sclaven zur Freiheit und plötzlichen Verlust für ihre Gebieter vermeiden, und beschränkte daher das Geschenk an die Ersteren durch die sechsjährige Lehrlingszeit als allmähliger Uebergang zu völliger Freiheit, und suchte die Letzteren durch das ungeheure Opfer von 240 Millionen Gulden zu versöhnen, die als Ersatz an sie bezahlt werden sollten. Aber auch diese beschränkte Wohlthat sollte den armen Schwarzen — ob aus ängstlicher Vorsicht oder weil

die mächtigen Freunde des bisherigen Zustandes noch so viel abzugewinnen wußten, als eben anging? — erst im August des nächsten Jahres wirklich zu Theil werden. Inzwischen durchflog Burchell unermüdet England und Irland mit der Kunde von der Noth der Neger und von der Kraft des evangelischen Wortes vom Kreuze an ihren Herzen. Nachdem er dieses gewaltige Werk gethan, erwartete ihn die Theilnahme an einer andern Aufgabe. Die Regierung mußte jetzt gebeten werden, für die niedergerissenen Missionskirchen in Jamaica etwas zu thun. Wir wollen hier die Verhandlungen nicht erzählen, die mehr als ein halbes Jahr lang sich hinzogen, und in welchen Knibb und Burchell immer die Hauptrolle zu übernehmen hatten. Es kam endlich dazu, daß die Summe von 140,000 Gulden vom Parlament als Schaden-Ersatz genehmigt wurde. Um jene Zeit sprach Herr Burchell vor einer großen Versammlung Folgendes:

„Unsere Gesellschaft hat seit zwanzig Jahren in West„indien gearbeitet; elf davon habe ich dort zugebracht. Meine „Brüder und ich wurden in unserem Wirken durch den lau„ten Anprall der Sclaverei gehemmt. Unser guter Name „wurde angegriffen; man hat uns verfolgt und eingekerkert; „aber wir sind unter all diesem fröhlich gewesen, ein gutes „Gewissen vor Gott und Menschen zu haben. Statt zu „beklagen, was wir etwa zu leiden hatten, preisen wir „Gott dafür, daß Er uns im Lande der Knechtschaft der „Neger arbeiten ließ; wir rechnen den Tag unserer Landung „an seinen Gestaden unter die glücklichsten unseres Lebens, „denn wir achten es als eine hohe Ehre, daß wir gewürdiget „wurden für die Sache Christi zu leiden. Wir erwarteten „kein Leben voll Lust und Ruhe, sondern wir dachten an „das Wort des Heilandes an seine Jünger: „Siehe, Ich „sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe 2c.;" aber „wir trauten auf die Verheißungen des wahrhaftigen Got„tes, und Er hat uns in der Stunde der Anfechtung nicht „verlassen, und es hat uns an Keinem des Guten gefehlt, „das Er uns geredet hat. Der Erfolg hat unsre Mühe

„und Arbeit weit aufgewogen. Es sind jetzt vier und zwan-
„zig Gemeinden in Jamaica, und das Benehmen ihrer
„Glieder während der letzten Unruhe hat das schönste Zeug-
„niß für die Reinheit ihres Glaubens gegeben; denn nie
„habe ich in dieser furchtbaren Zeit auch nur ein hartes
„Wort von einem derselben gegen ihre Unterdrücker gehört.
„Wenn sie von ihnen sprachen, geschah es im Tone des
„Mitleidens und Erbarmens. Sie flehten von Herzen um
„Vergebung für diejenigen, welche sie zu Tode hetzten. In
„liebender Theilnahme für ihre Prediger vergaßen sie völlig
„sich selbst. Während meiner Kerkerhaft durfte ich täglich
„eine Stunde frische Luft schöpfen, unter der Bedingung,
„daß ich nie mit einem der eingesperrten Neger spräche.
„Ein siebzigjähriger Mann, der unter den ersten gewesen
„war, die 1824 zu einer Gemeinde in Montego-Bay zu-
„sammentraten, rief mir durch sein Gefängnißgitter zu;
„aber ich that, des gegebenen Versprechens eingedenk, als
„merkte ich es nicht. Dieß wiederholte sich drei Tage nach
„einander. Am vierten Tage war ich entschlossen, auf jede
„Gefahr hin dem guten Manne zu antworten. Ich ging
„zu seiner Celle hin; aber er war nicht da. Ich rief ihm;
„da hörte ich seine Ketten rasseln, und im Augenblick trat
„er ans Gitter, Thränen in den Augen, und sagte: „Pre-
„diger, was mich fühlen macht, ist Prediger in Noth zu
„sehen. Mich selber kann es tragen, mich gerne leiden,
„was Gott will. Aber wenn ich Prediger sehe, er Vater
„und Mutter verlassen und sein Land, und kommen mich
„lehren, das mehr als ich tragen kann. Aber thut nichts,
„Massa! nur Muth, nur guten Muth, wir wissen, unser
„Heiland mehr leiden, als wir leiden.“ Solche Ansprache
„hatte ich nicht erwartet; ich hatte mich auf ein Wort des
„Trostes für den guten Alten gerüstet. Als ich frei wurde,
„bedrängten mich die lieben Leute fast mit den Aeußerungen
„ihrer Theilnahme. Sie sagten von den Verfolgern: „Wir
„wohl wissen, sie gottlos, aber wir für sie beten müssen.“

„Eine schwarze Wolke hing damals über der Kirche
„Christi. Allein, wenn auch die Einzelnen litten, die Kirche

„war unbeschädigt, denn sie blieb auf den Felsen gegründet, „und die Pforten der Hölle durften sie nicht überwältigen. „Die Sclaverei erhob den Arm der Verfolgung gegen das „Christenthum, und hätte es zu Boden geschmettert. Aber „der Streich, mit dem sie die Heiligthümer des lebendigen „Gottes niederschlug, versetzte ihr selbst eine Todeswunde. „Aber obwohl das Ungeheuer noch Monden lang im To-„deskampfe sich bäumte und nicht weichen wollte, jetzt liegt „es kraftlos da und wird in wenigen Tagen den Geist „aufgeben. Noch ist unser Triumph nicht vollständig, unsere „Freude nicht ungemischt. Denn wo sind unsere Gottes-„häuser? Der Feind hat sie in Brand gesteckt und dem „Boden gleich gemacht, und die Gottlosen zertreten ihre „Asche. Dreizehn derselben liegen in Trümmern, und 20,000 „Neger haben keinen Ort, wo sie dem HErrn dienen kön-„nen. Soll diese Verwüstung fortdauern dürfen? sollen „diese Gemeinden zerstreut werden, weil sie keinen Ruheplatz „haben? sollen diese Tausende, deren Sammlung so viel „Zeit, Mühe, Kosten und so edle Menschenleben forderte, „verschmachtet bleiben wie Schafe ohne Hirten? Wollt Ihr „sie auf das Erbarmen derer werfen, die die Religion Jesu „Christi hassen? Nein, gewiß nicht. Aber wohin sollen sie „um Hülfe blicken? Wird man mir und meinen Brüdern „sagen: gehet heim zu euern Heerden? Das möchten wir „gar zu gerne; aber umsonst wird man sich an uns um „Hülfe wenden, wir haben all das Unsrige verloren. Wäh-„rend man die Sclavenbesitzer reich belohnt, daß sie sie ge-„hen lassen, sollen die armen Schwarzen gar keinen Ersatz „für all ihr Elend, ihre Plünderung und Verfolgung ha-„ben? Man sagt: Wendet euch an die Regierung. Das „haben wir gethan, und sie ist auch willig, zu helfen; aber „es ist mehr Hülfe nöthig. Es ist nur Eines übrig: unsre „letzte Hülfsquelle. Wenn die versagt, so ist Alles aus; „unsre herrliche, wichtige Mission muß dann hinwelken ge-„rade in dem Augenblick, da sie mit neuer Kraft sich erhe-„ben sollte. Diese letzte Hülfsquelle ist das christliche Volk „Großbritanniens, an das man sich nie umsonst für eine

„der Hülfe werthe Sache gewendet hat. Es muß sich jetzt ent-
„scheiden, ob es vorwärts gehen oder die Sache aufgegeben
„werden will. An Euch wende ich mich für dreizehn zerschmetterte
„Kirchen und Gemeinden, die 5000 Christen und 10,000
„solche umfassen, die es werden wollen, und für viele Tau-
„sende dahinsterbender Neger. Der erste August nahet heran.
„Lasset nicht den Jubelruf befreiter Neger mit den Klage-
„lauten von 20,000 unter ihnen auf den Trümmern ihrer
„Gotteshäuser gemischt seyn. Laßt nicht den Freudenzug
„des Siegers durch Tausende geschlossen werden, die sich
„nicht trösten lassen, weil Zion wüste liegt. Laßt vielmehr
„den nahen Jubeltag nur heiliger Freude angehören; keine
„Thräne werde vergossen, kein Seufzer gehört; laßt die
„Kette, die Sclavenpeitsche und alle Marterwerkzeuge der
„Knechtschaft vom Feuer verzehrt werden, indeß die Engel
„im Himmel das Loblied erneuern: „Ehre sey Gott in der
„Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohl-
„gefallen!" und lasset uns dann jubelnd einfallen: „Der
„HErr hat herrlich gesiegt! Deine rechte Hand, o HErr,
„ist herrlich an Macht! Deine rechte Hand hat den Feind
„zerschmettert! Wer ist Dir gleich, HErr, unter den
„Göttern?" "

Noch an demselben Tage wurden über 30,000 Gulden
für den Wiederbau der Kirchen dargebracht; und kurz nach-
her bei einer großen Versammlung am ersten August 1834
zur Feier der Sclavenbefreiung an diesem Tag, bei der Tau-
sende sich zusammendrängten, belief sich die gegebene Summe
von Beiträgen auf 120,000 Gulden; und lange noch hallte
der Segen dieser schönen Tage in vielen Herzen fort. Jetzt
war allerdings in England die Schlacht mit der Sclaverei
gewonnen. Aber noch schwankte der Kampf auf dem Schau-
platze derselben. Die Pflanzer hielten ihre Sclaven noch
mit eisernem Griffe fest und schienen entschlossen, sie zu
halten, so lange sie konnten. Mittel der schändlichsten Art
mußten dazu mithelfen. Schlemmen, Saufen, wilde Tanz-
gelage waren jetzt an der Tagesordnung bei den Negern.
Ihre Herren selbst munterten sie dazu auf, und suchten be-

sonders die frommen Neger in ihrem Glauben und Wandel wankend zu machen. Wo das nicht half, da wurde es noch, so lange man die Gewalt in Händen hatte, mit Drohung, Wuth, mit der blutigen Peitsche versucht. Nur weil sie Jesu dienten, wurden Viele furchtbar mißhandelt. Monate lang schmachteten sie dafür in ekelhaften Kerkerlöchern. Eine fromme Negerin wurde erst einen Monat lang ins Zuchthaus gesteckt, wo sie, überarbeitet und gequält, fest bei ihrem Glauben blieb. Heimgekehrt wurde sie von zwei Männern auf dem Boden ausgestreckt und so gepeitscht, daß sie zwei Monate lang sich kaum rühren konnte. Noch einmal brachte der Sturm der Verfolgung die Stimme der Prediger fast zum Schweigen, und die sie dennoch erhoben, wurden in die Kerker gesteckt. Die Behörden waren völlig in der Hand der empörten Sclavenbesitzer.

Allein jetzt trat ein Mann dort auf, der sowohl Muth, als Willen und Macht hatte, Gerechtigkeit nach allen Seiten zu handhaben: der neue General-Gouverneur, Graf Mulgrave. * Seine ersten Maaßregeln wurden mißachtet, verhöhnt, er selbst in Versammlungen der Pflanzer und in den Zeitungsblättern mit Hohn und Beleidigungen überhäuft. Aber er blieb fest und ruhig, streng und mild zugleich; und als nun die Pflanzer von der Großmuth des Parlaments und den Millionen hörten, die ihnen zugedacht waren, da verstummte schnell ihr Geschrei, und in Kurzem konnte man sogar die ärgsten Verstörer der Gemeinde selbst bei diesen in der Kirche finden. Die Missionare kamen aus den Kerkern hervor und betraten sogleich wieder in inzwischen eingerichteten Localen die Kanzel; die Neger strömten herbei, und die Gemeinden wurden nach gründlicher Untersuchung jedes einzelnen Mitgliedes neu geordnet. In Montego-Bay harrete die Gemeinde sehnlich ihres lang entbehrten Vaters Burchell, mit dem sie in brieflicher Verbindung geblieben

* Jetzt Marquis Normanby, in den letzten Jahren als Minister, als Vicekönig von Irland, als Gesandter Englands in Frankreich viel genannt.

war. Noch ehe er England wieder verließ, durfte er sich der frohen Kunde freuen, daß auch in Montego-Bay die Feindschaft gegen die Gemeinde allmählig hinschwand, daß diese sich baute und wuchs, daß kein Raum mehr groß genug war für die Hörer des Worts, und daß Herr Abbott eine Anzahl Neger taufen durfte. Der erste August kam, und es war ein großes Gefühl, die Stunde zu feiern, die 800,000 Seelen von der niedrigen Stufe des Hausthieres zu dem edeln Rang des freien Menschen emporhob. Die Sache hatte aber auch eine andere Seite. Die Furcht lag nahe genug, daß die Aufregung, die ein solcher Wechsel in den heißblütigen Africanern wecken mußte, leicht über alle Schranken geordneter Freude hinausreißen, und daß ein ungezügeltes Vorausnehmen der vollen Freiheit die Voraussagungen derer rechtfertigen möchte, die sich an den Gedanken einer freien Negerbevölkerung gar nicht gewöhnen konnten. Wem mußte mehr daran liegen, daß diese Befürchtungen nicht zur Wahrheit wurde, als den Sendboten der Kirche Christi, die so oft und so laut behauptet hatten, der Neger sey zur Freiheit reif und ihrer Segnungen fähig. Sie wendeten daher alle Kraft ihres Einflusses und alle Macht der Rede auf, um die Neger mit klarer Einsicht in das Wesen ihrer künftigen Freiheit den wichtigen Tag feiern zu lassen, und besonders ihnen ans Herz zu legen, daß die Religion Christi nicht blos die Trösterin des gefesselten Schwarzen und die Heilerin seiner Wunden, sondern auch die Regiererin seines freien Lebens seyn wolle. Und sie wurden in ihrer freudigen Hoffnung nicht beschämt. Gab es je einen ergreifendern Anblick, einen Moment in der Geschichte eines Volkes, der es mit bleibender Ehre beglänzte — gab es je eine vollständige Widerlegung all der Verläumdungen, die man seit Jahrhunderten, um sein Unrecht an ihm zu beschönigen, auf den Neger gehäuft hatte, ohne daß der Gequälte den Mund zu seiner Vertheidigung öffnen durfte, so fand sich dies Alles in der Geschichte der schwarzen Arbeiter Westindiens. Statt der Feuerglut der Empörung, der wilden Rachewuth, leuchtete über alle Inseln das holde Licht froher,

friedlicher Heiterkeit und wohlwollender Gutmüthigkeit gegen Jedermann. Kein civilisirtes Volk hätte nach einem unerwarteten Siege mehr Zartgefühl und Vergessen des Vergangenen beweisen können, als diese Sclaven bei der entscheidungsvollen Umwandlung dieses Tages bethätigten. Kein Blick, keine Geberde, die ihre Gebieter hätte beleidigen können; kein Wort, das selbst den fieberisch empfindlichen Pflanzer zu verletzen vermochte. Nichts als Dankbarkeit, gegenseitiges Glückwünschen und Hoffnung auf die Zukunft. Die Neger fühlten ihre Fesseln loser werden, und froh sahen sie dem andern Tage entgegen, da sie abfallen und da selbst die Spuren, welche sie hinterließen, vernarbt seyn sollten. Die Neger selbst wollten an diesem Tage nichts von Lustbarkeiten, auch nicht von denen wissen, mit welchen sie zu Zeiten das harte Loos der Sclaverei hinwegzutäuschen suchten. Ein heilig stiller Sabbath reiner Freude sollte der Tag seyn, an dem von früh bis spät die Gotteshäuser von Seelen erfüllt waren, die sich in Strömen demüthigen Dankes vor Gott ergossen. „Nie“, schreibt Herr Abbott, „habe „ich gedacht, und am wenigsten in den letzten zwei Jahren, „so etwas erleben zu können, wie das, was meine Augen „am ersten dieses Monats (August 1834) sahen. Wir hat„ten beschlossen, auf jeder der Hauptstationen im Westen der „Insel Gottesdienste zu halten und damit Sammlungen für „den Wiederbau der Kirchen zu verbinden. Auf den Neben„stellen wie Greenwich Hill (Grihnitsch Hill), Gurney's „Mount u. A. hatten wir schon wochenlang durch unsre „Predigten vorbereitet. Am 27. Juli predigte ich hier über „Jeremia 29, 7: „Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch „habe lassen wegführen, und betet für sie zum HErrn. „Denn wenn es ihr wohl gehet, so gehet es euch auch „wohl.“ Am 28ten taufte ich zehn Personen. Am 31ten „hielten wir eine zahlreich besuchte Gebetsversammlung. Am „ersten August war die Capelle, der Hof und die umliegen„den Straßen gedrängt voll Menschen. Ich sprach über „Psalm 107, 8.: „Sie sollen dem HErrn danken um seine „Güte und um seine Wunder, die Er an den Menschenkin-

„dern thut", und am Abend über Joh. 8, 36.: „Wenn euch „der Sohn frei macht, so seyd ihr recht frei." Die Steuer „betrug über 480 Gulden. Am Samstag bei der Betstunde „war wieder Capelle und Hof voll. Am Montag taufte „ich fünf und zwanzig Heiden und wiederholte, auf den „dringenden Wunsch der Diakonen und Classenführer, die „Hauptgedanken meiner Predigt über: „Suchet der Stadt „Bestes u. s. w." Unsre Versammlung war fast noch grö„ßer als an dem ewig denkwürdigen Freitag. Es waren „mehr als 3000. Nach der Predigt durften wir 35 Brü„der und Schwestern am Tische des HErrn willkommen „heißen; wir waren unser 1200 bei dieser Feier. Es wehte „der Pfingstgeist um uns in diesen Tagen."

Man kann sich denken, wo Burchells Herz an jenem Tage war. Kein Wunder, wenn er sich sehnte, auch dem Leibe nach in seine wirkliche Heimath, nach seiner geliebten Insel zu eilen. Es war nach den aufregenden Erlebnissen seines Aufenthalts in England, so sehr es seine Ungeduld spannte, eher eine Wohlthat, daß er seiner Bestimmung in langsamer Fahrt entgegen eilte. Unterwegs sollte er predigen und that es mit Freuden. Die Mitreisenden waren Leute verschiedener Nationen und Glaubensbekenntnisse. Auch ein anglicanischer Geistlicher und der berühmte komische Schauspieler Charles Matthews waren darunter. Dieser Mann hatte seit Burchells warmer Predigt über die Worte Joh. 11, 36.: „Siehe, wie hat er ihn so lieb gehabt", eine herzliche Zuneigung zu ihm gefaßt. An dem nächsten Sonntag regte der Anglicaner die Streitfrage an, ob es sich schicke, daß ein Dissenter hier predige, während doch ein wahrer Geistlicher an Bord sei. Der Streit wurde hitzig, und man forderte den Capitän als Schiedsrichter auf, der mit seemännischer Aufrichtigkeit erklärte, sein Schiff sey anglicanisch, und darum stehen ihm alle Glaubensbekenntnisse gleich. Da man zu keiner Entscheidung gelangt war, so forderte man Matthews auf, seine Meinung zu sagen. Er sagte: der ehrwürdige Herr von der Kirche sey ihm sehr angenehm bei einem Spiel Karten oder einer Flasche Wein;

aber sein Beichtvater solle er nicht werden; und weil er doch erst durch die Predigt eines Andern in geistlichen Eifer hineingestachelt worden sey, so dächte er, Burchell würde am besten so gut fortfahren, wie er angefangen habe. Damit war es aus und Burchell predigte. Der beleidigte Pfarrer rächte sich durch Unhöflichkeit an dem Baptisten. Das sah aber der scharfäugige Komiker und bat diesen, ihm die Züchtigung des Erstern zu überlassen. Das that er bei Tische nach einigen Tagen, wo er auf einmal jenen mit so unbegreiflicher Kunst bis in den leichtesten Zug seiner Haltung und Bewegung und die leiseste Schwingung seiner Stimme nachahmte, daß man in der That nicht mehr wußte, welches der Geistliche sey. Die Gesellschaft sah erstaunt bald den Einen, bald den Andern an, bis endlich der Schauspieler mit verändertem Gesicht und heiterm Tone drohte, es jedesmal wieder so zu machen, wenn der Herr in seine böse Laune gegen den Baptistenprediger zurückfalle. Natürlich war die Drohung und das Gelächter der Anwesenden ein hinreichendes Motiv, um von nun an ähnliche Fehler nicht zum Ausbruch kommen zu lassen. Der Mimiker war aber auch nicht ohne tieferen Ernst. Man konnte sich des Gedankens nicht erwehren, wie Schade es sey, daß der begabte Mann nicht einen edlern Beruf habe. Er selbst mußte ähnliches fühlen. Denn als man am 29. September im Hafen von New-York anlegte, und die Reisenden im Begriff waren, ans Land zu gehen, suchte er Burchell auf, dankte ihm, drückte ihm die Hand mit den Worten: „Wir müssen nun „scheiden, und ich schäme mich nicht, zu bekennen, wie sehr „es mich bewegt, daß wir hinfort so verschieden arbeiten „werden. Ich soll die Leute unterhalten, Sie sollen ihr „höchstes Wohl fördern. Gott segne Sie!" — Und wirklich, wenige Stunden nachher stand der Schauspieler auf den americanischen Brettern, der Missionar auf einer Kanzel von New-York, um die Versöhnung zu predigen.

Einige Zeit widmete Burchell seinen americanischen Freunden in New-York, Baltimore und an einigen andern Orten; dann brachte ihn eine rasche Ueberfahrt am 27sten

October nach Port Royal, wo sie wegen der in den vereinigten Staaten herrschenden Cholera sich in einer Quarantäne von 8 Tagen gedulden mußten. Am 3. November stand er wieder auf dem geliebten Boden, herzlich begrüßt von den Brüdern, besonders seinem Mitgefangenen in dem HErrn, Gardner, auf dessen Kanzel er am folgenden Sonntage die Freiheit des Sohnes Gottes anpries. Den Sonntag hernach brachte er mit Philippo in Spanish Town zu, und zwei Tage vor Weihnachten konnte er zu Montego-Bay die Beschreibung seiner Heimkehr in folgenden Zügen geben: „Am 19ten verließen wir Spanish Town und langten bei „Bruder Coultart am Abend an. Er und seine vortreffliche „Gattin gaben uns die herrlichsten Nachrichten über den „Fortschritt der Mission im St. Annen-Kirchspiel. Ich pre„digte am folgenden Abend in St. Annen-Bay vor voller „Kirche. Am Freitag ging es nach Falmouth, wo ich noch „am selbigen Tage für Knibb predigte. Die Kirche und „das anstoßende Zelt waren voll. Endlich am nächsten „Morgen ging es unserm erlebnißreichen Montego-Bay zu. „Eine Stunde Weges von der Stadt mußten wir Halt ma„chen, um den Vielen die Hand zu geben, die uns so weit „entgegen gekommen waren. Je näher wir kamen, desto „gedrängter wurde die Schaar der Begrüßenden. Es ging „fast über unser Vermögen. Die armen Leute sahen uns „an, als könnten sie ihren Augen nicht trauen; dann falte„ten sie die Hände, dankten Gott und brachen oft in Thrä„nen aus. Als wir in die Stadt hineinfuhren, brach ein „Strom von Erinnerungen über meine Seele herein, da ich „die Stelle sah, wo das Kriegsschiff Blanche geankert hatte „u. s. w.; aber bald wurde ich aus den Erinnerungsträu„men geweckt, weil in den Straßen Viele die Thüren und „Fenster aufthaten, um uns zu beglückwünschen. Noch wei„ter hinein waren Thüren und Fenster gedrängt voll; die „Einen riefen uns zu, die Andern schwenkten Tücher und „Hüte. Als wir mitten in der Stadt waren, begegnete uns „einer unserer wärmsten Freunde, zog den Hut ab und grüßte „herzlich. Das erregte die Aufmerksamkeit der Neger auf

„dem Markte; Einer erkannte uns und rief: „Gott segne!
„und er wahrlich kommen. Massa Burchell, er wahrlich
„kommen!“ Andere stimmten mit ein, Viele klatschten, und
„in ein paar Secunden hallte die Stadt vom Hurrah und
„Jubelgruß von nahe an 4000 Negern wieder. Ich suchte
„in unser Haus zu gelangen, aber die Neger ließen ihre
„Marktkörbe stehen und folgten uns. Ich fuhr schnell fort,
„weil ich fürchtete, sie möchten uns das Pferd ausspannen
„und uns im Triumph heimziehen, was, wie ich nachher hörte,
„auch ihre Absicht war. Als wir an der Hausthüre wa-
„ren, sahen wir uns von Schaaren umringt, Hof und
„Straße standen dicht voll. Einer der Freunde nahm unser
„kleines Mädchen und trug es ins Haus, weil das Kind
„in großer Angst war. Lange konnten wir nicht aus dem
„für die Reise entlehnten Wagen kommen, denn Jeder wollte
„uns die Hand geben, oder uns nur irgendwie berühren.
„Als wir endlich heraus waren, brachten die Freunde meine
„Frau, die vom Gefühl überwältigt war, hinein. Auf mich
„drang nun der Haufe der liebenden Schwarzen los; der
„Eine nahm meine rechte, der Andere meine linke Hand;
„Viele warfen sich auf den Boden. Ich kann die Scene
„nicht beschreiben. Der Marktplatz war leer, und Viele
„hatten Alles dort stehen gelassen und fanden ihre Sachen
„unberührt wieder. Der ganze Tag ging mit Besuchen und
„Glückwünschen hin. Manche Neger sanken mir weinend
„zu Füßen. Andere sahen mich eine Weile an und riefen
„dann: „Hi, Massa, und ihr da wahrlich? und ihr für
„wir, Massa Burchell? und mich euch sehen mit eigenen
„Augen. Gottlob!“ und ein Thränenstrom sagte, was der
„zitternde Mund nicht mehr heraus zu bringen vermochte.
„Wenn ich mit Einigen gesprochen und ihnen die Hand ge-
„drückt hatte, mußte ich sie bitten, Andern, die schon warte-
„ten, Platz zu machen. Da sagte aber Einer: „Nein, Massa,
„mich nicht gehen — mich noch nicht glauben kann — und
„ist es Massa Burchell wirklich?“ — Ein Anderer sprach:
„„Jetzt, Massa, mich glauben, daß Gott Er wahr. Er hö-
„ren für wir beten, aber Er seine eigene Zeit haben, und

„Er seinen eigenen Weg gehen, aber er Alles ganz gut!"
„Eine arme kranke Negerin kam 8 Stunden weit vom Lande
„her, und als sie mich sah, rollten ihr Thränen übers Ge-
„sicht, indem sie mich fest ansah und sagte: „Massa, mich
„hören, Ihr kommen, und mich hungrig, Euch sehen. Mich
„zwei Tagen brauchen für Gehen, Euch sehen, und jetzt
„mich glauben. Gott, Er zu gut, mich jetzt gern sterben,
„denn mich wissen, Gott Er treu!" — Eine solche Auf-
„nahme hatte ich nimmermehr geahnt."

Er begann sogleich mit freudigem Muthe seine Arbeit wieder. Wer könnte diesen Empfang mit dem vor drei Jahren ihm gewordenen vergleichen und nicht sagen: „Es ist gar anders geworden!"

Sechster Abschnitt.

Bibel und Grundstein der Kirche. — Schule, Taufen, Stationen. — Mißhandlungen der Neger; die neuen Richter. — Mörderischer Versuch. — Reinigung der Gemeinde. — Schilderung der neuen Nebenstationen. — Schulwesen. — Aerztliche Hülfe. — Fortschritt der Mission. — Eindruck eines neuen Missionars. — Schulfest. — Kirchenbaunoth. — Der Sabbath in Montego-Bay. — Die Qual der Lehrlinge. — Die Hülfe aus den Eingebornen. — Geldnoth und Armuth. — Die Schulden. — Todesfälle. — Die schlimme Wirkung der Lehrlingschaft. — Gänzliche Negerfreiheit. — Ihre erste Feier am 1. August 1838.

Wie der ganze Schauplatz der künftigen Thätigkeit des Missionars neu geworden war, so durfte er nun auch mit neuer Hoffnung auf demselben wirken. Ein schönes Angeld war das Geschenk der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft, die bei der Negerbefreiung beschlossen hatte, jedem der freien Schwarzen, der lesen konnte, ein neues Testament mit dem Psalter zu überreichen. Herr Burchell hatte die Freude, für seine Gemeinde und Umgebung über 1000 Exemplare nöthig zu haben. Wenn man bedenkt, daß noch fast gar nichts für Schulunterricht hatte gethan werden können, so war dies nicht wenig; aber zugleich eröffnete dieses

Geschenk die Aussicht in ein dort noch neues, wichtiges und fruchtverheißendes Arbeitsgebiet, das an den Schulen. — Doch lag im Augenblicke die Sorge noch näher, um Wiedererrichtung der in Trümmer gelegten Gotteshäuser. Schon im Januar 1835 ließ Burchell die Grundmauern einer neuen Kirche ausmessen. Die Leute sahen mit erstaunten Augen zu, wie ein Gebäude von 90 Fuß Länge und 60 Fuß Breite hier beabsichtigt wurde, und glaubten erst an die Wirklichkeit der Sache, als man schon den Boden aufgrub. Als er an demselben Tage, an welchem drei Jahre vorher seine Kirche war niedergerissen worden, den Grundstein der neuen legte, waren viele Tausende von Weißen und Schwarzen auf dem Platze, in den anstoßenden Häusern und Straßen, in dichtem Gedränge versammelt, Zeugen von der erhebenden Feier. Abbott las Schrifttexte vor, Knibb betete; und der edle Negerfreund Richard Hill, der als Magistrat seine Pflicht während des Aufruhrs that, ohne auch nur Einen Neger peitschen zu lassen, und der weitherzige Israelite Herr Lewin, der unter aller Gefahr die Missionare nach Kräften beschützt und selbst sein Haus für ihren Gottesdienst geöffnet hatte, legten den Grundstein. Mehrere Missionare waren zugegen. Feierlich schollen die Gesänge der Tausende. Der Bau begann sogleich nach diesem Tage.

Aber Burchell war nicht der Mann des Zuwartens. Mit der ersten Kirche mußte die erste Schule Hand in Hand gehen. Er beschloß die Errichtung einer brittischen Tagschule. Am 1. April wurde sie unter einem tüchtigen Lehrer, Herrn Andrews, eröffnet. Sie war nur die erste einer ganzen Reihe. Hören wir aus einem Briefe von seiner Hand (Juni 1835) die Schilderung seiner Thätigkeit und der Fortschritte der Mission auf der Insel: „Neue Kirchen „werden zu Browns Town, Stewart Town, Rio Bueno, „Falmouth, Salters Hill, Montego-Bay, Savanna-la-„Mar, Green Island, Jericho und St. Johns gebaut. Zu „Lucca kauften wir ein großes Haus für den Gottesdienst. „Auch zu Gurneys Mount, Fullersfield, St. Anna und „Oracabessa sind für Gleiches die Einleitungen getroffen.

„Die unsrige hier wird die grösseste auf der ganzen Insel.
„Seit meiner Rückkehr ist die Gemeinde gewachsen. Im
„November taufte ich fünfzig im Flusse neben der Stadt,
„im Februar zwei und sechszig, im Juni sechs und sieben-
„zig, und gleich darauf noch zwei und fünfzig auf der neuen
„Station, die ich Fletchers Grove benannte; sie liegt sechs
„Stunden westlich von hier am Meere, bei dem Dorfe
„Sandy-Bay. Auch jetzt bin ich mit der Prüfung vieler
„Taufbewerber auf den Jahrestag (1. August) beschäftigt.
„In Fletchers Grove habe ich 800 Zuhörer. Etwa 6 Stun-
„den östlich hat Herr Dendy die Station Endeavour
„(Endäwr) mit 900 Seelen übernommen; Herr Knibb
„hat Refuge (Reffjudsch) bei Falmouth als neue Arbeitsstelle
„gewählt; Herr Dexter, der in Rio Bueno und Stewart
„Town arbeitet, hat sich bemüht, zu Mahoe Hill, in den
„Wäldern des Innern, wohin das Wort Christi noch nie
„kam, eine neue Wohnstätte desselben aufzuschlagen. Meine
„Schule zählt schon 126 Schüler und wächst jede Woche."

Man konnte kaum erwarten, daß die alten, hart ge-
wordenen Sclavenhändler so rasch ihre Handlungsweise
ändern und das neue Lehrlingswesen, trotz der schönen
Summe, die ihnen dafür bezahlt worden war, sehr anerken-
nen würden. Nur etwa drei Wochen nach seiner Ankunft
in Montego-Bay sah Herr Burchell, wie ein armer Neger
von der Pflanzung Potosi auf dem Platze vor dem Ge-
richtshause an einen Karren gebunden und hart gepeitscht
wurde, worauf man ihn an eine der zusammengefesselten
Zuchthausrotten anschloß. Nach einigen Monaten hatte er
genug Aehnliches gesehen, um mit gedrücktem Herzen zu
schreiben: „Die Lehrlingschaft hat sich besser gezeigt, als ich
„erwartete. Die Lehrlinge haben sich, wo immer sie als
„Menschen und nicht als Thiere behandelt wurden, recht gut
„aufgeführt. Die Schiffe gehen mit großen Zuckerladungen
„ab; die Ernte war reichlicher und früher, als sonst; und
„das Zuckerrohr ist nicht auf dem Acker verfault, wie man
„voraussagte. Auch für die Herren geht Alles gut. Ich
„wollte, ich könnte hinzusetzen, auch für den Lehrling. Aber

„das ist nicht der Fall. Noch werden ihrer Viele auf Be-
„fehl der Obrigkeit furchtbar zerfleischt, Andere aus elenden
„Anläßen in die Tretmühle geschickt; bei der geringsten Ge-
„legenheit nimmt man ihnen die anderthalb Arbeitstage, die
„ihnen das Gesetz für sich zuspricht, zur Strafe weg und
„zwingt sie, für den Herrn zu arbeiten. Das geschieht oft
„Wochen lang, und sie tragen es mit Geduld. Viele der
„neu aufgestellten Special-Richter sind so gut als Sclaven-
„treiber geworden und thun das Mögliche, um die neue
„Einrichtung der alten gleich zu machen. Jeden Tag gehen
„zusammengefesselte Männer, ja auch Weiber, durch unsere
„Straßen. Auch heute schleppen diese gefesselten Rotten bei-
„derlei Geschlechts auf Karren den Lehm zu unserm Kir-
„chenbau her. Alles im Dienst ihrer Herren und auf
„Strafverfügung der neuen Richter.

„Die Klage, welche gegen die Lehrlinge laut wird, daß
„sie an ihren freien Tagen nicht für sich arbeiten mögen,
„hat ihren Grund. Die Herren bezahlen ihnen den sauer
„verdienten Lohn nicht für diese Tage. Wo dies geschieht,
„da arbeiten sie mit Freuden. Die Christenheit Englands
„darf nicht glauben, es sey jetzt Alles fertig. Man muß
„den neuen Richtern auf die Finger sehen, sonst werden die
„Neger auch jetzt noch erdrückt. Mißhandelt werden sie be-
„reits. Die wenigen Richter, die Menschengefühl zeigen und
„billig handeln wollen, werden so lange gedrückt, beleidigt,
„gehöhnt und auf jegliche Weise geneckt, daß sie ihre Stel-
„len aufgeben müssen. So hat Dr. Madden in Kingston
„es gemacht, und vor Weihnachten die Insel verlassen; Dr.
„Palmer wird in den Zeitungen heruntergerissen, und Herr
„Norcott hier bei uns wird von allen Beamten verfolgt
„ohne Maaß, und warum? — blos weil er nicht peitschen
„läßt; weil er das Gesetz gegen den Pflanzer wie gegen den
„Lehrling handhabt; weil er nicht der Trinkkompan der
„Sclaventreiber seyn will, nicht mit ihnen essen, trinken und
„schwärmen will, wobei dann zur Belustigung dieser Her-
„ren ein armer Sclave gegeißelt oder in den Triangel ein-

„geklemmt wird. Der Gouverneur hat ihn jetzt nach To-
„bago beordert, um ihn zu verbannen; aber er geht nicht."

Nach diesen Mittheilungen wird der Leser schon vermuthen, daß die Pflanzer auch nicht etwa Burchell's Freunde geworden waren. Oeffentlich konnten sie ihn nicht mehr anfallen, aber heimlich ergriffen sie jede Gelegenheit, ihre Rache an ihm zu kühlen. Nur Ein Beispiel. Er war in Lucca gewesen, wo er so oft als möglich predigte, bis ein eigener Missionar hinkam. Auf dem Rückwege fuhr er im Genuß der herrlichen Naturscenen langsam des Weges bis etwa 4 Stunden von Montego-Bay. Hier steigt eine kühne Felsklippe fast senkrecht aus dem Meere hoch hinan. Die Straße windet sich, aus dem Felsen gesprengt, einige hundert Fuß hoch über dem Wasser um den Berg; auf der einen Seite hat sie die thurmhohe Felswand, auf der andern den schwindelnden Abgrund. Gerade hier begegnete ihm ein Wagen mit zwei Personen. Er näherte sich und wendete, gegen alle Sitte, an die Wandseite, um Burchell an den Absturz zu drängen, und dann fuhr er gerade auf ihn los, sichtbar um ihn hinabzustürzen. Er ward diese Absicht noch im rechten Momente gewahr, um rasch sein Pferd herüber zu reißen und so gerettet zu werden, während der andere Wagen umfiel. „Nie komme ich hier vorüber," schreibt ein Freund, „ohne über die rohe Bosheit dieser „Menschenteufel zu schaudern und Gott für Burchell's Ret-„tung zu danken."

Der Sturm, der drei Jahre lang über die Colonie hingebraust hatte, konnte wohl nicht anders als manche schlimme Spuren auch im Innern der Christengemeinde zurücklassen. Zahlreiche Uebelstände waren da, deren Ueberwindung viel Weisheit und Festigkeit erforderte. Burchell's Theilnahme an der Noth der Neger und seine Liebe zu ihnen war sehr groß, aber sie machte ihn nicht blind gegen diese Uebel und hinderte ihn nicht, strenge Forderungen an ihren christlichen Wandel und ihr geordnetes Leben in der Gemeinde zu stellen. „Die ersten sechs Monate nach „meiner *Rückkunft*," schreibt er, „waren mir eine schwere

„Zeit voll Sorge und peinlicher Unruhe. Jetzt sieht es „besser aus, und die Gemeinde wird allmählich gesünder. „Die politische Leidenschaft und den Parteigeist zu überwäl„tigen, mußte ich alle kalte Entschlossenheit und Willens„kraft anwenden, und es gelang mir unter Gottes Segen. „Die Leute sahen meine Verlegenheit und sammelten sich „allmählich um mich. Dann galt es all die elenden Strei„tigkeiten der Gemeindeglieder ins Auge zu fassen und ein„müthigen Sinn und brüderliche Liebe herzustellen. Auch „da hat der HErr geholfen, und ich sehe die Gemeinde „wieder friedlich und blühend vor mir." Mit freudigerem Gefühle konnte er den ersten August zum zweiten Mal feiern. Es war wieder ein herrliches Fest, an dem 4000 Neger zum Frühgebet und 7000 zur Predigt sich versammelten. Auch da traten wieder 170 Heiden in die christliche Kirche.

Nach diesem Tage konnte er seine Aufmerksamkeit mehr den Nebenstationen zuwenden. Er schildert am besten diesen wichtigen Theil seines Amtskreises in folgender Uebersicht:

1. Gurney's Mount. Hier waren die Leute am verwahrlostesten, und die Gnadenmittel blieben ihnen am meisten entzogen. Sie kamen entweder nach Fletschers Grove oder nach Montego-Bay zur Kirche. Aber desto sehnlicher begehrten sie nach den Gnadenmitteln, und oft und dringend baten sie um Errichtung einer Station bei ihnen. Zu Hillington habe ich inzwischen ein kleines Häuschen für den Missionar gebaut und eingerichtet, bis die Kirchenbauten im Reinen sind. Dazu machte ich einen Weg, ließ 15 Morgen Landes urbar machen, und grabe jetzt noch einen Teich, weil man sonst das Wasser sehr weit holen muß. In 14 Tagen werde ich dort mit dem Predigen anfangen können.

2. Fletschers Grove liegt stark 6 Stunden von der Stadt und fast 3 Stunden von Gurney's Mount. Hier bot man mir bald nach meiner Rückkunft ein geräumiges Haus an. Wir nahmen einen Theil davon, mit dem Versprechen, das Ganze auf ein paar Jahre zu miethen, wenn sich Aussicht auf gesegnete Wirksamkeit zeige. Im Februar fingen wir an. Ich predigte so oft ich konnte, aber wenig-

stens an einem Sonntag des Monats, und hatte 500 bis 1000 Zuhörer, und alle 14 Tage am Freitag Abend für etwa 120 Leute. Ich habe anderthalb Morgen Landes in herrlicher Lage mit einem kleinen Häuschen gekauft, das ich nun zur Wohnung des Missionars nothdürftig einrichte. Ich muß nun eine Capelle bauen. Herr Andrews hat eine Sonntagsschule mit 100 Kindern angefangen.

3. Shortwood, fast 8 Stunden von Montego-Bay und noch etwas weiter von Gurney's Mount. Hier fing ich meine Arbeit im Mai wieder an und komme einen Sonntag jedes Monats. Die Versammlung ist groß: 6 bis 1200 Seelen. Ich predige aus dem Fenster der Wohnung eines unserer Gemeindeglieder. Die Leute füllen das Haus, die Meisten aber sitzen auf Bänken im Hofe. Es ist ein erhebender Anblick in dem Berg-Amphitheater unter freiem Himmel diese Schaar ihren Schöpfer anbeten zu sehen, wie sie arm, aber säuberlich gekleidet, sich so anständig benehmen. Es thut wohl, zu sehen, wie Viele das von der Bibelgesellschaft geschenkte Neue Testament sorgfältig in ein Tuch gewickelt unter dem Arme mitbringen. Nur wird meine Freude oft gestört, wenn ich sehe, wie sich die Armen bemühen, ihre Köpfe vor der Sonnenglut zu schützen, indem sie ein Buch, ein Taschentuch oder ein großes Baumblatt auf den Kopf legen, oder wenn sie nach der Sonne, die in ihrer Macht und Majestät am tiefblauen Himmel dahinzieht, mit einem Blick der Bitte um Erbarmung aufschauen. Auch hier sind schon an 100 Kinder in der Sonntagsschule gesammelt. Ich werde ein Zelt aufschlagen lassen, bis wir eine Kirche bauen können.

4. Bethel Hill, 8 Stunden von der Stadt, halb so weit von Mount Carey oder von Shortwood, über 5 Stunden von Gurney's Mount, liegt auf der großen Landstraße von Montego-Bay nach St. Elisabeth, nur noch 10 Stunden von Savana-la-Mar, und 13 Stunden von Black River. Hier habe ich ein großes Haus gemiethet, predige nur an Wochentagen, und hoffe es bald zu einer Schule, später auch zu einer Kirche zu bringen.

5. **Mount Carey** ist die zweite neue Nebenstation von Montego-Bay, die ich erst seit meiner Rückkehr betreten habe. Es liegt so ziemlich im Mittelpunct all meiner Stationen, von jeder nicht ganz 4 Stunden in gerader Linie entfernt. Ich habe ein Haus gekauft, das zur Schule und Kirche hinreichen soll. Das Hauptgebäude wurde im Aufruhr niedergebrannt, aber die Außenmauern stehen noch, und ich gedenke den Einbau herzustellen, weil der Ort für den Missionar in der Bay äußerst gesund liegt. Ich kam bis jetzt alle 14 Tage einmal an einem Abend hieher, 300 Zuhörer versammelten sich jedes Mal. Hier könnte, weil ringsherum ganz nahe mehrere tausend Neger wohnen, eine tägliche Schule angefangen werden. Eine Sonntagsschule habe ich schon unter der Leitung meiner Frau und einer sehr tüchtigen Negerin. Sie bringen den Sonntag unter 2 bis 300 Kindern hier zu.

Hinsichtlich des Schulwesens überhaupt bemerkt Burchell:

„Bei meinem Besuche in England fragte man mich „überall, warum wir uns doch nicht mehr um Jugendun„terricht bemühen? Ich antwortete mit Aufzählung der „unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche die Herrschaft der „Sclaverei uns in den Weg lege, und erklärte meine Ent„schlossenheit, anzugreifen, sobald es möglich sey. Ich fing „daher auch gleich nach meiner Rückkehr an, dieser an sich „und besonders in der jetzigen Uebergangszeit höchst wichti„gen Sache meine Aufmerksamkeit zu widmen. Den Mann „fand ich in Herrn Andrews. Ich hatte viele Mühe ein „Haus zu finden; endlich kaufte ich eines, das ich nun „einrichten muß. Es kostet viel, aber ich wagte die Kosten, „weil dies die erste Schule in dieser ganzen Grafschaft „Cornwall ist, aus der nachher die Lehrer für alle weitern „hervorgehen sollen. Bereits habe ich zwei Schullehrer„Zöglinge. Meldungen kommen in Menge, aber ich kann „aus Mangel an Zeit, Kraft und Geld nicht weiter gehen. „Besonders der letztere Mangel hindert mich, auf den Ne„benstationen Wochenschulen zu errichten. Es fehlt mir „nicht am besten Willen, für das aufwachsende Geschlecht

„zu wirken, nicht an Gelegenheit und Anlaß, nur an Geld-„mitteln."

Das Gesetz, welches über den Unterhalt der bisherigen Sclavenfamilien Vorschriften gab, bestimmte, daß die Kinder unter sechs Jahren von den Eltern zu erhalten seyen. Allein bei dem niedern Lohn, zu welchem die Pflanzer ihre Lehrlinge herabdrückten, bei all den Quälereien, die es dem Neger erschwerten, das Stückchen Land, das er jetzt sein eigen nannte, anzubauen, waren oft selbst die ärmlichsten Nahrungsmittel und Kleider für diese Kleinen kaum zu erschwingen. Wenn vollends Krankheit eintrat, so konnte an die Bezahlung eines Arztes oder der Arzneimittel gar nicht gedacht werden; man ließ den Kranken lieber genesen oder sterben, wie es eben kam. Manches arme Negerkind wurde in frühem Tode das Opfer dieser Umstände. Daher Burchell sich dringend an seine Gesellschaft um Arzneien wandte. Wie gut kam ihm jetzt zu Statten, was er als Zögling in Bristol nebenbei von Medicin gelernt hatte. Rasch wuchsen die Anforderungen an seine ärztliche Hülfe, und als er zuletzt mit geschwächter Gesundheit in die Berge sich flüchten mußte, da war sein Haus zu Mount Carey von Hülfesuchenden umlagert, wie die stärkste Apotheke. Tausende suchten das Jahr hindurch seinen Rath und seine That in Krankheiten. Anfangs schickte man ihm die Arzneien aus England, allein das wurde zu kostspielig. Jetzt zog er seine frühern chemischen Studien zu Hülfe und machte sie selbst. Auch so noch stieg die Ausgabe dafür auf mehr als 1200 Gulden des Jahres. Ja, er mußte sogar, was er von Anatomie und Physiologie wußte, praktisch benützen, mußte selbst das Messer ergreifen, und hatte als Wundarzt zu handeln. Eine Anzahl Waisenkinder lehrte er den Verband und gebrauchte sie als Gehülfen.

Das Schönste an dem so vielfach angesprochenen, nach allen Seiten thätigen Manne war dabei seine ungeheuchelte Demuth. Fast nie sprach er von sich selbst, immer nur von den Thatsachen oder von dem verdienstlichen Wirken Anderer; und wenn er genöthigt war, sich selbst mit hineinzu-

ziehen, wie oft leitete er es da mit Worten ein wie diese: „Ich fühle mein eigenes Nichts, und habe nur Einen sehn„lichen Wunsch: den, am Fuße des Kreuzes erfunden zu „werden. Und wenn mein himmlischer Vater sich herabläßt, „mich in seinem Dienste verwenden zu wollen, so fühle ich „mich glücklich und hochgeehrt."

Am Ende des Jahres 1835 wußten selbst die der Sclaven-Befreiung so entschieden feindseligen Zeitungsblätter in Jamaica ihr Erstaunen nicht zurück zu halten über die Wirkung, sey es nun des Christenthums, oder der Aussicht auf völlige Freiheit. Immer war die Weihnachtszeit eine Zeit wilder, roher und toller Lustbarkeiten der Neger gewesen, die sogar oft die persönliche Sicherheit und die öffentliche Ordnung gefährdeten. Man hatte seit undenklicher Zeit immer da die Wachen verdoppelt. Jetzt aber hatten die Policeidiener, Richter und Kerkermeister gar nichts zu thun. Alles blieb stille und in der schönsten Ordnung; nur die Kirchen waren gedrängt voll, und am Schlusse der festlichen Tage ging Alles wieder an seine Arbeit. Es war gleich nach dieser Erfahrung, daß Herr Burchell in einem seiner Briefe sagte: „Lassen Sie mich Ihnen eine schöne That„sache von dieser Station (Mount Carey) erzählen. Vor „einigen Wochen nahm ich 150 Neger in die Gemeinde auf, „nachdem sie ihr Bekenntniß zu Christo abgelegt hatten. „Darunter waren 36 junge Personen unter 21 Jahren, die „bis dahin ganz untadelhaft, auch hinsichtlich der Keusch„heit, gelebt hatten. Fast alle waren Kinder christlicher „Eltern, durch deren Beispiel, Gebet und Ermahnung meh„rere zu Christo geführt wurden, während andere in der „Sonntagsschule den Antrieb dazu bekamen. Die Meisten „saßen mit Vater oder Mutter, oder beiden Eltern am „Tische des HErrn. Es war dies ein herrlicher Anblick, „und verheißt eine schöne Zukunft. Vor zwölf Jahren, da „ich hier zum ersten Mal landete, hätte man wohl schwer„lich im ganzen Kirchspiel, das 23,000 Neger zählt, 36 „junge Personen dieses Alters gefunden, die nicht in Un„zucht gefallen waren!" Ein anderes Schreiben aus der

Mitte des Jahres 1836 enthält die Worte: „Die Ein„richtung mit dem Lehrlingswesen zeigt sich höchst übel. „Nur zu viele der Specialrichter sind Werkzeuge der Pflan„zer. Ihre Monatberichte verschweigen, wie oft sie Neger „ins Zuchthaus, um in Ketten zu arbeiten, oder in die „Tretmühle schicken. Um die Wahrheit ans Licht zu brin„gen, müßte man diese Strafurtheile, nebst den Verbrechen „der Verurtheilten, oder die Gerichtsverhandlungen selbst „bekannt machen. Die Lehrlinge benehmen sich sehr gut, „die Herren aber meistens desto schlechter. — Unsere Mission „blüht. Fünf unserer neuen Kirchen sind eröffnet und, un„geachtet, daß sie doppelt so groß sind, als die alten, doch „schon zu klein. Ich bin fast immer auf dem Wege, oder „auf der Kanzel; seit meiner Rückkunft habe ich über 500 „Seelen getauft. Die Gemeinde, die vor den Unruhen „1600 Glieder zählte, ist jetzt über 2000 stark. Unsere brit„tische Schule zählt 160 Schüler; Viele, die vor einem „Jahr nicht einen Buchstaben kannten, lesen fließend und „lernen jetzt Schreiben und Rechnen. Eine Kleinkinderschule „mit 50 lieblichen Kleinen ist in gutem Gange; die Sonn„tagsschule wird von 500 besucht; Lehrer werden auch her„angebildet. Aber die Last ihrer Besoldung liegt schwer auf „mir, weil ich allein dafür haftbar bin. — Doch, hätte „ich vier Mal so viel Kraft, ich würde sie alle im Dienst „dieser Mission mit Freuden hingeben."

Kein geringer Trost war die Ankunft des neuen Missionars Oughton (Ohten). Sein Zeugniß bewies, daß nicht etwa steigernde Vorliebe und hoffnungsvolle Begeisterung die Farben in Burchell's Schilderungen gemischt hatten. Die neuankommenden Missionare sind durch ihre unverdächtigen Darstellungen stets eine heilsame Bestätigung für die Berichte ihrer älteren Brüder, und benehmen jeden Verdacht auch unabsichtlicher Uebertreibung.

Er schreibt an den Secretär der Gesellschaft: „Es ist „meine Pflicht, meinen Eindruck vom Missionsfelde Ihnen „mitzutheilen. Sie wissen, daß ich hohe Erwartungen mit„brachte, aber sie sind noch durch die Wirklichkeit übertroffen

„worden. Die Leute hier sind höchst ergreifend, und die
„sichern Aussichten auf die Zukunft gehen über die erhitztesten
„Erwartungen meiner Phantasie hinaus. Zu Montego-
„Bay versammeln sich sonntäglich 3 bis 4000 Neger, das
„Wort zu hören, und so weit sie auch herwandern, ist doch
„in der Frühstunde, um 6 Uhr, die Kirche schon voll.
„Letzten Sonntag, den 31. Juli, waren über 7000 da; ich
„predigte in der alten, Herr Burchell in der unvollendeten
„neuen Kirche, und beide waren übervoll. Am nächsten
„Morgen hatten wir schon um 3 Uhr eine Gebetsstunde,
„und doch fanden sich 2000 Neger ein. Nie hörte ich so
„einfältige und dringende Gebete und so überströmenden
„Dank, als aus dem Munde dieser armen Menschen. Nach
„dem Gebete zog die inzwischen auf wohl 3000 Seelen an-
„gewachsene Versammlung an den Fluß hinaus, wo Herr
„Burchell 125 und ich 45 Personen taufte."

Ein nie gesehener Anblick war damals in Montego-Bay die feierliche Uebergabe des neuen Schulgebäudes an Lehrer und Schüler der brittischen Schule. Schaaren von Kindern aus allen Sonntagsschulen der Umgegend waren in der Nacht vorher aus der Stadt geströmt; ein langer Zug mit Fahnen, mit der Freiheitsacte in Riesenbuchstaben gedruckt und auf Stangen getragen, mit Gesang und Musik, durchzog die Straßen. Solche Freudentage durften wohl sein Herz erquicken, denn es gab auch andere. So war es keine kleine Sorge, als die Werkmeister, welche den Bau der neuen Kirche übernommen hatten, nachdem sie nur die Vorarbeiten gemacht, auf einmal ihren Vertrag nicht halten zu können erklärten, und dem Missionar die Sorge überließen, den angefangenen Bau zum Ende zu führen. Er mußte nun auf einmal Maurer, Zimmermann, Tischler, Glaser, Kalkbrenner, kurz Alles seyn. Aber er ließ sich nicht zurückschrecken, sondern ging kräftig ans Werk, das er auch vollendete. Dafür durfte er auch sagen: „Die Ver-
„änderung, die allmälig in der Stadt vorgeht, ist wunderbar.
„Als ich vor 13 Jahren hieher kam, war der Markt auf
„den Sonntag verlegt, Alles voll Lärm, Unart und Ge-

„schäftigkeit, keine Spur von einem Sabbath. Jetzt strömen „die Leute in die Gotteshäuser, und die Straßen sind wäh„rend der gottesdienstlichen Stunden ganz verödet." Es war dies die Zeit 1837, in welcher die Quäker Joseph Sturge und Thomas Harvey Westindien und so auch Montego=Bay besuchten. Sie gingen nach dem romantischen Salters Hill und brachten einen Sonntag bei Burchell zu, von dem sie melden: „Die Sonntags-Gottes„dienste werden hier gegenwärtig in einem großen Wohn„hause gehalten, dessen innere Wände man ausgebrochen „hat. Früh Morgens wohnten wir einer Betstunde bei, in „welcher drei Neger sprachen, deren Einer ein alter Afri„caner ist. Ihre Ausdrücke waren oft gewählt und beredt. „In den Sonntagsschulen, die wir nachher besuchten, fan„den wir 514 Kinder versammelt. Die reiche Verbreitung „religiösen Unterrichts und christlicher Bildung durch so „wenige Männer trat uns auf all diesen Baptisten-Stationen „als Hauptcharakter entgegen. In der Vormittagspredigt „sahen wir wenigstens 3000 Zuhörer, die zum Theil weit „herkamen. Am Abend gingen wir nach einer der Berg„Stationen, Mount Carey, wo an Werktagen 100, an „Sonntagen 5 bis 600 Kinder die Schule besuchen." Nach Burchells Tode gab Herr Sturge noch folgende nachträgliche Mittheilung: „So lange die Missionare die Sclaverei „nicht verwarfen, blieben sie, wenigstens diejenigen, die auch „über die Grausamkeiten der Sclavenhalter reinen Mund „hielten, unverfolgt, und wurden sogar von den Pflanzern „freundlich behandelt und bewirthet. Sie trugen, wie auch „jetzt noch, wenn sie reisen, schwarze Kleider, so daß man „sie leicht erkannte; und wenn man eben an der Bestrafung „eines Sclaven war, so wartete man, bis sie vorbei waren. „Daher sagte mir einmal ein Missionar, er sei viele Jahre „vor Abschaffung der Sclaverei in Jamaica gewesen, und „habe doch nur ein Mal einen Sclaven peitschen gesehen. „Dieses eine Mal ritt er schnell, und erblickte einige Män„ner, die eine Frau peitschten. Einer sagte: „Der Pfarrer „kommt!" und sogleich hörten sie auf zu schlagen. Ein

„Gespräch, das ich mit Burchell beim Hinausfahren auf „eine seiner Stationen hatte, zeigt, wie schwer die Arbeit „der Missionare im Anfang war; wie Wenige, die sie nicht „unmittelbar berührten, die ganze Grauenhaftigkeit der Zu= „stände verstanden; und wie wenig selbst fromme Leute den „Augenzeugen Glauben beimaßen. Thomas Burchell trug „auf den Rath des Arztes, um seiner Gesundheit willen, „die in den Tropenländern übliche hellfarbige Kleidung, „wurde daher auf der Straße für einen Pflanzer oder „Aufseher gehalten, und hatte deshalb mehr Gelegenheit, „von Sclaven=Züchtigungen etwas zu sehen und zu hören, „als vielleicht irgend ein Missionar vor ihm. Was er sah „und hörte, war so schauderhaft, daß es ihm nicht gelang, „einem andern Missionar, der in Kingston wohnte, Glau= „ben abzugewinnen, als er es ihm erzählte. Er mußte „davon abstehen, ihn zu überzeugen; aber als er ihn später „auf seiner Station besuchte, nahm er ihn mit hinaus und „ließ ihn selbst sehen und hören. Nach einigen Tagen wollte „der besuchende Missionar fort nach Hause, und gestand „auf Befragen, daß er einen nochmaligen Anblick, wie er „ihn gehabt, nicht ertragen könnte. Er würde es noch „nicht glauben, wenn er es nicht gesehen hätte.“ Mit desto froherem Herzen mußte Burchell jetzt den Tag preisen, an welchem ihm vergönnt war, seine neue Kirche mit 5000 Negern zum ersten Male zu beziehen, und an den Kosten ihres Baues aus den Händen derselben mehr als 6000 Gulden zu empfangen.

Der mit jedem Tage wachsende Umfang der Mission machte natürlich die Frage rege, woher die Missionare und die Unterhaltungsmittel derselben, sowie der Kirchen und Schulen, kommen sollten, und wies auf die Nothwen= digkeit hin, aus der Mitte der Gemeinden selbst tüchtige Leute heranzubilden, die das volle Netz ziehen hülfen. Es ist natürlich, daß man in England, wo alle die vielen Auf= rufe und Bitten um Hülfe aller Art zusammenliefen, mit Ernst auf diesen Ausweg dachte; daß man ihn den Missio= naren empfahl; daß man ihnen die in Ostindien gemachten

günstigen Erfahrungen vorhielt. Aber es ist eben so sehr zu erwarten, daß die Sendboten selbst aus ihrer täglichen Erfahrung heraus darauf hinweisen, wie wenig die lange vernachlässigten Söhne Africa's für ein solches Amt, wie das Predigtamt, noch geeignet seyen; wie sie bisher nur heimlich, spärlich und ärmlich unterrichtet worden seyen; wie daher eine längere Zeit verfließen müsse, ehe man sich von ihnen wesentliche Hülfe werde versprechen können. Auch Burchell machte solche Vorstellungen, aber er ließ es dabei nicht bewenden. Er dachte auf Mittel und Wege, der Noth abzuhelfen, und wenigstens einigen Gewinn aus den bekehrten Negern zu ziehen. Die spätern Ereignisse und Knibb's Plan der Errichtung des Seminars zu Calabar kamen seinen Gedanken zuvor. Aber lange ehe diese Anstalt nur errichtet wurde, also lange ehe man nur gegründete Hoffnung der Hülfe hatte, wurden schon die Reihen der ältern Streiter Christi gelichtet, und Burchell hatte über den Tod des ältesten derselben, des Herrn Coultart, zu trauern. Auch mußte er im Interesse der Neger zu Lucca auf seinen Mitarbeiter Oughton verzichten und allein der wachsenden Aufgabe gegenüber bleiben. Achttausend Seelen lagen ihm auf dem Herzen, und eine Masse von Arbeiten aller Art drohte ihn zu erdrücken; daher sich die Committee nicht wundern konnte, von ihm die dringendsten Hülferufe zu empfangen. Es drückte ihn zugleich eine durch die neuen Bauten entstandene Schuldenlast, von der er nöthig fand in einem Briefe zu versichern, daß sie nicht durch zu große Verschwendung für sich selbst entstanden sey, indem er „seit zwei „Jahren nicht im Stande gewesen sey, sich ein neues Klei„dungsstück zu kaufen, und auch für die nächsten zwei Jahre „dazu keine Aussicht habe."

Die einzige und selige Tröstung in diesen Nöthen war das Voranschreiten des Werkes, um dessen willen er sie trug. Er taufte gegen Ende des Jahres 1837 wieder 24 Neger in Shortwood und bald hernach 60 in der Stadt. In all seinen Kirchen mußten Hunderte draußen unter der heißen Sonne stehen. Die Schulen wuchsen zu Schaaren

an, und jedes Kind kostete ihn durchschnittlich eine Guinee (12 Gulden) jährlich, was er alles selbst aufzubringen hatte. Ist es ein Wunder, daß er zuletzt, nach Aufwendung seines ganzen eigenen Vermögens, noch wohl 18,000 Gulden zu decken hatte? Er sagte es seiner Gemeinde und lud sie ein, für die Abtragung der Kirchenbauschuld etwas zu thun, indem er ihnen die Nothwendigkeit darlegte, noch vor Ende des Jahres 3000 Gulden zurück zu bezahlen, und ihre Zustimmung durch Aufheben der rechten Hand kund zu geben. Es war ergreifend anzusehen, wie Alle, nicht Einer ausgenommen, beide Hände emporhoben, und einige Augenblicke hernach lautes Schluchzen durch die Kirche ging. Einige sagten: „Massa, wir versuchen." — „Massa, nicht in Un„ruhe seyn." — „Massa, nicht Ihr für uns Freund? und „wir lassen in Unruhe Massa; nein, Massa, seyd gutes „Muths u. s. w." In zehn Tagen hatte er schon mehr als ein Drittheil der Summe und sagte: „Wenn diese „Lehrlingsschaft nicht wäre, unsre ganze Schuld wäre am „1. August bezahlt."

Diese Einrichtung erwies sich immer mehr als ein Mittel, die Sclaverei nur mit verändertem Namen zu erhalten. Die Christen mußten ein Beispiel geben, und Burchell, wie seine Mitarbeiter, drang darauf, daß die europäischen Baptisten allen weitern Ansprüchen an ihre Lehrlinge entsagten und ihre Sclaven völlig frei gaben. Es geschah zur Herzensfreude unsers Missionars. — Auch sein Mitgefangener, Herr Gardner, sank ins Grab, ehe er die volle Freiheit der Neger gesehen. Herr Burchell war von ihm zum Leichenredner, wie zum Vollstrecker seines letzten Willens erwählt worden.

Vier Jahre waren inzwischen verflossen, seit die halbe Maaßregel des Lehrlingswesens getroffen worden war, und selbst die schlimmsten Erwartungen von seiner Wirkung hatten sich erfüllt. Man hatte alle Interessen zu vereinigen gedacht, und hatte nur dem der Pflanzer gedient, während das der Neger zu Boden getreten blieb, und man die *Gerechtigkeit* und Redlichkeit nur der mächtigen an dem Scla-

verwesen haftenden Partei opferte. Thatsachen häuften sich auf Thatsachen, die allen Missionaren die Ueberzeugung aufdrängten, daß es nicht das Grab, sondern der Schutz der Sclaverei sey. Burchell stand unter denen nicht zurück, welche den entschiedenen Freunden der Negerfreiheit Waffen in die Hände lieferten. „Meine feste Ueberzeugung," sagt er, „ist, „daß entweder im Jahr 1838 der Lehrlingsschaft ein Ende „gemacht, oder ein allgemeiner Aufstand erwartet werden „muß. Sie ist fast noch schlimmer, als der alte Zustand. „Die Uebelstände, deren ich nur einige nenne, sind, daß man „den Negern nicht selten die festgesetzte Nahrung, ihren „Kindern ärztliche Hülfe versagt, den Müttern die Zeit ver„weigert, um ihre hülflosen Kleinen zu pflegen; und wenn „sie, von Naturtrieb gezwungen, doch eine Viertelstunde, oder „auch eine ganze Stunde von der Arbeit wegbleiben, auf „zwei bis sechs Tage in die Tretmühle oder ins Zuchthaus „schickt, die sie dann wieder in ihrer freien Zeit dem Pflan„zer ersetzen müssen, ungeachtet sie blos ihre Mutterpflicht „gethan haben; daß man die Lehrlinge zwingt, 5 Tage lang „je 8 Stunden, statt 4½ Tage je 9 Stunden zu arbeiten, „wodurch sie den ganzen Freitag für ihre eigene Arbeit ver„lieren. Ueberdies werden auf den meisten Pflanzungen aus „jenen acht täglichen Stunden neun oder zehn. Die besol„deten Behörden sind größtentheils die täglichen Gesellschaf„ter der Pflanzer oder Verwalter, und von ihnen haben die „Schwarzen kein Recht zu erwarten. Gewöhnlich können „sie kein Wort zu ihrer Vertheidigung vorbringen, indem „die meisten Fälle im Voraus und vor dem öffentlichen „Scheingericht zwischen dem Beamten und dem Pflanzer ab„gemacht werden. Einige Richter zwar sind streng gerecht „und unabhängig, aber sie werden auch auf jede mögliche „Weise gequält. Andere haben guten Willen, aber den „Muth nicht, dem rohen Widerstand der Colonisten die „Stirne zu bieten. Die meisten aber mißbrauchen ihre Ge„walt ohne Scheu, sind freiwillige Sclaventreiber und die„nen unbedingt dem Belieben der Pflanzer. Eine der grau„samsten und ungerechtesten Strafen, die täglich zunimmt,

„ist die, daß man dem Lehrling seine freien Tage abzieht.
„Und zwar wird sie von den Aufsehern schon verhängt,
„wenn nach ihrer Ansicht der Neger nur nicht genug Ar-
„beit zu Stande bringt, auch wenn er seine ganze Arbeits-
„zeit einhält. Und dafür muß dann der Arme von 2 Uhr
„bis 6 Uhr an seinen freien Tagen dem Herrn arbeiten.
„Ja wenn nur einige der Abtheilungen auf der Pflanzung
„ihr aufgegebenes Arbeitsmaaß nicht leisten, so müssen alle
„Neger es mit nachholen. Es fehlen vielleicht Einige, oder
„sind träge; dafür büßen Alle, besonders in der Erntezeit,
„da die Neger ihre Aecker anpflanzen sollen, und wenn sie
„dies nicht können, im nächsten Jahre mit ihrer Familie
„nichts zu essen haben."

Im Angesichte dieser Mißbräuche eines Systems, das die Neger erst befähigen sollte, die Freiheit zu ertragen, bei dessen Einführung aber man auf die Ueberredungskraft der 240 Millionen Gulden, die man an die Colonisten bezahlt hatte, und auf die menschliche Billigkeit der Sclavenhalter zu sehr gerechnet hatte, mit der Wahrnehmung, daß die Böswilligen unter dieser Menschenclasse alles Mögliche thaten, um die Neger zu einem Aufstandsversuche zu reizen und dann sagen zu können, schon die Hoffnung der Freiheit bringe so verderbliche Wirkung hervor, daß Einzelne sogar schon Kugeln gossen und ihre Lust aussprachen, „wieder einmal eine Negerjagd zu haben", im Gedenken an die furchtbare Metzelei, die einem Ausbruch von beiden Seiten folgen müßte, an die Vernichtung der Mission, die Ermordung der Missionare, die dabei unfehlbar zu erwarten war, mußten die Boten des Friedens wohl thun, was sie thaten, nämlich einen Schritt für alsbaldige gänzliche Befreiung. Sie wandten sich mit einer Bittschrift an das brittische Parlament und riefen alle ihre Freunde zur Unterstützung derselben auf. Herr Philipps sagt über diesen Gegenstand:
„In der kurzen Zeit von zwei Jahren erhielten 60,000 Lehr-
„linge zusammen 250,000 Geißelhiebe, 50,000 Tretmühle-
„Strafen, Ketten und andere Marter, so daß die Summe
„ihrer Leiden vermehrt und nicht vermindert wurde. Die

„Unzufriedenheit und Erbitterung war auch so groß, daß „nur die äußersten Bemühungen des Gouverneurs, der „Missionare und einiger rechtschaffener Specialrichter, den „Ausbruch eines offenen, allgemeinen Aufstandes verhüte„ten.“ Die Schrift der beiden Quäker Sturge und Harvey, welche diese Mittheilungen bestätigte, wozu auch noch das amtliche Zeugniß des Gouverneurs kam, brachte in England neue Bewegung hervor. Diesmal traten aber die alten Führer der Sclavereifeinde nicht an die Spitze; denn sie selbst waren noch nicht weit genug vorgerückt, um den Schaden für verzweifelt böse zu halten. Herr Sturge nahm jetzt Burtons Stelle ein, und keine Hinweisung auf politische Klugheitsgründe, keine Scheu vor irgend einer politischen Partei vermochte diesen Mann von der Verfolgung seines Zieles abzulenken.

Im Anfang des Jahres 1838 hielten die entschiedenen Freunde der Befreiung eine General-Versammlung in London, und hier wurde ein neuer Sturm auf das Ministerium durch zahllose Deputationen beschlossen, die nun auch wirklich mit einer von einer Million Männer unterzeichneten Bittschrift anrückten und es dahin brachten, daß gegen alle Erwartung der Vorsichtigen am 23. Mai das Parlament die gänzliche Freilassung beschloß.

Den Vortag des ersten August, der 800,000 Schwarzen die volle und unbeschränkte Freiheit geben sollte, waren die Städte und Missionsstationen in Jamaica gedrängt voll von Negern. Bis nach Mitternacht beteten und sangen sie in den Kirchen, und mit dem Glockenschlage zwölf begrüßten sie mit Jubelruf den herrlichsten Tag ihres Lebens. Andere durchzogen jauchzend die Straßen und sangen weltliche oder geistliche Lieder, Jeden mit dem Rufe begrüßend: „Freiheit ist da! wir sind frei, wir sind frei! unsre Weiber „und Kinder sind frei!“ Als die Sonne am hellen Himmel der Antillen aufging, da schlugen viele Tausende von Herzen in Entzücken, und man kann sich denken, wie an diesem Tage selbst der mindest beredte Missionar vor der gewaltigen Zuhörermenge in Jubeltönen des Dankes sein Herz ausgoß. In Montego-Bay erschollen die Kirchen-

glocken um Mitternacht als Grabgeläute der Sclaverei. Gottesdienst reihte sich an Gottesdienst, und den ganzen Tag erschollen die Preisgesänge der Befreiten. Es war mehr als Burchell tragen konnte; ein Fieber ergriff ihn an diesem ersehntesten Tage seines Lebens. Er konnte jetzt sagen: „HErr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren, „denn meine Augen haben Dein Heil gesehen.“ Aber bald konnte er wieder sich erheben und Zeuge von dem neuen Wohl der Gemeinde Christi seyn.

Siebenter Abschnitt.

Die Härte der Pflanzer in der Lohnfrage. — Das Benehmen der freien Neger gegen Verläumdung. — Der Wohlstand Jamaica's. — Gurney's Besuch bei Burchell. — Sein Zeugniß. — Predigerbildung. — Jubeltag. — Taufe seiner Tochter. — Rückzug von Montego-Bay. — Erdbeben. — Geldnoth. — Seuche. — Rückblick auf die Stationen. — Knibb's Tod. - Burchell dem Tode nahe. — Heimreise. — Brief an die Gemeinden. — Besserung. — Neues Erkranken und Tod. — Philippo's und Candler's Charakterschilderung.

Burchell hatte die Absicht gehabt, in der ersten Woche der Freiheit täglich einen Gottesdienst zu halten. Seine Erkrankung hinderte ihn, aber ein Freund trat an seine Stelle, und er selbst ließ es sich nicht nehmen, am Schlusse der ersten dieser Zusammenkünfte ein Wort liebender Ermahnung zu seinen schwarzen Kindern zu reden, welches dahin ging, sie um ruhiges Fortarbeiten, wo möglich auf ihren bisherigen Pflanzungen, und zwar alsogleich, zu bitten, ungeachtet noch gar kein Vertrag mit den Pflanzern über die Bedingungen bestand. Tausende machten sich sogleich wieder an die gewohnte Arbeit und arbeiteten fort, bis die Verwalter selbst sie daran hinderten, um erst Lohnverträge zu schließen. In jenen Tagen wurde es auf der ganzen Insel klar, was die religiösen Grundsätze vermochten, die sie *von den Missionaren* empfangen hatten, und die sie nun

befähigten, alles Vergangene zu vergessen und mit Treue und Fleiß ihren harten Herren fortzudienen. Wie gut wäre alles gegangen, hätten die christlichen Grundbesitzer, denen doch 240 Millionen für ihre Sclaven bezahlt worden waren, auch nur ein geringes Maaß dieses Sinnes gehabt. Aber jetzt sah man, wie diese verhärteten Menschen nicht den einfachsten Sinn für Recht und Billigkeit besaßen. Sie dachten nur an sich und ihren eigenen Vortheil; die Neger waren in ihren Augen nach wie vor nur Thiere, gegen die sie keine menschliche Verpflichtung kannten. Es gab edle Ausnahmen, aber sie waren selten genug. Ohne die Aufmerksamkeit der Missionare auf das Wohl ihrer Pflegebefohlenen wäre die Negerfreiheit auch so noch nur ein Schein, ja ein Hohn gewesen. Burchell sagt hierüber in einem Briefe an Sturge: „Sie wissen, daß vor der Freierklärung ein „Sclavenbesitzer, der eine Rotte guter Arbeiter ausmiethete, „für den Mann täglich anderthalb Schillinge (54 Kreuzer) „Taglohn bezog. Eben so viel erhielt der Lehrling, wenn „er einmal an seinem Feiertage für die Pflanzung arbeitete. „Wenn ein Lehrling den Rest der Lehrlingszeit abkaufte, so „versicherte sein Herr jedesmal eidlich, daß seine Arbeit täg„lich diesen Geldwerth habe, und darnach wurde die Los„kaufssumme bestimmt. Nach dem ersten August aber „erklärten die Pflanzer, es wäre ihr sicherer Untergang, „wenn sie mehr als 23 Kreuzer täglich für den besten, 18 „Kreuzer für den minder guten, und 14 Kreuzer für den „geringen Arbeiter an Taglohn bezahlen müßten, ungeachtet „sie jetzt auch noch die kostspielige Aufseherschaft los gewor„den sind. Es ist hiefür ein anderer Grund gar nicht ab„zusehen, als daß jetzt der Neger das Geld erhielt, und nicht „mehr der Sclavenherr. Die Leute wiesen mit Verachtung „den elenden Lohn zurück, vermittelst dessen man sie in „dauernder Knechtschaft erhalten wollte. Das gab große „Verwirrung. Die Neger waren höchst unzufrieden, die „Herren ganz wüthend über die Anmaßung der Schwar„zen, daß sie für sich selbst denken und handeln wollten. „Aber an diesen selbst konnten sie ihren Grimm nicht mehr

„auslassen, daher fiel er auf etliche Baptisten-Missionare, „Beamte und andere Negerfreunde. Die Zeitungen sind „wieder so giftig gegen uns, als sie je in der schlimmsten „Zeit waren." Herr Burchell meinte in einem heiteren Briefe, die Pflanzer bedürfen nun auch einer Lehrlingszeit, um den Segen der Freiheit schätzen zu lernen, und er wolle sich freuen, wenn sie dieselbe so gut erstehen und in vier Jahren eben so viel lernen, wie ihre schwarzen Brüder. Als im Jahr 1839 die Baptisten-Missionare wieder die Zahl derer überblickten, welche sich zu ihrer Predigt hielten, so fanden sie, daß dieselbe jetzt im Ganzen auf der Insel 21,337 Seelen in der Gemeinde und fast eben so viele, nämlich 20,919 außerhalb derselben umfaßte. Die Wochenschulen zählten 5990 Schüler, die Sonntagsschulen 10,127, wovon nicht weniger als 5214 erst im letzten Jahre hinzu gekommen waren, was mit den 1942 kirchlich geschlossenen Ehen am schönsten als eine Erstlingsfrucht der Freiheit dem Beschauer entgegen glänzte. Solche Beweise waren aber auch nöthig, wenn die Pflanzer mit der ernstesten Miene von der Welt den nahen Untergang der Insel und ihres Wohlstandes weissagten, und der Regierung in England die schwärzesten Gemälde von dem Thun und den Absichten der Missionare zuschickten. Eine Versammlung christlicher Neger trat zu Montego-Bay zusammen und gab an den Gouverneur eine Erklärung des Inhalts ab, daß sie mit Treue, Ehrfurcht und Liebe ihrer Königin, der Regierung und den Gesetzen zugethan seyen, es aber für feig und schmählich halten, wenn diejenigen, welche ihre Leiber nicht länger zerfleischen dürfen, nun meuchlerisch über ihren Charakter herfallen; daß es ihnen nicht von ferne einfalle, wie man sie dessen beschuldigt, die Häuser und Felder, die ihnen zum Gebrauch überlassen worden, für ihr bleibendes Eigenthum zu halten; daß man ihnen vielmehr ihre Eigenschaft als Miethleute durch harte Ausweisung und übermäßige Miethforderungen an jede einzelne Person (Mann, Weib und Kind), ja durch die Zumuthung, wenn sie wegen Krankheit nicht arbeiten können, noch weitere Miethe zu zahlen,

nur allzu deutlich zu erkennen gegeben habe. Statt zu trotzen haben sie diese hohe Miethe bezahlt und dabei noch unter dem billigen und üblichen Taglohn gearbeitet. Die Häuser seyen überdies von ihnen selbst oder auf ihre Kosten gebaut, und oft so abscheulich schlecht, daß sie nicht zur Menschenwohnung taugen.

Ein nicht geringer Verlust für die Neger und die Mission auf Jamaica, der auch Herrn Burchell persönlich sehr nahe ging, war der Abschied des vortrefflichen Gouverneurs Sir Lionel Smith, dessen Name durch die an ihm haftende Erinnerung der Negerbefreiung dort stets in dankbarem Gedächtnisse bleiben wird. Sein amtlicher Bericht an die Regierung in England, der dem Parlamente vorgelegt wurde, schlug am kräftigsten die Lügen der Ankläger nieder. Er sagte darin unter Anderm: „Die Abschaffung des Lehrlings-„wesens hat mit erstaunlicher Schnelligkeit all die Elemente „des Wohlstands entwickelt, und zwar in einem jede Erwar-„tung übertreffenden Grade, den staatsmännische Weisheit „von dieser Maßregel voraussah. Dies beweist die Menge „von Capitalien, die seitdem auf der Insel angelegt wur-„den; der Ankauf von Land in viel höhern Preisen durch „hier Ansäßige; die vielen und schönern Neubauten für ge-„sellige und Handelszwecke; die Errichtung und Erweiterung „von Kirchen; der bessere Ackerbau; die größere Sorgfalt „in Einfriedigung und Abtheilung der Felder; die Verthei-„lung des Wohlstandes unter die arbeitende Classe, wodurch „ihr Aussehen, ihre Kleidung, ihre geselligen Gewohnheiten „und die Sittlichkeit überhaupt sich sehr verbessert haben." — Dies war ein unwiderlegliches Ergebniß der Verkündigung des Evangeliums in der Gesittung vieler Tausende. Es wird Niemanden wundern, wenn unter allen Arbeiten, Mühen, Sorgen, Kämpfen, Siegen und Freuden, die wir bisher berichtet haben, Burchells leibliche Kraft allmählich zusammensank. Gegen Ende des Jahres 1839 befiel ihn wieder eines der hartnäckigen Klimafieber, die, wie die Schlangen jener heißen Länder, oft eingeschlafen und todt scheinen, und dann plötzlich wieder mit neuer Heftigkeit den

eben wieder Feststehenden überfallen. Seine beste Arznei war der Segen Gottes in seiner Gemeinde, die auf 3000 regelmäßige Glieder heranwuchs, und die Freude solcher Besuche, wie ihm im Frühjahr 1840 einer von dem edeln Quäker J. J. Gurney, dem berühmten Bruder der noch berühmteren Elisabeth Fry (Frey), und seinem Begleiter, John Candler, zu Theil wurde. Der Erstere schreibt in seinem diese westindische Reise schildernden Buche: „Am 15. „März verließen wir Montego-Bay, wo wir zu 3000 auf„merksamen Negern in der Kirche gesprochen hatten, um den „abwesenden Freund Thomas Burchell zu Mount Carey „aufzusuchen. Nur 3½ Stunden Weges führten uns zu „seinem Landhause. Wir kamen Morgens an, er selbst aber „traf uns da, indem er schon von einer andern seiner Sta„tionen zurückkehrte. Wir waren durch ein fruchtbares Thal „und dann einen Berg hinauf gefahren, der eine schöne „Meeresansicht darbot und die Stadt und den Hafen von „Montego-Bay mit den Schiffen, die grünen Inseln und die „fernen Berge überblicken ließ, Alles ein lebendiges Zeug„niß von der Herrlichkeit der Natur und dem Reichthum „des Landes. Zwei Tage blieben wir da in angenehmer „Ruhe unter seinem friedlichen Dache. Er ist ein gebildeter „Mann und ein wahrer Christ, voll Bescheidenheit, Red„lichkeit und Talent. Seine Geschichte ist ein redendes Zeug„niß für das Gotteswort: „Wer mich ehret, den will ich „wieder ehren.“ Vormals wurde er beschimpft, verfolgt „und eingekerkert. Jetzt arbeitet er zwar angestrengt in sei„nem Missionsberufe fort, lebt aber hier auf dem schönen „Landsitze (der übrigens, was Gurney übergeht, auch das „Krankenhaus der ganzen Mission war, wo mancher Mis„sionar sich wieder kräftigte und einige zur ewigen Ruhe „eingingen), und übt über viele Tausende des Landvolks ei„nen Einfluß, wie ihn weit umher sonst Niemand hat. „Wir gingen mehrere Tage aufs Vertrauteste mit ihm und „den Seinigen um und fanden nicht die leiseste Spur einer „Neigung, seine große Gewalt über die Gemüther der Ne„ger irgendwie politisch zu mißbrauchen; ja wir können aus

„eigener Wahrnehmung versichern, daß er, der entschiedene „Freund der Arbeiter, mit wahrem Herzensanliegen das „wahre Beste der Pflanzer sucht."

Das Jahr 1840 war für Burchell auch in der Hinsicht ein neuer Anfang, daß er hinfort auf jeden Gehalt von der Missionsgesellschaft verzichtete und nur von den Gaben seiner treuen Gemeindegenossen lebte. Diese thaten aber auch das Mögliche, indem sie alle Bauschulden nach und nach abtrugen und immer neue Gotteshäuser aufrichteten. Wie freudig hätten Neger und Missionare alle Lasten getragen, wäre nicht die Gesetzgebung wieder in so mancher Hinsicht störend in den Weg getreten. Seine Briefe aus dieser Zeit sind meist sehr kurz, weil Krankheit ihn fortdauernd hinderte und er nicht gern von den Dingen schrieb, die so viel traurige Schatten in das freundliche Bild eines freien Volkes warfen, wie es in der Seele seiner Freunde in England lebte. Er gedenkt nur mit kurzen Worten des schönen Gedeihens seiner Gemeinde. Aber auch in diesem leiblich geschwächten Zustand war er noch voll Hoffnung und muthiger Plane. Er beschloß, einige Negerjünglinge zu sich zu nehmen und sie zu seinen Arbeitsgehülfen heranzubilden; er dachte im Zusammenhange damit an innere Mission in Jamaica, ja selbst an Sendung bekehrter Neger nach Africa als Boten Christi. Kurz nachdem er von diesem Plane Laut gegeben, war er schon mitten in der Arbeit an vier fähigen jungen Männern. Aber er konnte nicht warten, bis sie reif waren, ohne sich nach europäischer Hülfe umzusehen. Aufs Dringendste bat er um solche in seinen Briefen vom Jahr 1841, das durch den Tod und die Krankheit vieler seiner Mitarbeiter und durch einen traurigen Streit mit den Sendboten der Londoner Missionsgesellschaft eine traurige Auszeichnung bekam. Der Streit bewegte sich wieder um die Zeddel und überhaupt die Art, wie die Baptisten neue Mitglieder in die Gemeinde aufnehmen.

Desto froher begrüßte er das Jahr 1842, in welchem die Baptisten-Mission in allen Erdtheilen ihr fünfzigjähriges Bestehen feierte. Unter einem Zulauf von Tausenden feier-

ten die Missionare im Westen Jamaica's den Jubeltag zu Kettering, einem neuen Negerdorfe, das Knibb gegründet und nach dem Geburtsorte der englischen Baptisten-Mission, der zugleich sein eigener war, benannt hatte. Burchell hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede, die seine gewohnte Kraft des Geistes und Gemüths beurkundete, während er leiblich immer mehr dahinsank.

Am Neujahr 1843 durfte Burchell die seinem Herzen festlichste Taufhandlung vollziehen, indem er mit 70 Negern seine eigene geliebte Tochter taufte. Es war ein Jubel unter den Negern, theils über diese innige Gemeinschaft mit ihnen, theils über das Glück des frohen Vaters. Dies war aber auch seine letzte ähnliche Handlung. Es waren neue Sendboten auf der Insel gelandet, und Burchell durfte nun nach achtzehnjährigem heißem Kampfe sich wohl erlauben, einen Theil seiner Last auf jüngere Schultern zu legen. Montego-Bay mit den Nebenstellen Watford-Hill und Tottenham wurde sofort das Arbeitsfeld seines jüngern Freundes Missionar Cornhill. Es war eine schmerzliche Trennung von der Heimath seiner ersten, erfolgreichsten, leidensvollsten Arbeiten, die er sich auferlegte. Aber er sah es als seine Pflicht an, keine Aufgabe zu behalten, der er sich nicht ferner gewachsen fühlte.

Das moralische Erdbeben hatte er auf seiner geliebten Insel glücklich durchlebt. Ein physisches aber hatte er noch nicht in seinen Schrecken erfahren. Wohl aber erschütterte ein solches in dem eben genannten Jahre mehrere der Antillen auf eine zum Theil furchtbare Weise. Burchell versammelte seine Gemeinde zum Dankgebet für die gnädige Verschonung ihrer Wohnungen. Er predigte dabei über Amos 4, 9: „Schicke dich, o Israel, und begegne deinem „Gott." Zweitausend andächtige Zuhörer umgaben die überfüllte Kirche. Einige Monate später ward Antigua von einem Erdbeben in so gewaltiger Weise geschüttelt, daß viele Privat- und öffentliche Gebäude, darunter auch mehrere Kirchen, zusammenstürzten. Als diese Unglücksbotschaft Jamaica erreichte, las Burchell einen Bericht davon eines

Abends seiner Familie vor. In derselben Nacht, Morgens um zwei Uhr, wurden sie aber durch einen Stoß geweckt, der ihnen dasselbe Schicksal drohte, um dessen Willen sie kaum ihre Mitmenschen beklagt hatten. Sogleich rief Burchell seine Hausgenossen in sein Arbeitszimmer zusammen, wo sie mit einander beteten und mit klopfendem Herzen den Willen Gottes über sich erwarteten. Aber der Morgen brach an und kein neuer Erdstoß folgte. Als sie sich nachher in der Kirche mit Andern zusammenfanden, um Gott für ihre Rettung zu danken, da fanden sie eine der Wände von oben bis unten gespalten. Sie machten eine beträchtliche Sammlung von Beiträgen für die Leidenden auf Antigua, besonders von der wesleyanischen Mission. Von anderer Seite her trat ihnen selbst die Noth bald näher. Die reichen Plantagenbesitzer hatten ihre von der Regierung empfangenen Entschädigungsgelder weit nicht alle auf der Insel angelegt; andere Ursachen verminderten den Zuckerbau; und so kam es, daß viele Neger ihre Arbeit verloren. Ueberdies wurden die freien Bauern hoch besteuert; und so kam es, daß die Mittel zum Unterhalte der Schulen ins Stocken geriethen. Burchell hatte für die Deckung des Ausfalls zu sorgen. Eine Ruhrseuche wüthete zu gleicher Zeit unter der schwarzen Bevölkerung, und die Gemeinde zu Mount Carey verlor allein 150 Glieder durch den Tod. Er selbst ward von der Seuche ergriffen, aber bald wieder hergestellt. Neue Angriffe, abermals von Missionaren gegen ihn, gaben ihm Gelegenheit, verzeihende Liebe zu üben, was er auch mit vollem Herzen that. Andere aber nahmen sich seiner vertheidigend an. Der ersten Seuche folgte eine zweite (Scharlach), und dieser die Landplage der Dürre, so daß die von der Gemeinde zu leistenden Zahlungen immer weiter sanken und Burchell weder seine Schuld, noch ihre Zinsen, ja auch nicht einmal mehr den eigenen Lebensunterhalt zu decken vermochte. Unter diesen Leiden und manchen unbekannten, aber auch unter mancherlei Arbeiten und göttlichen Hülfen gingen die nächsten Jahre hin. Füllen wir die in unseren Nachrichten aus dieser Zeit klaffende Lücke mit einigen Mit-

theilungen über den Erfolg seiner nun zwei und zwanzigjährigen Arbeit aus, die seine eigene Feder gab: „Als ich „hier landete, da gab es auf 50 Stunden Ferne von Mon„tego=Bay keine Station unserer Gemeinschaft. Blicken Sie „jetzt auf die Glieder, welche die Kette der westlichen Union „bilden. Von ihnen sind Montego=Bay, Salters „Hill, Shortwood, Gurney's Mount, Mount „Carey und Bethel Hill Früchte meiner eigenen Ar„beit. Falmouth, Rio Bueno, Savanna=la„Mar, Fullersfield entstanden aus Bruder Mann's „und meinem gemeinsamen Wirken. Lucca fing ich an „und Bruder Hudson setzte die Station fort. Zu Flet„chers Grove arbeitete ich seit Februar 1835. Es waren „zuerst nur 300 Seelen, die sich da um mich sammelten; sie „wuchsen zu 12—1500. Noch ehe ich im August 1836 „den Ort aufgab, war eine Gemeinde von 300 Gliedern „da." Auch Watford Hill gehört noch zu den von Burchell allein und Stewart Town zu den mit Miss. Mann gestifteten Stationen. Von den Schulen auf den meisten dieser Plätze gar nicht besonders zu reden.

Wir sind nun an dem Puncte seiner irdischen Wallfahrt angelangt, wo die Schatten dunkler wurden und sich näher zu ihm herandrängten. Sie war glücklich und für den heißen Himmelsstrich Westindiens lang gewesen. Jetzt aber ging es dem Ende zu. — Als er im November 1845 nach Kettering kam, um an einer Missionsberathung Theil zu nehmen, fand er seinen ausgezeichneten Mitarbeiter William Knibb * todtkrank. Er blieb an seinem Bette, bis er die Augen für diese Erde schloß. Dieser Anblick, die Leichenrede, die er dem geliebten Freunde hielt, die Geschäfte für dessen Hinterbliebene, alles dies machte so tiefen Eindruck auf den gealterten Streiter, daß ihn von da an das Fieber fast nicht mehr verließ. Er sank aufs Krankenlager und der Arzt gab sein Leben verloren. Als ihm dies auf

* Ueber diesen s. Hoffmann Missionsstunden. Neue Sammlung. Stuttgart, 1851. S. 26—89.

sein Verlangen die treue Gattin gestand, erwiederte er: „Gut, ich bin in den Willen meines himmlischen Vaters „auf Leben und Sterben gefaßt. Bald werde ich bei Bru„der Knibb seyn. Wir haben auf Erden zusammengehalten, „und unsre Trennung ist kurz. Ich hoffe, wir werden die „Ewigkeit mit einander im Himmel zubringen. Doch fühle „ich mich nicht sehr schwach. Laßt die Diakonen kommen „(diese hatten sich seit mehreren Tagen nicht mehr entfernt); „schickt nach Esthranna (seine Tochter, die auf Besuch in „der Nachbarschaft war), nach Bruder Dendy und Abbott „und nach andern Freunden, die ihr haben wollt." Der Arzt gestattete ungern die Unterredung mit den Diakonen. Aber welch eine Scene! sie umringten sein Bette; seine Gattin stützte sein Haupt, und er sprach aufs Ergreifendste zu ihnen, er sehe dem Tode nun ins Auge und hoffe für den Uebergang bereit zu seyn; er verlasse sich einzig auf Christi Erlösen. Er wies sie zu ihrem gekreuzigten Heilande und ermahnte sie, auf dem Wege der Gottseligkeit auszuharren und ihrem Amte treu zu seyn, und fügte bei: er hoffe, ihr Blut werde nicht von seinen Händen gefordert werden, da er sich bemüht habe, ihnen Treue zu erweisen. Einer der Diakonen war so überwältigt von Schmerz, daß man ihn wegführen mußte. Der Leidende aber fuhr noch eine ganze Stunde fort, zu den Uebrigen zu sprechen. Als die Missionare kamen, ordnete er mit fester Klarheit seine irdischen Angelegenheiten. Endlich kam auch die geliebte Tochter. Es war ihm ein Anliegen gewesen, sie noch einmal zu sehen; und als er sie gesehen hatte, wurde er ganz ruhig und wartete nur noch auf die Stunde seines Abrufs.

Aber diese Stunde kam noch nicht. Trotzdem, daß seine Krankheit die schlimmste Form des gelben Fiebers war, und zwar ein Faulfieber, erholte er sich nach und nach, was die Aerzte und alle Freunde wie ein Wunder betrachteten, und nur aus seiner sanften Gemüthsruhe einigermaßen erklären konnten. Die Aerzte empfahlen aufs Dringendste, als er wieder einigermaßen erstarkt war, eine Reise nach England. Er selbst konnte sich zur Trennung von seinen Gemeinden

erst dann entschließen, als seine Frau erklärt hatte, bei diesen bleiben zu wollen. Am 15. Febr. 1846 nahm er Abschied von seinen geistlichen Kindern mit dem Genusse des heiligen Abendmahls auf baldiges Wiedersehen. Die einsame Reise wurde sehr durch neue Krankheitsleiden erschwert. Aber endlich war das Ziel erreicht, nachdem immer neues Blutauswerfen seinen bedenklichen Zustand hinreichend ihm beurkundet hatte. Niemand auf dem Schiffe hatte geglaubt, daß er lebend das Land erreichen werde. Im Hause eines Freundes zu London mußte er sogleich wieder ärztlichen Händen übergeben werden. Das Heimweh nach Jamaica, nach seinen Lieben, sprach sich in jedem der kurzen Briefe aus, die er in der Krankheit schrieb. Noch einmal nahm er seine ganze Kraft zusammen und schrieb an seine Gemeinde folgenden Brief:

„An die Diakonen und Mitglieder der Gemeinden zu Mount
„Carey, Shortwood, Bethel Town und Watford Hill.

„Geliebteste Brüder und Schwestern in Christo!

„Gnade sey mit Euch und Friede von Gott, dem Vater, und unserm HErrn Jesu Christo! — Obgleich leiblich in großer Ferne, bin ich doch im Geiste bei Euch, besonders heute, am Tage des HErrn. Viel und heiß flehe ich für Euch zu Gott, daß Er Euch mit Seinem Segen kröne, und daß Ihr Seine Gegenwart fühlet, wenn Ihr zu Gebet und gemeinsamer Erbauung zusammenkommet, wie dies wohl gerade in dieser Stunde geschehen wird. Wie gerne möchte ich bei Euch seyn, und wie freue ich mich auf den Tag meiner Einschiffung zu Euch. Ihr seyd Alle meinem Herzen nahe und lieb, und Euer Wohl liegt mir sehr auf dem Gemüth. Ich bete unablässig um Eure Seligkeit."

„Seit ich Euch verließ, ging mein Weg nicht nur über die Wasser der großen Tiefe, sondern auch durch die tiefen Wasser des Leidens. Aber der HErr hat mich nicht verlassen. Er war mit mir nach Seiner Verheißung und hat mich bis heute erhalten als ein Denkmal Seiner Erbarmung. O, daß Er mir Gnade gebe, Ihn zu lieben und zu loben, Ihm zu dienen! Auf meiner Seereise war ich

„sehr krank, und Niemand auf dem Schiffe glaubte, ich würde „ihr Ende erleben. Am Tage nach meiner Ankunft hier „mußte ich mich legen und den Arzt kommen lassen. Auch „da dachte Niemand an mein Aufkommen. Erst seit zwei „Tagen kann ich das Bett wieder verlassen, aber ins Zim= „mer bin ich noch immer gesprochen. Aber es geht mir „langsam besser. Ich hoffe, meine Genesung wird dann „desto gründlicher und dauerhafter seyn. Ich habe die sorg= „samste und geschickteste Hülfe von frommen Aerzten, die „thun, was sie vermögen.

„Und nun, meine Brüder, lasset Euch ermahnen, oft „und herzlich zu beten. Ihr habt jeglichen Grund zum Aus= „harren. Gott hat Euch erhört, ja Euch geantwortet. Be= „tet für mich. Euer Gebet ist mir viel werth. Betet für „Euch selbst und für einander, und ich will für Euch beten, „daß Ihr bei dem HErrn bleibet und Seiner Euch freuet. „Betet für Zion, denn es soll denen wohlgehen, die sie lie= „ben. Suchet ihr Wohlergehen so gut Ihr könnet und hal= „tet dabei Euer Leben nicht werth. Seyd freundlich gegen „einander und lasset brüderliche Liebe unter Euch wohnen. „Suchet Frieden und jaget ihm nach; traget einander; ver= „gebet einander in Liebe um Christi willen. Hütet Euch „vor dem großen Seelenfeind, daß er sich nicht einschleicht „und Neid und Streit unter Euch stiftet. Wachet und be= „tet, meine liebsten Brüder, daß ihr nicht in Anfechtung „fallet. Lasset Ihr dem Widersacher der Seelen Eingang „bei Euch, so wird Gott verunehret; Eure eigenen Seelen „werden von seinen Pfeilen durchbohrt; die Gemeinde wird „voll unordentlichen Wesens; Friede, Liebe und Seelenglück „fliehen. Die Jungen sollen für das Wohl der Alten sor= „gen und sie nicht verachten. Die Starken sollen der Schwa= „chen gedenken und sie nicht versäumen. Die Glücklichen „sollen mit denen, die in Anfechtung sind, Mitleiden haben „und sie nicht verlassen. Die Gesunden sollen auf die Kran= „ken merken und sie trösten und pflegen. Traget Einer des „Andern Last, so werdet Ihr das Gesetz Christi erfüllen.

„Ich muß schließen, liebe Freunde, und bitte nochmals „um Euer Gebet für mich. Der HErr sey mit Euch Allen. „Das wünscht und erfleht

„Euer innig treuer Freund im Evangelio des
HErrn Jesu Christi:
Thomas Burchell."

Einige Tage nach der Abfassung dieses Schreibens konnte der Kranke kleine Ausgänge machen, die er dazu benutzte, für seine liebe Heerde chirurgische Werkzeuge und Arzneien zu kaufen. Jenseits des atlantischen Meeres aber geschah in diesen Tagen etwas, das die Neger als eine böse Vorbedeutung für seine Wiederkehr als ihr Arzt ansahen. Bekanntlich muß man in Jamaica wegen der zerstörenden Insecten, die oft viel Schaden anrichten, ehe man nur merkt, daß sie im Hause sind, besonders die Bücher oft nachsehen. Dies that Frau Burchell mit ihren Leuten, und als sie die Bücher von einem bestimmten Brett nahm, fand sich, daß die Termiten (Wander-Ameisen) eines derselben fast ganz gefressen hatten. Es war gerade sein Arzneibuch, was die Neger gleich als ein Zeichen deuteten, daß er nicht wieder kommen werde, um es zu benützen.

Nach einiger Zeit konnte Herr Burchell sogar einen Ausflug aufs Land machen, und dort seine Freunde durch den heiligen Ernst und die innige Wärme, mit der er ihnen das Wort Gottes erklärte, hoch erfreuen. Nach seiner Rückkehr kam sein Bruder zu ihm, der ihn seit zwölf Jahren nicht mehr gesehen hatte und ihn fast nicht mehr erkannte. Als nach längerem Umgang dieser ihn fragte: „Lieber Bruder, du hast jetzt das Missionsleben genau kennen gelernt, „hast seine Mühen und Leiden, seine Triumphe und Freuden erlebt. Was denkst du nun im Falle deiner Genesung „vom Uebernehmen neuer Kämpfe und Mühsale? Da erhob er sich mit unbeschreiblicher Würde und antwortete mit freudestrahlendem Angesicht: „Viele Jahre lang war Christus mein Leben; ich weiß nichts Größeres, nichts Ande-

„res, für das ich leben möchte. Und ich weiß auch, was „darauf folgt: „Sterben ist mein Gewinn!“ “ — Auch die liebende und geliebte Mutter kam und erfreute sich der sichtlich zunehmenden Gesundheit des edeln Sohnes. Allein nur wenige Tage und die böse Krankheit überschlich ihn von neuem. Zunehmende Mattigkeit, Blutauswurf und endlich heftiger Fieberzustand kündigten sein baldiges Ende an. Die Freunde und Verwandten umgaben ihn; der Secretär der Baptisten-Missionsgesellschaft besuchte ihn, um noch Geschäfte zu besprechen, und betete dann, wobei Burchell durch Schluchzen und Nachsprechen der Gebete seine Theilnahme kund gab. Als das Gebet zu Ende war, bedeckte er einen Augenblick das Angesicht mit beiden Händen und sagte: „Es ist ganz „gut! ich weiß, es ist ganz gut. Ich hätte sollen — aber „nein! es ist ganz gut.“ Er dachte dabei sichtlich an Frau und Tochter in der weiten Ferne. Der Freund fragte ihn, ob das Evangelium, das er Andern gepredigt, nun seine Kraft und Christus ihm köstlich sey? „Ja“, antwortete er, „Er ist herrlich und ich kann auf Ihn trauen; ich fühle, „ich kann es.“ Auf die Bemerkung, daß es dieselbe Erbarmung sey, die den Heiland gesendet habe und die ihn auf Ihn trauen lasse, zitterte sein Mund vor tiefer Bewegung, und es wurden nur die Worte hörbar: „Er machte mich — „ich kann auf Ihn trauen.“ Am Abend sagte er noch seiner Schwägerin, mit der er am andern Tage hätte zu seinem Bruder aufs Land reisen sollen: „Sage meinem „Bruder, es sey Alles gut, ich wolle seyn wie Thon in „des Töpfers Hand im Leben oder Sterben.“ Eine liebende Freundin sprach: „Was ist es doch Herrliches für den Chri„sten, daß er mit Hiob sagen kann: Ich weiß, daß mein „Erlöser lebt!“ Da erheiterte sich sein Angesicht und er erwiederte lebhaft: „Ja, das ist herrlich; ich kann es auch „sagen!“ Eine Erinnerung bewegte ihn und er fuhr fort: „Es ist der letzte Text, über den ich in Jamaica predigte, „und ich labte mich daran.“ In der folgenden Nacht begann der letzte Kampf. Sein Freund, bei dem er wohnte, Herr Moore, ließ sogleich die Aerzte holen, und in ihrer

Gegenwart fragte er ihn, ob er die Gegenwart des HErrn fühle? Er antwortete schwach aber deutlich mit: „Ja!" und auf die Frage, ob Jesus ihm herrlich sey, wollte er antworten, brachte aber nur noch heraus: „O!" Er wollte nach seiner ganzen Weise sagen: „O ja!" und damit sank er in den letzten Schlaf.

Sein Jugendfreund und vieljähriger Mitarbeiter, Herr Philippo, gab folgenden Abriß über seinen Charakter nach seinem Tode:

„Da wir über fünfzig Stunden von einander entfernt „wohnten und beide sehr viel zu thun hatten, so konnten „wir uns nicht oft sehen, höchstens im Jahr einmal. Da„für schrieben wir uns oft, und ich hatte noch andere Mit„tel, von ihm Genaues zu hören. Er war ein beharrlicher, „fleißiger, feuriger und der Sache Christi ganz hingegebener „Mann, und rechtfertigte vollkommen als glücklicher Mis„sionar die Erwartungen, die er bei seinem Eintritt in die „Missionslaufbahn rege gemacht hatte. Aber er hatte auch „harte Lasten zu tragen und in der Schule, worin Gott „seine Kinder zu ihren Siegen vorbereitet, viel zu empfan„gen. Seine Leiden, besonders in der Aufruhrzeit, waren „die eines Märtyrers der Wahrheit, und er trug sie mit der „sanftesten Geduld und dem Vertrauen auf Gottes Führun„gen, wodurch die Blutzeugen des Glaubens so hoch be„gnadigt waren. Seine Thatkraft und seine verzeihende „Milde gegen seine blutdürstigen Feinde nach seiner Rückkehr „waren gleich ausgezeichnet und gewannen mehrere dersel„ben. Als ich ihn 1844 zu Kettering wieder sah, da war „er schon sehr geschwächt und gebrochner Kraft; und im „folgenden Jahre, als er so treu und zärtlich an seines „mannhaften Herzensfreundes Knibb's Todtenbette aushielt, „dachte ich nicht, daß er so bald dem edeln Mitkämpfer nach„folgen würde. Auf seiner Heimreise hatte ich die Freude, „ihn in Spanish Town zu begrüßen. Wir begleiteten ihn „aufs Schiff. Er sah übel aber nicht eigentlich krank aus. „Er war sehr heiter und ohne Sorgen; aber ein Ernst

„drang durch diese Heiterkeit durch, der den für die Ewig-
„keit durch Leiden gereiften Mann Gottes verkündete.

„Burchell war ein Mann von mittlerer Größe, kräfti-
„gen, gebietenden Aussehens. Seine Gemüthsart war sanft
„und angenehm, sein Temperament lebhaft, aber durch be-
„wußte Zurückhaltung gemäßigt. Er war eben so fern von
„finsterer Unbeugsamkeit, wie von Schwäche des Charak-
„ters, so daß eine schöne Mischung scheinbar sich ausschlie-
„ßender Eigenschaften ein herrliches Ganzes bildete; das
„freundliche und edel gesinnte Herz sprach stets aus ihm.
„Er konnte heftig werden, aber nie finster und mürrisch; er
„konnte einen Irrthum schnell ergreifen, aber nie ihn fana-
„tisch festhalten. Niemand war bereitwilliger, wenn er un-
„vorsichtigerweise verletzt hatte, die Wunde durch offenherzi-
„ges und edles Entgegenkommen wieder zu heilen. Er war
„herzlich fromm, wohlwollend und demüthig, ein edler
„Mensch, voll heiligen Geistes und Glaubens. Er that
„nicht blos Gutes, sondern er that es auf zarte Weise.
„Wohlthätig war er im Großen und Kleinen. Demüthig,
„weniger in Worten, als in der That und im ganzen Be-
„zeigen. Sein natürliches Mißtrauen wurde ihm oft irrig
„als Stolz oder als kalte Gleichgültigkeit aufgerechnet, und
„doch war nichts ferner von ihm, als gerade dieser Fehler.
„Wenn er vor großen Versammlungen zu sprechen anfing,
„so wurde er bleich und zitterte an allen Gliedern. Sehr
„ungern hielt er Reden in gemischten Versammlungen, und
„man hatte in England und Jamaica Mühe, ihn dazu zu
„bringen. Diese Abneigung wuchs gegen das Ende seines
„Lebens, wohl in Folge seiner schweren Sorgen und seiner
„Kränklichkeit. Zurückgezogenheit suchte er gerne, sie war
„sein Element. Nur das stärkste Gefühl von Pflichtgebot
„konnte ihn zum entschiedenen Kampfe gegen Menschen oder
„Maaßregeln bewegen. Nur dieses Gefühl und sein Jam-
„mer über die Leiden der Neger machte ihn zum kühnen
„Streiter gegen die Unterdrückung. Dies gab seinem Ver-
„fahren im Kampfe eine seltene Festigkeit und eine eben so
„seltene Milde und Klugheit. Da fehlte ihm dann weder

„Beredtsamkeit, noch unbeugsamer Muth; keine Drohung „trieb ihn vom geraden Wege; keine Einschüchterung, keine „Lockung vermochte ihn von seinem Ziele abzulenken; und „gerade diese schönen Eigenschaften machten seine Freunde „so anhänglich an ihn, seine Feinde so racheburstig.

„Er war ein vortrefflicher Geschäftsmann: äußerst pünct„lich in Geldsachen, und sehr gescheidt in diesen äußerlichen „Dingen. Seine Redlichkeit war gediegen und unantastbar; „aber er konnte in dieser Hinsicht Erläuterungen für Fremde „oft zu wenig für nöthig erachten, und dadurch minder ge„wissenhaften Menschen zu Verdächtigungen Raum geben.

„In allen Erfordernissen eines ausgezeichneten Mis„sionars wüßte ich Niemanden, dem er nachstände. Er war „nicht eine rasch aufflammende und wieder erlöschende Er„scheinung, sondern ein Stern, der fortleuchtete. Stätigkeit „war sein durchgängiger Charakter, wie er sich in Muth, „Tapferkeit, Ausdauer, Geduld darlegte. Unermüdet war „er immer auf dem Platze, wo es galt, und nichts Ange„fangenes ließ er liegen. Aber ruhig, nicht stoßweise, rückte „er vor. Sein ganzes Leben war Eine ganze Hingabe an „das Werk seines göttlichen Meisters, der stete Ausdruck „desselben Verlangens nach der Verherrlichung Gottes in „der Beglückung und Beseligung seiner Mitmenschen.

„Er hatte gute Gaben, klaren, starken, umfassenden „Verstand; nicht gerade ausgezeichneten Scharfsinn, nicht „hohe Originalität, nicht tieffinnige Einsicht. Seine Kennt„nisse in den alten Sprachen und in der Theologie, die er „sich durch ausharrenden Fleiß in der Jugend erworben „hatte, machten ihn zu einer Zierde des evangelischen Pre„digtamtes. Als Prediger trat er mit einfacher Klarheit, „aber mit heiligem Ernst und Nachdruck und in würdiger „Erscheinung auf.

„Im häuslichen Leben war er glücklich und dieses „Glückes werth; als liebender Gatte, zärtlicher Vater, lie„bevoller Bruder, freundlicher Hausherr, ein wahres „Muster harmlosen und edlen Scherzes; angenehm im „Umgange mit Jedermann, und doch überallhin, ohne

„irgend ein Ansehen von selbst gegebener Würde, Achtung „gebietend."

Fügen wir dieser Charakterschilderung noch einen Zug aus seinem Missionsleben bei, welchen der edle Quäker Candler aufbehalten hat. Er sagt, wenn man ihn oft gefragt habe, ob denn auch wirklich die Mission im Verhältniß zu dem auf sie verwendeten Gelde Gutes stifte? so habe er immer an Burchell gedacht, dessen Wirken er gesehen habe, und dazu gesagt: „Komm und siehe!" Als er nebst Gurney und Andern bei Burchell in Mount Carey sich befand, hatte sich schon länger das Bedürfniß eines Versammlungshauses ihm aufgedrängt. Eines Tages, noch während ihrer Anwesenheit, ließ er die Neger wissen, er gedenke an einem Tage, den er nannte, die Arbeit für den Bau einer neuen Kirche anzufangen, indem er den Boden reinigen und die Fundamente ausgraben lasse. Er bat die Neger, ihm diesen Tag zu schenken, um ihm zu helfen, und ihre Hacken, Schaufeln, Brecheisen u. s. w. mitzubringen. „Ich ritt," fährt Herr Candler fort, „an jenem Morgen „aus, um mich zu erfrischen, und war höchst vergnügt, als „ich die Leute Meilen weit her von allen Seiten nach dem „Bauplatze eilen sah. Gleich fing man die Arbeit an; mehr „als 500 Arbeiter, Männer, Weiber und Kinder, waren in „voller Thätigkeit. Ein neuer Weg wurde gemacht und ein „felsiger Grund für das Gebäude geräumt. Um vier Uhr „war die Arbeit fertig, und die Leute standen um die Gräben, die sie gezogen hatten, und sangen ein Danklied, das „wie ferner Donner an den Bergen hinrollte. Der Missionar dankte ihnen herzlich für ihre Arbeit, und sie zogen „mit frohen Herzen wieder ihren Hütten zu."

Anhang.

Einzelne Züge aus der Baptisten-Mission in Jamaica.

Es ist kein Wunder, wenn man in der heimathlichen Kirche, ungewöhnt an so raschen und großartigen Erfolg der bisherigen Missionsarbeiten, die großen Zahlen der Bekehrten auf den Negerstationen eher mit Mißtrauen ansah und sich fragte, ob das auch wirklich nicht Scheinbekehrungen seyen, die man scheinbar so leicht zu Stande gebracht habe? Natürlich sind die Missionare eben so wenig Herzenskündiger, als andere Menschen, und vermögen daher auch nicht für die Aechtheit aller Bekehrungen, die durch sie gewirkt wurden, einzustehen. Aber das können sie erwarten, daß man ihnen glaube, wenn sie versichern, keinen Neger in die Gemeinde aufgenommen zu haben, wenn sie nicht glauben konnten, er sey ein Kind Gottes, und keinen darin behalten zu haben, wenn sein Wandel diesem Glauben widersprach. Die Missionare aller Gemeinschaften in Jamaica sind wenigstens in Hinsicht der Aufnahme neuer Gemeindeglieder eben so vorsichtig gewesen, als man nur irgend in der christlichen Heimath ist. Ohne diese Vorsicht wäre wenigstens bei den Baptisten die Zahl der Angehörigen mehr als die doppelte geworden. Es gab immer sogenannte Bewerber, die mindestens ein Drittheil so zahlreich waren, als die Gemeindeglieder; und mancher Bewerber ist ein Jahr und länger auf dieser Vorstufe stehen geblieben. Es gibt eben doch große Kennzeichen, an denen man merken kann,

ob Jemand wirklich ein Christ ist; und diese hat man auch in Jamaica angewendet.

Die Unwissendsten unter den Negern, die längere Zeit christlichen Unterricht gehabt haben, besitzen wenigstens eine richtige, wenn auch nicht eine umfassende Kenntniß der großen Hauptwahrheiten des Evangeliums, nämlich von der Gottheit als Vater, Sohn und heiliger Geist; dem Verderben der menschlichen Natur; dem Heilsplan und der Nothwendigkeit der göttlichen Einwirkung, um das Menschenherz wiederzugebären. In Bezirken, wo das Evangelium länger gepredigt wurde, haben die Meisten ziemlich richtige Begriffe von dem Wesen und den Eigenschaften Gottes und von den Glaubenslehren und Pflichten des Christenthums. Einige Gespräche und Erzählungen mögen davon den Beweis liefern. Man kann die Antworten, die ein Neger vom Mittelschlag aus einer der Landgemeinden von Spanish Town gab, ungefähr als Musterstück der religiösen Einsicht und Herzenserfahrung des ganzen dortigen Missionskreises auf dem Lande betrachten. Bei einer Gemeindeversammlung wurde der Neger von dem Geistlichen und von Gliedern der Gemeinde nach Gutfinden befragt, und gab darauf die folgenden Antworten:

Missionar. Thomas, weißest du, was der HErr Jesus ist?

Neger. Er der Sohn Gottes, Prediger.

M. Wozu ist Jesus Christus in die Welt gekommen?

N. Er kommen, arme Sünder selig zu machen.

M. Glaubst du, Er *kann* Sünder selig machen?

N. Mich *wissen*, daß Er es kann.

M. Wie kannst du denn das gewiß wissen?

N. Weil Er die Welt erschaffen, und wenn Er die Welt erschaffen, Er Alles können; und Prediger nicht oft sagen, Er deswegen Vaters Thron verlassen und in diese Sündenwelt kommen?

M. Was müssen wir denn wissen und erfahren, ehe wir Gott recht lieben und dienen können?

N. Wir müssen wissen und erfahren, daß mich große Sünder seyn; nie etwas Gutes thun, seit mich geboren, ehe mich Gott in rechter Art dienen können.

M. Gottes heiliges Wort sagt: „Es sey denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, so kann er nicht ins Reich Gottes kommen.“ Was ist denn das, neu geboren werden?

N. Es ist ein neues Herz, Prediger.

M. Was denkst du? hast du wohl ein neues Herz bekommen?

N. Mich glauben, ja.

M. Warum glaubst du es?

N. Darum, was mich vorher lieben, mich jetzt hassen, und was mich vorher hassen, mich jetzt lieben. Einst mich lieben Teufels Werk thun — lästern, trunken seyn, alle schlechte Sachen machen. Jetzt mich lieben herrlichen Massa Jesus, der sein Blut für mich vergießen, für mich arm, sterbend Sünder.

M. Wie kamst du denn dazu, deine bösen Wege aufzugeben?

N. Mich hören einmal Missionar predigen und mich denken, Jemand Missionar Lüge gegen mich sagen, und mich ganz falsch. Nachher mich krank und Bruder und Schwester kommen, mit mir zu reden und für mich beten, und mich versprechen lassen, wenn Gott so gut, mich wieder aufstehen lassen, mich übergeben mein Herz herrlichen Massa Jesus. Dann mich denken, was Missionar und Bruder und Schwester sagen, und Gott um Barmherzigkeit bitten für meine arme Seele.

M. Hast du auch Versuchungen, wieder in die Welt zurückzufallen?

N. Massa, Teufel gar geschäftig; er oft ganz voll mein Herz mit allen schlechten Gedanken. Ihm nicht recht, sehen armen Jemand, wie ich, guten Massa Jesus dienen, gar nicht recht.

M. Aber wenn du versucht bist, Christum zu verlassen und wieder in die Welt zurückzufallen, was thust du dann?

N. Massa, mein Herz laufen zu herrlich Massa Jesus; wie Picamning laufen zu Mama vor Zeiten in Africa, da weiß Mann kommen, uns Sclaven machen.

M. Du würdest also deinen HErrn und Heiland nicht gerne verlassen?

N. O, mich Massa! wenn mich von meinem lieben Jesus gehen, dann wohin mich gehen? (damit sah er mit thränenerfüllten Augen zum Himmel und rief mit aller Kraft, weil die Thränen seine Stimme zu ersticken drohten:) mich herrlich Massa Jesus verlassen? nein! nein! mich beten, Er mich zuerst todt machen! Wenden von Massa Jesus! nein, Ihn zu gut gegen mich arme Sünder. Mich nur fürchten, herrlich Massa Jesus von mir wenden. Aber Er versprochen und mich halten an Sein Versprechen.

M. Warum wünschest du getauft zu werden?

N. Weil Jesus Christus in Wasser tauchen, wieder aufstehen, und mich wünschen nach Seinem Beispiel.

M. Vielleicht denkst du, das Wasser werde deine Sünden abwaschen?

N. Nein! nein! Wasser mich nicht waschen ab meine Sünden. Aber herrlich Massa Jesus Blut waschen ab meine Sünden.

M. Warum möchtest du gerne das heilige Abendmahl haben?

N. Weil mich Herz sehr verlangen, zu denken an Massa Jesus, wie mein Bruder und Schwester; wie Er todt und Er Sein Blut für uns vergießen. Wenn ich so da bin, sehen auf mein Bruder und Schwester, wenn sie sitzen und essen, mein Herz traurig, mich wie Fremder, nicht gehören zu Gottes Familie, wie sie.

M. Aber du glaubst doch nicht, du werdest nichts mehr zu thun haben, und der Teufel werde dich nicht mehr versuchen, wenn du in die Gemeinde aufgenommen wirst?

N. Nein, mich fühlen, Prediger, Teufel und mich eigen Herz dann mehr gegen mich streiten, weil sie sehr bös; mich zeigen der Welt, mich nicht mehr ihnen gehören.

Gemeindeglied. Mein Freund, mich hören, welche Antwort du dem Prediger gegeben; aber mich auch etwas fragen: Wer ist Jesus, wie du sagst, und was hat Ihn in die Welt gebracht?

Antwort. Er Gottes Sohn; Er in die Welt kommen, Sünder selig machen.

Frage. Wer ist der heilige Geist, und was thut Er für dich?

A. Heilige Geist auch Gott, und Er mich sündig Herz ändern und zum Himmel bereit machen.

Fr. Ist mehr als nur Ein Gott?

A. Nein, drei Personen und Ein Gott.

Fr. Wer sind sie?

A. Vater, Sohn und heilig Geist.

Fr. Wer ist dein ärgster Feind?

A. Mich eigen Herz.

Fr. Was willst du mit deinem Herzen anfangen?

A. Mich fortmachen Gott bitten, es zur Ruhe bringen.

Anderes Gemeindeglied. Du sagst, du habest über deine Seele zu denken angefangen und zu Gott zu rufen, als du krank warst. Wärest du in deinen Sünden gestorben, was wäre aus dir geworden?

A. Wenn mich todt in meinen Sünden, mich gehen zur Hölle.

Drittes Gemeindeglied. Du weißest, Bruder, ich kenne dich schon lange. Weißest du, daß du vor Zeiten sehr heftig warst, und wenn Jemand dir etwas thun, du gleich dreinschlagen und schimpfen. Wenn jetzt Jemand weiß, du bist zum Evangelium gekommen, und will dich ärgern und schlagen, was dann thun?

A. Mich so thun (er legte die Hände auf den Rücken) und mich zu Gott blicken, bitten, mich machen verzeihen und *sein* Herz ändern, machen ihn Gott auch lieben.

Viertes Gemeindeglied. Wenn dir aber Jemand eine große Geldsumme anbieten würde, wenn du Jesum verließest, würdest du es thun?

A. Nein, mich lieben Massa Jesus meht; was Geld kann thun für mich, wenn mein Herz betrübt? wenn mich krank und wenn mich todt? Gottes Buch sagen: „Was „Nutzen ein Mensch, wenn ihn die Welt gewinnen und seine „Seele verlieren?“

Nach dieser Befragung trat der Bewerber ab; man fragte noch seine Nachbarn und Bekannte, legte ihm dann die Pflichten der Gemeindeglieder vor und vernahm seine Aeußerungen darüber, und erst dann wurde seine Aufnahme beschlossen, die man auch nie zu bereuen hatte.

Ganz andrer Art ist das nachfolgende Gespräch zwischen einem alten Diakonen der Gemeinde zu Spanish Town, der eine kleine Kaffeepflanzung besaß, und einem Sclavenaufseher des Platzes. Viele Jahre hatte der wackere Neger auf dieser Plantage sich sehr nützlich an den Seelen bewiesen. Er ging einmal an der Wohnung des Aufsehers vorbei, der gerade einige Freunde zum Essen bei sich hatte, als man ihn hereinrief und so anredete:

Aufseher. Ei, Herr, man hat mir gesagt, Sie seyen ein Prediger?

Diakon. Ich hoffe ein Beter zu seyn, Herr. Vielleicht meinen Sie das? denn die Weißen nennen ja oft das Beten Predigen.

Auff. Nein, ich meine, daß Sie oft ein Buch nehmen und den Leuten daraus predigen.

Diak. Wie kann ich aus einem Buche predigen, da ich nicht einmal lesen kann? Massa denkt, ich verstehe es nicht besser; man könne mich zum Besten halten. Ein Buch nehmen und predigen, da Jedermann weiß, daß ich nicht lesen kann?

Auff. Nun ja, ich weiß nicht, wie ihr das Ding nennet. Sagen Sie denn nicht den Leuten Gebete her, oder reden zu ihnen?

Diak. Ja, ich rede mit meinen Nachbarn und Freunden, das thue ich und schäme mich dessen nicht. Religion thut mir Gutes, macht mich glücklich, und ich möchte, daß meine Mitmenschen auch glücklich seyen.

Auff. So sind Sie also doch ein Prediger?

Diak. Massa kann mich heißen wie er will, mich zufrieden; aber mich den Mund nicht kann schließen; mich beten und für Gott reden muß, so lange als mich Athem haben.

Auff. Aha, ich sehe es. Sie könnten uns vielleicht predigen, wenn Sie auch keinen Buchstaben lesen können. Wer hat Christum verrathen? — Da Sie ein Prediger sind, müssen Sie es wissen.

Diak. Judas hat den HErrn Jesum Christum für dreißig Silberlinge verrathen.

Auff. So, ich wußte nicht, daß Sie das wissen. Aber wem hat David seine Frau geraubt?

Diak. Dem Uria, die Bethseba.

Auff. Wo fand Uria sein Weib?

Diak. In Davids Hause.

Auff. Wie kann das seyn, da ja Uria erschlagen war?

Diak. Bitte um Verzeihung, Massa, Uria wurde erst erschlagen, als David ihn zuvorderst in der Schlacht stellte.

Auff. War David ein rechtschaffener Mann?

Diak. Ja wohl, der Mann nach dem Herzen Gottes.

Auff. Was? ein Mörder? Da würde ja Gott billigen, was David that, und Eure Pfaffen schicken immer Leute zum . . . . . . die nicht halb so viel gethan haben.

Diak. Ach, Massa! Sie lesen Gottes Wort und glauben das? Als David sündigte, fiel er. Und als er einmal fallen, er nicht mehr thun. Aber Gott David lieben, nicht Davids Sünde lieben. Massa sagen, er Bibel lesen. Wenn Massa jetzt in Bibel sehen, er finden, Gott so zornig mit David, weil er sündigen, daß Er schicken und die drei Dinge wissen, die er wählen, und dann erlauben, sein Sohn ihn vom Throne stoßen.

Auss. Sie sind freilich ein Prediger, und ich wußte nicht, daß Sie so viel wissen. Aber es wäre besser, Sie würden den Leuten keine solche Sachen in den Kopf setzen. Sie wissen schon viel zu viel.

Diak. Massa, Gottes Wort ist gut, und ich vorhin sagen, mich muß Mitgeschöpf sagen, was Religion für mich gethan; denn wenn es gut für mich, es auch gut für sie, und Gottes Wort sagt: mich nicht lassen Bruder und Schwester allein, sondern versuchen und sie Alle zu Jesus Christus bringen, daß ihr Blut nicht auf mein Haupt liegen am jüngsten Tag.

Während des Aufruhrs von 1832 schrieb ein Missionar an einen andern: „Unsre armen Leute werden von den Miliz-Officieren sehr geplagt.“ Das folgende Gespräch fand zwischen einem derselben und einem unserer Gemeindeglieder, der Unterofficier im Regiment ist, statt:

Officier. Du bist also ein Beter. Wenn wir verschickt werden, will ich dich vorne stellen; ich will schon für dich sorgen.

Neger. Gott kann mich vorne so gut schützen, als hinten, Herr.

Off. Gut, ich sage dir's vorher, du sollst mir her, um all diesen Predigern die Kugel in den Kopf zu jagen.

Neg. Sind denn die Prediger schuldig, Herr?

Off. Natürlich.

Neg. Sagt nicht das Gesetz von unser Land, Niemand schuldig, bis er schuldig gesprochen? Wenn man sie schon untersucht und verurtheilt hat, dann noch Zeit genug für Kugel in den Kopf. Ihr unsre Prediger verfolgen, weil ihr nicht gern haben, wir lernen.

Off. O! o! aber sey einmal ehrlich und beantworte mir eine Frage. Lehren denn diese Prediger die Leute nicht, daß sie ihre Herren bestehlen und es ihnen geben? Sag' es nur heraus.

Neg. Nein, Herr! Wenn sie thäten, wir wissen, daß es nicht recht, und wir nichts mit ihnen zu schaffen haben. Habe ich nicht, und noch viele von uns, selber Knechte?

würden wir den Prediger erhalten, der sagt, man soll den Meister bestehlen?

Off. Aber du bist ein Führer, bekommst du nicht Geld fürs Predigen?

Neg. Nein, Herr, gar nichts.

Off. Da hast du ein besseres Herz als ich. Aber für was lehrst du denn die Leute?

Neg. Weil es meine Pflicht ist.

Off. Schon recht; würdest du denn auch den Leuten arbeiten und keinen Lohn verlangen? das glaube ich doch nimmermehr.

Neg. Wenn Massa eine arme Person helfen Pferd aus dem Loch, wenn er hinein fallen und bald ertrinken, würde Massa Lohn verlangen? Und ist nicht Mensch mehr werth als Pferd?

Off. Aber warum betest du?

Neg. Weil ich ein Sünder bin.

Off. Das hast du wohl ausgefunden, als du bekehrt wurdest?

Neg. Ich wurde überzeugt, Herr, ehe ich bekehrt wurde, und dann betete ich zu Gott.

Off. Was verstehst du denn unter Sünde?

Neg. Es gibt zwei Arten: Erbsünde und wirkliche Sünde. Ich verstehe, ich selbst habe Gottes Gesetz übertreten, und darum bitte ich Gott um Vergebung durch Jesum Christum.

Off. Was ist denn das, Erbsünde?

Neg. Die Sünde unserer ersten Eltern. Aber seyen Sie so gut, mir sagen, beten Sie denn nicht zu Gott?

Off. Ja, aber ihr betet zu viel.

Neg. Nein, Gott sagen, wir immer beten und nicht laß werden. Aber seyen Sie gütig, noch eine Frage. Nennen Sie nicht Gott Ihren Vater im Gebetbuch? (das evangelisch-kirchliche Prayer-book, das man im Gottesdienst nachliest). Wie undankbare Kinder wir seyn, wenn wir nicht Vaters Befehl halten. Und wenn wir sagen, Er un-

ser König, wie Schande, Ihm nicht treu seyn. Aber ich kann es begreifen.

Off. Wie? wie?

Neg. Weil Schrift sagen: „fleischlich gesinnt seyn ist Feindschaft wider Gott," kann nicht dem Gesetz Gottes unterthan seyn, kann gar nicht. Und wenn der Geist Gottes nicht lehrt, wir finstre und unwissende Leute, wenn wir auch sonst viel, viel wissen.

Off. Was meinest du mit dem Geist Gottes? meinest du Branntwein?

Neg. O pfui, Herr! Sie nennen sich einen Christen und spotten über geistliche Dinge.

Off. Was ist denn der Geist? hast du ihn gesehen?

Neg. Man fühlt ihn, Herr, nicht sehen.

Off. Wie wissen wir, daß es so was gibt, wenn wir es nie gesehen haben?

Neg. Herr, Sie nicht sagen, wer einen guten Geist in sich haben, alles Lobenswerthe thun; Sie haben aber den Geist nicht gesehen? Sie glauben eine Seele haben, aber nicht gesehen diese Seele? Und, Herr, wird ein blind Mann sagen, ich will nicht essen, weil ich die Speise nicht sehen?

Missionar Coultart erzählte einmal, wie glücklich er sich fühle, wenn er die einfachen Aeußerungen seiner Neger vernehme, und gab dann ein Beispiel von einer Frau, die sich so aussprach: „Ach, Massa, meine Zunge so sündig: „alles schlechte Worte: mich nicht fähig, Gutes sprechen mit „demselben Mund. Mich große Sünderin; mich nie etwas „Gutes denken, bis mich Bruder lesen hören. Wenn mich „nicht wiedergeboren, mich Reich Gottes nicht sehen. Mich „nicht weiß, was das wiedergeboren; das mich sehr trau„rig, mich gar keine Ruhe, gar nicht. Morgen Bruder wie„der lesen, das Wort mich mehr und mehr beunruhigen; „mich nicht essen, mich kein Aug zumachen, fürchten, es in „der Hölle wieder aufthun. Nächsten Tag mich zum Bru„der schicken, zu kommen mit dem Buch; er kommen und „lesen; das Buch mich sagen, nicht mehr Angst; es sagen:

„Jesus kam, Sünder selig machen, groß Sünder, einerlei „wie groß; so mich gehen zu Ihm, Er Alles vergeben, „nicht für mein Gutes, sondern für sein Gutes; denn mich „viel weinen für Jesus Christ so gut, mich lange nicht ar= „beiten können; aber seine Gnade gegen mich Arme sagen."

Als eine Negerin auf der Pflanzung, zu der sie gehörte, zum erstenmal arbeitete, fragte sie der Besitzer, ob sie bete? Sie antwortete mit: Ja! — „O, das ist schlimm, „du wirst mir alle meine Neger verderben. Eure Religion „ist ein garstig Ding, du mußt sie hier nicht ausbreiten." „O Massa," antwortete die schwarze Christin, „Religion „nicht schlecht Ding; wenn Euer Neger Gott lieben in sein „Herz, er etwas Anderes zu thun haben, als Eure Hühner „und Euern Zucker stehlen. Religion ist gut, wenn Ne= „ger viel hat." Eine Dritte gab auf die Frage, ob sie seit ihrer Herzensveränderung auch noch Erfahrungen von der Sünde gemacht habe, folgende Antwort: „Sie mich „sehr plagen; sie an mir hängen, Massa, wie Kleid am „Rücken."

Ein Missionar erzählte folgende Anekdote: „Vor drei „Tagen kam Abends ein ordentlich aussehender Mann zu „mir, um zu erzählen, was er von sich selbst und dem Hei= „lande denke. Er sagte, er habe in den Tag hinein gelebt „und von Gott nichts gewußt und an Ihn nicht gedacht. „Er habe meist in Kingston gewohnt und oft den Herrn, „und damit auch, nach der Sitte dieser Colonie, den Namen „gewechselt. Der letzte habe verlangt, daß er ein Christ „werde. Er habe einen Freund, der zu den Baptisten hielt, „gebeten, für ihn zu „stehen" (als Pathe); der habe sich „aber geweigert und ihm zu bedenken gegeben, was für ei= „nen Christen Menschen da aus ihm machen wollten. „Ich „weiß nicht Christ von Mensch, ich weiß nur Christ, den „Gott macht." Der arme Mann wußte nicht, was denken. „Er merkte, daß „rechter Christ" etwas sey, das er nicht „kenne. Er war ein Christ geworden, aber er ging seinen „alten Weg und wußte gar nicht, daß er unrecht sey. — „Hier unterbrach ich ihn, um ihn auf die Macht des Ge=

„wissens, wie Paulus von ihr in Hinsicht der Heiden „spricht, aufmerksam zu machen. Ich sagte: „Jakob, du „sagst selbst, du habest Gott nicht gekannt und nichts von „Ihm gehört. Wenn du sündigtest, wußtest du nicht, daß „es Sünde war? Gewissen in dir nicht sagen: das schlecht? „Gott zornig für das?" Er antwortete: „Ja, Gewissen „mir sagen und mich sehr ängsten; aber doch mich nicht „viel um Gewissen kümmern." William, der Freund, der „treue Freund, wie er ihn nannte, lockte ihn in eine kleine „Betstunde, die sie unter sich hielten, „und da Gott ihn fan„gen, armen Davongelaufenen." Er sehen, Jesus ihn lie„ben und ihn wünschen, Jesus lieben und seine Gebote „halten. Ich fragte ihn, wer ihn überredet habe, sich tau„fen zu lassen? „William hören machen, was Jesus sagt: „Glaube und laß dich taufen. Jetzt er glauben, Jesus ist „der Sohn Gottes, der einzige Heiland, und er wünschen „sich allein Jesu übergeben, und Jesus sein Stab seyn, da„rauf lehnen bis zum letzten Tag auf Erden."

Ein Zug, der die christliche Einsicht und Reife dieser Neger verräth, ist der häufig vorkommende Wunsch nach Erklärung einer Schriftstelle durch den Missionar, oder nach einer Predigt über dieselbe. Wenn von der christlichen Bildung und Verständigkeit der Neger die Rede ist, so kann der nachfolgende Brief einer freien Negerin, die als Classen-Führerin arbeitete, am schlagendsten zeigen, was wir darunter verstehen. Eine englische Gemeinde hatte der Gemeinde in Spanish Town eine Bibel und ein Gesangbuch zum Kanzelgebrauch geschenkt, und sie schrieb darauf wie folgt:

„Liebe christliche Freunde!

„Die freundliche und wirklich unschätzbare Gabe, mit „der Sie uns erfreut haben, wird von uns so hoch ange„schlagen, als ihre Kostbarkeit verdient. Möge ihr heilbrin„gender und trostreicher Inhalt an Ihnen wie an uns seine „Macht beweisen.

„Sein herrlicher Inhalt wird, das glaube ich fest, das „Mittel zur Wiederbringung vieler verlorenen und irrenden

„Schafe in diesem dunkeln Lande sein und manche reuige „Sünder zur Heerde Christi bekehren. In ihm allein su„chen wir Trost für alle Leiden, die uns in dieser bösen „Welt umgeben. Da findet der Sünder Vergebung für „seine Sünden; er sucht sie nicht umsonst; es spricht Frie„den in das geängstete Herz, Trost in den zerschlagenen „Geist, und Segen und Seligkeit in das Herz, das stand„haft im Glauben ist; ja ein Strom von Milch und Ho„nig fließt reichlich in jede Seele, die da kommt, aus der „reinen Quelle zu trinken. Möge mein demüthiges Gebet „nicht umsonst seyn, daß die Zahl derselben nicht klein sey; „daß das heilige Buch nie umsonst geöffnet werde; daß sein „heiliges Wirken in alle Menschenseelen dringe; und daß die „Gabe einen Segen auf die Geber herabbringe. Empfan„gen Sie die herzlichsten Wünsche für Ihr Wohlseyn von „Einer, die Ihnen unbekannt ist, aber in Demuth glaubt.

Anna Simpson Thomas.

„Spanish Town, **29. Juni 1826.**"

Mit welcher Strenge die gläubigen Neger auf Kirchenzucht hielten, beweist schon der Umstand, daß es bei den Sclavenaufsehern eine häufige Drohung war: „Nimm dich „in Acht, oder ich werde sorgen, daß du aus deiner Ge„meinde gelesen wirst" (d. h. unter den Ausgeschlossenen abgelesen). So ernst nahmen sie es damit, daß selbst Väter gegen ihre Kinder als Zeugen auftraten, Gatten gegen ihre Weiber und umgekehrt, Herren und Sclaven gegen einander, Glieder einer Classe gegen den Führer, oder dieser gegen ein Glied. Die Ehre Gottes ging ihnen über alle, selbst die geheiligtsten natürlichen Gefühle. Vor einigen Jahren wurde ein wohlhabender Farbiger einstimmig durch 2000 Gemeindeglieder ausgeschlossen, weil er seine Tochter, die als Sclavin in einem schlechten Verhältniß mit ihrem Herrn lebte, nur einmal unter seinem Dache hatte wohnen lassen. Theilnahme an Tänzen, wilden Lustbarkeiten jeder Art, an Pferderennen und Aehnlichem führte schon zur Ausschließung. Ein Missionar ging einmal in ein Haus, das

ihm der Bewohner dazu eingeräumt hatte, um zu predigen, fand es aber leer. Nun ging er im Dorfe umher, um den Leuten über ihren vermeintlichen Fehler Vorstellungen zu machen, fand aber, daß sie nicht gekommen waren, weil der Hausbesitzer sein Weib mißhandelt hatte. Natürlich predigte man von nun an nicht mehr in dem Hause. — Ein andermal gab der Baptisten-Missionar seinen Leuten den Rath, in der Zwischenzeit zwischen seinen eigenen Predigten die eines anglicanischen Geistlichen zu besuchen, für welchen der Bischof das Wohnhaus einer Pflanzung als Kirche geweiht hatte. Denn rings umher wohnten fast nur Baptisten. Allein die Leute kamen nicht. Der Missionar meinte, es geschehe dies aus Engherzigkeit und machte ihnen Vorstellungen. Sie halfen jedoch gar nichts, und bei seiner Kenntniß des Negercharakters sah er nun wohl ein, daß etwas Anderes dahinter stecke, und drang nicht weiter in sie. Er beschloß, die Sache ins Klare zu bringen, und fragte einen der einflußreichsten Schwarzen. Der antwortete: „Nein, Prediger, wir „können nicht in die Kirche gehen, Gott ist nicht darin!" — „Wie so? Gott nicht darin? warum nicht?" — „Gott nicht „kommen, woher Sünde kommen. Buscha (der Pflanzer) „leben mit Weib in einem Hause, wo predigen, und sie nicht „getraut; und Gott kann nicht kommen, das Wort segnen, „wo solche Gottlosigkeit treiben." — „Ah, so ist's? das ist „der Grund, daß ihr nicht kommet? Da will ich zu helfen „suchen." — Der englische Geistliche legte die Sache dem Bischof vor, und man fand ein anderes Haus zum Gottesdienste.

Den Namen „Beter" oder „Betleute", welchen man gewöhnlich, und gar nicht blos im Spotte, den Negern gab, die sich an die Missionare hielten, verdienten sie wirklich. Die Betstunden wurden immer äußerst zahlreich von ihnen besucht. Bei besondern Anlässen beteten sie in wörtlichem Sinne „ohne Unterlaß". Als es sich darum handelte, ob die Behörde dem Missionar Philippo die verweigerte Erlaubniß zum Predigen auf sein Ansuchen geben würde, war die Kirche an dem Tage der Entscheidung vom frühesten

Morgengrauen bis die Entscheidung erfolgt war, voll von Betenden, die mit Thränen und Seufzen unablässig heißes Flehen zu Gott sendeten. Während der Unruhen von 1832 wurden an vielen Orten tägliche Betstunden gehalten, und Schaaren strömten dabei zusammen. Hohn, Spott, Strafen hielten die Neger nicht ab, alle Tage zu kommen. Einmal beteten sie gerade für den armen Menschen, der Meineid auf seine Seele geladen hatte, um die Missionare als schuldig an dem Aufruhr erscheinen zu lassen, als eben die Nachricht vom Widerruf seines falschen Zeugnisses anlangte. „Als ich nach Kingston kam," meldet ein Reisender, der die Mission besuchte, „wüthete dort ein Scharlachfieber, das „ganze Familien wegraffte. Kein Tag ging in der Gemeinde „des Missionars Oughton ohne Sterbfall hin; oft waren „es zwei. Am Sonntag kündigte er auf den folgenden „Morgen um halb fünf Uhr eine Betstunde an, um den „allmächtigen Gott für die Leidenden anzurufen. Es fan„den sich 1500 Leute dazu ein." Aber auch im Familienkreise wurde noch viel gebetet, und zwar nicht blos in jener Sterbenszeit, sondern immer konnte man, Abends durch die Straßen der Städte oder Dörfer gehend, die Töne des Gebetes und der Danksagung aus vielen Häusern vernehmen. Als einmal Missionar Philippo auf einer seiner Nebenstationen sich befand und da von einigen Handwerkern hörte, die auf einer Pflanzung arbeiteten, bestellte er sie auch ins Missionshaus. Sie waren Sclaven, und er bezahlte sie für Arbeit in ihrer freien Zeit; deshalb ließ er sie im Missionshause schlafen. Als er am folgenden Morgen vor Tagesanbruch aufstand, hörte er einen von ihnen laut und herzlich beten. Bei nachheriger Erkundigung fand er, daß sie alle (es waren ihrer sechs) zu der 4 Stunden entfernten Gemeinde des Missionars Merrik gehörten, und daß dies ihre beständige Gewohnheit war. — Selbst auf dem Felde hielten Neger in der Feierstunde an einer abgelegenen Stelle am hellen Mittag eine Betstunde. Morgens beim Aufstehen, Mittags und Abends vor Schlafengehen, sinken die meisten christlichen Neger auf die Kniee und beten. Manche

beteten so oft sie Nachts aufwachten, und einer freien Negerin war es zur Gewohnheit geworden, zu bestimmter Zeit in der Nacht zu erwachen, um zu ihrem HErrn zu flehen. Die einzelnen Classen in den Gemeinden hatten ihre Betstunden, und man hat berechnet, daß nur in den Baptisten-Stationen in jeder Woche 10,000 Neger zum gemeinsamen Gebete sich vereinigten. Ihre Gebete sind meist voll Leben und Kraft des Ausdrucks. Einer schloß einmal sein Gebet mit den Worten: „HErr, erlöse uns arme schwarze Sün„der! brich nieder alles Teufelswerk in meinem Herzen, und „errette arme Africaner und mich arm Guinea-Neger von „dem Ort, wo keine Sonne scheint und kein Stern funkelt."

Wenn wahres Christenthum nicht am wenigsten an den Opfern erkannt wird, die der Bekenner Christi um seinetwillen bringt, so dürfen die westindischen Neger mit ihren Ansprüchen an den Namen wahrer Christen nicht zurücktreten. Ein Missionar erzählt:

„Ich ritt einmal im Innern der Insel oben auf dem „Kamm der Bergwand, welche dieselbe in eine nördliche und „südliche Hälfte zerschneidet. Da sah ich eine Gruppe von „schwarzen Weibern und Kindern an der Straße unter dem „Schatten eines Baumes ihr Frühstück einnehmen. Da ich „hier ferne von allen Missionsstationen mich befand, wollte „ich mich überzeugen, wie weit etwa ihr Einfluß ins Innere „reiche, und fragte die am klügsten aussehende Frau: Nun, „meine gute Frau, betest du auch?"

Antwort. Ja, Massa, mich hoffen, mich ein wenig thun; aber ein Seufzer begleitete die Worte, und sie sah niedergeschlagen aus.

Missionar. Weißest du wirklich etwas von Jesu Christo?

Antw. Mein lieber Massa, euer arm Neger sehr traurig; er nur wenig wissen von herrlich Massa Jesus; aber mich Mühe geben, Ihn mehr wissen und mehr lieben.

Miss. Wer ist denn Jesus Christus, und wozu kam Er in die Welt?

Antw. Mich denken, Jesus Christus der Sohn Gottes, und Er in die Welt kommen, uns arme Sünder selig machen.

Miss. Wo hörtest du zuerst von Jesu Christo, und seit wann liebst du Ihn?

Antw. Mich von Ihm hören in der Kirche zu Mettadis noch nicht lange schon, und mich seitdem Ihn lieben. Ach, mein lieber Massa, wir Alle schon lang wünschen, zu unserm lieben Massa Jesus beten; aber Massa Buckra (der Aufseher) uns so verfolgen. Er nicht lieben das Beten, gar nicht. Er uns in Stock schlagen und allezeit strafen. Ach, wir Armen! Aber, Massa, wir fortmachen, wir nicht aufhören können zu lieben Massa Jesus, um gefallen Massa Buckra. Massa Jesus kam todt für unsre arme Seelen, und wir müssen Ihn lieben. Wenn wir todt, wir nicht können umkehren zu Ihm.

Der Umstand, daß fast alle Neger, die ein wenig Eigenthum besaßen, sich an die Christen anschlossen, gab zu allerlei Räubereien Anlaß. Man drang in ihre Hütten und nahm ihnen ohne Erbarmen das Bischen Geld, das sie durch Fleiß und eingezogenes Leben sich erspart hatten, weg. Auch sonst ließ man sie bitter fühlen, was sie durch ihre Bekehrung verloren. „Hättest du," hieß es zu einer alten Negerin, „dich nicht an diese Schwärmer angeschlossen, mein „Oheim hätte dir eine gute Summe ausgesetzt; aber jetzt „nimmt er es zurück, wenn du dich nicht von ihnen los„machst." — „Mich sehr leid," antwortete die Negerin, „daß „Massa zornig so mit alten Dienerin. Aber wenn Massa „böse, weil ich Gottes Werk annehmen, ich nicht helfen kann. „Bitten Massa für Vergebung. Gottes zornig böser, als „Massa's zornig, und mein Seele mehr Nahrung brauchen, „als mein Leib Speise brauchen."

„Ja", sagte der Herr, „aber bedenke, wie viel besser es „wäre, in den alten Tagen Ruhe zu haben."

„Massa recht gut, für sein arm Neger Leib so sorgen; „aber mich nicht begehren, Massa mir mehr geben; mich

„ganz zufrieden. Mich immer haben etwas essen und trin-
„ken, und Gott so gut, mir Gesundheit geben, und dann,
„was mich mehr brauchen? Wenn mich mehr brauchen,
„alt Massa's Herz in Gottes Hand, und Er öffnen Massa's
„Herz und er geben mehr; wenn aber mich nicht brauchen,
„dann Gott Massa's Herz geschlossen halten, so er nicht
„mehr geben wollen. Mich ganz vergnügt, Massa; Gott
„versprochen, nichts Gutes mich fehlen, und Jesus sagen:
„was ein Mensch gewinnen, wenn er ganze Welt gewin-
„nen, und Schaden an Seele?"

„Aber warum kannst du denn nicht zu unserm Pfarrer
„in die Kirche gehen? ist er nicht ein guter Prediger? wa-
„rum mußtest du denn gerade zu diesen unwissenden Leuten
„gehen, die Kirche und Staat niederreißen und Verderben
„ins Land bringen? Unser Pfarrer predigt ganz vortreff-
„lich, ich sag' es dir."

„Ja Massa — Massa Prediger in der Kirche sehr gut
„predigen, das wahr. Aber es nicht Brauch, Pferd Korn
„geben und dann nicht putzen."

„Ich verstehe dich nicht, was heißt das?"

„Gütig, Massa; mich meinen, Massa Prediger in der
„Kirche sehr gut predigen auf Kanzel, aber nicht gehen zu
„den Leuten, sehen, wie sie selber leben, wie unsre Prediger.
„Seine Leute scheinen, wie wenn Gott am Sonntag lieben,
„aber ganze Woche gar nicht um Gott bekümmern. Das
„macht mich sagen, Massa, nicht gut, Pferd Korn geben
„und dann nicht putzen."

Ein africanischer Neger wurde kurz vor der Abschaffung
der Sclaverei vor die Obrigkeit gerufen, weil er eine Bet-
stunde in seinem Hause gehalten hatte. Da gab es folgen-
des Gespräch:

Beamter. Ich höre, Herr Ch., Sie haben eine Kirche
in Ihrem Hofe gebaut?

Handwerker. Mich Kirch? nein, Massa, nein.

B. Ja, es ist so.

H. Seyen gütig, Massa, was meinen Massa?

B. Meinen? Nun, daß Sie in Ihrem Hof eine Kirche gebaut haben und darin predigen; ist's denn nicht wahr?

H. Mich predigen, Massa? mich arm, unwissend Mann? mich nicht predigen können, mich sprechen können; mich sehr froh seyn, predigen können.

B. Aber ich weiß, daß Sie predigen oder etwas der Art machen.

H. Nein, Massa; mich manchmal beten in mein Haus, das Alles.

B. Ei nun, was soll denn das Anders seyn, als Predigen und Kirchehalten im Hause? das ist's ja gerade.

H. Ja, wenn das machen mich Kirche haben im Hause, Massa selbst haben Kirche im Hause.

B. Ich, eine Kirche! nein, wahrlich nicht.

H. Gütig, Massa; nicht gehören zur Kirche von England?

B. Freilich.

H. Dann, als Massa ein Christ und gehören zu Kirche von England, Massa nicht haben Morgen- und Abendgebet in Familie?

B. Ja, ja! (zögernd).

H. Gut, so ich sagen, Massa haben Kirche in Haus, wenn ich haben.

B. Aber zu Ihnen kommen Leute von weit her, und Sie predigen ihnen.

H. Hi! Massa, was das? Manchmal, wenn mich Freund und Bruder Christ kommen von dem Land auf Markt und mich besuchen, mich sprechen allerlei von Religion, und dann die Kniee mit einander beugen, das Alles. Und wenn Massa hat Freund, kommen besuchen vom Lande, Massa nicht sprechen und auch mit ihm beten?

B. Ich weiß nicht, was das ist, Herr; aber ich weiß, daß Sie verklagt sind, weil Sie in Ihrem Hause predigen.

H. Gut, mich ruhig Mann, Niemanden Leids thun. Aber da Viele im Lande, nicht lieben Religion und sie gegen mich streiten.

B. Aber Ihr guter Ruf und Ihre Kundschaft leidet durch dieses Treiben. Ich rathe Ihnen, lassen Sie es bleiben.

H. Ah! Massa, mich nicht helfen können, Kundschaft verlieren, aber mich Beten nicht lassen bleiben. Und was Leute sagen, mich gar nicht kümmern. Sein gut Wort mich nicht nutzen, und sein schlecht Wort mich nicht Schande.

Zahlreiche Fälle gab es, daß christlichen Negern die Freiheit angeboten wurde, wenn sie das Christenthum aufgeben wollten; aber nicht Einer ließ sich bereden. So wurde einer ausgezeichneten Africanerin (so nennt man die nicht in der Sclaverei Geborenen), die sechs oder sieben Kinder hatte, wegen ihrer unermüdeten Treue und Liebe die Freiheit versprochen, und die Papiere zu ihrer und ihrer Kinder Freilassung waren bereits ausgefertigt. Eben hatte sie angefangen der Predigt des Evangeliums nachzugehen, und dies kam bald ihrem Herrn zu Ohren. Er fragte sie, ob es wahr sey? und sie erklärte ihm, wie sie angefangen habe zu beten und ihr Herz Gott zu ergeben. Ihr Gebieter hieß sie sogleich alle Verbindung mit den Missionaren abbrechen, oder er nehme sein Versprechen zurück. Sie war unbeweglich. Er stellte ihr ihre Hartnäckigkeit und ihren Mangel an Mutterliebe gegen ihre Kleinen vor. Sie weinte, aber sie blieb standhaft. Er gab ihr einige Tage Bedenkzeit, an welchen sie ihre Sache Gott und dem Prediger vortrug. Nach Ablauf der Bedenkzeit mußte sie wieder vor ihren Herrn treten. Die Schriften wurden ihr gezeigt und ihr nochmals die Wahl gelassen. Sie hatte sich darauf vorbereitet und antwortete mit Thränen und fast brechendem Herzen: „Massa, mich gerne frei seyn, aber mich nicht kann „den Heiland verläugnen." Ihr Gebieter war außer sich vor Zorn, gab ihr die Papiere und befahl ihr, dieselben selbst ins Feuer zu werfen. Sie that es und sahe zu, wie sie zu Asche verbrannten.

Viele Neger konnten auch am Sonntag nur heimlich sich wegschleichen, um in die Kirche zu gehen. Um dieß zu können, zogen sie oft ihre Werktagskleider an und trugen ihre beste Kleidung in einem Korb auf dem Kopfe, mit ei-

nigen Vegetabilien oben zugedeckt, als gingen sie zu Markte. Allein es wurden nicht selten Späher in die Kirchen geschickt, um die Zuhörer zu notiren, die zu gewissen Pflanzungen gehörten.

Wenn ein Neger dem andern religiöse Kenntnisse mittheilte, so war dies ein Verbrechen, das ihn vor die Obrigkeit brachte. Wurde es erwiesen, so folgte harte Strafe. Ein Sclave, Namens Georg Anole, kam auf diese Weise vor Gericht unter der Anklage, nächtliche Versammlungen zu halten und zu besuchen. Folgen wir den Gerichtsverhandlungen. Zuerst leistete der Aufseher seiner Pflanzung den Zeugeneid und gab an:

„Am Montag, den 21. Juni, schickte der Sclaventrei-
„ber zu mir mit der Anzeige, es sey ein Prediger in unsern
„Neger-Häusern. Er war anständig gekleidet und trug ei-
„nen schwarzen Rock. Ich sprach ein wenig mit ihm, und
„dann hieß ich ihn die Pflanzung verlassen. Unser Ober-
„richter führte mich dann in die Negerhäuser. Ich ging
„mit ihm in die Capelle und sah elf Bänke nebst einer Kan-
„zel darin. Ich gab Befehl, das Alles ins Aufseherhaus
„zu bringen. Es war die Methodisten-Capelle. Dann ging
„ich in die Baptisten-Capelle."

Der Obertreiber leistete den Eid und sagte: „Ich sah
„den Gefangenen aufstehen und beten, ich sah aber keine
„Kanzel. Ich gehe manchmal, ihn zu hören; viele Andere
„gehen auch. Einige beten auch. Wir kommen Sonntag
„Nachmittags zusammen. Ich bleibe manchmal, bis Alles
„zu Ende ist. Es ist nie später als 8 oder 9 Uhr. Nie
„sah ich, daß er Geld bekam. Ich höre beten, und bete selbst
„zu Gott. Nie sah ich die Neger ihre Arbeit vernachlässi-
„gen, oder wegen der Betstunde Morgens später daran
„gehen."

Der Hauptwächter der Pflanzung, ein Christ, wurde beeidigt. Seine Angabe lautete: „Der Gefangene ist ein
„Prediger; er betet schon viele Jahre. Seit des alten Mas-
„sa's Zeit gehe ich und viele Andere, ihn zu hören. Man
„kommt Sonntag Nachmittags und Freitag Abends, wenn

„es Nacht wird, zusammen. Man zündet Lichter an. Wir „wußten nicht, daß es unrecht ist, unsre Pflicht gegen Gott „zu hören. Ich sah den Gefangenen predigen; weiß nicht, „um welche Zeit es zu Ende war. Der Gefangene hatte nie „ein Buch. Wir sangen auch Lieder. Es wurde nie Geld „gesammelt. Habe nie gesehen, daß der Gefangene bezahlt „wurde mit Geld oder Hühnern oder Schweinen oder sonst „etwas." — Der Treiber sollte nun dem Gefangenen ein Zeugniß geben. Er sagte: „Der Gefangene ist ein Zimmer„mann, arbeitet sehr gut, hat nie einen Fehler gemacht, ist „nie davongelaufen. Immer war Jedermann mit ihm zu„frieden."

Der Gefangene wird aufgerufen, sich zu vertheidigen. Alles schrie zusammen, und er gerieth in Verwirrung. Er sagte, er gehe in die Kirche, so oft er könne, und höre das gute Wort. Er habe nicht geglaubt, daß es unrecht sey, seinen Mitsclaven dasselbe zu sagen, und mit ihnen und für sie zu beten, daß Gott sie segne.

Der Gerichtshof eröffnete ihm sofort, daß die Geschworenen ihn des Predigens schuldig gefunden haben, und daß er zum abschreckenden Beispiel für Andere auf sechs Monate in das Zuchthaus von Clarendon eingesperrt werde.

Ein anderer vortrefflicher Negerchrist zu Spanish Town wurde für sein Gebet hart gepeitscht und mußte mit den Sträflingen arbeiten. Eine fromme Negerin hatte sogar nur das Eine Verbrechen begangen, daß sie eine Christin war. Dafür wurde sie geschlagen und einen Monat lang jede Nacht in ein elendes Kerkerloch gesperrt. Ein Dritter wurde mit Brandmarkung bedroht und heftig gegeißelt, weil er in die Kirche gegangen war. Aber Alles das bewog nicht Einen, seinen Glauben zu verläugnen. Georg Gibbs aus Nordamerica, ein Farbiger, wurde für sein Predigen vier Tage in den Kerker geworfen, oft bei Nacht aus dem Bette geholt und in den Stock gespannt. Aber je heißer seine Trübsal wurde, desto emsiger verkündete er den gekreuzigten Heiland und sammelte viele Hunderte in eine Gemeinde. Bei Nacht taufte er und reichte das heilige Abendmahl an ab-

gelegenen Orten. Endlich konnte er heimlich eine Art kleiner Capelle bauen, und zwar mitten in einem mit dichtem Buschwerk bedeckten Morast. Allein die Verfolger spürten nach einiger Zeit diese stille Zuflucht auf und machten sie dem Erdboden gleich. Vier Jahre lang blieb diese Gemeinde im heißen Tiegel der Verfolgung.

Ein in einem obrigkeitlichen Amte stehender Sclavenbesitzer war ein besonderer Feind des Evangeliums, sprach oft gegen seine Sclaven seinen Abscheu vor dem Gebete aus, und drohte mit ausgesuchter Strafe, wenn sich Einer dabei betreten lasse. Eben prahlte er, wie es ihm gelungen sey, von seinen Gütern die Religion ferne zu halten, als man ihm meldete, daß doch mehrere Sclaven des Gutes, auf dem er gerade wohnte, angesteckt seyen und Abendbetstunden halten. Er eilte sogleich ins Negerdorf, um sich nach der Sache zu erkundigen, und fand zu seinem größten Aerger mehrere derselben auf den Knieen. Er begnügte sich im Augenblick, genau nachzusehen, wer es wäre, und ging dann heim. Aber in seiner Wuth erklärte er, er wolle ihnen das Knieen schon verleiden, und befahl ihnen, mehrere Tage lang alle ihre Feld- und Hausarbeiten knieend zu verrichten. Das Haus, worin sie sich versammelt hatten, ließ er niederreißen. Ein alter Neger, den er immer von Neuem peitschen ließ und dann fragte, ob er das Beten und Lehren aufgeben wolle, antwortete jedesmal: „Massa kann mein Fleisch peit-„schen, aber er nicht kann Seele peitschen. Mich muß be-„ten, Massa, und mich will beten, Massa!" Er hielt auch aus unter allen Qualen. — Bei Einem kam es sogar zur Hinrichtung wegen dieses nämlichen Verbrechens. Er wurde gehängt und blieb zur Abschreckung Anderer am Galgen hängen, bis ihn die Vögel gefressen hatten.

Ein Aufseher, der auch in obrigkeitlichem Amte stand, ließ einen Neger wegen Betens oft hinter einander grausam peitschen. Er erhielt auf einmal 39 Streiche. Denn dies war die höchste Zahl, welche das Gesetz auf einmal zuließ. Dann wurde er losgebunden, aber sogleich von Neuem gefesselt und abermals gepeitscht. Zuletzt ertrug der Sclaven-

treiber den Anblick der Leiden seines Mitsclaven nicht mehr und erlaubte sich in aller Demuth die Bemerkung: „Massa, „mich nicht mehr Euern Neger länger peitschen kann; ihm „genug haben und ihm nicht mehr ertragen können.“ Allein der Aufseher bestand auf Gehorsam, und der Treiber mußte sich unterwerfen. Zum letztenmal wurde das Opfer auf eine Leiter gelegt und unbarmherzig gepeitscht. Als man ihn aufrichtete, wankte er ein paar Schritte fort und sank dann zu Boden. Er wurde wieder aufgehoben, fiel aber wieder, denn er konnte durchaus nicht mehr stehen. Jetzt brachte man ihn in den Spital, und der Arzt, der die Pflanzung besorgte, wollte, weil er gerade da war und der arme Neger ohnmächtig wurde, nach ihm sehen. Er sagte dem Aufseher, der Mann liege im Sterben; allein dieser läugnete das kurzweg und verlangte, daß man ihm zur Ader lasse. „Was wird das helfen?“ fragte der Doctor, „sehen Sie „denn nicht, daß der arme Mann schon fast todt ist?“ Bei diesen Worten nahm er des Negers Arm, ihm den Puls zu fühlen, und fand wirklich, daß er still stand. Am folgenden Tag erklärte die gerichtliche Leichenschau: „An Krank„heit gestorben.“

Und wie benahmen sich die Neger gegen ihre Quäler? Nicht Ein Beispiel kennt man von Rachegelüsten, wohl aber viele von Mitleiden, Sanftmuth, Geduld und Verzeihen. „Nie,“ sagt ein Missionar, der über 20 Jahre in Jamaica lebte, „habe ich aus dem Munde eines Negerchristen, auch „wenn ihn der heftige Schmerz kaum ertragener Mißhand„lungen quälte, auch nur ein Wort gehört, das auf Wie„dervergeltung hindeutete. Im Gegentheil sah ich sie oft „ihre Augen gen Himmel erheben und um Gnade für ihre „Verfolger beten. Ihre Sprache war: „Vater, vergib ih„nen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“ Nur das setz„ten sie oft hinzu: „Buckra hat seinen Gott in England „gelassen, und Teufel in Jamaica ihn anstiften, alles dieses „Böse zu thun. Armer Mann! ihm Auge blind, ihm Herz „hart; aber, wenn Gott ihm Auge öffnen und Herz rühren, „er traurig und nicht mehr verfolgen.“ “

Ein Buchhalter brach einmal lärmend in eine der kleinen Dorfcapellen ein, wo eben eine Anzahl armer Leute der Pflanzung im Gebet begriffen waren. Er näherte sich einem Tisch, der am einen Ende des Zimmers stand. An dem Tische lehnte ein ehrwürdiger alter Neger, der vorbetete, und der Buchhalter fing nun an, das Gebet höhnisch nachzumachen. Nachdem er sich eine Zeitlang so schmachvoll benommen hatte und es ihm nicht gelungen war, diese armen aber frommen Leute zum Zorn zu reizen, wandte er sich an eine africanische Frau, die ihren Unwillen weniger zu bemeistern vermochte, als die Andern, die ein tiefes Stillschweigen beobachteten, mit der Frage:

„Nun, glaubst du nicht, daß ich zum erstenmal in eurer „Kirche eine gute Predigt gehalten habe?"

Frau. Das keine Kirche, Herr! Wenn Massa predigen will, kann Massa nicht in die eigene Kirche von England gehen? Sagt Massa nicht, er gehören zur Kirch von England?

Buchh. Zur Kirche von England? ja freilich; ich bin kein so Heuchler und Methodist.

Frau. Ach gut, Herr! Wenn Massa Kirch von England gehört, wenn er will Spaß machen, ihn besser gehen in sein eigene Kirch.

Buchh. Ich brauche deine Vorlesung nicht. Laß sehen, ich muß jetzt beten. Wie macht man's denn mit dem Beten? sage mir's.

Frau. Nicht Massa ein Buckra-Herr? warum mich fragen, wie beten? Mich immer denken, Buckra-Herr besser wissen, als Neger. Wie denn Massa kommen, Neger fragen, ihn lernen, wenn Massa viel besser armen Negersclaven lehren, wie beten?

Buchh. Dummheiten; sag' mir, wie betet man?

Frau. Wenn Massa nicht weiß, mich will sagen; wenn wir beten, wir sagen: Unser Vater, der Du bist in dem Himmel; manchmal — manchmal wir Gott bitten, uns neu Herz geben und rechten Geist, daß wir Ihn mehr lieben und *unsre* Mitgeschöpfe. Beten, das heißt Gott sagen Alles,

was in unser Herz ist, und Ihn bitten, vergeben alle unsre Sünden durch Jesus Christus. Und jetzt wir beten für Eines, Massa — wir Gott bitten, uns Geduld geben, daß wir nicht bös werden gegen Massa für Alles, was er thut, unsre Versammlung stören und all die Narrheit machen an dem Ort.

Buchh. Ich sage dir, ich will keine Predigt von dir. Du sollst mir zeigen, wie ihr's machet, wenn ihr betet (er knieet nieder und erhebt Hände und Augen in spöttischer Nachahmung); jetzt sag' mir, was soll ich sagen?

Der alte Mann am Tische. O, Massa! wir sehr traurig zu sehen, wie Massa Gott so spottet; und da Massa nicht selber beten kann, wir für ihn beten wollen, daß Gott mache, er seine rebellische Waffen wegwerfen, und Barmherzigkeit mit seine Seele haben am jüngsten Tag. Arm Buckra-Kind! Sünde zu sehr Euer Herz verhärten und Eure Augen blenden.

In diesem Augenblick betete die ganze Versammlung in wenigen Ausrufungen für ihn.

Buchh. Ich brauche euer Gebet nicht. Das Gebet des Schwarzen ist für nichts. Wie können sie recht beten? sie lügen ja und stehlen.

Antw. Nein, Massa, sie können nicht recht beten, bis Gottes Geist sie lehrt; dann beten sie recht und dann stehlen sie nicht mehr. Ehe sie beten, sie lügen und stehlen. Ehe sie wissen Gutes, sie auch nicht thun Gutes; aber wenn sie wissen Gutes, sie nicht mehr können thun Böses.

Buchh. Ja, aber die Schwarzen haben keine Seele, darum brauchen sie auch nicht zu beten.

Antw. Alle schwarz Person ist Sünder, gerade wie weiß Person, und Massa Jesus sagen, Er hören, wenn alle Sünder beten, so armselig schwarz Sünder, wie auch weiß Sünder. Er sagen, Er nicht brauchen schöne Worte und lang Beweis; und wenn wir nicht mehr sagen können, als: „Gott sey mir Sünder gnädig!" wie der Zöllner, wir gehen gerechtfertigt in unser Haus.

Endlich ging der elende Mensch unter Ausrufen betenden Mitleidens der Neger davon, und sie machten ihn nun erst recht zum Gegenstande ihrer Fürbitten.

Fügen wir noch einige Bekehrungsgeschichten den bisher erzählten Thatsachen bei:

Eine Frau mittleren Alters war eine der Aergsten bei den unkeuschen Auftritten, mit welchen die Weihnachtslustbarkeiten der heidnischen Neger geschändet werden. Ueberhaupt lebte sie in nächtlichen Ausschweifungen. Ihr kleines Haus lag außerhalb der Stadt und war eine wahre Höhle des Verderbens für junge Leute beider Geschlechter, die dahin gelockt wurden. Tanzen, Gelage und wilde Musik schollen von Woche zu Woche aus demselben, und immer gewiß vom Samstag Abend bis Sonntag Morgens, ja oft den Tag des HErrn hindurch bis am späten Abend. Vor sechszehn Jahren wurde sie einmal veranlaßt, der Predigt des Evangeliums zuzuhören. Es ging ihr zu Herzen in Beweis des Geistes und der Kraft. Ihre Sündenhöhle wurde sogleich aufgegeben, und sie wollte nichts mehr von dem Sündengeld, wie sie es bisher gewonnen hatte. Nicht lange nachher ging der Missionar mit einem Freunde, um ein sterbendes Glied seiner Gemeinde zu besuchen. Beim Eintritt ins Haus hörten sie deutlich eine weibliche Stimme in einem Gemache beten. Sie traten näher, falteten die Hände und beteten still mit. Nie wird er vergessen, was er da hörte; ein Gebet, wie es nie vor seine Ohren gekommen ist. Die reiche Christenerfahrung, die es athmete, die Innigkeit und Wahrheit, die Antworten, die es den Anwesenden ablockte, schienen das dunkle Sterbegemach zur Pforte des Himmels zu machen. Als sie von den Knieen aufstanden, fragte der Freund: „Wer kann das seyn? Es ist eine „Frau, und zwar eine Schwarze oder Farbige!“ Bald war es im Reinen, eben der genannte, aus dem Feuer gerettete Brand. Sogleich nach ihrer Bekehrung hatte sie alles Mögliche gethan, um den Wirkungen ihres früheren, schändlichen Treibens entgegen zu arbeiten, und seitdem bis heute hat sie bei musterhaftem Wandel fortgefahren, mit nie wankender

Festigkeit und erstaunlichem Erfolge zu wirken. — Eine Andere war die Königin einer Truppe von Weihnachtstänzerinnen und hielt ein Haus, gerade so schlecht, wie das vorhin beschriebene. Die Schlechtigkeit war da weniger grob und in die Augen fallend, aber desto schlimmer in ihrem Einfluß. Auch sie hörte um dieselbe Zeit das Wort Christi, und von nun an saß sie, wie die Frau, von der sieben Teufel ausgetrieben worden waren, zu den Füßen Jesu. Dieß machte großes Aufsehen und wirkte sehr für die Abschaffung solcher schlechten Gesellschaften. Sie hatte weniger Gabe zum Wirken in der Gemeinde, aber sie war geschmückt mit den herrlichsten stillen Tugenden der Demuth, Erbarmung, Sanftmuth, und zierte beständig die Lehre Gottes, ihres Heilandes. — Eine Dritte war eine Mulattin. Sie hatte ein kleines Vermögen, wozu auch Sclaven gehörten. Ihr Charakter war hochfahrend und tyrannisch, und die armen Opfer ihrer Gewaltthätigkeit wurden grausam gequält. Ihr Haus lag an der Straße, und es war sprichwörtlich geworden, daß man zu keiner Tagesstunde daran vorbeigehen konnte, ohne das Seufzen und Stöhnen ihrer unglücklichen Untergebenen zu hören. Gegen Keines aber war sie so wüthend, wie gegen eine ehrwürdige alte Negerin, weil — sie betete. Ein Missionar ging in das Kirchspiel, um wo möglich eine Predigtstation zu errichten. Es mißlang ihm durch den Einfluß eines Pflanzers und einer obrigkeitlichen Person, und so kehrte er, traurig über seine getäuschte Hoffnung, in dieses finstere Gebiet das Licht des Evangeliums tragen zu dürfen, nach Hause, als ihm diese Frau, von einigen Nachbarn begleitet, auf der Straße begegnete. Sie hörte, was ihm begegnet sey, und sprach sich in derben Worten gegen die vornehmen Leute aus, die der Religion den Eingang versperren wollen; dann bat sie ihn, mit ihr zu gehen. Sie führte ihn auf eine kleine Anhöhe jenseits ihres kleinen Hauses, sah mit strahlenden Blicken umher und sagte: „Sie wollen die „Religion nicht ins Kirchspiel lassen; aber sehet, Prediger, „da ist ein Morgen Feld, den sollt Ihr haben; bauet eine „Kirche darauf, und ich will den sehen, der sich darein mi-

„schen darf.“ Der Missionar nahm die Gabe an, und sie bot ihr Haus zum einstweiligen Predigtplatze dar. Man fing sogleich an. Eine Zeitlang, bei schönem Wetter, fanden die Gottesdienste unter einem Mangobaume statt, der seine weiten Aeste neben dem Hause ausbreitete. Sie wurde angezeigt und von den Behörden bedroht; aber sie lachte der Drohungen und forderte Jedermann heraus, einmal in ihr Haus zu kommen und sie zu belästigen oder den Gottesdienst zu stören. Einmal, während der Missionar unter dem Baume vielen armen Sclaven predigte, ritt eine Truppe weißer Herren ans Hofthor, bei deren Anblick die ganze Versammlung in Angst gerieth und sich in den Wald flüchten wollte. Aber die Mulattin trat trotzig den Männern entgegen und rief sie herein. Sie waren schon davongesprengt. Bald ergriff die umwandelnde und heiligende Macht des Geistes Gottes dieses Mannweib. Nach mehrmonatlicher Prüfung sollte sie mit Andern in dem Flusse, der ihr kleines Gut bespülte, getauft werden. Die Feier wurde vor vielen Zuschauern vollzogen. Als der Missionar vor der Täuflingin ins Haus zurück kam, fand er dort die alte Sclavin, die so oft von der Mulattin wegen ihrer Anhänglichkeit an Christum bestraft worden war. Sie hatte einige Zurüstungen zu den weitern Gottesdiensten zu machen. Kaum hatte sich der Missionar gesetzt, als die lange, hagere Gestalt der alten africanischen Negerin, wie plötzlich gelähmt, vor ihm stand. Ihre Augen blickten starr nach etwas draußen, ihre gefalteten Hände hob sie wie verzückt gen Himmel. Er sprang vom Sitze auf, um zu sehen, was es gebe? als er unter dem Baume eine große, schön aussehende Frauengestalt in weißer Kleidung sich der Thüre nähern sah. Es war die Mulattin. In einem Augenblick lagen sich die zwei Frauen in den Armen, und der Fußboden wurde in wörtlichem Sinne von ihren Thränen besprengt. „O, meine Misses,“ rief die alte Sclavin, „wer denken, mich leben, um diesen „Tag zu sehen? Lieber Jesus machen seine arme alte Ne- „gers Augen sehen solches Ding; sehen ehe sterben.“ Die Gebieterin, jetzt eine liebevolle Schwester, bat dringend um

Vergebung ihres frühern Thuns, und gab Gott alle Ehre für das, was mit ihr vorgegangen war. Von nun an war diese Frau ein Segen der Christengemeinde. In der Verfolgungszeit von 1832 bewies sie einen Muth, der ihr eine Stelle unter den Edelsten ihres Geschlechts sicherte. Neben andern Beweisen davon beharrte sie bei dem Entschluß, ihr Haus dem Gottesdienste und zum Schutz der Missionare offen zu halten, möge daraus folgen, was wolle, und sie blieb dabei im Angesicht der Miliz, vor welcher sie im freien Felde erscheinen mußte. Dort drohte man ihr mit allem Schlimmen, wenn sie nicht auf der Stelle versprechen wolle, das Predigen im Hause nicht mehr zuzugeben. Sie versprach es nicht, und die Leute ließen sie dennoch heimgehen. Sie wurde dann freilich vor Gericht gestellt, aber die Sache so hinausgezogen, daß nie ein Spruch erfolgte.

Ein Neger aus Guinea sagte: „Seit ich aus Guinea „kommen, ich nicht fähig, Wort zu nehmen;" (d. h. mir eine Beleidigung in Worten gefallen zu lassen) „wenn mich „Einer beleidigen, mich Messer nehmen, mich Stock neh-„men; mich nicht zufrieden, bis mich sein Blut trinken. Jetzt „mich fähig, zwanzig Wort nehmen; damals mich stehlen, „mich trinken, mich thun alles Schlechte. Jemand sagen: „wir müssen beten! mich sagen: nein, für was mich beten? „Branntwein beste Beten für mich. Gib mir Gutes zu es-„sen, das besser als beten." — Auf die Frage, wodurch es denn anders mit ihm geworden sey, erwiederte er: „Massa, „mich gehen in die Kirche an ein Sonntag, und mich hö-„ren Massa Pfarrer sagen: Jesus Christus kommen und „sein Blut vergießen für Sünder. Ach, etwas sagen: du „hören das? Er sein Blut vergießen! ach! so! dann mich „der Sünder, mich der Dieb, mich der Trunkenbold; Er „sein Blut für Guinea-Neger vergießen! O! o! Jesus ster-„ben für arm Neger, ehe Er ihn kennen!" —

Auch von der zärtlichen Sorge für das Seelenheil Anderer einige Proben aus dem Kreise der bekehrten Sclaven Jamaica's.

Wenn ein neues Glied in eine Gemeinde eintritt, so pflegen ihm die Missionare, die Diakonen und die Gemeindeglieder seine Pflicht ans Herz zu legen, sein Mögliches, und zwar persönlich, für die Bekehrung seiner Mitmenschen zu thun. Die Diakonen besonders drücken sich dabei oft gar eindrücklich und anschaulich aus. So sagte Einer: „Nun, du hörst, was Prediger sagen; nimm dich in Acht, „den Topf nicht allein zu kochen" (das Evangelium nicht für dich allein zu genießen). „Wenn du einen blinden Bru„der siehest," sagte ein Anderer, „der an einem Flusse geht „und gerade hineinfallen und ertrinken will, was thust du?" Antwort: „Mich laufen, ihn retten." — „Aber wenn er „sagt, mich nicht ertrinken, laß mich in Ruhe, kümmere dich „um deine Sachen; wenn mich ertrinken, was geht's dich „an?" — Antwort: „Mich muß ihn locken, bis ich ihn „wegbringe."

Von ihren heißen, innigen Gebeten, besonders für die Bekehrung Africa's, gibt es Proben in Menge. Aber sie geben und handeln auch. Herr Candler sagt in seinem Reisetagebuch: „Ich glaube, die Baptisten- und Methodisten„gemeinden zahlen für ihre Kirchenausgaben wenigstens 20 „Schillinge (12 Gulden) auf den Kopf. Die beiden Ge„meinschaften erheben im Ganzen dafür jährlich 70,000 „Pfund Sterling (840,000 Gulden). Die andern, nicht zur „Staatskirche gehörigen Gemeinschaften, erhalten mehr Hülfe „von Außen, ziehen aber immerhin von den Gemeinden noch „10,000 Pf. (120,000 Gulden) ein. Davon baut man die „Kirchen und Versammlungshäuser, die hier sehr hoch zu „stehen kommen; ferner die Schulhäuser; man besoldet da„von die Lehrer und Lehrerinnen, weil wenigstens die Bap„tisten hiefür nichts von ihrer Gesellschaft in England be„kommen. Auch der Gehalt der Missionare fließt auf einigen „Stationen, die nicht von Europa aus unterhalten werden, „aus dieser Quelle. Und dies ist keine kleine Ausgabe, weil „die Missionare viel reisen müssen, was sehr theuer ist, und „daher auch genöthigt sind, mehrere Pferde zu halten. Dann

„sind noch die baulichen Ausbesserungen, die Gehälte der
„Küster, die Beiträge an Missionsgesellschaften, die Sorge
„für die Armen und Kranken davon zu bestreiten. Die
„Neger geben reichlich, freiwillig und freudig. Von ihren
„Geistlichen hört man sie oft sagen: „Prediger kein Kauf-
„mann, kein Handwerker, kein Advocat. Nicht kommen
„hieher, um reich zu werden. Da er für uns arbeiten, wir
„müssen für ihn arbeiten." Keiner von den christlichen Zwe-
„cken der Menschenliebe wird von ihnen zurückgewiesen. Die
„Bibelgesellschaften, Missionsgesellschaften, Vereine gegen die
„Sclaverei, alle finden herzliche Aufnahme und freudige
„Mithülfe. Wer gar nicht oder nicht seinem Vermögen ge-
„mäß gehörig gibt, wird von der Gemeinde zurechtgewiesen
„oder mit Kälte als ein Solcher behandelt, der nicht nach
„seinem Glauben thut. Ein Geiziger wird nie zu einem
„Gemeindeamte gewählt werden. Die Leute geben ihre Bei-
„träge wöchentlich, je 6 bis 9 Kreuzer auf einmal, so daß
„man wohl sieht, der Strom entsteht aus Tropfen, die aber
„oft an derselben Stelle und die an vielen Orten fallen."

Wie sehr sie in der That an das Heil Anderer denken,
davon einige Beispiele:

Ein alter Neger von einem 3 Stunden entfernten Gut
hörte den Missionar Coultart bald nach seiner Ankunft in
Jamaica predigen. Er wurde gründlich umgewandelt und
konnte es nicht lassen, sogleich Andern anzupreisen, „was
für einen lieben Heiland er gefunden habe." Durch ihn
fanden zwischen 100 und 200 Heiden den Weg des Lebens,
die nachher den Grundstock der Gemeinde zu Spanish Town
bildeten. Viele davon leben noch und haben in langem
Laufe das Evangelium mit ihrem Wandel geehrt. Zwei
jetzt bejahrte Leute waren Diakonen der Gemeinde seit 25
Jahren und sind es noch, und ihre Namen stehen so ge-
wiß im Buche des Lebens, als sie hier auf Erden mit Treue
und Unsträflichkeit sich als wahre Glieder der Kirche Christi
bewiesen haben.

Eine achtungswerthe farbige Frau zu Spanish Town, die auch ein Vierteljahrhundert Mitglied der dortigen Gemeinde war und einen unbefleckten Wandel als solches führte, wurde sogar in Gottes Hand das Werkzeug, um mehr als 1000 Menschen das Wort Gottes hören zu lassen und sie zum Gnadenthron herbei zu bringen, die nach menschlichem Urtheil ohne Gott und ohne Hoffnung in der Welt gelebt hätten und gestorben wären. Sie hatte kaum zu leben, und doch widmete sie die letzten zwanzig Jahre ihres Lebens fast ausschließlich dem Werke Gottes. Es ist ihre Speise und ihr Trank. Von Tag zu Tag und von Jahr zu Jahr sieht man sie Sünder einladen, Reuige trösten, Plane für die Gewinnung der Jugend ersinnen und in der Ausführung leiten, Verfolgte schützen, Leichtsinnige warnen, Abtrünnige zurückholen. Fast Tag und Nacht arbeitet sie, und das mit einem Muthe und einer Ausdauer, unter widrigen Umständen, die für die Reinheit ihrer Beweggründe und die Lauterkeit ihres Sinnes das schönste Zeugniß ablegen.

Eine andere betagte Negerin lud die Prediger in ihr Dorf ein, beherbergte sie, half in ihrem eigenen Hause ein Kirchlein bauen, zog in der Gegend umher, um die Sünder zum Worte Gottes einzuladen, und oft stand sie, besonders an Markttagen, vor ihrer Hausthüre an der Straße, um fast Jeden über sein ewiges Heil anzureden, der vorüberging. Oft wußte sie solche Wanderer lange aufzuhalten durch die Wärme und ungekünstelte Beredtsamkeit, mit der sie zu ihnen redete. „Oft sah ich," erzählt ein Missionar, „wenn sie die Liebe Christi mit Flammenzügen malte und das schwarze Bild der Undankbarkeit der gefallenen Menschen dagegen hielt, wie die Thränen über die Wangen der Angeredeten rollten. Dann pflegte sie sie in das Bethaus zu führen und rang mit Gott, daß Er die felsenharten Herzen breche, damit sie sich ganz und gar ihrem Erlöser übergeben. Unbekümmert um Verfolgung und irdischen Verlust wandte sie sich auch an Weiße, und Wenige vermochten zu widerstehen der Weisheit und dem Geiste, in welchem sie

sprach. Hunderte kamen durch sie zu Christo, die seitdem des Evangeliums würdig gewandelt haben."

Vor einigen Jahren kam eine verständige Sclavin zu Spanish Town, die zur Gemeinde gehörte, zu ihrem Prediger und war sehr angefochten, weil sie mit ihrer Gebieterin und deren Familie nach Falmouth übersiedeln mußte, wo es damals noch keine Mittel religiöser Anfassung gab. Der Missionar schenkte ihr eine Bibel, und da er ihre innige Liebe zu Christo und ihren Eifer für die Verherrlichung Seines Namens kannte, ermuthigte er sie zu der Hoffnung, daß Gott sie dort in seinen Wunderwegen gebrauchen werde, um der Predigt des Evangeliums in Stadt und Umgegend den Weg zu bahnen, indem er ihr diesen Zweck zugleich recht ans Herz legte. Sie folgte dieser Ermahnung und ergriff jede Gelegenheit, so oft sie von ihrer Tagesarbeit los war, mit ihren Mitsclaven zu sprechen, oder im Feuer der Liebe von Haus zu Haus zu gehen; sie hielt Betstunden, bildete eine Classe, die sie leitete, und machte so emsig fort, daß sie nach einigen Jahren 2—300 Seelen gesammelt hatte, die sie dem Missionar, der dorthin kam, als ihre Kinder in Christo vorstellen konnte. Nach längerer Prüfung, in welcher die meisten von ihnen wohl bestanden, wurden sie getauft und bildeten den Kern der Christengemeinde zu Falmouth.

Auch kam es oft vor, daß durch eine fromme Sclavin ihre Gebieterin bekehrt wurde. Was da im Verborgenen vorging, wird erst der Tag des HErrn offenbaren.

Missions - Zeitung.

Die den Gesellschaften beigesetzten Jahreszahlen zeigen das Jahr ihrer Entstehung oder des Anfangs ihrer Missionsthätigkeit an.

Die Zahlen zur Seite der Namen der Missionare oder Stationen u. s. w. in der Missions-Zeitung deuten auf die Gesellschaft zurück, welcher dieselben angehören. Die mit * bezeichneten Missionare sind Zöglinge der Basler-Anstalt.

Abkürzungen: M. (Missionar), K. (Katechet), m. F. (mit Familie), m. G. (mit Gattin), † (gestorben).

Evangelische Missionsgesellschaften im Jahr 1850.

Deutschland & Schweiz.

1. **Brüdergemeinde.** 1732.
2. **Missions-Anstalt zu Halle.** 1705.
3. **Evangelische Missionsgesellschaft zu Basel.** 1816.
4. **Rheinische Missionsgesellschaft zu Barmen.** 1828.
5. **Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden, in Berlin.** 1824.

Frauen-Verein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande, in Berlin.

6. **Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden, in Berlin.** 1822.
7. **Evangelischer Missionsverein zur Ausbreitung des Christenthums unter den Eingebornen der Heidenländer (sonst Pred. Goßner's) in Berlin.** 1836.
8. **Lutherische Missionsgesellschaft in Leipzig.** 1836.
9. **Norddeutsche Missionsgesellschaft in Hamburg.** 1836.
10. **Missionsgesellschaft zu Lausanne.** 1826.

Niederlande.

11. **Niederländische Missionsgesellschaft zu Rotterdam.** 1797.

England.

12. **Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß.** 1647.
13. **Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums.** 1701.
14. **Baptisten-Missionsgesellschaft.** 1792.
15. **Allgemeine Baptisten-Missionen. (General Baptists.)** 1816.
16. **Wesley-Methodisten-Missionsgesellschaft.** 1786.
17. **Londoner Missionsgesellschaft.** 1795.

18. Kirchliche Missionsgesellschaft. 1799.

19. Londoner Juden-Missionsgesellschaft. 1808.

20. Brittische Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums unter den Juden. 1843.

21. Schottische Missionsgesellschaft. 1796.

22. Mission der vereinigten presbyterianischen Kirche Schottlands. 1847.

23. Mission der schottischen Staats-Kirche. 1830.

24. Mission der freien schottischen Kirche. 1843.

25. Missionen der reformirten presbyterianischen Kirche Schottlands. 1845.

26. Welsche und ausländische Missionsgesellschaft. 1840.

27. Mission der irländischen presbyterianischen Kirche. 1840.

28. Frauengesellschaft für weibliche Erziehung im Auslande. 1834.

Frankreich.

29. Missionsgesellschaft zu Paris. 1824.

Dänemark.

30. Dänische Missionsgesellschaft. 1821.

Schweden.

31. Schwedische Missionsgesellschaft in Stockholm. 1835.

32. Missionsgesellschaft in Lund. 1846.

Norwegen.

33. Norwegische Missionsgesellschaft in Stavanger. 1842.

Nordamerica.

34. Baptisten-Missionsgesellschaft. 1814.

35. Americanische Missionsgesellschaft. 1810. (Board of Foreign Miss.)

36. Bischöfliche Methodisten-Missionsgesellschaft. 1819.

37. Mission der bischöflichen Kirche in Nordamerica. 1830.

38. Mission der presbyterianischen Kirche. 1802.

Nachrichten aus den Missionsgebieten.

China. In Betracht, daß die Krankenheilung ein Hauptmittel ist, den Missionaren und durch sie dem Evangelio in China Eingang zu verschaffen, hat die Londoner Missionsgesellschaft auf jeder ihrer vier Stationen einen Spital errichtet, wo kranke Chinesen ärztliche Hülfe und Pflege finden können, und über deren jeden ein Missionsarzt gesetzt ist, welcher bei der Heilung des Leibes besonders auch für das Heil der Seele sorgt. In Hongkong ist die Zahl der anwesenden Kranken zu den zum Besuch des Arztes festgesetzten Stunden im Durchschnitt 50—60, bei deren Gottesdiensten gewöhnlich noch etwa 40 Gesunde zuhören. — Dr. Hirschberg (17), der Missionsarzt im Spital zu Victoria (Hongkong), erzählt unterm 25. Sept. 1850 die merkwürdige Bekehrung eines Chinesen, vornehmlich als Folge einer Gebetserhörung: — A-Pun, ein Wahrsager seines Berufs, hatte schon vor 7 oder 8 Jahren in Kanton das Evangelium verkündigen gehört, aber ohne einen fruchtbaren Eindruck davon zu empfangen. Vor etwa 4 Jahren zog er nach Victoria und besuchte öfter die Bazaar-

Capelle. Allmählig fing die Wahrheit in ihm zu wirken an, und er wurde von seiner Sündhaftigkeit überzeugt; aber das Fleisch stritt wider den Geist und ließ diesen nicht zur Herrschaft kommen. Jetzt bildete sich eine Geschwulst auf seinem Rücken, die schnell wuchs und ihn antrieb, den Missionsarzt um Heilung anzugehen. Das war vor etwa zwei Jahren. Der Arzt sagte ihm, diesem Uebel könne nur durch eine Operation abgeholfen werden, die aber schmerzen würde. Da der Mann sich hiezu nicht entschließen konnte, so entließ ihn der Arzt mit der Ermahnung zu Jesu zu beten, und gab ihm einige Tractate. Nach einigen Wochen kam derselbe wieder in den Spital und bat den Arzt, die Operation nun vorzunehmen. Ehe dieser zu schneiden begann, bat er den Mann sich zu setzen, da die Operation ihm Schmerz verursachen werde. Allein dieser sagte: „thut nichts; ich will lieber dabei stehen," — und lehnte sich nun über einen dastehenden Stuhl. Während der Operation fragte der Arzt ihn zwei Mal, ob es ihm weh thue, und erhielt jedes Mal ein entschiedenes Nein zur Antwort. — Hierauf wohnte der Mann regelmäßig den Gottesdiensten in der Spital-Capelle bei, und die Wunde heilte bald. Eines Sonntags nun, als am Schluß der Predigt Dr. Legge die Worte sprach: „Jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils; wer will heraustreten und sich frei zum HErrn bekennen?" da trat der Operirte hervor und erzählte seine ganze Geschichte, welche damit schloß: „als der Arzt mir sagte, ich müsse mich einer Operation unterziehen, da betete ich und sprach: Bist Du, Jesu, der allmächtige Gott, für den Dich die fremden Lehrer verkündigen, so halte mich schmerzenfrei. Ich gehe nun in den Spital, und habe ich während der Operation keine Schmerzen, so will ich an Dich glauben, und Dich als den wahren, lebendigen Gott verehren." Von da an kam er jedes Mal zu den Kranken in die Bazaar-Capelle, wenn der Arzt hinging, sie zu besehen, und predigte ihnen Jesum. Bald empfing er auch Kraft, sein bisheriges Truggeschäft aufzugeben, und wurde in die Christengemeinschaft aufgenommen, der er bis jetzt Ehre gemacht.

Miss. Gilfillan (17) in Emui berichtet unterm 29. Juni von einem Besuch, den er in Gesellschaft eines andern Missionars in Tschang-schu, der Hauptstadt der Provinz Fuh-Kien, etwa 18 Stunden landeinwärts, gemacht. Sie waren erstaunt, die Einwohner beim Anblick von Fremden so ruhig und ordentlich zu finden, so ohne neugieriges Zusammenlaufen der Leute. Sie verbrachten die Nacht dort in einem Wirthshause, und fanden Gelegenheit, vielen Besuchenden christliche Schriften zu geben. Später stattete Hr. Gilfillan derselben Stadt noch einen zweiten Besuch ab, und vertheilte abermals eine Menge nützlicher Schriften.

Indischer Archipel.

Java. M. Jellesma (11) in Surabaia hat 6 javanische

Jünglinge in sein Haus aufgenommen, um sie zu Nationalgehülfen unter ihren Landsleuten heranzubilden. — Zu Ende 1849 zählte er 530 Christen, nämlich 347 Erwachsene und 183 Kinder. (S. Miss. Zeit. 1849. H. 1. S. 129. 1850. H. 1. S. 179.) — Miss. Schuh (11), nach Timor bestimmt, war genöthigt, mehrere Monate auf Java zu verweilen; er hielt sich in Surabaia auf, von wo er unterm 6. Juli 1850 an den Secretär der französischen Missionsgesellschaft in Paris, in deren Anstalt er vor ihrer Auflösung gebildet worden, folgendes schrieb: „Auf der Ostküste von Java war es, daß die Sendboten des falschen Propheten von Mecka ihre ersten Anhänger warben, und von da verbreitete sich der Islam über die ganze Insel. Ungeachtet nun die muhammedanische Religion durch die Gesetze geschützt und die Predigt des Evangeliums untersagt ist, macht das Christenthum gleichwohl in dem östlichen Theile der Insel unter den Eingebornen Fortschritte. Man weiß kaum wie das kam; aber das Werk des HErrn geht seinen stillen, geräuschlosen Gang, ohne bei den Behörden Aufsehen zu erregen; und offenbar wird von dieser Gegend aus das Evangelium sich über die ganze Insel verbreiten; denn schon jetzt begegnet man Christen bis hundert Stunden weit im Innern. Ueber den Ursprung dieses Werkes weiß ich nur so viel: Als die Engländer Java besetzten, kamen mehrere Missionare hieher. Bruder Bruckner ließ sich in Samarang nieder, wo er jetzt in Zurückgezogenheit lebt; aber weder er noch die andern ernteten die Früchte ihrer Arbeit selbst. Ein alter, deutscher Uhrenmacher in Surabaia, der den HErrn kannte, dem er jetzt noch dient, (M. Z. 1849. H. 1. S. 129) verbarg heimlich einige von Bruckner ins Javanische übersetzte Neue Testamente in die heiligen Bäume der Javanesen. Diese lasen dieselben, und lernten so Jesum als den Sohn Gottes und Heiland der Sünder kennen. Durch die heilige Taufe in die Kirche Christi aufgenommen, wurden sie hierauf Prediger der Buße und des Glaubens unter ihren Landsleuten. Jetzt gibt es 5 Stunden von hier eine Gemeinde von 130 Communicanten, von welchen ein großer Theil in den umliegenden Dörfern wohnt. Vier Evangelisten arbeiten unter ihnen, und die Pastoren von Surabaia theilen in ihrer Kirche die Sacramente aus. Gegenwärtig spricht man von 100 Personen, welche nach der Taufe verlangen; alle sind von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt und mit der Bibel wohl bekannt. Das Neue Testament wird in Menge unter diesen Leuten verkauft, denn fast alle können lesen, obschon sie nie eine Schule besuchten; sie haben es allein durch gegenseitige Unterweisung dahin gebracht."

Celebes. M. Bossert (11) ließ sich im März 1849 in Tanowanko nieder, von wo er am 2. October desselben Jahres seine Erfahrungen mittheilt. Er fand dort mehr als 500, die Christen heißen, aber fern vom wahren

Christenleben sind. Dann sagt er aber weiter: „Nebst Tanowanko habe ich noch 7 weitere Dörfer unter meiner Aufsicht, wovon Eines sehr gute Hoffnung für die Sache des HErrn gibt. Es ist Tately, wo eine sehr gute Schule mit 150 Kindern und einem ziemlich guten Lehrer ist. Als ich zum ersten Mal dahin kam, fand ich zwar nur 7 Getaufte; aber ich glaube, daß ich in Tanowanko vergeblich solche Christen suchen würde. Viele Andere baten mich um die Taufe. Seitdem war ich mehrere Mal dort, und vor 3 Wochen taufte ich 29 Erwachsene, worunter eine alte Frau mit schneeweißem Haupte. Jetzt sind wieder 35 Erwachsene da, die nach der Taufe verlangen und unterrichtet werden."

Miss. Ulfers (11) hat seinen Wohnsitz in Kumelembuai aufgeschlagen, in einer einsamen, hüglichen, romantischen, wasser- und waldreichen Gegend. Dort wohnt er im Mittelpunct eines Missionsbezirks von 25 Dörfern mit 8—9000 Einwohnern, alle auf hohen Bergen oder in tiefen Thälern, von dichten Waldungen umgeben. Von diesem Wirkungskreise schreibt er unterm 6. Febr. 1850: „Bei der Uebernahme fand ich 308 Getaufte, und, Meister und Meisterfrauen mitgerechnet, 24 Gemeinglieder. Im Ganzen habe ich vom 15. Juli bis 23. Dec. vorigen Jahrs 141 Junge und Alte getauft, die aber, einige Wenige ausgenommen, schon lange von Br. Herrmann Unterricht genossen hatten, zu dessen District früher alle diese Dorfschaften gehörten. Im Ganzen habe ich 9 Schulen unserer Gesellschaft und 3 Dorfschulen unter meiner Aufsicht."

Ober- und Niederindien.

Calcutta. M. Mackay (24) meldet in seinem Brief vom 8. August 1850 die Taufe eines jungen, an Christum gläubig gewordenen Braminen erster Classe, Namens Samatschuru Muker Tschia.

Muzufferpur. M. Sternberg (7) erzählt: „Am 2. Osterfeiertag kam kurz vor Abend ein alter Hindu und fragte: „kann ich nicht Christ seyn, ohne getauft zu werden? Ich habe von Jugend auf Gott gesucht, aber Ihn nirgends gefunden, als in Christo. Ich bin lange im Herzen überzeugt, daß Christus wahrer Gott und Heiland ist, habe auch meine Frau und Kinder beten gelehrt, rede auch von Christo zu den andern Dorfbewohnern, nur getauft bin ich noch nicht." Es wurde ihm hierauf das Nöthige gesagt, wonach er sich entschloß, gleich bei uns zu bleiben und nicht eher nach Hause zu gehen, bis er die Taufe erhalten. Er beantwortete die Fragen trefflich und wurde vor vielen Heiden und Muhammedanern in unserer Capelle getauft. Als er in sein Dorf zurück kam und es seinen Leuten eröffnen wollte, fand er sich schon verrathen. Die Botschaft: „Nanda Balsingh hat mit den Sahibs gegessen!" war schon die Nacht zuvor hingelangt; und wie er kam, empfing ihn Schmach und Hohn; Haus, Hof und Dorf war für ihn

verschlossen; er wurde als ein Unreiner, als ein Fegopfer der Leute verstoßen."

Dacca. Am 29. Sept. 1850 ließen sich die Missionare Bion* und Supper* (3) durch den Baptisten-Missionar Robinson vor zahlreicher Versammlung in Wasser tauchen (taufen), und haben sich damit von der Basler-Mission und Gesellschaft factisch getrennt.

Vorderindien.

Mangalur. Unterm 7. Sept. schreibt Miss. Gundert: „Morgen haben wir wieder einmal eine Bramanentaufe. Schon seit etlichen Monaten hatte Scham Rao, ein Saraswata-Bramane, in Briefen an Br. Mögling den Wunsch geäußert, Christ zu werden. Dieser Wunsch schreibt sich schon von alten Zeiten her. Er war vor etwa 7 Jahren Br. Weigle's Schüler in der englischen Schule, wunderte sich über Herrmann's Bekehrung, besuchte später Br. Sutter und wurde von seinen Verwandten eingesperrt, lebte dann abwechselnd bei seinem Vater in Sirey und seinem Weib in Honor, lernte noch ein Jahr Englisch in Dr. Wilson's Schule in Bombay, und diente als Munschi zuletzt bei einem Officier in Sadaschiwaghar. Mit ihm hoffte er im September hieher zu kommen, da derselbe ein Examen zu bestehen hatte, und dann, dachte er sich, werde er Br. Mögling treffen und durch seine Veranstaltung Christ werden. Br. Mögling's Abwesenheit war für ihn etwas versucherisch. Aber der HErr gab ihm im täglichen Unterricht Zutrauen zu Br. Hoch und mir, und am 29sten entschloß er sich, zu bleiben, gab mir seine Bramanenschnur und feierliches Versprechen, dem HErrn Jesu angehören zu wollen."

Cannanur. Am 6. October taufte Miss. Hebich* (3) 53 Erwachsene aus den Heiden: 10 von da und 43 von Andscharkandi.

Tschirakal. Am 14. October hatten Geschw. Gundert (3) einen Angriff von etwa 50 Tiern zu bestehen, welche ein noch ungetauftes Mädchen aus der Schule nehmen wollten. Die Behörden ließen sie 5 Stunden ohne Hülfe. Doch kamen die Geschwister ohne Niederlage davon, ausgenommen tüchtige Schläge, welche 3 christliche Männer erhielten.

Manaargudi. Miss. Little (16) meldet unterm 26. August 1850 den seligen Heimgang ihres National-Gehülfen Manikom Pillay. Er starb nach 13jährigem Dienst als Prediger des Evangeliums unter großen Schmerzen, aber im frohen Glauben an seinen Gott und Erlöser.

Armenier. Aintab. (35) Anfangs Mai 1850 drang eine Schaar Protestantenfeinde in die Missionsschule ein und mißhandelte die zwei dort anwesenden Lehrer und ein anderes Mitglied der Missionsgemeinde sehr grausam. Die türkische Behörde nahm sich jedoch der Mißhandelten an, und etwa 20 Schuldige wurden in den Kerker geworfen. Da großer Verdacht auf dem Wartabed als Anstifter dieser Missethat lag, so wurde dieser Umstand mit dem Ereigniß an den

Pascha von Aleppo berichtet, von wo weitere Befehle erwartet wurden. — Am 7ten Juni hingegen konnte M. Schneider (35) melden: „Gestern Abend hatten wir eine für in der Woche sehr große Versammlung: wenigstens 250 Erwachsene, worunter viele neue Zuhörer, und es herrschte große Aufmerksamkeit. Seit einem Monat hat unsere Gemeinde ungewöhnlich zugenommen. Noch nie, seit das Evangelium hier gepredigt wird, hat sich ein solches Verlangen kund gethan, sich an uns anzuschließen, wie jetzt."

„18. Juni. Von Killis sind sehr erfreuliche Nachrichten gekommen. Letzten Sonntag war das Zimmer unserer Brüder vom Morgen bis Abend mit kleinen Gesellschaften von 15 oder mehr angefüllt; ein Trupp löste den andern ab. Alles schien das Wort der Wahrheit zu Ohren nehmen zu wollen."

Am 22. Juni kam der Befehl vom Pascha von Aleppo, die des Aufruhrs Schuldigen 45 Tage in den Kerker zu werfen, was sogleich geschehen ist. — Auch an verschiedenen andern Orten, wo die Protestanten von den Armeniern Mißhandlungen erfuhren, schafften die türkischen Behörden den Erstern Recht und nahmen sie in Schutz. — Ueberhaupt werden die Protestanten jetzt in politischer Beziehung als eine besondere Gemeinschaft betrachtet, die mit den Armeniern nichts mehr zu thun hat.

Westafrica. Liberia. Im „Missions-Advocat" der bischöflichen Methodisten-Missionsgesellschaft in America, vom December 1850, steht: „Die Colonisationsgesellschaft von New-Jersey hat den Prediger Dr. Moore, von der Liberia-Conferenz, und Hrn. Stephan A. Benson, Prediger der bischöfl. Methodistenkirche von Baß-Cove, ermächtiget, das Land bis auf 50 oder 100 Meilen (englische) von der Republik Liberia landeinwärts zu erforschen, um zu sehen, ob nicht ein gesunder und fruchtbarer Ort für eine neue Niederlassung von Auswanderern, die New-Jersey heißen sollte, zu finden wäre. Wir haben im Sinn, diese Untersuchungsreise zu benützen, um uns zugleich nach sichern und vielversprechenden Plätzen für Missionen im innersten Berglande umzusehen."

Südafrica. Die rheinische Missionsgesellschaft in Barmen hat ihren Missionar Gustav Adolf Zahn zu Tulbagh nach 20jähriger Missionswirksamkeit zum Superintendenten ihrer südwestafricanischen Mission ernannt, und derselbe hat dieses schwierige Amt angenommen.

Neu-Barmen im Ovahererolande, unter dem 22sten Grad südl. Breite. Diese Station (4) hat durch die Befehdungen der benachbarten Häuptlinge unter sich in der letzten Zeit sehr gelitten. Indeß konnte Miss. H. Hahn (4) in seinem Tagebuch unterm 21. November 1849 schreiben: „Wir machten einen Garten am Rhein (Schwachaub). Die Stationseinwohner machen dieses Jahr viele Gärten. Am Rhein habe ich dieses Jahr 21 Gärten ausgetheilt, und auf der Station eben so viele. Diese Leute, welche vor ein Paar

Jahren nichts besaßen und nichts verstanden, als wilde Wurzeln zu graben, Honig und Heuschrecken zu suchen, besitzen jetzt schon mehrere hundert Stück Vieh, und geben sich große Mühe mit ihren Gärten, die sie meist zweimal begießen müssen, da nur wenige so liegen, daß wir das Wasser aus der Quelle hinleiten können." – Später leider zerstörten die große Hitze und auf einander folgende Heuschreckenschwärme die Frucht der sauern Arbeit. — Zu Weihnachten hieß es: „Den Ovaherero ist das Evangelium noch eine Thorheit." — Einer, Namens Kamuzanda, gibt Hoffnung, daß er in der Arbeit des heiligen Geistes steht.

Im Juli 1849 legte M. Rath die neue Station Otjimbingue im Damralande an, 5 Tagereisen von Barmen, nach der Wallfischbai zu. Natürlich mußte er bei der ganzen Anlegung überall selbst Hand anlegen, und war somit vielen und großen Beschwerden ausgesetzt. Löwen und Hyänen sind durch ihre Menge hier oft sehr lästige Gäste, besonders bei Nacht, wo sie die Ochsen erschrecken und leicht aus einander jagen. Mäuse und Vögel thun den Pflanzungen großen Schaden, und Schlangen und Scorpione bedrohen die Menschen zu Hause und im Felde. Noch im Januar 1850 war es mit der Wohnung so schlecht bestellt, daß beim Regen darin Alles naß wurde, und bei Sonnenschein sie nicht Schirm genug gewährte.

Miss. Ayliffe (16) in Fort-Beaufort schreibt unterm 5. October 1850: „Unter andern erfreulichen Dingen in unserer Mission habe ich auch die Erscheinung einer monatlichen Zeitschrift in der Kaffernsprache zu erwähnen, die auf der Missionspresse in König-Wilhelmsstadt herauskommt. Von Zeit zu Zeit erscheinen interessante Aufsätze von Kaffern verfaßt."

Berea. (29) Bei der letzten Jahres-Conferenz im Mai machte Miss. Maitin von dem Zustand dieser kleinen, früher aber sehr gesegneten Missionsgemeine, eine sehr traurige Schilderung. Es schien seit 7 oder 8 Monaten, als hätte sich der Feind aufgemacht, das herrliche Werk Gottes auf dieser Station zu Grunde zu richten. Manche der Getauften fielen in das Heidenthum zurück, und die Uebrigen versanken in große Schläfrigkeit und Trägheit des Herzens.

Thaba-Bossiu. Auch für diese Station (29) war die letzte Zeit in Folge der Kriegsunruhen sehr unfruchtbar und prüfungsvoll. Im Laufe des Jahres waren nur ein Mann und eine Frau durch die Taufe der Gemeinde beigefügt worden. Die früher so hoffnungsvollen getauften Söhne des Häuptlings Moschesch haben sich der Finsterniß des Heidenthums wieder zugewandt und richten durch ihr Beispiel großen Schaden an.

Mekuatling. (29) „Der unlängst so blühende District von Mekuatling (sagt Miss. Danmas) ist im letzten Jahr durch die Geißel des Krieges verwüstet worden. Der Häuptling Molizano hat sich, gegen unsern Rath, alles Unglück selbst zugezogen, wodurch der ganze

Stamm beinahe aufgerieben worden wäre." — Indeß blieb die Station selbst vor den Verheerungen des Krieges gnädig verschont und wurde die Zufluchtsstätte vieler Eingebornen. Als die Gefahr beinah vorüber war, ließen die Missionare den entflohenen Häuptling Molizano rufen, und als er nun die Hunderte seiner Leute sah, die auf der Station Zuflucht und Schutz gefunden hatten, rief er erstaunt aus: „Dieser Ort hat meinen Stamm gerettet!"

Morija. (29) Am 16. Mai starb Theophil Rapogo, eines der angesehensten Mitglieder der eingebornen Gemeinde auf dieser Station, im freudigen Vertrauen auf das vollgültige Verdienst Jesu Christi. Er hinterließ eine sehr leidende aber gläubige Wittwe und mehrere Kinder. Die Trauer um ihn war allgemein.

Unter dem 25. September meldet Miss. Casalis seine glückliche Ankunft in der Capstadt, und das freudige Wiedersehen seiner Gattin und Kinder in guter Gesundheit.

Miss. Frédoux (29) in Motito begleitete einige Fremde auf eine Forschungsreise nach dem See Ngami, wurde aber unterwegs von den holländischen Bauern, welche die Absicht zu haben scheinen, an jenem See eine Niederlassung zu suchen, angehalten und zur Rückkehr genöthigt.

Grönland. Neu-Herrnhut. (1) Diese Gemeine bestand zur Zeit des letzten Berichtes aus 421 Personen. Die Brüder beabsichtigen hier eine Gehülfenschule einzurichten, in welcher grönländische Jünglinge für den Dienst als Lehrer und Helfer unter ihrem Volk vorbereitet werden sollen. — Uebrigens klagen die Missionare in Grönland überhaupt über das allmählige Verarmen und die zunehmende Verweichlichung der Grönländer in Folge des Handelsverkehrs mit Europa, wodurch sie an neue Bedürfnisse gewöhnt und ihrer frühern rauhen Lebens- und Erwerbsweise zur See immer mehr entwöhnt werden.

Labrador. (1) Im letzten Bericht von Hebron heißt es unter Anderm: „Eine hohe Gnade und Festfreude war es für uns, als wir zu Ostern den Erstling der von Säglek gekommenen Heiden, einen Jüngling, in den Tod Jesu tauften. Der Hexenmeister, dieser einst so schreckliche Mensch, und seine Frau sollen nun ebenfalls die heil. Taufe empfangen." (M. Z. 1850, H. 1, S. 187.) Auch die Kinder dieser vormaligen Heiden übertreffen in der Schule alle andern im Lernen.

Von Nain: „Ehe die Eskimos im October sich auf ihre Außenplätze begaben, theilten wir die von England erhaltenen Propheten in der Eskimosprache unter sie aus. Jedes Ehepaar und jede Wittwe bekam ein Exemplar." Die Gemeine bestand aus 314 Personen. Ihr Zustand war im Allgemeinen erfreulich.

Mittelamerica. Miss. Pfeifer (1) meldet unterm 3. Juli von Bluefields, sie schritten mit dem Bau der Kirche vorwärts.

Weiterhin aber heißt es: „Ich werde immer mehr davon überzeugt, daß wir, um auf dies Volk (die Indianer) zu wirken, mit der Jugend anfangen müssen, und wünsche daher sehnlichst, eine Schule beginnen zu können, bei der freilich fürs Erste nothwendig seyn wird, die Kinder zu kleiden und zu beköstigen."

Westindien.

Haiti. Miss. Bird (16) in Port au Prince meldet unterm 26. August 1850, es sey ihm amtlich eröffnet worden, Seine Majestät, der Negerkaiser Soulouque, habe erklärt, daß in seinem Reiche völlige Religions- und Gewissensfreiheit gelten soll. Indeß sollte die Wirksamkeit des Missionars sich allein auf die Stadt beschränken, um Unordnungen auf dem Lande zu verhüten.

Jamaica. M. Robert Gay (14) in Falmouth (Jamaica) berichtet, daß während eines heftigen Gewitters der Blitz in die von Miss. Will. Knibb erbaute schöne Baptistenkirche in Falmouth an 4 Stellen zugleich einschlug und beträchtlichen Schaden anrichtete, den man auf 3600 Gulden schätze.

Dänisch-Westindien. M. Endermann schreibt unterm 20. August aus Friedensthal auf St. Croix: „Ich lebe der Hoffnung, daß nach den vorhergegangenen schweren Stürmen eine bessere Zeit für die hiesige Mission angebrochen ist und ein lieblicher Morgen dämmert. Auch die hiesige Gemeine kommt nach und nach in einen guten Gang; die Predigten und Versammlungen werden gut besucht. Als am 25ten hier unsere Missionsfest-Predigt gehalten wurde, war die Kirche zum Erdrücken voll, und die zum Schluß für das Werk der Ausbreitung des Reiches Gottes gesammelte Collecte betrug gegen 12 Thaler. — Die mit der Emancipation verbunden gewesenen Stöße sind nun vorüber und verschmerzt, und die wohlthätigen Wirkungen derselben fangen an, sich zu zeigen." (S. Miss. Z. 1848, H. 4, S. 214.)

Inseln der Südsee.

Sandwichsinseln. Am 21. December 1849 weihten die Missionare (35) den ersten Eingebornen dieser Inseln zu einem Prediger des Evangeliums. Sein Name ist James Kikila, und er ist Prediger der Gemeine zu Kahuku, die aus 98 Mitgliedern besteht.

Gesellschaftsinseln. Tahaa. M. Krause (7. 17) schreibt im November 1849 und Januar 1850 aus Tahaa (bei Tahiti): „Im Februar, März und April war hier eine Erweckungszeit, die noch jetzt ihre Früchte trägt. Die Schu'e war gedrängt voll; bei 40 junge Leute der wildesten Classe kamen, um Lesen und Schreiben zu lernen. Vier alte Weiber, die, in Sünden grau geworden, am Rande des Grabes standen, kamen und baten um Unterricht. In den meisten Häusern wurde gelernt vom Morgen bis in die Nacht hinein. Meine Kirchenglieder theilten sich, um alle Häuser zu besuchen und zu ermahnen. Mehrere Gebetsversammlungen wurden gehalten, die nun

in den verschiedenen Distrikten regelmäßig von den Diakonen geleitet und gut besucht werden. Neun und dreißig meist junge Leute baten um Aufnahme in die Kirche; sie wurden in eine Candidaten-Classe vereinigt und den Kirchengliedern zu besonderer Beachtung empfohlen. Von diesen konnten wir im Juli 10, im August 5, September 5 und November einen in die Kirchengemeinschaft aufnehmen. Zwei zeigten durch ihr Betragen, daß ihre Bekehrung nicht rechter Art sey, und wurden aus der Candidaten-Classe ausgeschieden, und 6 andere neu aufgenommen, so daß diese Classe jetzt noch 22 zählt." — „Mit dem „John Williams" (Schiff), der, wie ich höre, bald kommen wird, sende ich diesmal an unsere Missionsgesellschaft 320 Gallonen Oel und 5 Pfund 12 Schill. an Geld. An die Bibelgesellschaft 480 Gallonen Oel, 840 Pfund Pfeilwurz und 30 Pfd. in Geld. An die Tractatgesellschaft 1150 Pfund Pfeilwurz. Sie sehen hieraus, daß meine kleine Insel von nur 600 Einwohnern wohl mehr für das Reich Gottes thut, als irgend eine gleiche Anzahl in Deutschland. Wir nehmen hier Niemand in die Kirchengemeinschaft auf, über den auch nur Ein Kirchenglied einen irgend gegründeten Zweifel vorbringen kann. Ja wenn auch Alle über die Aufnahme eines Candidaten einig sind, so wird er doch erst der Gemeine einen oder mehrere Monate zur besondern Beachtung und Fürbitte empfohlen, ehe er zum heiligen Abendmahl zugelassen wird. Und doch können wir uns nicht vor Heuchlern in der Kirche schützen." — „Die Häuptlinge in Rimatara, Rurutu, Tubuai und Raiwawai haben versprochen, im Fall ich ihnen einen europäischen Missionar schicken kann, demselben ein gutes Haus zu bauen und einen Garten einzuzäunen, ihm Land zu geben, so viel er brauche, und ihn noch mit Lebensmitteln zu versehen." — „In Rimatara bauen die Einwohner ein Schiff von 40 Tonnen, und in Rurutu ist schon eins fertig von 60 Tonnen, welches die Häuptlinge gern im Missionsdienst brauchen würden; das in Rurutu ist ausdrücklich gebaut, um eine heidnische Insel, die süd-südwestlich von da liegen soll, aufzusuchen und das Evangelium dorthin zu bringen. In Tahiti ist jetzt ein katholischer Bischof mit mehrern Priestern und barmherzigen Schwestern. In Papara haben die Priester eine Schule angefangen und geben vor, daß sie mit uns gleichen Glaubens sind, brauchen auch unsern Katechismus. In Papete haben die barmherzigen Schwestern eine Erziehungsanstalt. Zwei Priester sind mit dem französischen Dampfschiffe nach Fawiti gekommen. Fawiti hat nur 50 Einwohner, ist aber gut als Anknüpfungspunct für Anaa (3000 Einwohner) gelegen. Ein Bischof mit einer Anzahl Priester ist nach Anatoum gegangen. So sammeln sie sich um uns herum in immer größerer Zahl. Man sieht deutlich, daß es nicht auf Ausbreitung des Glaubens, sondern auf Zerstörung der evange-

lischen Mission hinausgeht. Sie folgen uns auf allen Schritten, hüten sich aber, auf heidnische Inseln zu gehen, wo wir noch nicht gewesen sind."

Fidschi-Inseln. M. Watsford (16) in Lakemba schreibt unterm 23. Juli 1849: „Viele auf dieser Insel und auf vielen Inseln des Bezirkes haben im Laufe des Jahres das Christenthum angenommen. Von den 12 Ortschaften sind 9 ganz christlich, und in den andern drei sind die Bewohner es größtentheils. — Wangzaimalang, der dritte Häuptling in Lakemba, wurde letzten October krank und um sein Seelenheil bekümmert. Als er genas, gab er, ungeachtet großer Hindernisse und aller Einsprachen seiner Freunde, alle seine Frauen bis auf Eine auf, mit der er verheirathet wurde. Er fing an den Classenversammlungen beizuwohnen, ist jetzt ein ganz anderer Mann, und, wie wir hoffen, bekehrt." — Die zwei Jesuiten hier versuchen alles Mögliche, ihrer Religion Eingang zu verschaffen; aber es freut uns sagen zu können, daß sie letztes Jahr mehr Anhänger verloren als gewonnen haben. Wir haben die Wahrheit gepredigt und ihre Irrthümer bekannt gemacht, so daß unsre Leute mehr Licht empfangen haben und viele der ihrigen in ihrem Vertrauen wankend worden sind."

Später (unterm 19. Oct. 1849) schreibt M. Lyth (16) ebenfalls in Lakemba: „Wir preisen Gott für das was unsre Augen heute gesehen und unsre Ohren gehört haben. Tuinaian, der König, hat sich öffentlich zum Christenthum bekannt, und mit ihm noch 5 Andere, unter welchen der einzig noch übrige Priester und andere seiner nahen Verwandtschaft." — „21. Oct. Tui Tumbu, ebenfalls ein angesehener Häuptling, beugte sich zum ersten Mal vor dem HErrn. Als der Häuptling der Stadt Nasankalau kürzlich vernahm, daß der König öffentlich zum Christenthum übergetreten sey, ließ er die Kirchentrommel schlagen, begab sich sogleich in das Bethaus, und kniete mit mehreren der noch übrigen Heiden seiner Stadt vor Gott nieder, als Beweis, daß er sein williger Diener und sein Volk Gottes Volk seyn wolle." — „Am 23. hielten wir unsre Missionsversammlung. Die Capelle war gedrängt voll, und große Aufmerksamkeit herrschte. Die Beiträge der Eingebornen bestanden in 76 Matten, 44 Körben, 3 Bogen und Pfeilen, 7 Stücken Sandelholz, 16 Fächern, 62 Keulen, 11 Handkeulen, 1 Kissen, 31 Speeren, 4 Frauenanzügen, 5 Wasserkrügen, 4 Kämmen und 1 Schwein." — Uebrigens ist die Menschenfresserei auf diesen Inseln noch keineswegs ausgestorben, denn bald darauf heißt es im Tagebuch der Missionare: „Einige Tage nach der Ankunft der neuen Missionare gingen wir nach Bau und sahen einen Ofen geöffnet, in welchem ein sehr großer Mann gebraten wurde."

Neu-Hebriden. (17) Auf Anatom, einer der ansehnlichsten Inseln dieser Gruppe, haben sich schon früher die Missionare Geddie, Archibald und Powel nieder-

gelassen. Ersterer meldet im Juli 1849: „Es ist nun bald ein Jahr, seit wir auf dieser Insel angelangt sind. Den bei unsrer Landung von eingebornen Lehrern besetzten zwei Stationen haben wir vier weitere beigefügt, so daß wir jetzt eine Haupt- und vier Nebenstationen haben. Unsre Arbeit während dem verflossenen Jahr war großentheils nur vorbereitend, so daß wir noch wenig von erfolgreicher Wirksamkeit sagen können." (M. Z. 1846. H. 1. S. 238. 1850. H. 2. S. 295.) In Bezug auf die Bedeutung der Insel Anatom sagt Hr. Geddie: „An und für sich ist Anatom im Vergleich mit vielen andern Inseln unbedeutend: es hat nur 2500 bis 3000 Einwohner. Dennoch ist es wichtiger als jede andere Insel der Gruppe, indem es den besten Hafen in diesem Theile des stillen Meeres besitzt, und eine Art Handelsmittelpunct ist."

Judenmissionen.

Amsterdam. M. Pauli (19) erzählt in Briefen vom October und December 1849 von einem 19jährigen Israeliten J., der an Christum gläubig geworden und der Verfolgung von Seiten seiner Eltern siegreich widerstanden hat. — Unter die Früchte der Missionsarbeit und der Bibelverbreitung zählt Pauli auch die Thatsache, daß sich wöchentlich Abends eine Anzahl Juden zur Betrachtung des Wortes Gottes versammelt, und daß überhaupt ein reges Forschen nach der Wahrheit unter den Juden erwacht ist.

Pesth. Miss. Wingate (24) schreibt unt. 4. August 1850: „In der Schule sind jetzt 250 Kinder. Im Judenquartier macht der Umstand, daß die Kinder nach den Schulstunden im großen Hofe des Hauses christliche Lieder singen, bedeutendes Aufsehen. Eine englische Schriftstellerin schickte letzte Woche auf ihrer Durchreise durch Pesth 10 Dukaten für die Schulbibliothek. Auch besuchte sie die Kinder."

Constantinopel. (24) Bei der im August 1850 stattgehabten Prüfung der vor 3 Jahren eröffneten Schule für Töchter der italienischen Juden zeigte sich namentlich bei den Müttern der Schülerinnen eine rege Theilnahme und Freude über die Fortschritte ihrer Töchter, ungeachtet die Schule eine ganz christliche ist. Die Zahl der Schülerinnen betrug zu der Zeit 19. Mehrere angesehene italienische Juden baten um Errichtung einer ähnlichen Schule für ihre Söhne.

Inhalt

des dritten Heftes 1850.

Seite

Seite.

Nro. IV. April 1850.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Grönland.

Am 1. December vorigen Jahres konnte Herr P. Latrobe, der Missionssecretär der evangelischen Brüdergemeinde zu London, der Committee die erfreuliche Nachricht geben, daß die neue Durchsicht des grönländischen Neuen Testaments durch Bruder Valentin Müller, den Vorsteher der Mission in Lichtenau, endlich druckfertig liegt. Er hat daran viele und wesentliche Verbesserungen gemacht, und die Committee wird nun gebeten, den armen Grönländern von neuem die Wohlthat zu erzeigen, ihnen das Wort Gottes in ihrer Sprache in die Hände zu geben. Das Manuscript wurde von Grönland gerade nach Herrnhut gesendet, weil dort undin Kleinwelke bei Bauzen sich mehrere ehemalige grönländische Missionare befinden, die unter der Oberaufsicht des Missionsdepartements der Unitäts-Conferenz die Correcturen übernehmen können, während es in England schwer sein würde, einen mit der grönländischen Sprache vertrauten Mann zu finden.

Labrador.

Herr P. Latrobe konnte die Bibel-Committee zugleich benachrichtigen, daß das Handelsschiff „Harmony“ im letzten Jahre die gedruckte Uebersetzung der Sprich-

4

wörter und Propheten in die Eskimo-Sprache glücklich nach Labrador gebracht und auf den vier Stationen der dortigen Brüder-Mission abgegeben hatte, und daß bei den Missionaren und ihren Gemeinden dieses Geschenk eine freudige Aufnahme fand.

Anklagen wider das Verfahren der Bibelgesellschaft in England und Untersuchung derselben.

Seit längerer Zeit hatten sich Feinde der Bibelgesellschaft oder aus andern Gründen übelgesinnte Personen ordentlich ein Geschäft daraus gemacht, dieselbe in öffentlichen Blättern hinsichtlich des Verfahrens anzuklagen, das sie gegen Arbeiter in ihrem Dienste, insbesondre die Buchbinder beobachte. Man hatte nämlich behauptet, die Wohlfeilheit ihrer Bibelbücher rühre zum Theil daher, daß die Arbeiter, welche mit dem Einbinden derselben beschäftigt seien, einen zu geringen Lohn erhalten, um dabei bestehen zu können, und hatte das Publikum mit schauerlichen Schilderungen des Elends dieser armen Leute unterhalten, natürlich nicht ohne den Widerspruch recht hervorzuheben, der in der wohlfeilen Verbreitung des Wortes Gottes zum geistigen Besten der Armen mit der Vermehrung ihres leiblichen Elends durch diese wohlfeile Verbreitung liege. Diese Gerüchte hatten auch wirklich auf manche bisherige Freunde der Gesellschaft sehr schädlich gewirkt. Eine Hülfsgesellschaft im südlichen Theile von London, nämlich der Stadt Southwark, die nur durch den Themse-Fluß von London und Westminster, und was noch mehr dazu gehört, geschieden ist, fand es nöthig, eine genaue Untersuchung der Sache vorzunehmen. Auch in deutschen Zeitungen ist diese Sache in feindseliger Weise, wenn auch nur ganz kurz, berührt worden. Wir geben daher einen kurzen Auszug aus dem Erfund der Untersuchung.

Es muß zuerst bemerkt werden, daß die Bibelgesellschaft keine eigene Buchbinderei hat und es sich daher bei den Anklagen nur darum handeln konnte, daß der Buchbinder, bei dem die Gesellschaft ihre Arbeit machen ließ, seine Arbeiter, besonders die weiblichen, durch Arbeit bei schlechter Bezahlung und unter sonst ungünstigen Umständen mißhandle, und daß die Gesellschaft damit nicht unbekannt sein könne.

Die große Buchbinderei, in der die Arbeit der Gesellschaft gefertigt ist, gehört einer Jungfrau Namens Watkins, und der Ausschuß, den jene Hülfsgesellschaft zur Untersuchung erwählte, besprach sich mit ihr, ihren Arbeitern und Arbeiterinnen und mehrern andern die früher dort in Arbeit gestanden hatten. Es gilt dabei

1. Den Lohn der Arbeiter. Im August 1849 hatte ein sogenannter „Strich" stattgefunden, d. h. die Arbeiter hatten erklärt nicht mehr arbeiten zu wollen, wenn man ihren Lohn nicht erhöhe. Die Untersuchung der Bücher im Watkins'schen Hause, wo der Bruder der Besitzerin jede gewünschte Aufklärung gab, lieferte die sichere Thatsache, daß eine fleißige Arbeiterin vor dem August 1849 wöchentlich 9 bis 14 Schillinge in der Woche (5 fl. 24 kr. bis 8 fl. 24 kr.) verdiente, seitdem aber allerdings manche nur 5 bis 7 Schillinge wöchentlich erwarben, weil sie nur die Hälfte der Woche zur Arbeit kamen. Die Untersuchenden gingen sofort in die Arbeitssäle, wo nahe an 200 Frauen arbeiteten, vertheilten sich und machten beliebige Fragen an dieselben, deren zusammenstimmendes Ergebniß war, daß jetzt, wie vor dem Strich, eine fleißige Arbeiterin es bis auf 13 Schillinge wöchentlich bringen könne. Bei dieser Befragung war Herr Watkins zwar im Saale, konnte aber weder die Fragen noch die Antworten hören. Auch sechs bei dem Strich ausgetretene und in einer Druckerei jetzt angestellte Frauen wurden jede einzeln befragt, und

solche, die bis auf drei Jahre bei Miß Watkins gewesen waren, versicherten, daß der Lohn immer derselbe gewesen sei, so lang sie davon wissen. Sie hatten es zwar meist nur auf 7 Schillinge gebracht, konnten es aber, wenn sie wollten, auf 9 Schillinge bringen, geschicktere Arbeiterinnen aber auf 12. Sie versicherten, die Arbeit der Bibelgesellschaft sei besser bezahlt als jede andere. Die Perlbibel, hinsichtlich welcher der meiste Lärm wegen schlechter Bezahlung des Falzens gemacht worden war, erklärten sie für die vortheilhafteste Arbeit, und die bei Miß Watkins ausgetretenen Arbeiterinnen haben es gerade zu einer ihrer Beschwerden gemacht, daß man ihnen davon nicht mehr Exemplare in Arbeit gegeben habe. Miß Watkins band vom 1. Jan. bis 31. August 1849 für die Bibelgesellschaft 534,306 Bibeln und N. Testamente, darunter 99,258 Perlbibeln.

Die Untersuchenden kamen zu der sichern Einsicht, daß eine gute Arbeiterin jetzt wöchentlich bis 12 Schillinge (7 fl. 12 kr.) erwerben kann.

Eine zweite Frage waren die Straf-Abzüge, die vom Lohn gemacht wurden, und von welchen die Ankläger versicherten, daß sie denselben unbillig herabdrücken. Man mußte dieselben einführen, um nicht viele durch Nachlässigkeit im Falzen und Heften verdorbene Bücher zu bekommen, die man der Gesellschaft hätte zurückgeben müssen, und damit, wenn man sie bekam, man den Werth derselben ersetzen konnte. Das Strafenbuch wurde ein ganzes Jahr rückwärts untersucht; die einzelnen Strafen beliefen sich meist auf 12 Kreuzer, und im Ganzen auf 200 Arbeiterinnen in einem Jahr auf etwa 50 Gulden.

Der dritte Anklagepunkt war das Local und die Behandlung der Leute. Die Untersuchenden fanden die Werkstätten ganz neu und für den Zweck gebaut, hoch, hell und luftig, sehr gut geheizt und äußerst ge-

räumig. Besonders ist die Abtrennung der Geschlechter bei der Arbeit recht gut eingerichtet. An Wasser fehlte es nicht, und daß die Leute dafür wöchentlich 3 Kreuzer bezahlen war rein ihre eigene Anstalt und hatte mit der Besitzerin nichts zu schaffen. Eine große Filtrirmaschine aber, um es so rein als möglich zu bekommen, hatte diese machen lassen.

Die Leute an der Arbeit sahen alle gesund und heiter aus; nirgends ein bleiches, abgezehrtes Gesicht; nirgends Lumpen, sondern alles nett und rein gekleidet. Alle Arbeiterinnen fast sind von 14—21 Jahren.

Es zeigte sich bei genauerer Untersuchung, daß ein Handwerker-Verein, wie es jetzt denn so viele giebt, seine Hand mit im Spiele gehabt und die Unzufriedenheit mancher Arbeiter genährt hatte. Sollte aber wirklich auch gegen die Buchbinderei Watkins etwas Gegründetes vorgebracht werden, so hat dies mit der Bibelgesellschaft, die einfach mit dieser Werkstätte einen Vertrag geschlossen hat und mit ihr schon 25 Jahre in Verbindung steht, ganz und gar nichts zu schaffen.

Eine ganz ähnliche Untersuchung mit denselben Ergebnissen hat auch die Hülfsgesellschaft von Westminster angestellt, die wir übergehen. Es genügt an dem Obigen, um unsern Lesern zu zeigen, mit welchen Armseligkeiten daheim die Gesellschaften nicht selten zu kämpfen haben, über deren gesegnete Wirkungen bis an die Enden der Erde so viele staunend Gott preisen.

Lappland.

Altes Kupferwerk in West-Finmarken.

December 1849.

Herr L. H. Thomas schreibt: Durch die Güte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft habe ich 150 N. Testamente in norwegischer und eben so viele in

solche, die bis auf drei Jahre bei Miß Watkins gewesen waren, versicherten, daß der Lohn immer derselbe gewesen sei, so lang sie davon wissen. Sie hatten es zwar meist nur auf 7 Schillinge gebracht, konnten es aber, wenn sie wollten, auf 9 Schillinge bringen, geschicktere Arbeiterinnen aber auf 12. Sie versicherten, die Arbeit der Bibelgesellschaft sei besser bezahlt als jede andere. Die Perlbibel, hinsichtlich welcher der meiste Lärm wegen schlechter Bezahlung des Falzens gemacht worden war, erklärten sie für die vortheilhafteste Arbeit, und die bei Miß Watkins ausgetretenen Arbeiterinnen haben es gerade zu einer ihrer Beschwerden gemacht, daß man ihnen davon nicht mehr Exemplare in Arbeit gegeben habe. Miß Watkins band vom 1. Jan. bis 31. August 1849 für die Bibelgesellschaft 534,306 Bibeln und N. Testamente, darunter 99,258 Perlbibeln.

Die Untersuchenden kamen zu der sichern Einsicht, daß eine gute Arbeiterin jetzt wöchentlich bis 12 Schillinge (7 fl. 12 kr.) erwerben kann.

Eine zweite Frage waren die Straf-Abzüge, die vom Lohn gemacht wurden, und von welchen die Ankläger versicherten, daß sie denselben unbillig herabdrücken. Man mußte dieselben einführen, um nicht viele durch Nachlässigkeit im Falzen und Heften verdorbene Bücher zu bekommen, die man der Gesellschaft hätte zurückgeben müssen, und damit, wenn man sie bekam, man den Werth derselben ersetzen konnte. Das Strafenbuch wurde ein ganzes Jahr rückwärts untersucht; die einzelnen Strafen beliefen sich meist auf 12 Kreuzer, und im Ganzen auf 200 Arbeiterinnen in einem Jahr auf etwa 50 Gulden.

Der dritte Anklagepunkt war das Local und die Behandlung der Leute. Die Untersuchenden fanden die Werkstätten ganz neu und für den Zweck gebaut, hoch, hell und luftig, sehr gut geheizt und äußerst ge-

räumig. Besonders ist die Abtrennung der Geschlechter bei der Arbeit recht gut eingerichtet. An Wasser fehlte es nicht, und daß die Leute dafür wöchentlich 3 Kreuzer bezahlen war rein ihre eigene Anstalt und hatte mit der Besitzerin nichts zu schaffen. Eine große Filtrirmaschine aber, um es so rein als möglich zu bekommen, hatte diese machen lassen.

Die Leute an der Arbeit sahen alle gesund und heiter aus; nirgends ein bleiches, abgezehrtes Gesicht; nirgends Lumpen, sondern alles nett und rein gekleidet. Alle Arbeiterinnen fast sind von 14—21 Jahren.

Es zeigte sich bei genauerer Untersuchung, daß ein Handwerker-Verein, wie es jetzt denn so viele giebt, seine Hand mit im Spiele gehabt und die Unzufriedenheit mancher Arbeiter genährt hatte. Sollte aber wirklich auch gegen die Buchbinderei Watkins etwas Gegründetes vorgebracht werden, so hat dies mit der Bibelgesellschaft, die einfach mit dieser Werkstätte einen Vertrag geschlossen hat und mit ihr schon 25 Jahre in Verbindung steht, ganz und gar nichts zu schaffen.

Eine ganz ähnliche Untersuchung mit denselben Ergebnissen hat auch die Hülfsgesellschaft von Westminster angestellt, die wir übergehen. Es genügt an dem Obigen, um unsern Lesern zu zeigen, mit welchen Armseligkeiten daheim die Gesellschaften nicht selten zu kämpfen haben, über deren gesegnete Wirkungen bis an die Enden der Erde so viele staunend Gott preisen.

Lappland.

Altes Kupferwerk in West-Finmarken.

December 1849.

Herr L. H. Thomas schreibt: Durch die Güte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft habe ich 150 N. Testamente in norwegischer und eben so viele in

finnischer Sprache erhalten. Darauf lud der Pfarrer, Herr Julius Aars, durch ein Rundschreiben die Gemeindeglieder zu Gründung eines weiteren Zweig-Bibelvereins ein. Der Erfolg übertraf unsere kühnsten Erwartungen. Es unterzeichneten 84 Personen.

Die Pfarrei Alten-Talvig ist die bevölkertste in West-Finmarken. Die Bewohner sind arm und leben fast ganz von der Fischerei am Meeresufer, die bei der furchtbaren Strenge der Winter in diesem Polarlande oft sehr unsicher ist und sie nicht geringen Entbehrungen aussetzt. Die Niederlassung der Bergwerksgesellschaft für Alten zu London liegt mit ihren 800 Arbeitern im Kirchspiel. Seit den 23 Jahren der Dauer dieses Geschäfts haben die Directoren in London, wie die Geschäftsführer hier, den Wunsch gehabt, die Leute sittlich zu heben, und man hat 100 Pfund Sterl. (1200 fl.) jährlich auf Schulen verwendet. Außerdem wurde mit Hülfe der Beiträge der Einwohner und des norwegischen Missionsfonds eine hübsche Kirche gebaut, die 1200 Zuhörer faßt. Die Wirkung dieser Anstalten ist bisher in jeder Hinsicht vortrefflich gewesen. Auch einige in der Nähe wohnende arme Familien sind wohl unterstützt worden, nur hat man diese Hülfe nicht so weit ausdehnen können, als man wünschte.

Die Bewohner dieser Gegend lesen sehr gern in der Bibel, mußten sich aber bisher mit den Sprüchen daraus begnügen, die in ihrem Katechismus und andern kleinern religiösen Büchern stehen, die sie auf die Confirmation auswendig lernen müssen. Vielen war durch Armuth der Segen des Bibellesens vorenthalten. Unter diesen Umständen drang Herr Aars in mich, durch unsere Directoren in London mich an die Bibelgesellschaft zu wenden, und die Wirkung dieser Bitte sind die eben empfangenen Schriften.

Am 5. November d. J. hielt Herr Aars in der

Mutterkirche zu Talvig vor einer ungewöhnlich großen Zuhörerschaft einen Vortrag über das Bedürfniß einer vertrauten Bekanntschaft mit dem Worte Gottes für alle Gesellschaftsclassen, und forderte sie auf, ihn zu Verbreitung desselben, besonders unter den Armen, zu unterstützen. Am folgenden Tag versammelte sich die Bibelgesellschaft von Alten-Talvig in der Schule, wo von den aus England erhaltenen N. Testamenten 73 norwegische und 47 finnische an arme Familien vertheilt wurden. Es wurden 7 Pf. 7 Shillings, 9 Pence (88 fl. 39 kr.) als Beitrag an die englische Bibelgesellschaft abgegeben. Zugleich schloß man sich auch als Zweigverein der norwegischen Bibelgesellschaft zu Christiania an, ohne sich von der englischen Muttergesellschaft zu trennen.

Aus Preston in England.

Vor zwölf Monaten (Februar 1849) beschloß Herr George Horrocks, Präsident der dortigen Hülfsbibelgesellschaft, jeder Familie dieser volkreichen Stadt, die es gern annahm, ein Exemplar der Bibel auf seine eigenen Kosten zu geben. Zwei Herren übernahmen es von Haus zu Hause zu gehen und auch von Keller zu Keller, denn in solchen leben die ärmeren Bewohner, um das Wort des Lebens zu vertheilen. Eine Menge Familien fanden sie, die an dem Geschenke sehr froh waren; fast überall wurden sie, auch bei römischen Katholiken, mit Freuden bewillkommt. Es sind nicht weniger als 14,000 Häuser zu besuchen. Die Besucher wurden zuletzt nur durch die strenge Winterkälte gehemmt, daß sie nicht fertig wurden, hoffen aber bis zum Frühjahr 1850 ihr Werk vollendet zu haben. Vor der Cholera, die damals herrschte, blieben sie gnädig verwahrt. Die Gebete Vieler stiegen für sie empor. Der edle Mann, der dieses schöne Werk gethan hat, ist seitdem in die Wohnungen des Friedens

eingegangen und hat vor seinem Tode noch der Bibelgesellschaft ein Legat von 2000 Pfund St. (24,000 Gulden) bestimmt. Möge sein Sinn und Thun viele Nachfolger finden!

Aus Mangaia in der Südsee.

(Von Missionor Georg Gill.)

Den 14. Nov. 1849.

Ich schicke Ihnen folgende Stücke: 39 Fünffrankenstücke, 39 mexicanische Geldstücke, 49 bolivische, 7 peruanische und ein Papier voll kleiner Münze, zusammen im Werth von 27 Pfund St. (324 Gulden). Am Ende des Jahrs 1847 kauften die Eingebornen dieser Insel alle von Ihrer Gesellschaft gedruckte Neue Testamente und sämmtliche auf der Missionspresse zu Rarotonga gedruckte Bücher, so daß ich seither keine mehr hatte. Die Beiträge beliefen sich damals auf 940 Klafter Fischernetz, die ich das Klafter für einen Schilling verkaufte, was 47 Pfund St. (564 Gulden) ausmachte. Nach einem Beschluß unserer Mission hatte ich davon 20 Pfund für die Presse in Rarotonga abzugeben und 27 Pf. an Sie zu senden, welche hiemit folgen.

Unsere Leute warten mit Verlangen auf Herrn Buzacotts Werk, auf die ganze Bibel in ihrer Sprache.

Eine Stimme aus Indien.

Herr Alexander Nisbett Shaw schreibt aus Ahmedabat an einen Freund in England (Jan. 1850) unter Anderm: „eine Stadt oder ein Land, wo das heilige Wort Gottes offen verworfen wird, kann nimmermehr Gedeihen erwarten. Wenn einige der Gegner der Bibelgesellschaft, die sonst rechtschaffene, wohlwollende Menschen sein können, so vielen guten Erfolg davon mit ihren Augen gesehen hätten wie ich, wie die Bibel in ein Heidenland von hundert Millionen Menschen kommt, sie würden ohne Zweifel ihre Ansicht über die brittische und ausländische Bibelgesellschaft ändern. Hier ist ein Beitrag von 3 Pfund (36 fl.)"

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. V. Mai 1850.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Türkei.

Von Judenmissionar Lord an Herrn Barker, Agenten der britt. und ausl. Bibelgesellschaft in Smyrna.

Salonichi 19. Dec. 1849.

Sie fragen mich, wer die hebräischen Bibeln kaufe? — Alle Classen, Chachams (Gelehrte, Rabbinen) und Ungelehrte, reich und arm, jung und alt.

Sie fragen mich, ob die Leute kaufen, um selbst zu lesen? Manche Exemplare werden für die Schulen, andere von Eltern für ihre Kinder, noch andere zum eigenen Lesen gekauft; viele werden auch von den Buchhändlern versendet und an fernen Plätzen verkauft.

Sie fragen nach den Wirkungen. Wenn es eine gute Wirkung ist eine Bevölkerung begieriger nach dem Lesenlernen zu machen, so zeigt sich eine solche. Denn nicht blos Knaben, sondern alte Männer mit Brillen fangen das Lesen an, und zwar in Städten die 5 bis 10 Tagereisen von Salonichi liegen; es muß also weit verbreitet sein. — Wenn es eine gute Wirkung ist, daß Eltern und Gemeindevorsteher dringend wünschen, Gottes Wort möge von den Kindern und den Ungelehrten in Medressis (Schulen) gelesen werden, so ist ohne Zweifel eine solche da; denn nicht hier allein, sondern in der ganzen weiten Umgegend sind die Rabbinen sehr

für die Verbreitung des Wortes Gottes. Wenn es eine gute Wirkung ist, daß viele Menschen aus langem Todesschlafe der Gleichgültigkeit aufwachen und nachdenken, wenn Leute, die lange her an blinden Gehorsam gegen Menschengebote verkauft waren, die rostigen Ketten abschütteln und fragen, worauf dies oder jenes sich gründe? so haben wir diese. Zwar wagen sie aus Furcht vor den Unterdrückern noch nicht sie ganz wegzuwerfen oder ihr Gefühl von Sclavendruck offen zu zeigen, aber Schaaren fühlen, daß sie Sclaven sind, fühlen es bitter und sehnen sich nach Freiheit von den Ketten, in welchen sie bisher so ruhig schliefen. Aber es kommt noch eine größere Wirkung. Wir sind gewiß, daß manche die sanfte Stimme Gottes hören, die sie zu ihrem gekreuzigten Könige weist und ob sie gleich noch zittern, dies offen zu bekennen, doch mit Sehnsucht auf den Ersten warten, der sich zu Jesu bekennt, um ihm zu folgen.

Endlich fragen Sie noch, wie viele Hebräisch verstehen? wahrscheinlich Einer unter Fünfen. Denn es giebt 2 oder 3000 die den Kopfschmuck der Rabbinen tragen. Die Masse ist schauerlich roh und unwissend, und bis jetzt für uns ganz unzugänglich. Die meisten lesen ohne zu verstehen, wie sie ihre hebräischen Gebetbücher ablesen. Die juden-spanischen N. Testamente geben wir den Ungelehrten, weil die Rabbinen diese Sprache verachten und das Hebräische vorziehen.

Noch eine Rede am Jahresfest der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

(Mai 1850.)

Herr Francis Close, Prediger in Cheltenham, hatte nach der Sitte den Dank der Gesellschaft vorzuschlagen, an den „sehr ehrenwerthen Präsidenten" (Lord Bexley), die „sehr ehrwürdigen (Bischöfe) und sehr ehrenwerthen Vicepräsidenten" u. s. w. Er sagte:

„Mylord! es wäre unhöflich und unanständig zugleich, wenn ich sagte, daß dies nicht ein sehr anziehender Text sei (nämlich das vorgeschlagene Dank-Votum). Es ist eine Geschäfts-, eine Pflicht- aber auch eine Danksache. Ich darf wohl sagen, so verschieden auch der Rang derer ist, die der Bibelgesellschaft dienen, von unserm betagten, ehrwürdigen Präsidenten, bis herab zum geringsten, schwächsten und ärmsten Pfennigsammler, daß sie alle „sehr ehrenwerth" sind um des Geschäftes willen, das sie treiben. Es kann einem Geistlichen der englischen Kirche nur wohlthun, wenn er an dieser Versammlung Theil nimmt, zu fühlen, daß er die Sache der Gesellschaft heute mit der unmittelbaren Billigung des obersten Geistlichen seiner Kirche führt,*) daß dieser oberste Geistliche, obwohl abwesend, dieser Versammlung vorangetreten ist und den großen Grundsatz ausgesprochen hat, der uns heute hier versammelt. Der Erzbischof von Canterbury hat gesagt, er liebe die Bibel, weil sie die oberste Regel von Glauben und Leben sei. Es ist auch sehr erfreuend, Mylord, daß eine andre erlauchte Person ihren Namen noch erlauchter gemacht hat, indem sie ihn an die Spitze der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft setzte. Ich weiß nicht ob die Jahrzahl etwas damit zu thun hat, aber es ist gewiß ein schönes Zusammentreffen, daß gerade jetzt Prinz Albert 50 Pfund für die Gesellschaft gegeben hat und daß man, einmal in die Hofluft getreten, leicht etwas von Ehrgeiz fängt; so führt mich das zu der Frage: warum sollten wir nicht hoffen, daß wenn noch ein Jahr herumgerollt sein wird, Ihre Majestät, unsre gnädigste Köni-

*) Vor der Ablesung des Jahresberichts war ein herzliches Schreiben des Erzbischofs von Canterbury, des Primas von England, der seit vielen Jahren einer der Vicepräsidenten der Gesellschaft ist, vorgelesen worden.

gin, selbst als Patronin dieser Gesellschaft da stehen werde? Wenn es nicht geschieht, so unterbleibt es nicht, weil sie die Bibel nicht liebt und nicht von Herzen Protestantin ist. Lange lebe sie, unter uns zu herrschen!

„Indem ich auf den Vorschlag zurückkomme, den ich einzubringen habe, erlauben Sie mir zu sagen, Mylord, daß so dankbar wir uns gegen Fürsten und Edle verpflichtet fühlen für Alles, was sie zur Förderung der guten Sache gethan, diese Anstalt dennoch nicht der Gunst der Menschen die Stellung verdankt, in welcher sie sich jetzt befindet. Menschengunst ist flüchtig wie die Neigung; wer uns heute zulächelt, mag morgen die Stirn gegen uns runzeln. Auf ein nie wandelndes freundliches Angesicht schauen wir; auf die Verheißung des unwandelbaren Gottes hoffen wir; und ich erkläre, daß je länger ich die Geschichte dieser Anstalt betrachte, mich ihr Fortschritt desto mehr in Erstaunen setzt. Ich erstaune fast über mich selbst. Es ist jetzt fast vierzig Jahre her, daß ich als ein Pfenningsammler für die Bibelgesellschaft in der Stadt Hull anfing, und ich sehe jetzt im Rückblick auf diese Zeit Vieles, was uns Weisheit lehrt und heiligen Ernst in der Seele weckt. Das Dasein und der jetzige Stand dieser Gesellschaft heißt uns Gott herzlich danken. Wenn ich die Zeiten betrachte, durch die wir gegangen sind, und die, worin wir leben, so staune ich, daß diese Gesellschaft nicht mit ihrem Werke Schiffbruch gelitten hat. Als meine Verbindung mit ihr anfing, da sah es ganz anders aus als jetzt. Ich weiß noch wohl, wie man bei einem Glied der Kirche oder einem Dissenter (Glied der abweichenden Gemeinschaften, wie Methodisten, Baptisten u. s. w.) nur fragte: „glaubt er von Herzen an die Hauptwahrheiten des evangelischen Christenthums?" Konnte man das bejahen, so hieß es: dann ist er mein Bruder, mein Freund, ich kann mit ihm in den Bibelgesellschaften stehen, mit ihm die Ehre Gottes in der

Rettung der Menschen fördern! Sollte ich den jetzigen religiösen Zustand im Unterschied von dem vor 20 bis 30 Jahren schildern, ich würde sagen: „jenes war eine Zeit der Zusammenziehung, jetzt ist die Zeit der Splitterung und Trennung; damals besann man sich, wie man zusammenhalten könne, jetzt nimmt man den Microskop um einen Gegenstand zur Scheidung zu suchen." Dieser Geist der Zerbröcklung beschränkt sich nicht blos auf einen Zweig der christlichen Kirche, er ist in allen Zweigen und Gemeinschaften. Hat man das nicht auch sogar hinsichtlich der Bibelgesellschaft zu erfahren gehabt? Ich erinnere mich der Zeit, da sie als die Königin unserer religiösen Vereine da stand, da ihre Jahresversammlungen immer die größesten und anziehendsten waren. Aber endlich mußte sie durch Stürme und Unwetter gehen; sie hatte Kampf von Außen und Streit von Innen: Streit, den ich nicht näher bezeichnen mag, um nicht im mindesten das sanfte Gewässer dieses Morgens zu kräuseln. Aber es gab Theilungen, Streitfragen in Bezug auf andre Gesellschaften und so vielerlei derartiges, daß vor einigen Jahren die Freunde dieser Gesellschaft etwas in Angst geriethen. Aber, Mylord, die Gesellschaft besteht noch und wurzelt nach meinem Ermessen noch tiefer in den Herzen und der Liebe von Christen aus allen Gemeinschaften. Sie fährt daher, eine Arche von mancher Woge bespült, an die sich mancher christliche Seefahrer klammern und Rettung finden kann. Sie steht noch wie ein guter alter Eichbaum, vielleicht von manchem Sturm gerissen, aber sie hat noch Blätter genug, um die Schafe der Heerde Christi darunter ruhen zu lassen. Und woher kommt es, daß in dieser Zeit des Streits und der Spaltung in der Kirche Christi sie ihren Platz behauptet und mit Gottes Hülfe ihre rechte Stellung unter den religiösen Gesellschaften Großbritanniens wieder einzunehmen verspricht? das Buch, das

sie verbreitet, ist selbst der Grund davon. Gerade, weil sie die Bibelgesellschaft ist, ist sie unzerstörlich; und sie wird bleiben, so lange die Bibel bleibt, für Gottes Wahrheit zu zeugen und diese Wahrheit unter den Völkern der Erde auszubreiten. Diesem Umstande schreibe ich es auch zu, daß, wie ich wahrzunehmen glaube, Viele geneigt sind, in das weite Herz der Gesellschaft zurückzukommen. Manche meiner Freunde habe ich verwundert achselzucken gesehen über die brittische und ausländische Bibelgesellschaft. „Ich mag das nicht," sagte der Eine; und „ich mag Jenes nicht," sagte der Andere; und so wollten sie sich nicht bei der Gesellschaft betheiligen. Aber jetzt sehe ich einen andern Geist in ihnen aufkommen. Sie treten wieder herzu. Ich glaube, daß solche Leute durch zwei große Irrthumsmächte wieder hereingejagt werden. Der Unglaube auf der einen, der Aberglaube auf der andern Seite führen alle wahren Christen zur Einigung und treiben sie in die Arche des Wortes Gottes. Hier, wie so oft, hat der Teufel sich selbst überlistet. Während er leider! so vielfach auf einer Seite in meiner Kirche das Wort Gottes mit den schweren und dicken Tüchern der Alterthümelei verdeckt, geht er auf der andern unter der Maske der Heimlichkeit, nicht mit dem offenen, derben Unglauben einer früheren Zeit, sondern mit der glatten Beredtsamkeit und den einschmeichelnden Andeutungen litterarischgebildeter und gelehrter Männer daher, welche die Grundmauern des Wortes Gottes im Herzen zu untergraben streben, wie der Teufel bei Adam: ja! sollte Gott gesagt haben? Weiß man auch gewiß, daß es Gottes Wort ist? Kann es nicht Moses ägyptische Weisheit sein? kann es nicht Daniel sein, der etwas von der babylonischen Religion angenommen hat? Weißest du gewiß, daß es das Wort Gottes ist? — Mylord, dieses heimliche Graben und Bohren unter dem Boden des Christenglaubens ist gefähr-

licher als die Verbrennung der Bibel durch den Priester oder die freche Behauptung des groben Unglaubens: es gibt keinen Gott! Es kann zeitweise besondere Gründe für den Geistlichen geben, die Wichtigkeit einer Gesellschaft wie diese den Leuten an's Herz zu legen; und ich erkläre laut, daß ich mich nie so sehr getrieben fühlte die volle und ganze Eingebung der Schrift durch den heiligen Geist zu verkündigen als jetzt."

Erlauben Sie mir, Mylord, noch einige meiner Reiseeindrücke aus Frankreich vom vorigen Sommer anzuführen. Ich bin zwölfhundert Meilen (533 Stunden) weit dort herumgereist und habe mit Leuten aller Art verkehrt. Mein Eindruck ist: was Frankreich jetzt bedarf, ist die Bibel. Die Einwohner Englands haben keine hinreichende Vorstellung von der Größe dieses Bedürfnisses. Hunderte und Tausende von heiligen Schriften sind dort verbreitet; aber das ist ein Tropfen am Eimer verglichen mit dem großen Ocean der Unwissenheit.

Nur Ein Beispiel von der Dürre des Bodens. Ich Ich fragte jeden Franzosen, mit dem ich zusammentraf, ob er je eine Bibel gesehen habe; und die Antworten beweisen, was ich gesagt habe. Ich lernte zwei anziehende und kenntnißreiche, gebildete Franzosen kennen, mit denen ich mehrere Tage in den Pyrenäen reiste. Auch an sie richtete ich meine Frage. Keiner hatte je ein Bibelbuch gesehen. Als ich um die Cathedrale (Domkirche) von Hoche herumging und die Figuren der Maria und der Heiligen betrachtete, fragte ich einen der Herren, ob er an all dieses glaube? — „Glauben?" sagte er, „ich glaube gar nichts, ich bin ein Philosoph!" Das ist die Antwort der Meisten in Frankreich auf diese Frage. Ich wagte die weitere Frage, ob er je die Bibel gesehen habe? „Die Bibel?" fragte er, „was ist das?" — „Ei nun," war meine Antwort, „die heiligen Evangelisten!" Jetzt fiel ihm ein, daß er von dem Buche gehört hatte, aber

gesehen hatte er es nie. „Dann" sagte ich „dürfen Sie noch nicht sagen, Sie glauben gar nichts. Sagen Sie lieber, es sei Ihnen noch nichts vorgekommen, das des Glaubens werth wäre." Die Franzosen sind keine Ungläubigen in unserm englischen Sinn. Sie haben die Wahrheit nicht verworfen, sondern sie ist ihnen noch gar nie angeboten worden. Von den Mittelclassen und den Gebildeten Frankreichs hat von zwanzig kaum Einer je eine ganze Bibel gesehen. Es gilt also, sie ihnen zu bringen. Wohin ich kam, wurde ich nicht blos mit der dieser Nation eigenen Artigkeit und Freundlichkeit aufgenommen, ich glaube auch eine Neigung zum Forschen nach der Wahrheit und zum Hören derselben, wahrgenommen zu haben. Die meisten Franzosen sind keine Papisten; die große Mehrzahl kümmert sich nichts um den Pabst, sondern ist in dem offenen, zugänglichen Herzenszustand, dem das Wort Gottes entgegen kommen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. VI. Juni 1850.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Noch eine Rede am Jahresfest der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft. (Mai 1850).

(Fortsetzung.)

Eines Abends, da ich im Herzen der Pyrenäen reiste, fing ein junger Franzose, mit dem ich zusammentraf an, mir allerlei Schönes nach der Art der Franzosen über die Freiheit Englands von politischen Unruhen zu sagen. Er meinte: „Ihr habt eine alte Constitution." „Ja", sagte ich, „aber das Geheimniß unsrer Wohlfahrt ist, „daß wir eine Bibel haben, und daß unsre Constitution „auf dem Grunde der Bibel steht." — „Ach!" rief er aus: „ich habe die Bibel auch gelesen, das Alte und das „Neue Testament, aber daran habe ich noch nie gedacht." — Nein, Mylord, andre Nationen Europa's haben nicht daran gedacht. Gott gebe, daß sie anfangen, daran zu denken! Gott gebe daß, welches auch ihre Regierungsform sei, ob sie unter einem König, oder Fürsten, oder Herzog, oder in einer Republik leben, sie einsehen mögen, daß keine Regierung festen Boden unter sich hat, die sich nicht auf das Wort Gottes stellt. Es sind mir viele traurige Gedanken aufgestiegen, während ich durch die wunderherrlichsten Landschaften reiste, die ein menschliches Auge sehen kann, wo das reizendste Ineinandergreifen von Waldung und Wasser, die wechselndsten Formen von Thal und Berg und der große Contrast des frischen

Aus dem Jahresberichte der Hülfsgesellschaft für Handelsschiffe.

Erstes Schiff. Die ägyptische Fregatte „Scharkeih" gab mir Gelegenheit, 18 arabische Testamente zu vertheilen. Eines davon erhielt ein alter Matrose, der mir darum bittend nachgelaufen war, dem ich es aber nicht geben wollte, da ich gehört hatte, er könne nicht lesen, bis man mich versicherte, er werde in einigen Tagen nach Aegypten heimkehren, wo er einen Sohn habe, der die Schule besuche, und für den er das Buch begehre. Die meisten Exemplare erhielten die Offiziere, auch der Capitän. Es war mir eine Freude nachher einen der Offiziere am Land anzutreffen, wie er im Schatten saß und in seinem Testament las.

Neuntes Schiff. An Bord dieser Brigg, die nach dem Gambia-Fluß in Westafrika bestimmt ist, dankte ein alter Afrikaner der Bibelgesellschaft für die Gelegenheit, das Wort Gottes zu bekommen. Er selbst kann zwar nicht lesen, aber er hat einen Bruder aufwärts am Gambia-Flusse, der es kann und dem er das Buch heimbringen will.

Zehntes Schiff. Hier wurde ich gebeten auf's Verdeck der Brigg zu gehen, um einem Sterbenden einige Trostworte zuzusprechen. Da fand ich dann einen Matrosen auf dem Verdeck im letzten Stadium der asiatischen Cholera liegen. Ich wartete bis der Schmerzanfall vorüber war und redete dann zu ihm über sein vergangenes Leben. Ich fand, daß keine Bibel an Bord war, und gab nun im Namen der Gesellschaft eine, aus der ich einen Unteroffizier ersuchte in Gegenwart der Andern und in den ruhigen Augenblicken dem Kranken vorzulesen. Am andern Morgen fand ich den Kranken wie Tags zuvor, aber der Offizier sagte mir, er habe sich am Abend erholt und bei dem Vorlesen in Anwesenheit der Matrosen mehrere Fragen gemacht. Am nächsten

Gelegenheit zur Verbreitung der Bibel rasch ergreifen müssen, wenn sie Gott darbietet. Die Bibelgesellschaft sollte sein wie die Sonne am Firmament und ihre Strahlen von Licht und Wahrheit ausgießen; und wenn auch nur Ein Strahl niederschießt auf ein armes Land, so sind unsere Mühen reich belohnt. Stets muß ein hinreichender Bibelvorrath da sein, bereit in allen Sprachen der Erde auszugehen. Die Bibel muß stets redefertig sein, und wo die Thüre sich öffnet, da ströme das Licht plötzlich zu mit der Botschaft der ewigen Wahrheit.

Laßt mich, ehe ich schließe, ein Wort von einem entschlafenen Freund sagen, dessen Andenken Christen aller Gemeinschaften gleich theuer ist. Ich meine unsern hingeschiedenen Freund Herrn Bickersteth, dessen Stimme wir so manchesmal bei diesen Jahresversammlungen gehört haben, dessen freundliches Angesicht und milder Ausdruck christlicher Liebe jedes Herz erwärmte und ihm einen Einfluß in der christlichen Welt gab, wie ihn die Geisteskräfte der Wissenschaft nicht erwerben können. Ich wurde vor einiger Zeit beim Gedanken an diese Versammlung sehr erquickt durch eine Art von geistigem Gesicht meines entschlafenen Freundes, der vor mir stand, als ich die Stelle las: „Joseph sprach zu seinen Brüdern: ich sterbe und Gott wird euch heimsuchen“, und nochmals sagte er: „Gott wird euch heimsuchen.“ Ja, unsre Freunde sterben, einer nach dem andern, und wir hören die Musik ihrer Stimmen nicht mehr, um uns zu begeistern und zu belehren durch ihren Eifer und ihr Beispiel. Aber ihr Gott und unser Gott stirbt nicht und wird uns sicherlich heimsuchen mit seiner Liebe und Gnade. O! dann lasset uns den Mund weit öffnen, um den verheißenen Segen zu empfangen.

Aus dem Jahresberichte der Hülfsgesellschaft für Handelsschiffe.

Erstes Schiff. Die ägyptische Fregatte „Scharkeih" gab mir Gelegenheit, 18 arabische Testamente zu vertheilen. Eines davon erhielt ein alter Matrose, der mir darum bittend nachgelaufen war, dem ich es aber nicht geben wollte, da ich gehört hatte, er könne nicht lesen, bis man mich versicherte, er werde in einigen Tagen nach Aegypten heimkehren, wo er einen Sohn habe, der die Schule besuche, und für den er das Buch begehre. Die meisten Exemplare erhielten die Offiziere, auch der Capitän. Es war mir eine Freude nachher einen der Offiziere am Land anzutreffen, wie er im Schatten saß und in seinem Testament las.

Neuntes Schiff. An Bord dieser Brigg, die nach dem Gambia-Fluß in Westafrika bestimmt ist, dankte ein alter Afrikaner der Bibelgesellschaft für die Gelegenheit, das Wort Gottes zu bekommen. Er selbst kann zwar nicht lesen, aber er hat einen Bruder aufwärts am Gambia-Flusse, der es kann und dem er das Buch heimbringen will.

Zehntes Schiff. Hier wurde ich gebeten auf's Verdeck der Brigg zu gehen, um einem Sterbenden einige Trostworte zuzusprechen. Da fand ich dann einen Matrosen auf dem Verdeck im letzten Stadium der asiatischen Cholera liegen. Ich wartete bis der Schmerzanfall vorüber war und redete dann zu ihm über sein vergangenes Leben. Ich fand, daß keine Bibel an Bord war, und gab nun im Namen der Gesellschaft eine, aus der ich einen Unteroffizier ersuchte in Gegenwart der Andern und in den ruhigen Augenblicken dem Kranken vorzulesen. Am andern Morgen fand ich den Kranken wie Tags zuvor, aber der Offizier sagte mir, er habe sich am Abend erholt und bei dem Vorlesen in Anwesenheit der Matrosen mehrere Fragen gemacht. Am nächsten

Tage sah ich ihn wieder und fragte ihn, wie es ihm bei dem Gedanken an sein mögliches Wiederaufkommen sei? Er antwortete: „ich sterbe; ich habe es gleich von Anfang gewußt, daß ich nicht wieder aufkomme.“ Auf meine zweite Frage, ob er Furcht oder Hoffnung bei dem sichern Herannahen des Todes habe? erwiederte er: „ich habe „gebetet und fürchte mich nicht vor dem Sterben, denn „ich glaube, daß das Blut Christi für mich vergossen „wurde, und hoffe, er wird mich nicht verwerfen.“

Zwölftes Schiff. Als ich an Bord dieses kleinen Fahrzeuges trat, sagte der Capitän: „ich freue mich, „daß Sie kommen; ich glaube, ich bin im Rückstand mit „meinem Beitrag für die Gesellschaft. Ich kann ihn „Ihnen aber jetzt geben.“ Damit händigte er mir eine Guinee ein, die vierte, die ich von diesem Capitän empfangen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Irland.

Ein Correspondent in Wicklow schreibt: „Ich habe „Grund zu hoffen, daß hier bald große Nachfrage nach „dem Worte Gottes eintreten wird, denn die Liebe dazu „wächst sichtlich unter den armen Gliedern der römischen „Kirche. Eine Familie ist durch das bloße Lesen der Bi„bel wahrhaft bekehrt worden und hat ihre Aufrichtigkeit „in schwerer Prüfung bewiesen. Die Frau erbte von „ihren Kindern die Masern und war, wie sie und Jeder„man dachte, am Rande des Grabes. Früher war der „Gedanke des Todes ihr schrecklich gewesen; als aber „jetzt der Arzt ihr sagte, daß kaum noch einige Hoff„nung ihres Aufkommens gefaßt werden könne, war sie „ganz ruhig, übergab ihre vier Kinder mir und meiner „Schwester zur Erziehung und erklärte sich ganz auf den „Herrn Jesum Christum zu verlassen und in Ihm ihrer

„Seligkeit gewiß zu sein. Auch ihr tiefbetrübter Mann „war sehr schön gefaßt. Er flehte zum Herrn um die „Gnade, sein geliebtes Weib Ihm zurückgeben zu kön„nen, und um Wegnahme jeglichen Widerspruchs dagegen „aus seinem Herzen. Die arme Frau empfahl sich auf „den folgenden Tag, da Sonntag war, dem Gebet un„serer Gemeinde, weil es ja doch möglich wäre, daß der „Herr sie ihren kleinen Kindern ließe. Gott erhörte die„ses Gebet, und sie erholt sich langsam."

Wie man in Irland mit solchen Bekehrten nicht selten römischerseits verfährt, lehrt folgendes Beispiel: „John Reddin ist ein Küfer und hatte bisher Arbeit genug, um seine Familie zu ernähren. Kaum hatte der Priester erfahren, daß er Unterricht in der heiligen Schrift empfing, als er mit Drohungen ihn anfiel und dann von der Kanzel verfluchte und exkommunicirte, zugleich aber seiner Gemeinde bei Strafe des Kirchenbannes verbot, ihm Arbeit zu geben. Reddin weigerte sich aber dennoch das Wort Gottes und die Wahrheit, die es ihn lehrte, aufzugeben. Er hatte gar nichts mehr zu verdienen; Noth und Mangel warfen ihn aufs Krankenbett, wo er jetzt im Sterben liegt, ein Märtyrer des Glaubens. Weib und Kinder leiden Hunger, und das mehrt sein Leiden aufs Höchste. Diese kirchlichen Verfluchungen sind das sichere Theil derer, die sich zur Wahrheit wenden. Manche werden von den Priestern grausam geschlagen, Kinder von ihren Eltern aus dem Hause gestoßen, weil der Priester es verlangt, ganze Familien bei Nacht aus dem Hause getrieben und gezwungen, lange Regennächte im Freien zuzubringen, die Meisten jeglichen Lebensunterhaltes beraubt; aber nicht Einer wurde der Wahrheit untreu; in alle dem überwanden sie weit, in dem, der sie geliebet hat. (Römer 8, 35 ff.)

Das Werk der besondern Bibelgesellschaft für Irland ist demnach ein segensreiches. Im letzten Jahre

hat sie über 90,000, im Ganzen bisher 1,800,000 Bibeln und N. Testamente vertheilt, und ihre Wirkungen erstrecken sich auch nach Nordamerika unter die vielen ausgewanderten Irländer.

Aus Canada.

(Von Herrn John Black, Prediger.)

Montreal, 29. März 1850.

(Er dankt für die französischen Bibeln, die der französisch-canadischen Missionsgesellschaft gegeben worden sind, und bittet um neue. Er gibt dann einen Ueberblick über die Arbeit dieses Vereins.) Es leben in Canada 600,000 Franzosen in sehr großer Unwissenheit und Rohheit. Mit Ausnahme weniger, welche Früchte der protestantischen Missionen sind, alles bigotte Katholiken. Lange standen sie unter dem Einfluß einer zahlreichen und wohlhabenden Priesterschaft, die Alles daran setzte, ihre Herrschaft zu behaupten. Sie ließen deshalb das Wort Gottes nicht in die Hände ihrer Leute. Daher kommt es, daß nicht Einer von zwanzig lesen kann, und noch wenigere eine Bibel haben. Die Missionsgesellschaft mit etlichen verwandten Vereinen arbeitet seit Jahren an der Aufhellung ihrer Finsterniß. Sie hat zwei Prediger und acht Bibelträger. Die beiden erstern, Tanner und Doudiet, sind Schweizer, die schon mehrere Jahre hier wirken, fromme, tüchtige Männer. Von den Bibelträgern sind zwei bekehrte canadische Bauern, die andern theils Schweizer, theils Franzosen, etliche ehemalige Katholiken, alle fromm, demüthig und hingebend. Einer ist ein Franzose, der erst in Canada durch einen Bibelträger zur Erkenntniß der Wahrheit kam. Einige von ihnen unterhielt die amerikanische Tractatgesellschaft; sie arbeiten aber nur im Winter. Auch Schulen werden von den Frauen der Missionare gehalten. Der Same wird ausgesäet; auf die

Frucht muß man warten. Doch gibt es Fälle von solcher, wie der folgende: Ein Colporteur betrat vor neun Jahren ein canadisches Haus und bewog mit Mühe seine Bewohner, sich einige Verse aus dem Neuen Testament vorlesen zu lassen. Nachdem er noch einige Worte dazu gesprochen, ging er seines Wegs. Nie kam er wieder in das Haus und wußte daher auch nicht, welch' tiefen Eindruck einige Worte des Gelesenen auf den Hausvater gemacht hatten. Er hatte etwas mehr Bildung als die Masse der Canadier und konnte lesen. Er forschte und sann, und das Ergebniß war, daß er den römischen Irrthümern entsagte. Vor einigen Tagen kam er mit seiner Frau 40 Stunden weit her, um ihre zwei Kinder in die Missionsschule zu bringen.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.





Lith. v. E. Kaufmann in Lahr.

AXUM in ABYSSINIEN.

Jahrgang

1850.

Viertes Quartalheft.

Die Entwicklung der evangelischen Missionen im östlichen Africa.

Zweite Abtheilung.

Das nördliche Abessinien und die Küsten der Suahili.

(Mit einer Abbildung von Axum und Kalaat in Abessinien.)

Es war am Ende des Jahres 1832, daß Missionar Samuel Gobat, jetzt Bischof der anglicanischen Kirche zu Jerusalem, nach seiner ersten Missionswirksamkeit in Abessinien dieses Land wieder verließ und nach Aegypten zurückkehrte.

Als er es verließ, war der Zustand des Landes in hohem Grade unruhig. „Tigre,“ hieß es damals in einer seiner Mittheilungen, „war das ganze letzte Jahr in schlim-„mer Lage. Sobald der Tod des Sabagadis (des „Herrschers von Tigre) bekannt wurde, zerfielen alle Häupt-„linge unter sich, weil jeder Ansprüche an die Gesammtherr-„schaft über Tigre machte. Krieg war die Loosung durchs „ganze Land, und ein ganzes Jahr dauerte dieser Krieg, „indem mehrere Districte verheert und die Häuser darin nie-„dergebrannt wurden. Der Reisende muß nackt umherwan-„dern, sonst zieht man ihm seine Kleider aus, sobald er in „eine neue Gebietsherrschaft eintritt. Mitten in diesem all-„gemeinen Gewirre gewannen die Kinder des Sabagadis, „den ältesten Sohn Wolda Michael an der Spitze, täglich „mehr Uebergewicht. Hätte nicht ein Sohn durch unzeitige „Empörung gegen die andern ihre Kraft getheilt, sie wären „schon jetzt Herren des ganzen Landes. Jetzt ist der ent-„scheidende Augenblick für Wolda Michael gekommen; denn „er hat keine bedeutendere Feinde mehr vor sich, als die Be-„wohner von Adowa und der Umgegend. Er befindet sich

ner Zeit dargestellt und daran die Erzählung seiner Reisen im Lande und seiner so schöne Aussichten eröffnenden Missionsthätigkeit in demselben angeknüpft. Diese Darstellung wurde dem Magazin als erstes und zweites Quartalheft des Jahrgangs 1834 einverleibt, auf welche beide Hefte wir unsre Leser verweisen. — Außerdem hat Missionar Isenberg, der spätere Begleiter Gobat's, seine Erfahrungen in dem Werke niedergelegt, auf das wir zur Abkürzung öfters verweisen werden: Abessinien und die evangelische Mission; Bonn, 1844. 2 Bände. — Den Missionsversuch von Isenberg und Dr. Krapff in Schoa haben wir schon im ersten Hefte dieses Jahrgangs gegeben. In den genannten Heften des Magazins findet sich auch eine Karte von Abessinien, die dem Leser der folgenden Geschichte gute Dienste leisten wird.

„in Hassai, etwa 4 Stunden von Adowa, und gerade jetzt „trifft die Nachricht bei mir ein, daß drei der mächtigsten „Häuptlinge sich ihm unterworfen haben, und einige andere „im Begriff stehen, Tigre zu verlassen und nach Saman zu „ziehen. So scheint es, Wolda Michael werde seit vielen „Generationen der Erste seyn, der in der Herrschaft über „Tigre seinem Vater nachfolgt. Vor seines Vaters Tode „galt er fast als der Einzige im Lande, der nicht wortbrü-„chig war, und vielleicht verdankt er dieser guten Eigenschaft „seine günstigen Erfolge, denn Mittel hatte er im Anfang „fast keine. Er ist immer mein Freund gewesen und be-„trachtet mich als seinen Vater, obwohl seine Zuneigung „nicht so innig ist, wie die des Verstorbenen war. Er allein „hat mich ein paarmal vor Plünderung beschützt, denn alle „Abessinier sind Räuber, wenn sie nichts zu fürchten haben."

Diese wahrlich nicht einladenden Umstände waren es, unter denen die kräftigere Betreibung der Missionsarbeit in Abessinien unternommen werden sollte. Bereits wartete zu diesem Ende der neu aus England gekommene Missionar Wilhelm Isenberg zu Kairo auf Gobat, der ihn abholen und mit ihm gemeinsam dort wirken sollte. Gobat war von Aegypten nach Europa gereist, und Isenberg sollte inzwischen sowohl der arabischen als der amharischen Sprache sich bemächtigen, und im christlichen Verkehr mit den zwei jungen Abessiniern Kidam und Hadara sowohl diese als sich selbst auf die spätere Unternehmung vorbereiten. Es wurde ihm an den abessinischen Jünglingen die Freude zu Theil, sie täglich ernster werden zu sehen und später sie durch gemeinsamen Genuß des Abendmahls als Glieder in die evangelisch-protestantische Kirche eintreten zu lassen.

Im October 1834 waren Gobat und Isenberg mit ihren Gattinnen auf dem Wege nach Abessinien, und gegen Ende des Jahres trafen sie, nicht ferne von der Gränze desselben, in Massowa am rothen Meere ein. Allein schon hier trat ein doppeltes Hinderniß ihrer Unternehmung entgegen. Das erste und schlimmste war Gobat's äußerst schwacher und oft Gefahr drohender Gesundheitszustand;

das andere war, daß keine Karawane abessinischer Kaufleute erschien, an die sie sich anschließen konnten, während allein die Gränze zu überschreiten zu keiner Zeit räthlich, und bei dem Zustand politischer Verwirrung, in dem das Land sich nun seit einigen Jahren befand, völlig unthunlich war. So vergingen zwei Monate, während welchen die Missionare in der muhammedanischen Stadt nicht viel unter den Einwohnern thun, wohl aber ihre Frauen in der amharischen Sprache fortschreiten und ihre jungen Abessinier Deutsch lernen konnten. Isenberg besuchte als Arzt viele Kranke in der Stadt und hatte Gelegenheit, den Fanatismus kennen zu lernen, mit dem die dortigen Moslemen an ihrem Afterglauben hingen, so daß sogar ein wegen Diebstahls mit Fußsohlenhieben zu Tode gemarterter Soldat rief: „Was „quält ihr mich so? ich bin kein Kafir (Ungläubiger), kein „Kostan (Christ), sondern ein ächter Moslem!"

Nach langem Harren fanden sich ein paar Abessinier ein: der eine ein vormaliger Diener Gobat's, der kam, um wieder in seinen Dienst zu treten; der andere ein Abgesandter des Statthalters Aito Gebr Amlak von der Provinz Behat, welchem letzteren Gobat einmal gastfreundliche Hülfe geleistet, und der deshalb einen Mann, Namens Abdurrahhim gesandt hatte, um ihn einzuladen und ihm gastliche Aufnahme nebst Schutz anzubieten, wenn er zu den ihm befreundeten Machthabern Ubie oder Kastur reisen wollte; endlich ein dritter als Bote Ubie's, dem es gelungen war, sich zum Herrn des Landes zu machen, der theils Geschäfte mit dem Naib (Statthalter) von Massowa, theils eine Einladung an Gobat hatte. Diese unerwarteten Einladungen stärkten den Muth zu alsbaldiger Abreise, und als die mühseligen Geschäfte zur Miethung von Führern, Kameelen und Mauleseln mit dem betrügerischen und geldsüchtigen Naib Othman endlich abgethan waren, ging es im Anfang des März 1835 Abessinien zu. In Arkiko, gegenüber dem Festlande von der Insel Massowa, galt es noch eine Verhandlung mit dem Naib, der so viele Geschenke durch „das Thor der Leute" von ihnen zu erpressen suchte,

als möglich war, und dann entrannen sie diesem Ort, dem „Schrecken europäischer Reisenden.“ Langsam bewegte sich die Karawane von 28 Personen, zu der außer den Missionaren auch noch ihre für Handwerks- und Ackerbauzwecke mitgenommenen deutschen Gehülfen gehörten, den Bergen von Habesch entgegen. Der erste Theil dieser Reise geht durch das schöne Bergland der räuberischen Schoho's, aus deren Mitte man eine bewaffnete Begleitung haben muß, um sich hineinzuwagen, und die herrlich grünen, von klaren Bächen und frischen, donnernden Bergwassern durchflossenen Thäler, die sich kühn zwischen den Felswänden hinaufwinden, zu bewundern. Mit ihnen zog ein abessinischer Provinz-Statthalter, der sie auf dem Wege erwartet hatte. Im eigentlichen Berglande angekommen, galt es wieder, mit den Schoho's zu handeln; denn jetzt mußten die Kameele umkehren und Ochsen, Maulthiere und Esel an ihre Stelle treten. Glücklich wurde Halai, das erste Dorf Abessiniens, erreicht. Ohne Hinderniß rückten sie auf zwei Tagereisen Nähe der Stadt Adowa zu, als sie in dem Dorf Iber Harmaß (Elephantenstein) Halt machen mußten, weil der Weg weiterhin durch Räuber und Rebellen höchst unsicher war. Allein besondere Umstände forderten wenigstens für Miss. Isenberg und seine Gattin ein Gelangen nach Adowa. Mit Mühe vermochte man den begleitenden Befehlshaber Malo, Schutz und Träger zu geben, und am 17. April 1835 erreichte Isenberg mit etlichen Abessiniern, nachdem Räuber und Leoparden ihnen auf dem Wege begegnet waren, ohne ihnen zu schaden, sein Ziel, an dem er unter Erinnerungen an Miss. Kugler's frühen Tod, von mehrern Abessiniern und Armeniern freundlich begrüßt wurde. Erst im Mai vereinigte sich dort wieder die ganze Gesellschaft; aber Gobat war noch immer krank. Im Junius wurde Isenberg zu dem in Adowa angelangten Ubie in das von Ras (Fürst) Michael erbaute Schloß gerufen. In einem nicht sehr großen, dunkeln Gemach, das mit Soldaten, Officieren, Priestern, Frauen und Bedienten, wohl 70 Personen im Ganzen, gefüllt war, saß der Fürst (Dedschasurat)

Priestern ins Gespräch über die abergläubischen Ansichten und Gebräuche ihrer Kirche geriethen und dieselben als schriftwidrig verwarfen, auch ihre Freude über die richtigeren Einsichten aussprachen, die sie den Missionaren verdankten. Dies gab Anstoß. Freilich waren Jene in ihrem Eifer etwas weit gegangen und hatten z. B. die abessinischen Kirchen „Götzentempel" genannt. Die Priester hetzten das Volk auf und Versammlungen wurden gehalten, worin der Vorschlag gemacht wurde, die Fremden auszuplündern. Man schickte Abgesandte an Ubie mit Anklagen gegen sie und Aufforderungen, seine Kirche zu schützen. Aber sie hatten sich verrechnet; denn sie hatten ihn um Geld gebeten, während sie, um etwas zu erlangen, ihm solches hätten schicken müssen. Außerdem hat er einen gesunden Verstand, der ihn richtig leitet, sobald seine Interessen oder Vorurtheile nicht betheiligt sind. Sie klagten darüber, daß die fremden Sendlinge ihren eigenen Gottesdienst haben, daß sie taufen, das Abendmahl feiern, trauen, begraben, nicht in ihre (der Ankläger) Kirchen kommen, die Fasten nicht halten, die heilige Jungfrau nicht anbeten, die Heiligen nicht verehren. Ubie's Antwort war: Gerade wie die Priester ihre Gottesdienste halten, die Muhammedaner wie die andern, so mögen es auch die Missionare nach ihrem Belieben halten; er werde hierin Jedermann seinen Weg lassen. Bald nachher besuchte ihn der Statthalter von Adowa, Aito Wussen, und die erste Frage Ubie's war nach Gobat's Befinden; er erzählte ihm die Klage der Priester, und wie er sie beschieden habe, und empfahl ihm jegliche Sorgfalt, um Beunruhigungen der Fremden zu hindern. Die Missionare blieben ruhig, vertheidigten sich nicht, sagten aber ihren Abessiniern, wie man den Unwissenden und Feindseligen mit Sanftmuth zu begegnen habe. Zugleich wurden sie durch diesen Vorfall nur ermuthigt, mit der Predigt der Wahrheit entschlossener aufzutreten. Einzelne Priester und Gelehrte, die aber meist nicht einmal schreiben konnten, traten trotz des aufgeregten Hasses ihnen näher und hatten viel Verkehr mit Isenberg,

aber mehr um ihren Aberglauben und ihre Herzenskälte zu vertheidigen, als um tiefer in die Wahrheit hineingeleitet zu werden.

Wie arm das abessinische Volk unter solchen geistlichen Führern ist, zeigte sich am stärksten als im Frühjahr 1836 Tausende an der Cholera dahinstarben. In Adowa, mit einer Bevölkerung von 4000 Seelen, starben täglich 6—10 Personen im Anfang, und bis auf 30 in der höchsten Höhe der Seuche. Der zehnte Theil der Bevölkerung fiel als ihr Opfer. Die Seuche wüthete gleich unter allen Classen, Christen und Muhammedanern, Armen und Reichen, und nur sehr Wenige, die einen Anfall bekamen, entgingen dem Tode. Die meisten Kranken starben schon nach etlichen Stunden, wozu Armuth, schlechte Behandlung und Angst das Ihre beitrugen. Durch die Dürre des letzten Jahres und die lange Anwesenheit von Ubie's Kriegsheer waren auch angesehene Familien aufs Aeußerste verarmt. Branntwein war das einzige Heilmittel, das aber Niemand heilte. Lange Processionen zogen durch die Stadt und wiederholten immer dasselbe Gebet. Es lautete: „Um Christi willen „erbarme dich unser, o HErr! um Maria's willen erbarme „dich unser, o HErr! um Christi willen erbarme dich unser, o Maria!" Manche der Mitgehenden trugen Steine auf dem Kopf zum Zeichen ihrer Demüthigung. Das thun sie auch im Privatleben, wenn sie einander um Verzeihung bitten. Auch die Muhammedaner hielten viel mehr Gebete aus dem Koran. Auffallend war, daß Christen und Muhammedaner Opfer brachten, indem sie eine Kuh in der Stadt herumführten, dann mit ihr hinaus zogen und sie schlachteten, wenn Leute genug zusammen kamen, um das Fleisch zu essen. Bei den Christen waren freilich die Priester nicht dabei, wie die Scheikhs bei den Muhammedanern. Ob sie dies von den Heiden oder von den Juden her haben? — In andern Städten und Provinzen soll die Cholera noch viel schlimmer gehaust haben. Die Missionare ergriffen diese Gelegenheit, um den armen Leuten das Lamm

Gottes zu zeigen, das der Welt Sünde trug, und den Weg zu Ihm durch Buße und Glauben.

Die politische Unsicherheit des Landes machte seine Bewohner noch elender. Ubie war der Herrscher von Tigre, aber seine weitern Eroberungsplane hielten ihn ab, es selbst zu regieren. Er hatte nur einen Stellvertreter da, der nicht viel galt. Die vielen Einquartierungen machten die Bewohner arm, und Räuber bedrohten bei der allgemeinen Unsicherheit den Verkehr. Besonders störend war die Ungewißheit, ob sich dieser oder jener mächtige Statthalter für oder gegen Ubie erklären würde. War er in der Nähe, so hielten sie alle zu ihm; war er ferne, so machten sie Miene zum Abfall. Eine andere Noth war damals, daß die Kirche Abessiniens ohne Oberhaupt war, weil der vorige Abuna (Patriarch) Cyrill von den Leuten in Tigre vergiftet worden war, und der koptische Patriarch von Kairo, der es allein konnte, keinen neuen weihen wollte, wenn ihm nicht 6000 Thaler dafür von Ubie gegeben würden, eine Summe, die dieser viel zu hoch fand.

Im Anfang des Jahres 1837 kam endlich Missionar Blumhardt, der längst erwartete Mitarbeiter, in Adowa an. Er schilderte die Lage der Mission in Folgendem:

„Mir scheint der Stand unserer Sachen ziemlich kritisch. „Die Abessinier fangen an zu merken, was wir wollen, „nämlich ihre Bekehrung vom Aberglauben und Götzendienst „zum lebendigen Gott. Es war ihnen bis daher nicht so „recht klar geworden. Sie suchen daher auf jegliche Weise „uns Hindernisse in den Weg zu legen, und würden, wenn „es in ihrer Macht stände, uns keinen Augenblick im Lande „dulden. Die Priester hauptsächlich wiegeln das Volk gegen „uns auf. Sie haben aber auch am meisten zu fürchten, „weil die wahre Aufklärung des Volkes sie als Lügenprie„ster hinstellen würde, die dasselbe in Aberglauben und Un„wissenheit zu erhalten trachten, und statt ihm gesunde „Nahrung des Wortes Gottes zu bieten, es mit Menschen„satzungen, mit Fasten, Neumonden und Festtagen irre leiten,

„worin ihr ganzes Christenthum besteht. Dagegen hat man
„in Abessinien stets zu kämpfen, und das halten die Priester
„ihren Leuten vor, um zu beweisen, wir seyen gar keine
„Christen, weil wir diese Dinge als schriftwidrig verwerfen.
„Vor einigen Tagen wurde ein alter Dastera von den Prie-
„stern in Kirchenbann erklärt, weil er uns oft besucht, und
„wenn die Abessinier uns lästerten, unsere Partei genommen
„hatte. Wie verhaßt wir den Priestern sind, das zeigen
„ihre Ränke, etwas zu gewinnen, wodurch sie unsrer loswer-
„den könnten. Bald nach meiner Ankunft kam Ubie nach
„Adowa und blieb einige Tage da. Gleich am ersten Tage
„liefen die Priester mit ihren Anklagen zu ihm und drangen
„in ihn, uns aus dem Lande zu jagen. Aber er entschied
„wie früher für uns. Die Klagen waren: wir halten keine
„Fasten und verwalten die Sacramente in unserem Hause,
„statt in den Kirchen, wodurch wir sie herabsetzen. Ubie's
„Antwort war wieder, wie das vorigemal, im Sinne all-
„gemeiner Duldung. Es war den Priestern der Mund
„gestopft; aber sie fanden schon wieder neue Anschuldigun-
„gen. Gestern hörten wir, daß einige Priester von Demban
„eine Berathung über uns gehalten, und sich schriftlich um
„unsere Vertreibung an den hiesigen Statthalter gewendet
„haben. Auch gestern fand eine ähnliche Versammlung statt,
„deren Beschluß wir noch nicht wissen. Nur so viel wurde
„uns bekannt, daß unser alter, excommunicirter Dastera auf
„eine Erklärung hin wieder aufgenommen wurde. Der arg-
„listige, schlaue Statthalter erklärte ihnen, er habe die
„Macht nicht, uns wegzuschicken, rieth ihnen aber, sich mit
„ihrem Briefe an Ubie zu wenden und dessen Entscheidung
„einzuholen.“ Es war daher sehr nöthig, daß die Missionare
selbst sich mit Ubie in gutem Vernehmen erhielten, weswe-
gen beide ihm Besuche machten, wenn er in der Nähe war,
und aus seinem Munde stets die freundlichsten Zusicherun-
gen erhielten. Missionar Isenberg meldete in einem Briefe
von dem schon genannten alten Dastera, der Abisalom hieß,
wie er allerdings starke Ausdrücke gegen seine Mitpriester
gebrauchte, als er ihre heimtückischen Schliche wahrnahm,

indem er ihnen zurief: „Ihr Heuchler! wie dürfet ihr über „diese Leute urtheilen und sie verdammen, die ihr Heiden „seyd und keine Christen! Sie sind wahre Christen, sie „können euch verdammen; sie kennen und halten Gottes „Wort und beschämen euch durch ihren Wandel, die ihr „vom Christenthum nur den Namen habt!"

Er erzählt zugleich ein Stückchen vom Aberglauben der Abessinier. „Kiddan Mariam, unser Uebersetzer in die „Tigre-Sprache, war vierzehn Tage lang krank. Er er„krankte um Mitternacht an starken Blutwallungen gegen „den Kopf, mit Kopfweh, Schwindel und Irrereden. Ich „selbst war vor langer Arbeit in die Nacht hinein so lei„dend, daß ich gerade einer Ohnmacht nahe war, als man „mir sein Erkranken anzeigte; ich konnte daher nicht selbst „gehen und ihm zur Ader lassen, gab ihm aber eine passende „Arznei und gedachte Morgens ihm eine Ader zu öffnen. „Kaum aber hatte ich mich niedergelegt, als alle unsere „Leute, die ihn für verzaubert hielten, sich daran machten, „das Zauberwesen in ihm zu tödten. Sie hielten ihm die „Naslöcher zu, breiteten ein großes Tuch über ihn und fin„gen an, Schwefel darunter zu verbrennen, den er nun mit „dem Munde einathmen mußte. Der arme Kiddan, der „nicht an Zauberei glaubt, suchte sich zu wehren, aber er „wurde durch die Ueberzahl bewältigt. Als ich morgens zu „ihm kam, ihm zur Ader zu lassen, sagte er mir, sie haben „ihn mit ihrer Entzauberung fast umgebracht, und er war „wirklich sehr krank. Seine Lunge hat durch den Schwefel „gelitten. Ich sprach ernstlich mit den Leuten über die Thor„heit und Schriftwidrigkeit ihrer Einbildungen, und drohte „jedem mit Entlassung, der sich noch einmal damit einließe."

Unter den eben geschilderten Umständen war kaum zu hoffen, daß die noch nicht im Lande wurzelnde Mission nach der Abreise des einzigen Mannes, der ein entscheidendes Vertrauen bei den Regierenden und Großen, wie bei den Priestern und dem Volke des Landes genoß, in die Länge gegen die immer erneuerten Angriffe einer auf ihren Einfluß und Erwerb eifersüchtigen Priesterschaft sich halten

würde. Es war der einzige Ubie, der sich ihrer annahm, eine gar zu unsichere Stütze. Denn nur so lange er von ihrer Anwesenheit irgend einen äußern Vortheil erwarten konnte, war die öfters geäußerte Freisinnigkeit von ihm zu erwarten. Wenn einmal der Fall eintrat, daß ihm von einer den evangelischen Missionaren feindlichen Seite größere Vortheile von ihrer Vertreibung versprochen würden, so war gewiß das Loos der Mission besiegelt. Und dieser Fall kam.

Kaum war gegen Ende des Jahres 1837 noch Miss. Krapff als frische, jugendliche Kraft zu den beiden einsamen Arbeitern in Adowa gestoßen, als (im März 1838) der französische Reisende Abadie mit einem italienischen Priester, Namens Giuseppe, in Adowa eintraf. Später kam auch der ältere Bruder Abadie's, der noch in Massowa zurückgeblieben war, nach. Kurz nach ihrer Ankunft wurde das Geschrei der Feinde gegen die evangelischen Missionare stärker und heftiger als je, und Ubie, der bisher immer noch ihr Beschützer geblieben, erklärte, daß er sie nicht länger halten könne, und überlieferte sie den Händen ihrer erbittertsten Gegner, des Alaka Kiddan Mariam von Madham Alam und des Statthalters Wussan von Adowa. Am 8. März (die Franzosen waren am 2. März angelangt) wurden sie mit dem Botaniker Schimper, dem würtembergischen Lieutenant Kielmeyer (der in Aegypten gedient hatte und jetzt in Abessinien reiste), und dem deutschen Zimmermann Keller zu dem Alaka entboten, wo sie um diesen und den Statthalter alle Leute von Rang aus Adowa und der Umgegend versammelt sahen. Der Alaka fing höhnisch an gegen Isenberg sich zu äußern und ihn der Lästerung Gottes und der Heiligen, der Beunruhigung des Landes durch falsche Lehren und der Einführung verkehrter Religionsübungen zu beschuldigen, womit er die abgedroschene Anklage wegen Herabwürdigung der Kirche durch Taufe und Abendmahlsfeier in einem Privathause meinte, oft aber heftig herausstieß: „Du bist ein Dieb, du stiehlst den Glauben" u. s. w., und kurzweg im Namen Ubie's mit dem Befehle schloß, augenblicklich das Land zu verlassen. Isenberg er-

klärte in seinem und seiner Freunde Namen, sie können nicht gehen, ehe sie zuvor sich überzeugt hätten, daß das wirklich Ubie's Willensmeinung und nicht blos ihr Plan sey; er berief sich also auf den Fürsten, der immer noch auf einem Berge in der Nähe sein Lager hatte. Sie waren ganz wüthend über diese Mißtrauens-Erklärung und sagten, die Missionare dürften Ubie nicht sehen, und wenn sie nicht gehorchten, würde man sie wegen Ungehorsams bestrafen. Missionar Isenberg setzte ihnen aus einander, wie wichtig die Sache sey, wie die Mission ganz von Ubie abhinge, und wie ihre bisherige erklärte Feindschaft das Verlangen rechtfertige, erst den Fürsten zu sprechen. Jetzt beriefen sich die Gegner auf alle Anwesenden zum Zeugniß, daß sie lediglich nach Ubie's Befehlen handeln. Diese Berufung mischten sie wieder mit den gröbsten Schimpfreden. Auf die Frage, wer denn aus dem Lande getrieben werden solle? war die Antwort: „Alle, nicht Einen ausgenommen." Isenberg äußerte sein Befremden über die Maaßregel, da Ubie bis dahin immer auf alle Anklagen, die ganz desselben Inhalts gewesen, wie die jetzige, die aus derselben Feindschaft hervorgegangen, wie jetzt, nur mit der Weisung geantwortet habe, die Mission in Ruhe zu lassen. Wenn diese Anklagen damals keine Vertreibung begründeten, warum denn jetzt? und wenn auch jetzt nicht, was denn Neues geschehen sey, das solche Strafe verdiene? Auf diese Frage erwiederten sie: „Ubie und sie hätten erwartet, die Fremden „werden ihre Ketzereien und ihr schlechtes Thun bereuen „und ablegen; jetzt aber sey die Zeit der Geduld vorüber." „Was soll aber," fragte Isenberg, „aus dem Grundstück „werden, das wir in aller Ordnung nach den Landesgesetzen „vor Zeugen, mit Bürgschaft und Eiden auf Ubie's Erlaub„niß, und mit des Alaka's eigener Hülfe, gekauft haben? „mit dem Hause, das wir ungehindert bauten?" — „Das „ist Eigenthum Ubie's und Madhan Alam's." Jetzt erklärte Isenberg seinen Argwohn, daß der Alaka sie nur vertreibe, um ihr Haus zu bekommen, und berief sich feierlich auf ihren gemeinsamen HErrn, der auch verfolgt worden sey, und

dessen Jünger und Nachfolger sich zur Ehre rechnen, mit Ihm zu leiden. Darauf wurde aber blos der kurze Befehl erwiedert, heute oder morgen aufzubrechen; was die Missionare wegen den nöthigen Zubereitungen kurzweg verweigerten.

Sogleich wurde nun zu Ubie gesandt und er um eine Audienz gebeten, um die Sache vor ihn zu bringen, ihm für seinen bisherigen Schutz zu danken, und das Bedauern der Missionare über das geistliche Elend auszusprechen, worin das Land liege, und das in dieser Sache recht zu Tage gekommen sey; zugleich aber ihn um Reiseschutz bis zur Gränze seines Gebietes zu ersuchen. Erst auf eine zweite Botschaft am nämlichen Tage kam die Antwort, er sey den Missionaren persönlich nicht feindlich gesinnt; aber er habe dem Geschrei ihrer Gegner nicht mehr widerstehen können und müsse wirklich auf ihr Gehen dringen. Er gab aber acht Tage, um die nöthigen Vorbereitungen zur Abreise zu machen, und verbot ihren Feinden, binnen dieser Zeit ihnen nahe zu kommen. Auf die Reise versprach er einen Soldaten mitzugeben. Auf den Wunsch einer persönlichen Zusammenkunft ließ er sich weder diesmal, noch auf ein nochmaliges Schreiben, auch nur mit einem Worte ein. In einem Briefe nahmen sie daher von ihm Abschied und legten ihm die geistliche Noth seines Landes und die begangene Ungerechtigkeit ans Herz. Die nächsten Tage waren sie in ihrem Hause so gut wie eingesperrt, denn der Alaka hatte Wachen an die Hausthüre gestellt, damit nichts weggetragen werde, sondern das Haus mit Allem, was auf die Reise nicht mitgenommen werden konnte, in seinen Besitz übergehe. Von all den Freunden in Ubie's Umgebung erschien jetzt nur noch der einzige Tekla Georgis, um Abschied zu nehmen; die übrigen ließen blos ihre Theilnahme bezeugen. Es zeigte sich recht, wie die Freundschaft des Abessiniers mehr dem Geldbeutel als der Person gilt. Nur die Armen, die beim Bau des Missionshauses viel Verdienst gehabt, begleiteten die Wegziehenden unter Thränen und lautem Wehklagen eine Strecke weit. Ein bei Ubie in hohem Ansehen stehender Mönch, der eine Wallfahrt nach Jerusalem machen

wollte, bat nebst zwei Verschnittenen um Erlaubniß zur Mitreise, die ihnen gewährt wurde.

So endete diese abessinische Mission, die vor Kurzem mit so viel schöner Hoffnung begonnen hatte. In wie weit die neu angelangten Franzosen an Ubie's rascher Willensänderung Antheil hatten, wollen wir hier nicht erörtern. Daß aber die Feindschaft der Priester erst hervortrat, als man nicht mehr blos als Reisebesuch, sondern als niedergelassene Mission im Lande war, ist eben so begreiflich, wie der Umstand, daß seit Gobat's erster Abreise die Reaction gegen die einer Reformation nicht ungünstigen oder entschieden zugeneigten Personen eintrat; daß seine zweite Abreise den neuen Missionaren eine bedeutende Vermittlung zum Volke und seinen Führern wegnahm. Dazu darf wohl auch ins Auge gefaßt werden, daß mit dem besten Willen und den schönsten Kräften zur eigentlichen Missionsarbeit, besonders in einem erst anfangenden Arbeiter, sich nicht immer jenes kaum zu benennende Etwas findet, das auch Widerwärtige im Zaume hält und Empfängliche anzieht. Vergleichen wir die Anklagen der Feinde hinsichtlich der Privatgottesdienste im eigenen Hause mit dem Verfahren der americanischen Missionare unter den Nestorianern, die mit Freuden in den Kirchen dieses christlichen Volkes die Sacramente feiern, daher auch bei ihrer reformatorischen Arbeit nicht sehr viel Widerstand finden, so dringt sich die Frage auf, ob nicht das allzubestimmte Wesen der englischen Kirche mit ihrer eigenen und vielgeltenden Liturgie, ihrer zu ängstlichen Strenge gegen Alles, was nicht protestantisch ist (wenigstens im Kreise der Missionsgesellschaft), hier den Missionaren Fesseln angelegt haben, die sie der freieren Bewegung von Anfang an beraubten, von der so viel zum Gelingen einer Mission bei einer abgestorbenen Christenkirche abhängt. Ueberhaupt läßt sich fragen, ob nicht die stricte Episcopalordnung der anglicanischen Kirche, die überall, wo sie weilt, wenigstens mit den Ansprüchen der Priesterschaft und der ächten Kirche auftreten muß, vielmehr das Mißtrauen und die Eifersucht der im Besitze stehenden Priester

wecken muß, als eine freiere protestantische Gemeinschaft thun würde. Ueberdies tritt noch das Gewicht und die Macht des englischen Colonialstaates und das weit ausgebreitete Handelsnetz dazu, um englische Sendboten leicht als die bloßen Wegbahner englischen Handelseinflusses, englischer Macht und Besitznahme erscheinen zu lassen; wenigstens in den Augen solcher, die eines Vorwandes bedürfen, um ihrer los zu werden. Der Missionar selbst mag weit von diesen Bestrebungen entfernt seyn und sich rein an seine stille Geistesarbeit halten; die Missionsgesellschaft, die ihn sendet, mag jede solche Vermischung des Weltlichen und Geistlichen verabscheuen und ferne von sich halten: der Einwohner eines Landes, in dessen Nähe dennoch englischer Einfluß (Aegypten), ja englische Besitznahme (Aden) und englische Machtherrschaft (Indien) vor Augen liegen, besonders der schlaue Priester und Höfling, kann doch auf solche Gedanken kommen, wenn auch nicht erst ein eifersüchtiger Europäer sie ihm einredet.

Zweiter Abschnitt.

Die Mission in Schoa. — Beabsichtigte Verstärkung. — Hindernisse der Landung. — Die Gesandtschaft. — Abermaliges Zurückbleiben. — Mordnacht in Tadschurra. — Müllers Harren auf Hülfe. — Abreise nach Aden. — Krapff verläßt Schoa. — Plane. — Wiederankunft der Missionare in Aden und Tadschurra. — Der verdächtige Brief. — Muhammed Ali. — Zeila und sein Statthalter. — Die verschlossenen Straßen. — Theilung der Missionsplane. — Der letzte Versuch in Nordabessinien.

So wieder vor die Pforten dieses wichtigen, christlichen Landes gestellt, welches, wenn es vom Evangelium lebendig durchdrungen wäre, ein Ausgangspunct des Lebens für das weite Innere von Afrika werden könnte, eine Burg des Glaubens unter Muhammedanern und Heiden, konnte es besonders der kaum ins Feld gerückte Missionar Krapff nicht übers Herz bringen, ohne weitere Versuche zum Ein-

dringen in dasselbe, wieder abzuziehen. Hatte der Norden, der durch die Unmacht der Herrscher keinen festen Stützpunct gegen die Wuth feindseliger Priester darbot, das Heil des Evangeliums in Blindheit von sich gewiesen, so mochte vielleicht der Süden zugänglicher seyn. Dort lag nämlich das weite, großentheils christliche Königreich Schoa, das sogar hinsichtlich möglicher Fernsichten auf die Bekehrung des innern Africa's durch Lage und Volksberührung noch viel günstiger erschien, als Tigre und Gondar. Den Gang und Erfolg dieses Unternehmens haben wir unsern Lesern bereits erzählt und sind im Frühling 1842 mit Missionar Krapff vom nördlichen Abessinien her wieder in Massowa angekommen.* Gleich als ob dieses Land durch die Hand Gottes verschlossen oder den Abessiniern um ihrer starren Gleichgültigkeit gegen die dargebotene Gabe des Evangeliums willen dieselbe entzogen werden sollte, wurde auch noch ein anderer Versuch, in demselben einzudringen, zu nichte. Es war im Frühjahr 1841, während Isenberg sich in Europa befand, um schriftliche Hülfsmittel für die Mission in jenen Ländern durch die Presse zu fördern, Krapff aber in Schoa lebte, daß diesem in den beiden nachher zu Jerusalem vom englischen Bischof ordinirten Missionaren Christian Müller und Johannes Mühleisen eine längst ersehnte Verstärkung zugesendet werden wollte. Sie waren ungehindert nach Aden und von da an die Küste Ostafrica's nach Tadschurra gelangt. Dort aber begannen ihre Prüfungen. Als sie landen wollten, verbot es der Sultan oder Häuptling des Platzes, weil zwischen Tadschurra und Schoa das Land durch Krieg unsicher sey, und die Reisenden gewiß getödtet werden würden. Sie mußten nach Zeila gehen, dessen Statthalter sie freundlich aufnahm. Von da ruderten sie auf Berbera zu, allein heftiger Sturm warf sie zurück. Sie mußten nach Zeila und von da nach Aden zurückkehren.

Eben hatte die englische Regierung beschlossen, eine Gesandtschaft mit Geschenken nach Schoa an den König

* S. dieses Jahrgangs erstes Heft.

dieses Landes zu senden, zum Zweck der Unterdrückung der so zahlreichen Sclavenausfuhr aus dem innern Africa nach Arabien und Egypten. Diese Gesandtschaft unter der Führung des Capitän Harris war eben von Bombai in Aden angelangt, und unter ihrem Schutz konnten die Missionare hoffen, sicher zum Ziele ihrer Bestimmung zu gelangen. Sie kamen mit derselben wieder herüber nach Tadschurra. Dort aber stellte sich abermals ein Hinderniß ihrem Weiterschreiten entgegen: es konnten nicht Kameele genug aufgetrieben werden, um die ganze Gesellschaft mit ihrem vielen Gepäck nach Schoa zu bringen. Man theilte daher die Karawane in zwei Theile, deren einer sogleich aufbrechen, der andere zurückbleiben und alsobald folgen sollte, wenn es wegen der Transportmittel möglich wäre. Die Missionare wurden dieser zweiten Abtheilung zugewiesen. Einige Tage war Capitän Harris fortgereist, als es ihm gut schien, dem zurückgebliebenen Theil seiner Untergebenen den Befehl zuzuschicken, daß sie bis auf weitere Weisungen von ihm in Tadschurra zu verbleiben hätten. Der Capitän hatte nämlich unerwartete Erfahrungen auf dem Wege gemacht. Die furchtbare Hitze und der Wassermangel auf dem Wege hatten bereits einem Engländer und mehreren Lastthieren das Leben gekostet; zwei englische Soldaten aber und ein Knecht waren trotz der Schutzwache, die man mit 800 Thalern bezahlt hatte, und eines europäischen Wachpostens, den man jedes Mal ausstellte, in ihrer Mittagsruhe auf dem Weg ermordet worden. — Jetzt gingen die Leute der Gesandtschaft, die noch in Tadschurra waren, nach Aden zurück. Die Missionare zogen es vor, am ersten Orte zu bleiben, um die erste Gelegenheit zur Abreise ins Innere benützen zu können. Es war zu klar, daß die Bewohner Tadschurra's den Engländern feindlich gesinnt waren, und so mußte man, um Leben und Eigenthum zu schützen, abwechselnd die ganze Nacht hindurch Wache halten. „Aber," schreibt Miss. Mühleisen, „wenn der HErr nicht die Stadt „behütet, so wachet der Wächter umsonst. — In der Nacht „des 23. September, als ich die Wache hatte, ereignete sich

„Folgendes: Etwa um halb drei Uhr in der Nacht hörte „ich einen durchdringenden Schrei von der Stelle her, wo „die Knechte schliefen. Einige Minuten vorher hatte ich nach „ihnen gesehen und sie Alle in tiefem Schlafe gefunden. „Als ich den Schrei hörte, war ich kaum 10 Schritte von „ihnen entfernt. Ich eilte hin, aber die That war gesche„hen. Ich sah unsern eigenen Knecht und zwei von denen „des Agenten sich im Blute wälzen; zwei starben sogleich, „Einer litt bis zum folgenden Mittag, ein Vierter wurde „durch mein Herbeikommen gerettet. Es ist ganz klar, daß „die Absicht der Mörder nicht blos auf die Knechte ging, „die sämmtlich Muhammedaner waren, sondern daß sie nur „diese, weil sie hinderten, zuerst und dann uns wegräumen „wollten. Sogleich mietheten wir zwei Boote, um uns „und unsre Sachen nach Aden zu bringen; aber der Sultan „ließ uns nicht abfahren. Jede Nacht schliefen jetzt fünf bis „sieben Mann bei uns zum Schutze; aber ihnen selbst war „so wenig als möglich zu trauen. So gingen drei schwere „Tage über uns hin. In der Nacht vom 26. September „schloß ich bis 3 Uhr Morgens, da ich die Wache zu be„ziehen hatte, kein Auge zu. Boote lagen genug vor uns, „aber wir durften keines miethen, bis endlich eines von ei„nem andern Stamme herbei kam, dessen Miethung der „Sultan nicht hindern konnte. Jetzt boten sie auch ihre „eigenen Boote dar; aber sie schienen entschlossen, uns nicht „Alle fortzulassen. Es versammelten sich so viele Leute, daß „man wohl sah, es sey auf Gewalt abgesehen, wenn Alle „wegwollten. So mußte ich mit dem Briefe des Agenten „gehen, Müller zurückbleiben. Ich langte nach 8 Tagen „in Aden an, und gleich darauf mußte ein Schiff nach Tad„schurra abgehen."

Müller schreibt über die folgenden Erlebnisse: „Zwei „Wochen nach Mühleisens Abfahrt durfte ich bei dem eng„lischen Agenten wohnen. Das ängstliche Wachehalten bei „Tag und Nacht hatte meine Gesundheit angegriffen. Am „11ten October früh Morgens sagten mir die Leute, es „komme ein Schiff von Aden, und um 10 Uhr ließ es

„den Anker fallen. Man konnte auf den angstvollen Ge-
„sichtern der Leute in Tadschurra lesen, daß ihr Gewissen
„sie strafte. Ein weiterer Beweis, daß die Gräuelthat von
„den Danakil (so heißt der Stamm von Tadschurra) verübt
„wurde, liegt in den Worten eines kleinen achtjährigen
„Knaben, der zwei Tage vorher dem englischen Agenten
„sagte: „Nehmet Euch in Acht, denn sie wollen Euch den
„Hals abschneiden."

„Der Capitän der Brigg sandte einen Mann ans Land,
„um zu fragen, ob wir noch leben. Hätte er uns todt ge-
„funden, so lautete seine Instruction auf Niederbrennung des
„Dorfes. Inzwischen waren die Häuptlinge von Tadschurra
„einer nach dem andern zu mir gekommen und hatten mich
„gefragt: „kommt das Schiff in guter Absicht?" und ich hatte
„jedesmal geantwortet: „ich weiß es nicht." Gleich nachher
„erhielt ich die Weisung, meine Sachen zu packen und mit
„der Brigg nach Aden zu gehen. Ich dankte dem HErrn
„für Seine Wunderhülfe. Am 14. October war ich in
„Aden."

Inzwischen war Missionar Krapff im Innern, nämlich
zu Ankobar, der Hauptstadt von Schoa, thätig gewesen.
Er hatte diesen Platz nicht verlassen können, um die ihm
zur Hülfe gesendeten Missionare an der Küste abzuholen,
weil seine Anwesenheit für das Gelingen der Unterhandlun-
gen der brittischen Gesandtschaft gebieterisch erfordert wurde.
Unter den Arbeiten, die er hiefür vorzunehmen hatte, der
Beschäftigung mit seiner Schule und mit Uebersetzung der
Heiligen Schrift in die Galla-Sprache ging das Jahr 1841
dahin. Endlich war der Vertrag abgeschlossen, der nicht nur
den Sclavenhandel in diesen Ländern wo nicht zu beseiti-
gen doch zu vermindern versprach, der überdies den Mis-
sionaren sichern Aufenthalt und freie Bewegung, so weit die
Herrschaft oder der Einfluß des Königs von Schoa reichte,
zu verbürgen schien, und überhaupt freundliche Beziehungen
zwischen England und jenem Lande im Innern Africa's
herbeiführen sollte; und nun dachte Krapff darauf, seine vor

den verschlossenen Pforten harrenden Brüder auf das Feld ihrer und seiner Wirksamkeit zu geleiten.

Er verzichtete übrigens darauf, den nächsten Weg zu ihrer Abholung nach Tadschurra zu nehmen, sondern beschloß, über Gondar und Massowa, also durch das nördliche Abessinien nach Aegypten zu reisen, weil er auf diesem Wege den neuen Abuna (Patriarchen) der Abessinier, der auch über Schoa geistlich herrschte, kennen zu lernen hoffte. Dieser junge Mann war in Kairo ein Zögling der englischen (deutschen) Missionare gewesen, und man glaubte sich von ihm Geneigtheit für die Arbeit der Mission versprechen zu dürfen. Seine Gunst wäre ein bedeutendes Förderungsmittel der künftigen Arbeit im Süden gewesen. Ueberdies war Krapff noch in allzu gutem Gedächtniß, wie Ubie als Herrscher von Tigre doch nur dem Geschrei der Priester nachgegeben hatte, indem er in die Vertreibung der Missionare willigte, selbst aber gegen sie freundlich gesinnt blieb. Er hatte seitdem mehr als Eine Nachricht von der Fortdauer seiner freundlichen Gesinnung gegen die Engländer, und insbesondere gegen seine eigene Person, erhalten. Jetzt war er Herr vom ganzen nördlichen Abessinien geworden, und es konnte für die etwaige Erneuerung der Missionsarbeiten daselbst nur von höchstem Interesse seyn, daß man mit ihm selbst auf geeignete Weise rede. Zugleich dachte er bei diesem Anlaß die Heilige Schrift in amharischer Sprache auch in solchen Provinzen Abessiniens zu verbreiten, die bisher noch keinen Missionar gesehen hatten, und auf dem Wege auch mündlich das Evangelium zu predigen. Die Begebnisse dieser Reise kennen unsre Leser bereits. * Als er am 2. Mai 1842 in Arkiko anlangte, hatte er alle Ursache, Gott zu preisen, der ihn aus Gefangenschaft und vor gewaltsamem Tode errettet, und von Allem entblößt durch so weite und unruhige Länder-Gebiete hindurch gebracht hatte.

* Erstes Heft dieses Jahrgangs.

Inzwischen war Missionar Mühleisen in Jerusalem ordinirt worden und reiste von da nach Kairo zu Dr. Krapff. Missionar Müller war nach England zurückgekehrt, um nachher seine Arbeit in Sierra Leone zu finden. Auch der in Missionsleiden geübte Missionar Isenberg war nach Vollendung seiner litterarischen Arbeiten in Europa wieder nach Aegypten gereist, und Krapff hatte eine würdige Gattin gefunden. Sie zögerten nicht lange, sondern am 25. October reisten sie von Suez nach Aden ab, wo sie bald anlangten. Lassen wir Isenberg über ihre nächsten Schritte reden. In einem Briefe vom 7. December 1842 schreibt er aus Zeila an der africanischen Küste:

„Wir fanden zu Aden ein Boot, das einem Kaufmann „von Tadschurra gehörte, mietheten es und langten am 20. „November an diesem Orte an. Das erste, was wir unternahmen, war ein Besuch beim Sultan, den wir, wie „das vorigemal, auf dem Vorplatz seines Hauses von einigen der bedeutendsten Leute Tadschurra's umgeben fanden. „Nach den üblichen Begrüßungen und Uebergabe unsers „Empfehlungsbriefes von Capitän Haines, dem Statthalter „von Aden, baten wir ihn um Hülfe zur Reise nach Schoa. „Er erwiederte, darauf könne er uns nicht sogleich antworten, „denn er müsse zuerst mit seinen Oberbeamten und Freunden zu Rathe gehen. Er hieß uns daher Nachmittags „wieder kommen und schenkte der Frau Krapff ein Schaf, „als der ersten Europäerin, die sein Land betreten habe. „So sah Alles freundlich aus. Aber die Kälte und Zurückhaltung des Mannes gefiel uns nicht. Wir kamen „Nachmittags wieder, wurden aber, weil die Berathung „noch nicht zu Ende war, auf den andern Morgen beschieden; inzwischen wolle der Sultan uns für ein Wohnhaus „sorgen. Am folgenden Morgen erklärte er uns, der König von Schoa habe ihm schriftlich befohlen, einen gewissen Franzosen in sein Land zu befördern, aber zugleich bei „Todesstrafe für den Führer das Kommen irgend eines „andern Europäers verboten. Als Beweis zeigte er uns „den arabischen Brief, der wirklich vom König von Schoa

„an den Sultan von Tadschurra gerichtet war und das
„Siegel des Erstern trug. Der Brief enthielt wirklich das
„ausgesprochene Verbot; aber der Argwohn, daß es ein
„unterschobenes Machwerk sey, wurde bei genauer Besichti-
„gung zur Gewißheit. Es kam uns wahrscheinlich vor,
„daß der König seinem Gränzstatthalter Wulasma Ma-
„homed befohlen habe, wegen Herbringung des Franzosen
„zu schreiben, und daß er dazu das königliche Siegel ge-
„brauchte, von dem sich ein Stock in Wulasma's Händen
„befindet. Dieser Statthalter, dessen Fremdenhaß bekannt
„ist, mag denn die Clausel wegen Ausschließung aller wei-
„teren Europäer hinzugethan haben. Wir erklärten dem
„Sultan, daß wir nicht an die Aechtheit des königlichen
„Briefes glaubten; aber alle unsre Gründe machten auf ihn
„keinen Eindruck. Als wir in ihn drangen, uns zur Reise
„auf unsre eigene Gefahr behülflich zu seyn, fanden wir
„taube Ohren. Als wir nun um die Erlaubniß baten, den
„Brief des Königs abzuschreiben, und auch diese verweigert
„wurde, kamen wir sogar auf den Argwohn, der Brief sey
„hier gemacht worden. Sie erklärten uns rund heraus,
„nichts für unsere Reise nach Schoa thun zu können.

„Da einmal klar war, daß von den Behörden in Tad-
„schurra nichts zu hoffen war, sahen wir uns nach unserm
„frühern Führer Muhammed Ali um. Er war gerade mit
„dem Sultan und seinem Bruder Jischak (Isaak) verfeindet.
„Beide machten nämlich auf das ausschließliche Recht An-
„spruch, Fremde nach Schoa zu geleiten, und deshalb war
„der Sultan, und noch mehr sein Bruder, ein Handels-
„mann, neidisch auf Muhammed Ali, der als der bisherige
„gewöhnliche Begleiter englischer Reisender große Geldsum-
„men gewonnen hatte. Diese Reibung führte zur Vertrei-
„bung des Muhammed Ali aus Tadschurra, der sich für
„einige Zeit nach seiner Heimath im Innern zurückzog, aber
„aus Anlaß einer Reise seines Vaters, der nach Mekka
„wallfahren wollte, nach Tadschurra, und auf dringende
„Einladung seiner Freunde, die ihn gern mit dem Sultan
„ausgesöhnt hätten, in die Nähe kam. Da fanden wir ihn

„mit einigen seiner Leute unter einem Baume sitzen. Er „freute sich, uns zu sehen. Auf unsre Frage: ob und wie „er uns nach Schoa bringen könnte? antwortete er: „Von „Tadschurra aus nicht, so lange er mit dem Sultan nicht „versöhnt sey; aber wenn wir nach Zeila gingen und ihm „eine Zeit bestimmten, so wollte er mit Kameelen dorthin „kommen und uns auf einem Wege nach Schoa führen, „den Europäer zwar noch nie betreten haben, den aber die „Danakil von seinem Stamme häufig benützen. Der Weg „ist näher und bequemer, und trifft mit dem von Tadschurra „aus da zusammen, wo sich die Danakil, die Somali und „die Galla berühren.“ Der Vorschlag war uns nicht neu, „denn Muhammed Ali hatte ihn schon in Schoa gegen „Krapff ausgesprochen, und wir hatten schon vorher im „Sinne gehabt, wenn es in Tadschurra nicht ginge, uns „nach Zeila zu wenden.

„So trafen wir denn unsere Abrede mit Muhammed „Ali, verließen Tadschurra und erreichten am 29. November „Zeila. Der Statthalter des Platzes, Emir Kaleb, der „vom Scherif von Mocha abhängt, empfing uns mit einer „Schaar von 20 — 30 Soldaten, die mit Trommeln, „Schreien, Schießen uns das Ehrengeleite vom Stadtthor „bis ins Haus des Statthalters gaben, wo wir unsere „Ehrenbezeugungen darbrachten und mit Kaffee bewirthet „wurden. Am andern Tage wandten wir uns an den Statt„halter um Hülfe für den Transport unsers Gepäcks vom „Boote in unser Wohnhaus. Er erklärte aber, vor Em„pfang eines passenden Geschenkes nichts für uns thun zu „können. Wir erwiederten ihm, daß es unsere Weise nicht „sey, Geschenke zu geben, ehe sie verdient seyen, und daß „wir sie auch dann nicht geben, wenn wir einen Ort betre„ten, sondern erst, wenn wir ihn verlassen. — Der Statt„halter gab Anfangs alle Bereitwilligkeit zu erkennen, der „Abreise der Fremden nach Schoa nichts in den Weg zu „legen. Nach einiger Zeit aber erklärte er, sie dürfen nicht „ohne die Erlaubniß des Scherif's nach Schoa gehen.“

Nach einigem Aufenthalte wurde es auch in Zeila bekannt, daß der König von Schoa durchaus keine weiteren Europäer mehr in seinen Landen sehen wolle. Jetzt wurde auch Muhammed Ali bedenklich, und die Missionare mußten sich am Ende doch überzeugen, daß die Verschließung der Grenze gegen sie von dem Könige selbst ausgegangen sey. Es ließ sich leicht vermuthen, woher dies rühre. Der König hatte stets während der Anwesenheit des Dr. Krapff weit mehr Interesse gezeigt, europäische Handwerker, und insbesondere auf Kriegswaffen bezügliche, als europäische Friedensboten in seinem Lande zu beherbergen. So lange er noch hoffte, durch den Missionar diesem Ziele näher zu rücken und seine Macht und seinen Besitz durch leichtere Besiegung der umwohnenden Gallastämme und durch festere Herrschaft über seine Provinzen und Unterfürsten zu erweitern, war er ihm ein willkommener Mann gewesen. Seitdem er allmählig eingesehen, daß dieser etwas anderes bezweckte, als ihn reicher und mächtiger zu machen, hatte er sich kälter gegen ihn gezeigt. Dazu kam, daß nach Krapffs Abreise und scheinbarem Verlorengehen für den König, der wohl auch gehört haben mußte, daß er als ein Bettler, von Allem entblöst, aus Adara Bille's Händen entkommen sey, ihm Zeit gelassen war, sich anderem Einflusse hinzugeben, demselben in der Hauptsache, der auch in Nordabessinien der evangelischen Mission in den Weg getreten war. An dem französischen Reisenden, der ihm von den gewünschten Artikeln mehr verschaffen oder versprechen konnte, als Krapff, hatte er mehr seinen Mann gefunden. Vielleicht war ihm nicht einmal ganz unbekannt geblieben, wie es mit der Mission in Tigre ein Ende genommen hatte, und er hatte gewiß keine Lust, auch in seinem Lande die Priester gegen fremde Prediger aufstehen zu sehen. Der neue Abuna, der sogar ein Schüler der Missionare gewesen, trat gleichwohl höchst schüchtern und gar nicht als ein Freund derselben auf. Ubie hatte inzwischen die Herrschaft auch in Gondar an sich gebracht, und konnte leicht Lust und durch die Fremden

Anlaß finden, seine Herrschaftsgelüste auch nach Süden zu wenden. Die brittische Gesandtschaft hatte einen Theil der Wünsche befriedigt, die er den Missionaren zu wiederholen nicht müde geworden war; und nachdem diese Gesandtschaft abgereist war, konnte er nicht große Neigung hegen, an den Missionaren beständige Wächter der Haltung des geschlossenen Vertrags, besonders in Hinsicht des so einträglich gewesenen Sclavenhandels, um seine Person zu sehen. Auch sonst mochte wohl die Gesandtschaft eher eine Besorgniß vor dem Wiederkommen der Engländer zurückgelassen haben, die als gefährliche Gäste sich überall bewiesen hatten. Kurz, Gründe genug für einen Halbbarbaren, wie dieser christliche König, um die Missionare nicht wieder hereinzulassen.

Die Häuptlinge der Danakil und Somali, durch deren Gebiet der Weg von Zeila nach Schoa geht, waren alle nicht zu dem Wagniß zu bewegen, dem ausgesprochenen Willen des Königs zuwider, die Missionare doch in sein Land bringen zu lassen.

Die Brüder beriethen sofort, was zu thun sey? Ihre Ansichten und darum auch ihre Wege gingen auseinander. Isenberg, der auf dem Boden des nördlichen Abessiniens mehr angewurzelt war, schlug vor, von Massowa aus noch einen Versuch in Tigre zu unternehmen, weil doch zu hoffen stand, daß Ubie, jetzt Meister im Lande, nicht mehr wie damals, da er noch erst nach sicherer Herrschaft strebte, sich die gute Meinung der Priester zu erhalten suchen mußte, daß er also jetzt eher seine freundliche Gesinnung für die Missionare walten lassen konnte. Krapff, der im nördlichen Abessinien nur vom Widerstand der Priester und der Unterdrückung der Mission Zeuge gewesen war, und jetzt eben auf seiner gefahrvollen Alleinreise durch dieses Land den hoffnungsarmen Zustand desselben wieder gesehen hatte, dem aber dagegen in dem jetzt völlig verschlossenen Schoa der Verkehr mit den anstoßenden Gallastämmen und die Arbeit an der Schriftübersetzung für sie, auf Hoffnung künftiger Zeiten, Herzenssache geworden war, wollte sich lieber

nach dem Süden wenden. Jener dachte so rasch als möglich mit Mühleisen, der sich ihm anschloß, nach Gondar vorzudringen, wo der neue Abuna ihm einen günstigen Anhaltspunct gewähren sollte. Krapff dagegen gedachte von Aden aus durch den sogenannten Haines-Fluß (Makdusa) oder durch den Dschub- (Juba-) Fluß zu den Gallas vorzudringen, die von Abessinien ganz unabhängig in kleinern Fürstenthümern leben.

Verfolgen wir zuerst die ersteren Missionare, weil ihr Versuch die abessinische Mission zum Abschluß bringt, ehe wir uns in den Süden wenden.

Am 18. März 1843 bestiegen sie zu Tadschurra, wohin die ganze Gesellschaft von Zeila zurückkehrte, ein Boot, und nach einer Küstenfahrt von achtzehn Tagen landeten sie zu Massowa. Dort trafen sie englische Reisende, die eben von Abessinien herunter gekommen waren und ihnen sagten, daß Tigre abermals durch Krieg zwischen Ubie und einem Nebenbuhler in sehr unruhigem Zustande sich befinde. Der Alaka Kiddan Mariam von Adowa, ihr alter Erzfeind, befand sich bei Ubie als dessen beständiger Begleiter. Ihre Unternehmung sah daher nichts weniger als hoffnungsvoll aus. Gleichwohl beschlossen sie, Massowa bald zu verlassen und einen Vorrath heiliger Schriften, aber wenig sonstiges Gepäck, mitzunehmen, weil sie einen bloßen Versuch im Auge hatten. Sie wählten diesmal den Weg über Serawa, und langten am 3. Mai zu Adejehahi, nicht weit von Adowa, an. Auf dem Wege hatten sie 650 Bibeln oder Theile der heil. Schrift abgegeben, eine Zahl, die nachher noch bis auf 2000 anwuchs.

Von der Reise aus hatten sie einen Brief an Ubie gerichtet, worin sie ihn um die Erlaubniß baten, nach Gondar durchreisen zu dürfen. Seine Antwort enthielt eine Weisung an sie, sich nach Adowa zu begeben und bis zu seiner Rückkehr dort zu bleiben, wo er sich ernstlich mit ihrer Angelegenheit beschäftigen werde. Sie thaten es und erreichten am 21. Mai Adowa. Den Alaka Kiddan Mariam fanden sie noch so feindlich gesinnt, als jemals. Sie hatten lange

Verhandlungen mit ihm, die aber nicht im Mindesten zu einer günstigeren Stimmung desselben gegen sie führte. Vielmehr excommunicirte er Jeden, der sich irgend mit ihnen einlassen würde. Von Adowa aus schrieben sie an den Abuna in Gondar, baten ihn um Schutz und Fürsprache und sagten ihm, es sey ihre Absicht, in herzlicher Einheit und Gemeinschaft mit den abessinischen Christen in Jesu Christo, dem gemeinsamen Haupte und Eckstein, zu leben, nicht aber in Haß wegen der Verschiedenheiten im Glauben. Sie erklärten ihm, nicht das Mindeste an der einheimischen Kirchenordnung stören, sondern nur ihre eigene festhalten zu wollen, und erinnerten ihn an das ihm wohl bekannte Verhältniß der Missionare Lieder und Kruse in Aegypten zu den Kopten, und bemerkten, daß sie in einem ähnlichen zu den Abessiniern stehen möchten. Um Jedermann Klarheit über ihre Lehre zu geben, sendeten sie ihm das englisch-kirchliche Gebetbuch in amharischer Sprache zu, das er übrigens sowohl im englischen Original, als in der arabischen Uebersetzung schon kannte. Vom Abuna erhielten sie erst spät im Juli Antwort, als sie schon den Rückweg angetreten hatten. Sie hätte ihnen aber auch keine Hoffnung auf wirksame Unterstützung gegeben, wenn auch Ubie gegen ihr Bleiben nichts gehabt hätte.

Nach Absendung jenes Schreibens an den Abuna wollte Isenberg in Ubie's Lager gehen, um ihn wo möglich in mündlicher Unterredung zu gewinnen. Er kam am 22. Juni nach Hanzen, wo dieses Lager sich befand. Ubie sandte dem Missionar ein Schaf, Brod und Hydromel zum Geschenk, wollte ihn aber nicht sehen. Zuletzt befahl er ihm abermals, Abessinien zu verlassen; nicht weil irgend eine persönliche Beleidigung stattgefunden hätte, sondern weil Gründe im Zustande des Landes lägen, die seine Abreise forderten. Auch nach Gondar dürfe er nicht gehen, denn die dortigen Leute seyen ein schlimmes Volk; er solle nur in seine Heimath zurückkehren. Der Bote, der diese Entscheidung brachte, sollte Isenberg nach Adowa begleiten und ihn vor jeder Ungelegenheit schützen.

Jetzt war nichts weiter mehr zu thun, als Abessinien abermals zu verlassen, was auch in Kurzem geschah. Die beiden Missionare gingen über Massowa nach Aegypten, und fanden nachher ihre Arbeitskreise in Ostindien. Abessinien aber blieb seitdem von der evangelischen Mission unberührt liegen und wartet noch, bis seine Stunde kommt, das Wort Gottes verlangender aufzunehmen.

Dritter Abschnitt.

Krapff's Blicke nach Süden. — Rückkehr nach Nordabessinien. — Missionsleiden. — Reise nach Aden; gefährliche Fahrt nach dem Süden. — Abermals in Aden. — Endliche Abreise. — Zur Geographie Inner-Arabiens. — Aufenthalt in Barawa. — Küstenreise über Patta, Kiama, Takongo, Mombas nach Sansibar. — Ueberblick. — Die Galla's. — Die Insel Sansibar. — Der Imam. — Empfehlungen nach Mombas und an die sonstigen Statthalter. — Pemba und sein Statthalter. — Reise nach Mombas. — Die Wanika und ihre Sitten. — Tod der Frau Krapff. — Fahrt zu den Wanika's. — Besuch im Dorfe Rabbay. — Die Gallasclavin. — Andere Dörfer im Wanika-Lande.

Missionar Krapff hatte, wie gesagt, sein Angesicht nach Süden gewandt. Vorerst aber mußte er nach Aden gehen, um von da aus mit möglichstem Bedacht seinen Angriffspunct zu wählen. Man wußte durch die berühmte Reise des Capitäns Owen um die Küsten von Africa, um sie geographisch aufzunehmen (1824), daß zwischen den Küstenpuncten und dem Innern ein mehr oder minder lebhafter Verkehr stattfinde, und Dr. Krapff hatte sich durch eingezogene Nachrichten überzeugt, daß es nicht schwer werden dürfte, zwischen dem Cap Guardafui und Sansibar an verschiedenen Stellen festen Fuß zu fassen, und vielleicht auch ins Innere einzudringen. Ferner erfuhr er, daß die Unterthanen des Imams von Mascat, der auf der Insel Sansibar wohnt, mit den Stämmen im Innern von Mukdascha (Magadoro), das 2 Grade nördlich vom Aequator liegt,

und denen von Barawa (1 Grad nördl. Breite) lebhaften Handel treiben. Von dem Jubafluß hatte er guten Grund zu glauben, daß er bis auf eine Reise von drei Monaten ins Innere hinein für Boote schiffbar sey, und daß man im Osi-Flusse, der unter 3 Graden südl. Breite in die Formosa-Bay mündet, 15 Tagereisen weit im Boote vordringen könne. Empfehlungsbriefe an den Imam von Mascat und an den englischen Consul von Sansibar bot der Statthalter von Aden an. Ueberdies schien das Klima dieser Gegenden sehr angenehm und gesund zu seyn. Ehe er jedoch diese kühne Unternehmung wagte, wollte er erst die Zustimmung der Committee haben, die ihn nach Abessinien ausgesendet hatte. Es war aber klar, daß sechs Monate bis zum Eintreffen der Antwort verfließen mußten, und daß auch ohnedies wegen Wind und Wetter der October die beste Jahreszeit war, um von Aden nach Sansibar zu gelangen. Um seine Zeit inzwischen nützlich zuzubringen, beschloß er, seinen Brüdern ins nördliche Abessinien nachzureisen. Er kam am 14. Mai 1843 in Massowa an. Dort hörte er bereits von den Schwierigkeiten, die sich in Adowa erhoben hatten, und wollte daher nur an der Gränze von Tigre mit Bibelverbreitung sich beschäftigen. Diese Reise wurde zu einer Leidensprobe besonderer Art, indem in der Einöde dort im Schoholande die unerwartete Entbindung seiner Frau vor sich ging, und er das neugeborne Kind nach nur einstündigem Daseyn wieder sterben sah und es in der Schohowüste begraben mußte. Und selbst in diesem todesschwachen Zustande seiner Gattin wollten ihn die wilden Begleiter nöthigen, mit ihr nach der nächsten Reisestation aufzubrechen. Nur mit bedeutenden Geschenken bewog er sie zum Warten, bis sie wieder fähig wäre, sich aufzuraffen.

Als er endlich an der Gränze Tigre's angelangt war und nun seine Bibelschätze dem Volke spendete, wie doppelt wehe that es ihm, das Land geschlossen zu wissen, wenn er das Verlangen der Leute nach diesen Büchern sah. In Schaaren umringten sie das kleine Haus in dem Gränzdorfe Maschan, um ein Buch zu erhalten.

Als seine frühern Mitpilger zurück kamen, reiste er mit ihnen nach Massowa; von dort nach Aden, wo er am 17. August wieder anlangte. Dort fand ihn bald ein Brief aus England, der seinen kühnen Planen, südlich vorzudringen, die vollste Zustimmung gab. Viele Zeit ging über den nöthigen Vorbereitungen hin, und überdies mußte die günstige Jahreszeit abgewartet werden. Endlich am 11. November 1843 schiffte er sich mit seiner muthigen Gattin zu Aden an Bord eines Bagalo oder arabischen Bootes ein. Kaum hatte dieses den Hafen verlassen, als die Schiffleute fanden, daß sie vollkommen Gegenwind hatten und deshalb an der Küste hin zu rudern trachteten, bis sich ein günstiger Wind erhöbe, um sie zwischen der Insel Sokotra und dem Cap Guardafui hindurch nach ihrem Reiseziel zu treiben. Trotz des heftigen Stoßens der Wellen spielte der arabische Capitän mit seinen Leuten sorglos, und zwar mit europäischen Karten, was an Muhammedanern um so auffallender war, als der Abscheu gegen Bilder sich sonst bei ihnen auch auf diese Dinge erstreckt. Noch am 13. November waren die Berge von Aden im Gesichte, weil der Gegenwind heftig blies. In der Nacht aber verstärkte sich seine Gewalt, und bei Tagesanbruch war zu fürchten, die Wogen möchten das kleine Fahrzeug durch die Wucht, mit der sie dagegen geschleudert wurden, in Stücke schmettern, oder es möchte an irgend einem Felsriffe scheitern. Der Capitän wollte sich vor der Wuth des Sturmes in einen etwa 15 Stunden entfernten arabischen Hafen flüchten. Die hohen Berge von Schugra sah man wohl; aber dort durfte man nicht landen, um nicht in die Hände des Erzfeindes der englischen Niederlassung in Aden, des Scheikhs Fatali, zu fallen. Der Hafen von Muggadin aber war zu entfernt. Während der schwankenden Berathung über den Zufluchtsort schlug eine furchtbare Welle ans Schifflein, das einen Leck bekam. Jetzt war nur Eine Rettung möglich: schnelle Umkehr nach Aden. Man drehte das Steuer, und nun galt es, das Wasser auszuschöpfen, das durch den Leck hineindrang, dessen Lage und Größe man auf offener See nicht untersuchen konnte.

Alle Pfannen und anderes Küchengeschirr mußte gebraucht werden. Vier und zwanzig Wegstunden hatte man mit dem durchlöcherten Schiffe zurückzulegen. Das Wasser drang heftig ein und die Lage wurde immer bedenklicher. Um Mittag, da die Berge Adens noch immer in weiter Ferne lagen, hatte das Wasser eine solche Höhe im Boote erreicht, daß man zu zweifeln anfing ob es möglich sey, nach Aden zu kommen. Krapff mit seiner Gattin befahl sich selbst, die Seinigen, die Mission der Gnade Gottes, und sie bereiteten sich zum Tode. Dann nahmen sie ihre Bibel und einige andere Sachen und packten sie in ein kleines Päckchen zusammen, um ihre edelsten Schätze zu retten, falls man das kleine Boot hinablassen müßte, obgleich dieses eigentlich keine Aussicht auf Rettung darbot, weil die Küste zu ferne und es zu klein war, um mit fünf und zwanzig Menschen beladen in der furchtbar hoch gehenden See nicht von der ersten Welle umgeworfen zu werden. Um vier Uhr Nachmittags erblickten sie ein Fahrzeug und machten Nothsignale, die aber entweder nicht bemerkt oder nicht beachtet wurden; denn es kam nicht zur Hülfe herbei. Um fünf Uhr wurde Aden deutlich sichtbar. Ehe die Einfahrt in den großen Hafen erreicht wurde, hatten die Matrosen, entweder aus Erschöpfung oder weil sie die Rettung so nahe wußten, das Schöpfen aufgegeben. Aber es war zu frühe. Das Schiff war von dem eingedrungenen Wasser so schwer geworden, daß es sich kaum noch fortbewegte, und der Wind, der am Nachmittag gesunken war, verschwand gänzlich; ja der Landwind drohte wieder in die hohe See zu treiben. Die Nacht kam. Durch den Landwind verhallten die Flintenschüsse vom Schiffe ungehört. Jetzt war die Noth am größesten, und eben jetzt kam aus dem kleinern Hafen ein Schiff, mit Reis beladen, nahe heran, das dem Kadi von Aden, Mulla Tschaffer, gehörte, und mit dem Krapff schon einmal die Ueberfahrt von Tadschurra gemacht hatte. Es hatte Somalis als Bemannung. Der Capitän bat sie um Hülfe, erhielt aber die Antwort, sie seyen im Dienste der Regierung und hätten nichts mit anderen Fahrzeugen zu thun. Jetzt redete

Krapff sie an, und halb durch Versprechungen, halb durch Drohungen vermochte er sie, ihn mit seiner Frau und seinem Gepäcke aufzunehmen. Aber den Capitän, seine Mannschaft und sein Gepäck wollten sie nicht zulassen. Kaum hatte Krapff das beschädigte Schiff verlassen, als es umschlug und, den Mastbaum im Wasser, wie ein Stück Holz auf der See trieb.

Am 15. November landete Krapff wieder in Aden, erfuhr viel Liebe von seinen dortigen Freunden und fand ein anderes Schiff, das eine Woche später nach Sansibar gehen sollte. Es war ein Baddan, noch kleiner als ein Bagalo. Aber Krapff hatte nur Einen Gedanken: die Abreise. „Das „Uebrige," sagt er, „war zwischen mir und meinem gnädi„gen Gotte im Gebet zu besprechen, von dem allein unsere „Sicherheit auf der Reise abhing." Am 23. November Nachmittags gingen sie abermals in See, und langsam schaukelte das Schiff bei windstiller Luft an den Gestaden Arabiens hin. Er erzählt: „Ein Mann von Makalla, der „auf dem Schiffe sich befand, sagte mir von einer Wüste im „Innern von Hadramaut, die man Bachr es-Saf, nach „seiner Angabe „Meer der verborgenen Tiefe" nenne, die „mit Sand bedeckt sey, in der aber Menschen oder Thiere, „die sie betreten, rettungslos versinken. Reisende ins Innere „gebrauchen den Compaß, um sie zu vermeiden. Dies be„stätigt eine Angabe des deutschen Reisenden Baron Wende, „der durch die Mitte Arabiens reisen wollte, aber ausge„plündert wurde und nicht weiter konnte. Er will diese „Wüste gesehen haben und erzählte mir in Aden, er habe „ein Senkblei an einer langen Schnur hineingeworfen, das „nach fünf Minuten sammt Schnur verschwunden sey. Der „Sand sey weiß und fast nicht zu greifen. Es soll in der „großen, traurigen Wüste mehrere solche Stellen geben. „Oestlich von ihr wohnen noch Heiden, die von den Arabern „gefürchtet werden. Hadramaut soll bezeichnen: „Rascher „Tod", und der Mann von Makalla meinte, dies komme „von der Leichtigkeit in diesem großen Landstriche in Süd„Arabien her, mit der man Mörder gegen Jedermann din-

„gen könne. Wer seinen Feind wegschaffen will, bietet einem „Beduinen einen oder zwei Thaler, der aber dann zuerst zu „dem geht, den er ermorden soll und ihn fragt, wie viel er „ihm gebe, wenn er den Miether ermorde? Gibt er ihm „mehr, so ist's um diesen geschehen!"

Am 5. December war der ziemlich wichtige Handelsplatz Makalla erreicht und am 13ten die letzte arabische Stadt Sachul berührt, von wo aus nun die Richtung nach Südwesten auf die africanische Küste genommen wurde. Nach stürmischer Fahrt gelangte man glücklich um das Cap Guardafui (hütet euch!), das seinen Namen nicht vergeblich führt, und nach weiterem, ungestörtem Fortrücken an den africanischen Gestaden hin warf man zwei Tage vor Weihnachten den Anker im Hafen von Barawa (Brawa) aus. Diese africanische Handelsstadt gehört den Somalis an. Der erste Häuptling derselben, Dera, wird von Dr. Krapff als der verständigste Somali bezeichnet, den er je gesehen. In seinem Hause fanden die Reisenden gastliche Aufnahme und angenehme Bewirthung, nachdem vorher die ganze Stadtbevölkerung erstaunt auf die Wundererscheinung einer europäischen Frau geblickt, und diese kaum den Weg durch das Volksgetümmel an der Hand ihres Gatten gefunden hatte. Auf einem Gang durch die Stadt am folgenden Tage riefen die Somali-Frauen von Dera's Verwandtschaft Frau Krapff an und baten sie, in ihre Häuser zu kommen. Sie that es und warf dabei einen Blick in den traurigen Zustand des weiblichen Geschlechts in diesem Theile Africa's. Fast vor jedem Hause sah man einen Haufen Sclavenmädchen und Knaben; manche derselben kommen aus Enarea, über Gondar und Massowa. Die Hauptweiber bewohnen in diesen Häusern das heißeste, dunkelste, engste Gemach, das mehr wie ein Kerker als wie ein Wohnzimmer aussieht. Beim Eintritt mußte man an den Wänden seinen Weg greifen, bis ein Vorhang weggezogen wurde, hinter dem die Hausfrau wie ein Gespenst zum Vorschein kam. In diesem elenden Sclavenzustande lebt hier die Hälfte des Volkes. Die Häuser sind nach arabischer Sitte steinern,

die Hütten hölzern, mit Grasdächern. Die Stadt mag 2—3000 Seelen zählen.

Von Barawa aus kann man in die Länder südlich von Schoa gelangen. Als Krapff von einer solchen Reise mit Dera sprach, gab ihm dieser zur Antwort: „So weit du „willst, kannst du gehen; mein Sohn geht mit.“ Hier findet man gar kein Mißtrauen gegen Europäer, denn es kommen manche englische und americanische Schiffe her, um Häute und Anderes einzukaufen. Die Sprache ist Somali, aber fast Jedermann versteht auch das an der Küste (aber nicht im Innern) von Mukdascha bis Mosambik gesprochene Sawahil. Alles ist muhammedanisch, aber gar nicht bigott. Nur zwei Stunden von Barawa findet sich der Webbe oder Haines-Fluß, der zu Adari (Hurrur) entspringt, und in dem nur etwa 5 Stunden vom Dschob- (Juba-) Flusse, einige Tagereisen von der Küstenstadt Dschob gelegenen See Balli endet.

Am Christfest verließen die Reisenden Barawa, hohe Feier dieses heiligen Tages, an dem sie zuerst das Heidenland betreten sollten, in der Seele. Um 9 Uhr Morgens passirten sie die Mündung des Dschob, der weit hinaus das Meer mit seinem lehmigten Wasser färbt. Der Fluß ist majestätisch breit, von schönem Baumwuchs eingefaßt. Etwa eine halbe Stunde landeinwärts liegt an seinem nördlichen Ufer die Stadt Dschob, die auch Bender Osman heißt und von Somalis bewohnt ist. Man sieht ihre Häuser vom Meere aus. Man kann auch mit leichten Booten, jedoch nur in der Fluthzeit, in die Mündung einfahren, weil sie nur zwei Fuß tief ist; weiter oben wird der Strom tiefer. Um 11 Uhr Vormittags passirte man das menschenleere Eiland Kismaju, dessen Bewohner durch die Gallas niedergemacht wurden; kurz nachher die Dädalus-Felsen der Seekarten. Bis Patta sollen 366 kleine Inselchen an der Küste hingestreut seyn. Südlich vom Dschob leben auf dem Festlande nomadische Gallas, die sie auch am Ufer sahen. Ihre Dörfer liegen eine bis zwei Tagereisen vom Meere gegen die niedern Anhöhen des Innern zu. Sie hatten sie

dahin verlegt, weil die Araber und Sawahili sich am Gestade niedergelassen hatten. Diese Ansiedlungen sind aber von den Gallas zerstört. Ihr Land ist schön und der Pflanzenwuchs, besonders im Innern, muß sehr reich seyn. Um 3 Uhr ankerte man in dem schönen Hafen der Insel Kiama. Hier liegt nämlich das Festland nur ein paar hundert Ellen vom Eiland entfernt, so daß zwischen ihnen ein eine Stunde langer Hafen oder Canal sich bildet, der freilich nur für kleine Fahrzeuge tief genug ist. Das Inselchen hat ein Dorf von 20 Häusern und eine steinerne Moschee. Die Bewohner sind Muhammedaner, die sich von Schifffahrt nähren und ihre Bedürfnisse auf dem Festlande holen, denn das Inselchen hat nur zwei Stunden Umfang und ist ein des Anbaus wenig fähiger Fels.

Der nächste Anhaltspunct war Takongo, das am 28sten erreicht wurde. Hier ist die Südgränze der Gallas, deren Land sich vom Dschob im Norden bis zum Sabaki im Süden erstreckt, im Innern aber bis Schoa, Kaffa und Enarea, vielleicht noch weiter reicht. Sie sind eine der größesten Nationen Africas. Sprache und Sitten sind fast überall dieselben bei ihnen. Natürlich gibt es Dialekte, und die Gallas in Schoa sprechen anders als die in Kiama und Takongo. Die letztern scheinen aber weniger abergläubisch zu seyn; sie wissen nichts von der männlichen und weiblichen Gottheit Oglia und Atatia, welche die Schoa-Gallas verehren, reden auch nicht so viel von guten und bösen Geistern und von der Schlange, welche diese so hoch verehren; sie haben aber ihre Watos oder Kallischa (Priester) und sind so wild als die andern Gallas. Sie tödten den Sawahili, wo sie ihn treffen, was dieser den Gallas nicht thut, weil seine Nation weniger mächtig und weniger grausam ist.

Von Takongo ging es nach Mombas, wo die Reisenden vom Statthalter des Imams von Mascat freundlich empfangen wurden. Hier wohnen im Inneren die heidnischen Wanika-Stämme. Von Mombas ging die Fahrt nach Waslin und Tanga, welch letztere Insel Dr. Krapff

über alle Beschreibung reizend fand in ihrem Reichthum von Kokospalmen und von Pflanzungen mit Bananen, Orangen, Limonien und Ananas. Von Tanga fuhr das Boot nach kurzem Aufenthalt weiter und erreichte am 7. Januar 1844 Sansibar. Hören wir, was Dr. Krapff über diese Küstenfahrt ausspricht:

„Die Vorsehung Gottes scheint uns mehr als Eine „Pforte zum Eintritt ins Innere unter Heidenvölker von „verschiedenen Sprachen und Sitten aufzuthun. Die Be„dürfnisse der Eingebornen, im Innern wie an der Küste, „haben zu einem gegenseitigen Verkehre geführt, der auf „verschiedenen Straßen sich bewegt, auf denen der Missionar „mit der Friedensbotschaft vorrücken und die Segnungen „des Christenthums und der Gesittung bringen kann. Es „liegt ein so weites Land vor uns, daß ich kaum weiß, wo „wir anfangen sollen. Der Islam hat zwar an der Küste „einigen Boden gewonnen, aber er reicht kaum Stunden „weit ins Land und hat gar nicht den fanatischen Charak„ter, wie man ihn fast immer findet. Der beständige Ver„kehr mit Europäern und der Druck, welchen europäische „Politik auf den Imam übt, würde schon die verächtliche „Behandlung der Christen nicht gestatten. Die Religionen „und Sitten der Heiden sind nicht von der grausam kanni„balischen Art, wie zum Beispiel bei den Aschanti's in West„africa. Das Gallaland, das ich in seinem Umfang „ziemlich kenne, erstreckt sich vier Grade im Süden des „Aequators. Unter diesen Wilden eine Mission zu grün„den, wird ohne Zweifel viel schwieriger seyn, als unter den „Wanikas, Wakambas und Seguas. Aber der „Vortheil einer solchen wäre, daß man es mit einer weit „reichenden Nation zu thun hätte, durch die man am Ende „zu den abgeschnittenen Abessiniern von Cambal, Gurague „u. s. w. gelangte, von deren Ländern wir wenig mehr als „die Namen wissen. Die Galla-Nation ist in zahlreiche „Stammabtheilungen zerschnitten; aber die Einheit in Sprache, „Religion, Sitten, überwiegt doch. Ihre Bekehrung würde „in Ostafrica einen unberechenbar gewaltigen Einfluß üben.

„Ich bin fest überzeugt, daß die göttliche Leitung der Völker „diese Nation für einen großen Zweck gerade hieher gestellt „hat. Es ist das Deutschland von Africa. Denkt man „sich das alte Germanien, so trifft fast jeder Zug seiner „Volkseigenthümlichkeit mit diesem africanischen Ormanien „zusammen; denn Orma nennt sich das Volk selbst, nicht „Galla. Wie die alten Germanen sind sie in Stämme ge„theilt, die oft unter sich in blutiger Fehde liegen, deren jeder „aber zäh seine Unabhängigkeit und Freiheit schützt. Wie „die alten Germanen sind sie stolz auf ihren stattlichen „Wuchs. Wie sie vernichten sie unbarmherzig die Stämme, „die mit ihnen in Berührung kommen. Nur in der Reli„gion stehen sie ihnen nicht gleich; die Ormas haben ein „weit nicht so furchtbares Religionssystem, als die Germa„nen hatten.

„Werden die Gallas nicht in die christliche Kirche „hereingezogen, so fürchte ich, sie fallen noch einmal den „Muhammedanern in die Hände. Denn der Islam hat „rings um Abessinien her schon große Fortschritte unter ih„nen gemacht, und das wäre dann ein festes Bollwerk ge„gen die Einführung des Christenthums und wahrer Gesit„tung in Africa."

Sansibar, wohin unsre Reisenden nun glücklich gelangt waren, ist eine Insel von der im rothen Meere so häufigen Korallen-Formation, 5—6 Stunden vom africanischen Festlande gelegen, von Nord nach Süden 20 Stunden lang, mit einer größesten Breite von etwa 6 Stunden. Die Hauptstadt, etwa in der Mitte der Westküste des Eilandes, liegt unter 6 Grad 10 Linien südl. Breite, und die höchste Höhe über dem Meere steigt zu 2—300 Fuß hinan. Das Innere ist sanft wellenförmig gebaut; am Fuße kleiner Anhöhen liegt oft ein Marschgrund, der in der Regenzeit zum See wird und durch einen Fluß seine Wasser ins Meer sendet. Nahe dem Meere ist der Boden sandig und leicht; im Innern sind die Bodenarten manchfach, weshalb auch schon ein reicher Wechsel von Culturpflanzen da ist, der noch unge-

mein bereichert werden könnte. Wilde Thiere gibt es nicht. Das Wildschwein sollen erst die Portugiesen hingebracht haben. Das Kameel ist von der Somali-Küste eingeführt worden; Pferde kamen vom Gallaland, von Oman und Nadsched im südöstlichen Arabien; dann hat man noch höckerige Ochsen, Ziegen, tatarische Schafe, kleine aber starke und schnelle Esel, auf denen man in der Stadt und den Schambas (Pflanzungen) umherreitet. Das Pflanzenreich bietet die Banane, Mango, Cassada, Bohne; die Orange, Limonie, Ananas, Feige, Zuckerrohr, Mais, rothen Pfeffer, trefflichen Reis, Tabak, Jams, die süße Kartoffel, Muscatnuß und Gewürznelke; dann findet man ein grobes Gras, wilde Reben und mancherlei Stauden und Gesträuche. Die Weinrebe hat dem Imam viel Geld abgeworfen. — Das Klima ist nicht so schlimm, als man es oft beschreiben hört. Allerdings ist es wohl im Innern noch ungesunder, als in der Stadt, wegen der stehenden Pfützen, der Kokoswälder und sonstiger, dicht verwachsener Gehölze, von denen die sehr niedrig liegende Stadt ganz frei ist. — Araber, Banianen (indische Kaufleute) und andere Hindus, freie Sawahilis und Sclaven vom Festland bilden die Bevölkerung der Insel. Die Araber müssen früh nach der Sawahili-Küste gekommen seyn, denn die Portugiesen trafen sie schon dort an. Sie brachten ihre Sprache und ihren Glauben hieher, aber es gelang ihnen nicht, wie in andern Ländern der Erde, die Eingebornen zu bekehren; wahrscheinlich weil sie auf Predigt, Beispiel und Handelsverkehr beschränkt waren. Ganz Sansibar ist muhammedanisch; aber der Fremde, der Baniane aus Indien wie der Europäer, darf ungestört seines Glaubens leben. Diese Hindus, 6—700 Seelen, sind die Hauptkaufleute, mit denen Europäer und Americaner viel lieber Geschäfte machen, als mit den unzuverlässigen Arabern und Eingebornen. Sie lassen ihre Familien in Indien, wie ich es bei allen Banianen im rothen Meere und Süd-Arabien gesehen habe, vergießen kein Blut, enthalten sich aller berauschenden Getränke, leben fast ganz von Milch,

Butter, Reis und anderer Pflanzenkost. Auch der Imam scheint zu ihnen mehr Zutrauen zu haben; denn fast alle Zollbeamte an der Küste sind Banianen.

Im Innern wohnen die Sclaven des Sultans und anderer Plantagen-Besitzer neben den freien Sawahilis, die man die eigentlichen Eingebornen nennen kann; man heißt sie Mukhaden; sie sind in 48 Dörfern angesiedelt und werden oft hart behandelt. Die Schätzung der Einwohnerzahl ist sehr verschieden; sie wechselt von 50,000 bis 300,000. Es dürfte wohl der Wahrheit am nächsten kommen, 100,000 anzunehmen, wovon vielleicht die Hälfte in der Stadt.

„Der brittische Consul, Capitän Hamerton," schreibt Dr. Krapff, „hatte die Güte, mich Seiner Hoheit, dem „Imam Said, Sultan von Mascat, vorzustellen. Ich war „sehr begierig, einen Mann kennen zu lernen, von dem ich „schon so viel gehört hatte. Der Capitän brachte mich in „seinem Boote zu dem eine halbe Stunde von der Stadt „gelegenen Palaste. Seine Residenz in der Stadt besucht „der Sultan wöchentlich zweimal. Beide Paläste sind an „Größe wirklich fürstlich, aber die Bauart erinnert an eine „deutsche oder schweizerische Fabrik. Als wir den Palasteingang erreicht hatten, kam uns Seine Hoheit mit einem „ihrer Söhne entgegen. Mit einer Herablassung und Höflichkeit, wie ich sie nie an einem dieser africanischen Fürsten „gesehen, führte er uns in sein ziemlich großes Empfangszimmer. Der Fußboden war mit Marmor belegt; an den „Wänden umher standen Sessel von americanischer Arbeit; „in der Mitte hing ein großer Kronleuchter herab; Alles „einfach aber fürstlich. Der Fürst selbst trug die Kleidung „eines arabischen Häuptlings; sein Sohn war immer bei „ihm. Er hieß uns auf Sesseln ihm zur Seite sitzen. Er „ist ein Mann von hübschem Bau, einnehmenden Zügen, „freundlichem Benehmen, äußerst umgänglich und gütig, „ohne doch je seine Würde zu vergessen. Ich sagte ihm „arabisch, das er schön spricht, daß ich in Abessinien gewesen sey und als Lehrer gewirkt habe. Er freute sich, daß „ich arabisch spreche, und machte einige Fragen über die

„Gallas. Ich hielt es nicht für klug, bei dieser ersten Zu-
„sammenkunft ihm mehr von meinen Planen zu sagen. Als
„wir Abschied nahmen, ging er mit uns bis an's Palast-
„thor. Mir hat er im Ganzen einen guten Eindruck ge-
„macht, und ich glaube nicht Widerspruch von ihm gegen
„mein Gehen unter die Gallas zu befahren zu haben, ob-
„gleich die hiesigen Europäer meinen, er werde nicht gern
„Missionare an der Küste sehen."

Am 2. Februar wiederholte Krapff seinen Besuch in Gesellschaft seiner Frau, und zwar diesmal in der Stadtresidenz des Imam. Derselbe höfliche Empfang. Der Imam lud Frau Krapff ein, seine Familie zu besehen, begleitete sie in den obern Stock in ein mit europäischen Artikeln glänzend ausgestattetes Gemach, wo seine Töchter, reich in arabischer Weise geputzt, sich befanden. Sie waren sehr ehrerbietig gegen ihn, indem sie nur dann sich setzten, wenn auch er saß. Von der Stirne zum Mund herab trugen sie Masken. Er spielte zärtlich mit zwei kleinen Söhnen, die sehr vertraulich mit dem Vater umgingen. Frau Krapff nahm ein zärtliches Familienverhältniß wahr. Zuletzt wurde sie mit herrlichen Gerichten, wie sie sie hier nicht erwartet hätte, bedient. Das Gemach hatte prächtige Spiegel, Sophas und Sessel aller Art; die Tische waren mit europäischen Luxuswaaren bedeckt. Zum Abschied schenkte der artige Fürst, den Krapff das non plus ultra morgenländischer Herrscher nennt, der Frau Krapff einen persischen Shawl. Zu einem Besuche der Küste nördlich von Sansibar gab ihm der Imam folgenden Empfehlungsbrief: „Dies kommt von Said,
„Sultan; an alle unsre Unterthanen, Freunde und Statt-
„halter unsern Gruß. Dieser Brief ist für den Dr. Krapff
„gegeben, den Deutschen, einen guten Mann, der die Welt
„zu Gott bekehren will. Benehmet Euch gut gegen ihn und
„leistet ihm überall Dienste. Dies ist geschrieben von Ach-
„med, dem Secretär und Diener, auf Befehl euers Herrn."
An die Statthalter von Lamo, Mombas und Takongo erhielt Krapff noch besondere Briefe. Nächst dem Sultan genoß Krapff alle ersinnliche Hülfe und Güte von dem brit-

tischen Consul, Capitän Hamerton, dem americanischen, Hrn. Waters, und dem Capitän Cogan, der zu einem Handelshause auf Sansibar gehörte.

Zwei Monate verweilte Krapff auf der Insel. Am 5. März trat er auf einem arabischen Schiff seine Rückreise an. Am 7. März erreichte er die Insel Pemba (5 Grad südl. Breite), wo er von dem Statthalter höflich aufgenommen wurde und seine Wohnung in dem vor 200 Jahren von den Portugiesen erbauten Fort erhielt. Die Insel hat 60 Dörfer und 10,000 Einwohner, meist Sclaven. Ueber seinen Verkehr mit dem Statthalter sagt Krapff: „Er fragte „mich nach dem Zweck meiner Reise nach Lamo. Ich sagte „ihm ohne Weiteres, daß ich gern die Gallas unterrichten „möchte. Er fragte, woher ich meinen Unterhalt beziehe? „Ich antwortete: von der Liebe christlicher Freunde, die durch „warme und aufrichtige Liebe und Eifer für Förderung des „ewigen Heils ihrer Mitmenschen getrieben, eine Gesellschaft „zur Aussendung und Erhaltung von Boten des Evange„liums in vielen Landen der Erde gebildet haben, um Mu„hammedanern und Heiden den Weg der ewigen Seligkeit „zu zeigen. Die Uneigennützigkeit dieser Gesellschaft, die gar „keinen weltlichen Nutzen davon habe und mit gar keiner „weltlichen Regierung zusammenhinge, setzte ihn so sehr in „Erstaunen, daß er, was ich hievon gesagt hatte, jedem „ins Gemach Eintretenden wiederholte. Als mich der Statt„halter fragte, ob ich an die Auferstehung der Todten glaube? „führte ich ihm Schriftstellen an und knüpfte an sie Bemer„kungen, die geeignet waren, seine Aufmerksamkeit noch „mehr zu wecken und auf sein Herz zu wirken. Er fragte „weiter: ob wir Gott mit Augen sehen können? und ich „sagte: Niemand kann den unsichtbaren Gott sehen, als „sein Sohn, der das sichtbare Ebenbild des unsichtbaren „Vaters ist. Wie die Kräfte der Menschenseele in ihren „Wirkungen nur durch den Leib sichtbar werden können, so „kommt das unsichtbare ewige Wesen nur zur Sichtbarkeit „für die Geschöpfe durch ein Abbild seiner Person, das so „vollkommen nach Wesen und Eigenschaften ist als Gott

„selbst. Dieses können wir mit Augen sehen, weil es „menschliche Natur angenommen hat, und durch dieses al- „lein können und sollen wir in Gemeinschaft mit Gott tre- „ten. Diese Gemeinschaft ist geistlicher Art und fordert „gänzliche Umänderung in Gedanken, Worten und Werken. „Diese Bekehrung von Sünde, Welt, Fleisch und Teufel „muß in uns durch den heiligen Geist gewirkt werden, der „uns zu Christo unserm Erlöser und dem einigen Mittler „zwischen Gott und den Menschen ziehet."

„Im Ganzen," bemerkt Krapff, „fand ich an dem „Statthalter einen Mann, der mit sich reden läßt, und der „ruhig auf Beweisführungen hört, die den Lehren des „Korans geradezu entgegengesetzt sind."

Er verlangte ein Neues Testament, erhielt es natürlich und zwar mit der Bitte, es zu lesen und sorgfältig zu durchforschen, weil es besser als irgend ein Mensch oder menschliches Buch den Weg des Heils zeige. Am 11. März kam Krapff nach Tanga, am 13. nach Mombas, jener kleinen Insel an der Mündung des Tuaca-Flusses (etwa 4 Grad südl. Breite) und wurde auch dies Mal vom Statthalter freundlich em- pfangen und zur Tafel gezogen, bei der man in europäischer Weise auf Sopha und Sesseln und mit Messer, Gabel und Löffel speiste.

Zu Mombas war Krapff den ganzen Tag von Be- suchenden umgeben, die etwas von seiner Lehre wissen wollten. Dort zog er zugleich Nachrichten über die Wani- kas ein, die unter Anderm so lauteten: „In diesem Monat „(März) ist ihr Wanguaro, die Zeit des Volljährig- „werdens der Jünglinge. Da streichen sie sich die Gesichter „mit Kalk an, um recht geisterhaft auszusehen. Wer bei „dieser komischen Ceremonie lachen würde, den würden sie „schlagen und ausplündern, weshalb die Sawahili das „Reisen um diese Zeit in ihrem Lande meiden. Sie haben „auch noch andere Versammlungen, Moroni genannt, „wozu eine Trompete die Leute einladet, und die unter einem „Baum stattfindet. Da erhebt sich denn ein Sprecher und „fordert Jedermann auf, zu sagen, was er gern berathen

„haben möchte. Hier werden auch Kriegs- und Friedens-
„Fragen entschieden. Es gibt dann noch eine dritte Ver-
„sammlung, Kambini, bei der nur Alte und Häuptlinge
„erscheinen, und zwar halbnackt, nur um die Lenden ein
„Tuch geschlagen, wo dann sehr wichtige Sachen vorkom-
„men. Im Kitschumbodscha Mulungu (Gotteshause)
„versammelt man sich, um Regen und Aehnliches zu erfle-
„hen, wie auch die Gallas unter Bäumen ihr Regengebet
„halten und sich jährlich einmal zu Wodanabi am Hawasch
„im Süden von Schoa zu Kriegsberathungen und dergleichen
„versammeln. Wer der Uganga (Zauberei) verdächtig und
„schuldig ist, daß kein Regen auf die Reis- und Mais-
„pflanzen fiel, der wird oft getödtet. Die Wanikas sind
„sehr unmäßig und wollüstig, besonders trinken sie viel
„Kokoswein. In manchen Uferdörfern leben sie mit Mu-
„hammedanern gemischt."

Dr. Krapff machte vor Allem die von einer halben Million Menschen gesprochene Sawahili-Sprache, dann aber auch die der Wanikas zum Gegenstande seiner Anstrengung. Da keine von beiden eine Schrift hat, so war die Aufgabe nicht leicht. Mombas schien ihm wegen der Höflichkeit seiner Bewohner gegen Europäer, besonders Engländer, wegen der in der Nähe beginnenden Karawanenstraße, die zu verschiedenen Heidenstämmen führt, wegen der Gesundheit des Klimas, der Leichtigkeit, sich Wohnung und Anderes zu verschaffen, so wie auch deshalb der geeignetste Niederlassungsort, weil man von dort aus täglich unter die Heiden gehen könnte, bis es anging, sich in ihrer Mitte anzusiedeln. Die Gallas könnte man da immer im Auge behalten, wie sie ja der erste Zielpunct seiner ganzen Unternehmung waren. Auch hatten die Bewohner von Mombas selbst viel mehr Interesse gezeigt, als die von Sansibar. — Nach dieser letztern Insel kehrte Missionar Krapff dessen ungeachtet für jetzt zurück, weil die beabsichtigte Fortsetzung der Reise nach Lamo ihn bis in die Regenzeit aufgehalten haben würde, in welcher der Südwind die Umkehr nach Sansibar mehrere Monate lang gehindert hätte. Er langte

am 22. März wieder daselbst an. Im Anfang Mai's aber schiffte er mit seiner Gattin abermals nach Mombas, um sich nun dort für längere Zeit häuslich einzurichten. Der Imam hatte ihm ein Haus angewiesen, das er vor Allem in wohnlichen Stand zu setzen suchte. Alsobald begann auch ein lebhafter Verkehr mit den Insulanern und den Bewohnern der gegenüberliegenden Küste. Im Junius (1844) versprach Alles günstigen Fortgang, und der unermüdliche Mann konnte bereits an die Uebersetzung des ersten Buchs Mose in die Sawahili-Sprache gehen.

Allein auch hier war das schmerzlichste Opfer wieder die Todesweihe der beginnenden Mission. Am 6. Juli gebar Frau Krapff eine Tochter und befand sich wohl. Ein Fieber aber überfiel sie und am 13. Juli ging sie nach den Worten: „Lobe mich nicht in Deinem Bericht von meinen letzten „Stunden, sondern sage unsern Freunden, daß der Heiland „mir als einer armen Sünderin vergeben hat." Ihr Kind folgte ihr nach zwei Tagen, und Beide wurden nach dem Wunsche der Entschlafenen im Wanikalande begraben. Tiefgebeugt, aber nicht entmuthigt, schritt der einsame Sendbote in seinem Werke fort. „Es gibt," schreibt er, „vielmehr „Wege ins Innere Afrika's, als wir gedacht haben. Aber „erst müssen wir an der Küste festsitzen, ehe wir weiter gehen „dürfen." Die Sawahili-Sprache gab ihm schwere Arbeit; allein es gelang ihm, ihrer Grundformen und Entwicklungen Meister zu werden, wozu ihm auch das Amharische half, das trotz seiner semitischen Abstammung durch Annahme africanischer Weise Vergleichungspuncte darbot. Im Sawahili ist eine Masse von arabischen Wörtern aufgenommen; die Wanika- und andere Dialekte sind blos ein verdorbenes Sawahili, so daß ihm klar wurde, wie hier eine große Nation sich erst in Glieder und Stämme zerspalten hatte. Eine Schwierigkeit in der Bibelübersetzung brachte auch die für den Anfang noch unentbehrliche Hülfe des Scheikh Ali Ben Mueddin, der z. B. die Worte 1 Mose 1, 1. mit Einmischung seiner muhammedanischen Ueberlieferungen übersetzte: „Im Anfang schuf Gott sieben Himmel."

Am 19. August setzte Krapff aufs Festland über, um ein Wanika-Dorf zu besuchen. Er erzählt: „Mit gutem „Winde erreichten wir von Sonnenaufgang bis Mittag das „von mir schon einmal besuchte Dorf Dschomfu. Wir „fuhren aber noch weiter in die Bucht hinein, die immer „enger wird, bis unser Boot wegen des seichten Wassers „nicht mehr weiter konnte und wir auf die Fluth warten „mußten. Ich nahm inzwischen mein Mittagsmahl in einem „Bauernhause am Ufer ein. Es liegen da am südlichen „Gestade der Bucht zerstreute Bauernhäuser, meist von „Sclaven wohlhabender Leute aus Mombas oder aus den „nahen Dörfern bewohnt. Sie bauen Mais, Reis, Cas-„sada u. A. Der Bauer bewirthete uns reichlich mit der „letztgenannten Frucht. Man machte ein Feuer im Freien, „warf die Cassada-Wurzeln hinein, die da gebraten und „von meinen hungrigen Bootsleuten eilig verzehrt wurden. „Auch für die im Boote Gebliebenen wurde etwas aufge-„hoben. Das Land umher sieht wie eine Wildniß mit „hohem Gras, mittleren Bäumen, mancherlei Buschwerk „aus; gegen Süden und Südwesten steigt es langsam an.

„Gegen drei Uhr konnten wir weiter fahren. Die „Bucht wurde immer schmäler, zuletzt nur 30 Fuß breit „und vielfach gewunden, die Ufer mit Bäumen und Busch-„werk oft undurchdringlich bewachsen. Die Wanikas hät-„ten uns mit ihren vergifteten Pfeilen Alle niederschießen „können, wenn sie gewollt hätten. Denn Niemand hätte „den gefährlichen Feind in seiner Burg von Dickicht ausge-„funden. Bei hoher Fluth wird das Ufer an vielen Stel-„len unter Wasser gesetzt.

„Um vier Uhr landeten wir am Fuße des Berges, „auf dem Rabbai liegt. Ich war erstaunt, einen großen „Haufen heidnischer Wanikas am Ufer zu sehen. Ich hatte „kaum Zeit meine sieben Sachen in ein Bündel zu packen, „als sie schon am Boote waren, mich heraus hoben und „auf den Schultern ans Land trugen. Ihr freundlicher „Empfang freute mich. Jetzt sprangen sie auf und nieder, „sangen, tanzten, schwangen ihre Pfeile und machten ihrem

„Jubel auf jegliche Weise Luft. Ich sah aber bald, daß die „Freude nicht ganz uneigennützig war. Sie wurden von „einem muhammedanischen Bauern geführt, der in einem „einsamen Hause nicht weit von unserm Landungsplatze „wohnte. Der Mann war mit uns im Boote gekommen, „aber während wir Mittag hielten, voraus gegangen. Er „hatte die Wanikas versammelt, und zwar nicht die von „Rabbai, sondern die Bewohner zerstreuter Hütten in sei„ner Nähe, deren Vortheil auch der seinige war. Er hatte „zuerst seinen Freunden gerathen, sie sollten mir nur gegen „ein Geschenk den Durchzug nach Rabbai gestatten. Dieses „Geschenk hatte er im Sinne für sich zu behalten, indem er „dachte, ich werde es durch seine Hand an die Wanikas „gelangen lassen, denen er dann nach Belieben davon gege„ben hätte. Aber ich war in Abessinien gereist und durch„schaute den Plan gleich, sagte auch gerade heraus, daß „der Muhammedaner das angelegt habe. Ich erklärte rund, „daß ich gleich nach Rabbai gehe, um die freundlichen „Häuptlinge zu sehen, die mich in Mombas besucht haben; „das Land gehöre dem Imam, und ich könne gehen, wohin „ich wolle; wenn sie mich nicht durchließen, so werde ich „Seiner Hoheit ihren Ungehorsam melden. Dies wirkte. „Sie zogen sich zurück und hielten eine Berathung mit dem „Muhammedaner, die damit endigte, daß ich gehen konnte „und die Heiden mich alle begleiteten.

„Nun ging's über grasigen Boden aufwärts. Rasch „und lange stiegen wir, bis wir an einen Wald von hohen „Bäumen gelangten. Der enge, steinigte Fußpfad war von „den Wanikas eben mit Pallisaden befestigt und am Ende „gerade vor dem Dorfe mit drei Thoren nach einander „verschlossen. Das Dorf mit seinen armseligen, kugelförmi„gen Hütten liegt auf einer Stelle mitten im Walde. Wir „sahen nur zwei Männer, die dem außerordentlichen Besuch „zu Ehren ihre Trommeln schlugen. Kokospalmen sind um „das Dorf her zerstreut. Alles sah gar trübselig aus. Die „Luft war feucht, da die Sonnenstrahlen wegen des Waldes „nicht auf die einsame Stelle fallen konnten, was mich sehr

„an das einsame Kloster Mantek bei Ankobar im Walde von „Mamrat erinnerte. Ich bedauerte, den Häuptling und die „Dorfleute nicht zu sehen. Sie hielten sich auf ihren Schambos (Pflanzungen) an der West- und Südseite des Berges auf. Man sagte mir, sie kommen fast nie in ihre „Waldhäuser, außer im Krieg, wo sie sich in diese Festung „zurückziehen.

„Ich war gekommen um zu sehen, ob Rabbai sich zu „einer bleibenden Missionsstation eigne, und ich sah nun „gleich, welche Nachtheile die Lage des Orts und der Umstand darboten, daß die Bewohner nicht nahe beisammen „leben. Das Wasser dagegen ist gut, und Baustoffe gibt es „in Menge. Wären wir auf den Ort allein für unsre „Arbeit beschränkt, so müßten wir uns gefallen lassen, die „Umstände zu nehmen, wie sie sind; da wir aber eine große „Auswahl von Plätzen haben, so müssen wir erst sehen, „welcher uns am besten taugt. Ich glaube, es wird besser „seyn, inzwischen in Mombas zu bleiben, die Uebersetzungsarbeiten fortzuführen und Wörterbücher und Sprachlehren „für mich selbst und meine künftigen Mitarbeiter anzulegen. „Häufige Ausflüge in alle Dörfer um Mombas auf 13 „bis 18 Stunden Entfernung, um den besten Missionsplatz „zu finden, lassen sich damit leicht verbinden. Wir müssen „bei der Wahl darauf sehen, daß der Ort nicht zu weit von „Mombas, dem Hauptort des Imamgebietes hier herum, „liege; daß er hoch und gesund, nahe am Meere und durch „dieses erreichbar sey; daß man gutes Wasser und fruchtbaren Boden finde; daß der Ort selbst stark bevölkert sey, „und zwar nicht von vielen Muhammedanern, die uns von „Anfang entgegentreten würden; daß die Umgegend viele „Dörfer habe, und zwar solche, die unter sich und mit „dem Imam im Frieden leben; und daß von ihm aus ein „guter und besuchter Weg zu solchen Gallastämmen gehe, „die mit den Wanikas in friedlichem Verkehre stehen. In „einer Woche etwa werde ich sehen, ob das Dorf Dschogni, „im Nordwesten von Mombas und von der Insel abhän-

„gig, diese Eigenschaft besitzt. Es soll auf einem Berge an „einer Bay liegen, die noch tiefer ins Land schneidet, als „die von Rabbai, und 1000 Einwohner haben. Von dort „ist es am nächsten zum Gallastamm der Makoffire. „Der Weg geht am Grabe meiner Frau vorbei, das uns „vielleicht zum Wegzeichen dienen wird."

„Doch zurück zu meinem Besuche in Rabbai. Es wurde „Abend und ich kehrte zum Hause des schon genannten Mu- „hammedaners zurück, der mir für die kalte Nacht eine Her- „berge anbot. Der Häuptling von Rabbai schickte in der „Nacht seinen Sohn und ließ mir sagen, er habe von mei- „ner Ankunft gehört und wolle am folgenden Tage mich „besuchen. Ich ließ ihm aber antworten, ich müsse mit dem „früheften Morgen um der Fluth willen abfahren. Die „Wanika-Knaben hatten mir einen guten Eindruck gemacht. „Sie trugen nur wenig Kleidung, benahmen sich aber artig „und sahen verständig aus. Auch die Frauen kleiden sich „hier nicht gehörig, wie die Weiber der Somalis. Bei „meinem Muhammedaner traf ich einen Mann von Mom- „bas, der von Kiriama, einem Wanika-Dorfe, gekommen „war, wo sich die Gallas zum Markte einfinden. Er hatte „eine ältliche Galla-Sclavin um 14 Stücke Baumwollen- „zeug (etwa 7 Kronenthaler) gekauft. Da sie mich im Ge- „mache sah, wollte sie erst kein Wort sprechen, da sie mich „für den König von Mombas hielt. Die Gallas von nie- „derm Range dürfen vor Höhern nicht reden, auch nicht „in ihrer Gegenwart sitzen, was ich bei den Gallas in „Schoa nicht wahrgenommen habe. Sie war im Innern „als Kriegsgefangene fortgeschleppt und von den Galla- „Kaufleuten von Berrarata verkauft worden. Sie konnte „mir von den Ländern, die sie durchreist hatte, nur wenig „sagen, aber mir doch bestätigen, daß es einen Handelsver- „kehr im Innern gibt. Als ich abfahren wollte, bat der „Sclavenkäufer, ihn und seine Sclavin mitzunehmen; ich „erklärte ihm aber, daß auf einem Fahrzeuge, das einem „Engländer gehöre, kein Sclave aufgenommen werden könne,

„erbot mich jedoch, sein Elfenbein und seine Ziegen mitzu-
„nehmen. Am Nachmittag brachten uns die Ruder, die
„gegen den Wind geführt werden mußten, nach Mombas."

Nur kurz nachher besuchte Krapff theils zu Land, theils zu Wasser, auf einer Reise von 28 Wegstunden acht Dörfer der Wanikas, die theils in schönem, bewaldetem Tieflande, theils in Ribe, Kambe, Dschibana und Dschogni auf einer Bergreihe liegen. Er wurde von den Bewohnern dieser vier reinen Wanika-Dörfer sehr freundlich aufgenommen. Sie sind nur 2 Stunden von einander entlegen und haben zusammen 4—5000 Einwohner. Auch von der Meeresbucht, die hier 12 Stunden tief ins Land geht, liegen sie nur etwa 2 Stunden ab. Es ist nicht die Bucht von Rabbai, sondern eine nördlichere, besser als jene. Der höchste Punct, den er erreichte, war Dschebana, etwa 1800 Fuß über dem Meere, auch in einem Walde gelegen, dessen schöne Stämme man zum Schiffbau benützt. Dort finden sich auch viele Kopalbäume, die den berühmten Balsam liefern. Sie werden an 60 Fuß hoch, haben 2—3 Fuß Umfang, sind sehr gerade und schlank aufgewachsen; die Rinde ist weiß; die Aeste beginnen erst in einer Höhe von 30 Fuß. Der Saft schwitzt aus, fällt zu Boden, wird da crystallisirt und dann um den Stamm her ausgegraben. Er ist ein starker Handelsartikel, den aber im Wanika-Lande die Muhammedaner von Mombas ganz allein in der Hand haben. Das Wanika-Land ist ruhig und friedlich, aber ach! von dem Frieden, der über alle Vernunft ist, wissen sie nichts. Selbst vom Daseyn Gottes und vom Fortleben der Seelen wissen sie wenig; sie fragen: wer hat's gesehen?

Vierter Abschnitt.

Besuch von Wanika-Dörfern. — Kambe. — Dschibana. — Mission und Colonisirung der Muhammedaner. — Wanderung zu Emboga und den Wakamba. — Das Wagnaro-Fest. — Die Wakamba. — Gotteshaus und Zauber. — Predigt unter den Wilden; Wechselrede. — Schwierigkeit gegen Erziehung von Kin-

dern. — Predigt in Rabbai-Mpia. — Nochmals zu den Wakamba. — Die Galla. — Das besessene Weib. — Entzauberungen. — Hams-Sohn. — Litterarische Arbeit. — Fieberzeit und Noth. — Besuche am Pangani-Fluß und in Takaongo. — Der freisinnige Statthalter. — Vornehme Frauen. — Die Galla und Dasalo. — Die Pokomo. — Besuch der Handelskarawane zu Emberria. — Christenthum und Islam. — Reise nach Melinde. — Die zerstörte Stadt. — Wieder zu Rabbai-Mpia. — Kriegstanz und Predigt. — Die Zauberei und das Evangelium.

Im September meldet Dr. Krapff von einem neuen Besuche bei den Wanikas: „Zuerst fuhr ich der Bucht von „Rabbai entlang; aber nach einer Stunde etwa ging es „seitwärts, mehr westlich von Mombas. Auch hier war „das Ufer waldig. Wir landeten endlich und gingen dann „nach dem Dorfe Makaronge. Scheikh Ibrahim, ein „Muhammedaner, der dem Imam sehr zugethan ist, nahm „mich höflich auf. Er bot mir sogleich ein Nachtlager und „eine Ziege an. Ersteres nahm ich an, letztere nicht, weil „ich mich auf die abessinische Art der Gastfreundschaft nicht „einlassen mag, die drei- oder viermal so viel kostet, als sie „werth ist. Der Scheikh sandte sogleich einen Boten an „die benachbarten Häuptlinge der Wanika, ihnen die Ankunft eines Msungo (Europäers) zu melden, und ihnen „zu bedeuten, sie sollten den Fremden, der vom Imam empfohlen sey, mit der Heschimah (arabisch) ehren, d. h. mit „dem Austausch von Geschenken. Mir ist die Heschimah „immer zuwider; diesmal aber war es die Absicht des „schlauen Scheikh, von den beiderseitigen Geschenken etwas „für sich einzustreichen. — Um Sonnenuntergang verließ „ich Makaronge, zu meinem Verdrusse in Begleitung des „Scheikh. Unser Weg, den wir zu Fuße machen mußten, „weil Pferde und Esel hier selten oder doch schwer zu bekommen sind, ging über ebenen, mit hohem Gras und „Gebüsch bewachsenen Boden. Um das Dorf her sah ich „Felder von Reis, Cassada, Mais, Tabak, Zunzern (Oelpflanzen), rothem Pfeffer und andern Nahrungspflanzen „— aber auf den Verkauf in Mombas gebaut. Wir be-

„gegneten mehrern Personen, die Lasten auf dem Rücken „trugen. Dies beruhigte mich wegen der Sicherheit des „Landes, indem die Straßenräuber sich so gut im Gras und „Buschwerk verstecken könnten. Es gibt aber keine, sey es, „weil die Wanikas zu schüchtern dazu sind, sey es, weil sie „so wenige Bedürfnisse haben. Um 9 Uhr betraten wir „einen dichten Wald von hohen Stämmen. Es ging über „einen Bach, der zur Regenzeit zum Strome anschwillt und „nach dem Meere geht; dann einen Berg hinan, der ein „Glied in der Bergreihe bildet, die man von Mombas aus „im Nordwesten sich emporthürmen sieht. Es ging zuerst „auf engem, holperigem Pfade hinauf durch undurchdring„lichen Urwald. Er bildet das Bollwerk für die darin ste„henden Dörfer. Endlich kommt man zum äußersten Thor „des Dorfes Ribe. Es sind, ehe man zu einem Dorfe „kommt, erst drei Pallisadenthore zu passiren. Am äußersten „Thor mußten wir die Häuptlinge und ihre Leute erwar„ten. Sie kamen und brachten mit Jubelgeschrei, Tanzen, „Schwingen der Schwerter und Bogen ihre Heschimah dar. „Mir war es traurig ums Herz, als ich hinter der jubeln„den Schaar herging, weil ihr Jauchzen nicht das Zions„lied, sondern der Weltgesang war. Als ich das Dorf „betrat, wurde der Lärm noch ärger. Jung und Alt, Mann „und Weib kam herbei, um dem Msungo die Ehre zu er„weisen. Wer nur so dastand und zusah, den trieben die „Häuptlinge in den Haufen, um mitzutanzen und zu schreien. „Als ich ins Haus des Oberhäuptlings ging, reinigten die „Leute, besonders die jungen, den Weg. Die Häuser der „Wanikas gleichen den Heuhaufen in Europa. Man steckt „Stangen in den Boden und bedeckt Alles, von der Spitze „bis zum Boden, mit Gras, daß Wind und Licht gar nicht „hinein können. Durch die niedere Thüre kann man nur „sehr gebückt gehen. Diese Hütten stehen so nahe beisam„men, daß wenn eine in Brand geräth, das ganze Dorf „abbrennen muß. Als ich im Hause war, ging der Volks„haufe fort; nur die jungen Leute blieben. Sie benahmen „sich aber so anständig und achtungsvoll, daß ich sie sehr

„lieb gewann. Einzelne sahen so gescheidt aus, hatten zu-
„gleich eine so helle Gesichtsfarbe, daß ich fand, nicht alle
„Wanikas seyen so schwarz und häßlich wie diejenigen, die
„ich in Takaongo gesehen hatte.

„Die Häuptlinge waren etwas verblüfft, als ich ihnen
„sagte, ich sey kein Kaufmann, der zum Handel hieher komme,
„sondern ein christlicher Lehrer, der die Wanikas und die
„Gallas in der wahren Erkenntniß Gottes unterrichten wolle.
„Sie saßen alle um mich her am Boden und versicherten
„mich wiederholt ihrer freundlichen Gesinnungen. Als ich
„mit ihnen genug geplaudert hatte, ging ich durchs Dorf,
„das 6—700 Einwohner fassen mag. Es sind hier und
„in allen Dörfern dieser Bergreihe keine Muhammedaner
„ansäßig; sie kommen nur zuweilen im Handel her. Ich
„sah hier mehrere Gräber, die immer bei dem Hause des
„Verstorbenen lagen. Die Wanikas begraben ihre Todten
„in sitzender Stellung, das Angesicht gegen Süden gewen-
„det. Am Ende des Dorfes sah ich ein einzeln stehendes
„Haus, das Rath- und Trinkhaus. Es war eben voll;
„jeder Anwesende hatte eine Trinkschale voll Kokoswein
„(Tembo) vor sich. Es war nämlich eine Hochzeit, bei wel-
„cher Jedermann dem Brautpaar von diesem Getränke bringt,
„das dann diese mit ihren Verwandten verschlucken. Nach-
„her sah ich in einem andern Hause ein großes Stück
„Schweinefleisch hängen, das die Muhammedaner verab-
„scheuen. Die Bigotterie, Schurkerei und der verachtende
„Hochmuth, den die Muhammedaner gegen die Wanikas
„an den Tag legen, hat diese verschlossen gemacht, weil sie
„das Christenthum mit dem Islam verwechseln. Aber wenn
„sie einmal bei näherem Umgange den Grund unserer Hoff-
„nung kennen, so werden sie schon die weite Kluft sehen,
„die uns von den Muhammedanern trennt."

Von Ribe aus reiste Krapff östlich auf der Berg-
reihe fort, wo ihm im Walde von Kambe der dortige
Häuptling mit seinen Leuten entgegen zog. Er trug seine
Festkleider und eine Straußenfeder im Haar. Dieser statt-
liche, junge Häuptling behandelte ihn noch ehrenvoller. Er

sprach etwas Galla. Der Lärm des Jubelempfangs war in dem noch größeren Dorfe wo möglich noch lauter. Hätte er die Sprache fließender geredet, er hätte gleich mit der Predigt anfangen und die ganze Bevölkerung zu Zuhörern haben können. In heftigem Kopfschmerz durch die stechende Sonne ging es weiter nach Magombani, zehn Stunden weit, wo er nach einem Regenguß sehr müde und halbkrank anlangte. Er blieb hier still, und eine gute Nachtruhe stärkte ihn wieder, um den Gipfel des hinter Magombani aufragenden, von Mombas aus sichtbaren Dschibana-Berges zu ersteigen. Dieses Dorf ist von muhammedanischen Speculanten zu Mombas auf wohl gewählter Stelle, nur einige Stunden von der See, erbaut. Hier haben sie das Monopol des Kopals aus dem Dschibana-Walde, bauen aber auch Reis und Mais, und machen Bretter aus den prächtigen Waldbäumen, die sie an arabische Schiffbauer verkaufen. Mit schlauer Berechnung nehmen diese Moslemen allmählig das Land der Wanikas in Besitz. Sie bauen ein kleines Dörfchen da und dort an der Bergkette, bevölkern es mit ihren Sclaven, gewinnen die Wanikas durch kleine Geschenke, und kaufen ihnen ihre Producte um Spottpreise ab. Im Laufe der Zeit kommen neue Ansiedler und bringen einen Scheikh mit, der sich nun der religiösen Bedürfnisse der Heiden annimmt, und sie, wo er kann, in seinen Schlingen fängt. So treiben sie die Mission mit der Handelsspeculation. In der Hungersnoth, die sich zuweilen ereignet, ist mancher Wanika froh, Muhammedaner zu werden, um sein Leben zu retten, wirft aber dann das aufgedrungene Joch wieder ab, sobald er genug zu essen hat. Auch die Sclaverei steht hier im Dienste der falschen Religion. Je mehr der Moslem Pflanzungen anlegt, desto mehr Sclaven muß er haben und desto weiter kann er seinen Glauben verbreiten. Ein Gang von anderthalb Stunden am Dschibana hinauf, ging auf steilem, rauhem Pfade durch herrliche, an Kopalbäumen reiche Wälder voll prächtiger Vögel. — Am 6ten September ging es nordöstlich, dem Dorfe Dschogni zu. Ein niedrigerer Berg, als der Dschibana,

war zu übersteigen. Im Dorfe kam ihm der Empfang kalt und argwöhnisch vor; er hatte sich aber getäuscht, denn nachher erfuhr er, daß die meisten Einwohner auf ihren Pflanzungen, und die Häuptlinge nicht vorher von seinem Kommen benachrichtigt waren. Der Dorfvorsteher drang in Krapff, einige Tage zu bleiben, damit alle Bewohner ihre Heschimah darbringen könnten; ja als Krapff dennoch gehen wollte, fand er das Thor geschlossen, und als er zum Häuptling zurück kam, einige der andern bei ihm versammelt, worauf dann der erste Vorsteher eine Ziege zum Geschenk darbrachte und bat, ihn dem Imam zu empfehlen. — Von dem Zauberglauben der Wanikas hörte unser Reisender, daß sie jeden Ort, an dem ihnen ein größerer Unfall zugestoßen, als bezaubert verlassen und sich anderswo ansiedeln. So wanderten damals etliche Familien von Dschibana aus, weil sie Kühe verloren hatten. Er durchreiste noch mehrere der größern Dörfer, die sämmtlich 2—3 Stunden vom Meere liegen, und wo er überall freundlich aufgenommen wurde. Nur die kleinen Dörfchen liegen am Meere.

Im Januar 1845 war der unermüdliche Mann schon wieder auf dem Wege. Diesmal galt seine Erforschungsreise dem Wakamba-Stamme, der zum Theil zwischen den Wanikas, zum Theil etwas tiefer im Innern seine Sitze hat. Sie sind in Sprache und Sitten ein anderes Volk, treiben viel Handel mit dem Innern in Reis, Vieh, Elfenbein und leider! auch Sclaven. Sie sind schöner, den Galla ähnlicher, als die Wanikas, schlank und stark. Aber sie stehen niedriger als jene, gehen zum Theil fast nackt, sind furchtbare Trunkenbolde. Im Hause eines seiner Führer, Namens Abdallah, wartete er auf die Aeltesten von Rabbai, um ihn dorthin abzuholen. Er schreibt vom 30. Januar: „Weil die Aeltesten nicht kamen, so gingen wir ohne sie, „kamen durch die bekannten drei Thore und fanden das Dorf „fast leer. Einer eilte fort, schlug die Dorftrommel, worauf „etwa zehn Männer, worunter die Aeltesten, herbei kamen. „Ich wollte zu so Wenigen mich nicht über die Absicht mei„nes Kommens aussprechen, und verlangte auf die Pflan-

„zungen geführt zu werden. Dies that ich theils, um eine „größere Versammlung vor mir zu haben, theils um Em„boga, einen der hiesigen Hauptleute, den ich zu Mombas „kennen gelernt, auf seiner Plantage zu besuchen, und mit „seinen Leuten, die an die Wakamba gränzen und von denen „ich viel Seltsames gehört hatte, bekannt zu werden. Mit „einem Führer ging ich eine halbe Stunde lang, nachdem „die Westthore hinter mir waren, am Rande eines tiefen, „steilen, mit Bäumen und Gebüsch bedeckten Absturzes hin. „Auf dem Grunde der Schlucht war ein trockenes Flußbett, „das aber in der Regenzeit eine gewaltige Wassermasse zum „Meere führen muß, weil in dieser Schlucht alle Bergwasser „zusammenrinnen. Wo wir hinüber gingen, fanden wir „zwischen den Felsen viel stehendes Wasser, und links einen „ziemlich hohen Wasserfall. Als ich an den Wassertümpeln „meinen Durst löschen wollte, rief man mir zu, mich vor „den Flußpferden zu hüten, die darin verborgen liegen. Ich „sah aber keines. Jenseits der Schlucht ging es etwa 400 „Fuß hoch sehr steil aufwärts, und dann nach Südsüdwe„sten, wo dann ein weit gedehntes Flachland sich aufthat, „und einen schönen Blick in das eigentliche Gebiet der Wa„nika und Wakamba gewährte. Jetzt erst bekam ich eine „Vorstellung von dem Land des Rabbaistammes, das einen „Umfang von 22—28 Stunden hat. Die Ebene war nur „durch Hügelchen unterbrochen, auf denen dann gewöhnlich „eine Gruppe Kokospalmen mit etlichen Wanika-Hütten „stand. Wälder gibt es hier nicht, wie am Abhange der „Hochebene gegen die See. Die Luft war herrlich, weit „weniger feucht, als in der Nähe der Waldungen, so wie „sie die Wakambas mit ihren großen Ziegen-, Schaf- und „Kuhheerden, den schönsten, die ich in Africa sah, brauchen. „Der herrliche Waidegrund macht das Vieh so schön, das, „wie Milch und Butter, an die Muhammedaner von Mom„bas verkauft wird, wogegen man hier und bei den Wa„nikas von den moslemischen Küstenansiedlern alle Geräth„schaften, alles Eisen, Kupfer, alle Schmucksachen, Kleider, „Salz u. A. einhandelt. Dafür nehmen die Muhamme-

„daner Reis und Mais, Vieh und Butter, Kopal, Elfen-
„bein und Rhinoceroshörner und Sclaven aus dem Innern
„mit. Nach etwa dreistündigem Gehen erreichten wir das
„Wakambadorf Endila, das nur aus 8—10 Häusern
„besteht, worin aber große Familien wohnen. Die Aeltesten
„saßen unter einem Baume. Ich war befremdet, als ich
„diese nackten Wilden sah, die fast nichts über unser Erschei-
„nen sagten, auch nicht aufstanden, sondern traurig zu Bo-
„den blickten. Oft sahen sie mich an, als wäre ich ein
„höheres Wesen. Ich war so freundlich als möglich gegen
„sie. Der Häuptling (obgleich der Name kaum am Platze
„ist, da hier Jeder sein eigener Herr ist und man die Ael-
„testen nicht eigentlich höher achtet, wie bei den Wanika)
„ging in seine Hütte und holte uns eine Schale Milch.
„Ich wußte damals noch nicht, daß die Wakamba ihre Milch
„mit Blut mischen, indem sie dem Vieh zur Ader lassen,
„wodurch die Milch nahrhafter und kräftigender werden soll;
„wie sie denn auch sich größerer Stärke rühmen, als die
„Wanika. Der Alte führte mich noch in seine Hütte, in die
„man durch eine ganz niedrige Oeffnung schlüpft, die auch
„innen nur 4—5 Fuß hoch ist. Sie sind kreisrund, mit
„Gras gedeckt. Der Mann setzte sich auf eine Kuhhaut;
„eine seiner Frauen saß neben ihm auf einer ärmlichen Bett-
„stelle. Die Wakamba (in der Einzahl: Emkamba) sind
„wie die meisten Wilden große Freunde von Zierrathen, be-
„sonders von Glasperlen und Kupferdraht. Ihre Beine,
„Arme, ihr Hals und Haar sind mit Glasperlen bedeckt,
„was ihnen bei ihrer Nacktheit ein seltsames Aussehen gibt.

„Von den blutigen Gebräuchen der Wanika scheinen
„sie sich ferne zu halten. Diese feiern in gewissen Monaten
„des Jahres ihr Wagnaro, bei welchem die jungen Leute
„die Gemeinde leiten. Dieses Kinderfest darf nicht enden,
„ohne daß sie irgend Jemanden auf dem Felde erschlagen,
„oder einen mit gemeinsamen Beiträgen erkauften Sclaven
„getödtet haben. Dann erst kommt der Festschluß mit Essen
„und Trinken, und das Waschen des ganzen Leibes, den
„sie mit Koth überschmiert haben, damit man sie nicht kennt,

„wenn sie Jemanden auf der Straße morden. Wie glück-
„lich sind doch unsre Christenkinder zu Hause, von denen
„man Beiträge sammelt, um die Werke des Satans zu
„zerstören, während africanische Eltern ihre Kinder zu Ga-
„ben ermuntern, deren Zweck Mord und andere Grausam-
„keit ist. Ich bin der guten Zuversicht, daß viele Kinder,
„wenn sie von dieser schrecklichen Sitte hören, sich dadurch
„zu größerer Willigkeit für das Reich des Heilandes in
„Africa und überall in der Welt antreiben lassen. Ich
„schätze ihre Bemühungen ganz besonders und erwarte den
„größesten Segen von ihrer Mithülfe. Ihre einfältigen
„Gebete für die Missionare haben in meinen Augen solchen
„Werth, daß ich oft in den schlimmsten Gefahren denke,
„der HErr werde das Schreien der Unmündigen um meine
„Errettung hören. Wenn einmal eine große Zahl von
„Christenkindern die Waffen des Lichts anziehen, um gegen
„das Reich der Finsterniß kämpfen zu helfen, so werden
„seine Grundfesten beben; denn der HErr hat ja die Kind-
„lein so lieb, die nur Ihn suchen. — Das Wagnaro ist
„übrigens nicht überall mit gleicher Strenge im Schwange.
„Es wird auch nicht in jedem Dorfe in demselben Monate
„gefeiert. Reisende thun wohl, sich erst nach der Zeit
„dieses Festes zu erkundigen, ehe sie sich allein auf die
„Straße wagen, weil es sie das Leben kosten kann. Be-
„sonders scheinen die Wadigo oder südlichen Wanika diesen
„Gebrauch sehr festzuhalten, dessen Sinn wohl der eines
„Sühnopfers an die bösen Geister ist. Die bedeutendsten
„Handelsleute zwischen dem Innern und der Küste sind
„Wakamba. Durch sie allein dürfte es möglich seyn, ins
„Herz von Africa zu dringen; daher sie sehr wichtig sind
„als Leute, die, wie die Galla, wenn sie einmal vom Evan-
„gelium beherrscht werden, den guten Samen weithin tra-
„gen können. Sie reisen in Karawanen von 2—500
„Personen; und weil sie keine Lastthiere gebrauchen, so
„sind oft 6 Männer nöthig, um einen einzigen Elephanten-
„zahn der größesten Art zu tragen. Die Galla, diese Erz-
„feinde aller Welt in Africa, greifen sie oft auf dem Wege

„an. Die Wakamba haben die Beschneidung, wie die mei-
„sten ostafricanischen Stämme. Ihre Todten werfen sie,
„außer wo sie den Wanika nahe wohnen, in die Büsche,
„und überlassen sie den Geiern und andern Raubthieren.
„Die Wanika begraben ihre Todten, aber ohne sie zu be-
„weinen; vielmehr essen und trinken sie, denn der Bauch
„ist ihr Gott und ihre Unsterblichkeit. Was nicht auf die
„gegenwärtige Welt Bezug hat, gilt ihnen wenig oder
„nichts, und wird verworfen oder bezweifelt. Die Sprache
„ist der Wanika ähnlich, Viele sprechen beide. Die Wa-
„kamba leben meist von Milch und Fleisch, woran es den
„Wanika oft sehr fehlt, weshalb sie denn auch gar nicht
„ekel sind, sondern alles essen, was sie finden, am liebsten
„freilich Schweine und Affen. Die Thiere schlachten sie nicht,
„sondern schlagen sie mit Prügeln todt. Sie jagen viel
„mit ihren Bogen und Pfeilen.

„Von dem Wakamba-Dorf Endila ging ich zu dem
„Häuptlinge Emboga von Rabbai, der gewöhnlich auf
„seiner Plantage wohnt. Er steht höher als die andern
„Rabbaileute, aber er ist ein Bettler. Er nahm uns freund-
„lich auf und bewirthete uns in landesüblicher Weise mit
„Kokosnüssen. Sowie ein Besuch von Belang in einem
„Hause eintritt, wird ein Sclave auf einen Palmbaum
„hinaufgeschickt, um Nüsse zu holen. Von der Pflanzung
„hatte ich einen schönen Ausblick über die Ebene, die wie
„Ein weites, schwarzes Gartenland aussieht, in dem man
„gewiß viele Tropenpflanzen ziehen könnte. Aber die Ein-
„gebornen zerbrechen sich den Kopf nicht um neue Erwerbs-
„quellen, wenn sie nur ihren Tembo (Kokoswein) haben;
„um diesen würden sie Alles hingeben. Beim Abschied schenkte
„mir Emboga eine schöne Ziege.

„Wir kehrten auf einem andern Wege nach Rabbai
„zurück. Als wir zum ersten Thore herein waren, sah ich
„ein paar niedre Hütten, und auf meine Frage nach ihrem
„Zweck erhielt ich die Antwort, daß jedes Dorf so ein
„Dschumba dscha mulungo (Gotteshaus) habe. Da
„ist also Satans Stuhl, nämlich der Ort, wo die Zauberer

„ihre Beschwörungen machen, ehe die Wanika zum Kriege
„ausziehen; wo man einander ermuntert, Feuer und Schwert
„in Feindesland zu tragen. Ueber dem letzten Thore zum
„Dorf sah ich eine Kokosnuß hängen. Das war Uganga
„(Zauber), den man auf Anregung des Zauberers aufge-
„hängt hatte, damit der Pepo (böse Geist) die Kokosnüsse
„unbeschädigt lasse, so lange die Leute auf ihren Plantagen
„waren. Dieser Zauber reicht hin, Diebe und Räuber von
„den Bäumen und dem Dorfe fern zu halten.

„Als ich auf dem Rückwege wieder bei Abdallah an-
„gelangt war, kamen die Aeltesten von Rabbai zu mir,
„denen ich dann auseinandersetzte, daß ich weder ein Soldat,
„noch ein Kaufmann, weder ein Beamter der Regierung,
„noch ein Reisender sey, der blos die Länder sehen wolle;
„daß ich auch nicht komme, um ihnen Neuigkeiten der Welt
„oder neue Mittel zum irdischen Leben zu bringen; sondern
„daß ich ihnen den rechten Weg zur ewigen Seligkeit im
„Himmel zeigen wolle. Sie antworteten: ihr Land, ihr
„Vieh, ihre Bäume, ihre Häuser, ihre Söhne und Töchter
„seyen alle mein. Ob sie Wort halten, wird sich zeigen."
Der Schluß dieser Untersuchungsreisen Dr. Krapffs war
die Erklärung, daß er zwischen Rabbai und Kambe als
Orte für eine Missionsniederlassung schwanke, weil das er-
stere bevölkerter sey, das letztere näher am Meere liege.
Die Erklärungen der Aeltesten versprachen Alles, aber die
Wanikas sind Trunkenbolde. Wenn hier der Sieg über
Satans Reich erfochten wird, so ist er groß und weitrei-
chend, denn seine Macht ist fest und furchtbar. Die Mu-
hammedaner lachen über seinen Plan, diese finstern Heiden
zu gewinnen.

Nach diesen ersten Einleitungen konnte unser Missionar
seinem großen Endzwecke näher treten. Auch daran ließ er
es nicht fehlen, wie folgende Auszüge aus seinem Tage-
buch beweisen:

„17. März 1845. Ich besuchte ein kleines Dorf im
„Süden von Mombas, wo ich die ganze Bevölkerung sin-
„gend um einen Muhammedaner herumtanzen sah, der eine

„Trommel schlug. Als sie mich sahen, schwiegen sie plötz-
„lich, und Jung und Alt hörte still meiner Rede in der
„Sawahilisprache zu. Nach einiger Zeit aber schlich Einer
„nach dem Andern fort, und nur ein paar Männer und
„Weiber blieben. Vielleicht verstanden sie das Sawahili
„nicht recht, oder drückte ich mich nicht in wohlgewählten
„Bildern aus, was allein den Wanika oder überhaupt den
„Wilden festhält. Von begrifflicher Sprache verstehen sie
„nichts. Die Wanikas und alle Ostafrikaner zeigen dem
„Redner, daß sie ihm mit Aufmerksamkeit folgen, indem
„sie die letzten Worte seiner Sätze nachsprechen oder einen
„zustimmenden Ton von sich geben. Es ist eine Art wilder
„Liturgie. Es ist dem Europäer störend, hat aber den
„Vortheil, daß man doch merkt, ob man verstanden wurde.
„Mehrere verlangten, daß meine Diener diese Antworten
„übernehmen sollten, weil keiner von ihnen es wagte. Als
„ich meine Ansprache über Gottes große Liebe zu uns
„Sündern geendet hatte, bat ich den Scheikh um etliche
„Leute, mir den Weg in die zerstreuten Dörfer zu zeigen.
„Er war ganz bereit dazu, warnte mich aber, nicht nach
„Yumbo zu gehen, weil dort das Wagnaro gefeiert werde,
„was ich auch vermied. Hätte ich nur ein kleines Häufchen
„unterrichteter Wanikas, um die Leute in ihrer Sprache
„anzureden. Dieser Besuch drängte mir den Entschluß auf,
„sobald als möglich Eingeborne zur Hülfe zu gewinnen.
„Das ist im Schlachtfeld des ostafricanischen Heidenthums
„sehr wichtig.

„24. März. Ich ging mit Abdallah um Emboga zu
„besuchen. Ich sagte ihm, wie sehr ich wünschte ein paar
„Knaben während der Regenzeit in Mombas zu unterrich-
„ten. Er erwiederte mir aber, die Wanika lieben ihre Kin-
„der und werden sie nicht so weit fortlassen, auch brauchen
„sie sie zu nöthig zum Haus- und Feldgeschäft. Wenn ich
„bei ihnen wohnen wollte, so würden sich schon einige wil-
„lig finden zu lernen, aber nach Mombas würden sie nicht
„gehen. Ich glaube, er hat Recht. Die Wanika lieben
„Mombas nicht, weil es muhammedanisch ist, weil es kei-

„nen Tembo darbietet, weil sie oft für Dinge, die irgend
„Jemand von ihrem Stamm gethan hat, mißhandelt, ja
„eingekerkert werden. Die Furcht vor Mombas ist seit einer
„großen Hungersnoth vor etlichen Jahren unter den Wa-
„nika und Wakamba noch gewachsen. Die Muhammedaner
„hatten Nahrungsmittel im Vorrath und tauschten sie gegen
„die Kinder der armen Heiden aus, die dann sofort nach
„Arabien verkauft wurden. Die Leute hängen allerdings
„sehr an ihren Kindern, aber um Tembo würden sie sie
„hingeben.

„25. März. Von Abdallahs Hause gingen wir nach
„Rabbai-Mpia (Neu-Rabbai) und zu den Wakamba.
„Wir erreichten jenes gerade vor einem heftigen Regenguß.
„Abdallah führte mich beim Häuptling ein, der etwas un-
„wohl war, und, obgleich der Regen in Strömen goß, die
„Aeltesten sogleich zu einem Manene oder Palawer ver-
„sammelte. Sie waren sehr freundlich und gar nicht bet-
„telhaft. Ich hielt ein Neues Testament empor und sagte,
„ich komme, ihnen die guten Nachrichten zu sagen, die die-
„ses Buch enthalte. Da fragte mich Einer, ob ich ein Zau-
„berer sey, der ihm aus dem Buche sagen könne, wie lange
„er leben werde, oder der den kranken Häuptling durch ein
„Gebet aus dem Buche heilen könne? Ich antwortete: die-
„ses Buch könne machen, daß sie ewiglich in Freude und
„Seligkeit leben, wenn sie das, was ich daraus lese, an-
„nehmen und glauben; sie würden von der schlimmsten
„Krankheit, der Sünde, geheilt werden, wenn sie an den
„Heiland gläubig werden. Ich erzählte ihnen die Haupt-
„sachen aus dem Leben Jesu, und faßte dann Alles in Joh.
„3, 16. (also hat Gott die Welt geliebt u. s. w.) zusammen.
„Einer der Aeltesten versicherte, es sey wirklich wahr, daß
„Gott die Menschen liebe, denn er gebe ja den Wanika Re-
„gen, Tembo und Kleider. Ich antwortete, das seyen aller-
„dings große Beweise göttlicher Liebe, doch seyen es nur
„irdische Gaben, denn Ströme von Milch und Tembo wür-
„den sie nichts nützen, wenn Gott nicht für ihre Seelen ge-
„sorgt, wenn Gott nicht seinen Sohn gesandt und sie von

„der Gewalt des Satans und ewigem Jammer erlöst hätte.
„Ein anderer Aeltester, der mich besser zu verstehen schien,
„wiederholte meine ganze Rede, und zwar ziemlich richtig.
„— Nachdem der Regen aufgehört, zerstreuten sich Alle eilig,
„um jetzt Reis zu säen, gaben mir aber herzlich die Hand
„und boten mir eine Ziege zum Geschenke an, die ich aber
„ablehnte, um des Geschenkewesens los zu werden.

„Von Rabbai-Mpia ging ich südlich nach dem
„Wakamba-Lande. Ich kam an einigen Gräbern vor-
„über und sah eine leere Kokosnußschale in der Mitte auf
„jedem Grabe liegen. Auf mein Befragen nach der Be-
„deutung derselben sagte man mir, sie werden von Zeit zu
„Zeit gefüllt, weil die Wanika glauben, man könne auch
„nach dem Tode ohne Tembo es nicht aushalten. Auch
„Reis und Mais legt man aus gleichem Grunde hin, was
„wenigstens einen Glauben an Fortleben nach dem Tode
„beweist. In einem Wakambadorfe rannten wieder Weiber
„und Kinder davon, als sie mich sahen, und auch die Män-
„ner fürchteten sich. Besonders waren meine Haare, Schuhe
„und meine Brille Gegenstand ihres Staunens. Ich las
„aus meiner Uebersetzung des Evangeliums Johannes im
„Wakamba vor, aber man verstand mich nicht; auch konnte
„ich mich noch nicht gehörig erklärend ausdrücken. Sawahili
„verstand keiner. Die Frauen waren fast nackt, aber mit
„Glasperlen und Kupferdraht bedeckt."

Dr. Krapff spricht sich bei dieser Gelegenheit über die
Galla, von deren Raubzügen die Mischung der Wakamba
unter die Wanika nach seiner Vermuthung herrührt, so aus:
„Je mehr ich über diese Nation nachdenke, desto mehr tritt
„mir die geheimnißvolle Schickung Gottes in Betreff ihrer
„entgegen. Sie sind die stattlichsten, hübschesten Menschen;
„sie besitzen das schönste, weiteste Land; sie haben Heiden,
„Christen und Muhammedaner gezüchtigt, und Blut wie
„Wasser vergossen; sie hassen und werden gehaßt, und als
„Sclaven am theuersten verkauft. Ihre Bekehrung wird
„ein glänzender Edelstein der Kirche Christi in dieser letzten
„Zeit seyn, wenn der HErr Seine Hand über sie ausstreckt

„und der Vater sie dem Sohne zum Erbe gibt. Des Soh-
„nes Bitten öffnet uns die Thür; wir müssen aber mit
„Ihm bitten, und der Vater wird uns geben, was wir bit-
„ten in Seinem Namen.

„Die Wanika haben das Flachland den Wakamba ge-
„lassen, und für sich die Berge und Wälder behalten, die
„ihnen zur Festung dienen. Ich hörte mit Interesse, daß
„wenn ein Wakamba einen unter dem Schutze der Wanika
„stehenden Reisenden beleidigen oder berauben würde, dieser
„blos einen Aufruf erheben darf, und die Wanika greifen
„sogleich zu den Waffen, ihrem Schützling zu helfen. Es
„ist also wichtig, mit den Häuptlingen der Wanika gut zu
„stehen.

„26. März 1845. Nach Sonnenaufgang sah ich eine
„Schaar Wanika über eine Anhöhe bei Abdallah's Hause
„herkommen; sie tanzten, schrieen, trommelten und gingen
„nach dem Meeresarm, der nach Mombas führt. Man sagte
„mir, das Weib, das vor dem lärmenden Haufen mit einem
„weißen Huhn in den Händen herging, sey von einem bösen
„Geiste besessen, den sie ins Meer werfen wolle. Das Huhn
„wurde am Ufer getödtet, das Weib nahm ein Seebad, und
„ihre Begleiter erhoben inzwischen den schauerlichsten Lärm,
„um den Teufel auszutreiben. Dann gingen sie wieder heim;
„das Weib aber, nur von einer Freundin begleitet, auf ei-
„nem andern Wege. Alle waren auf dem Heimweg ganz
„still, weil nach ihrer Meinung der Teufel in der kleinen
„Bucht zurückblieb. Meine Leute riefen der Frau, mit der
„ich über ihren Aberglauben sprechen wollte, zu; aber sie
„hielt nicht und gab keine Antwort. Sie war 5 — 6 Stun-
„den weit hergekommen. Uebrigens sind die Muhammeda-
„ner von Mombas noch abergläubischer, als die Wanika.
„Sie thun das Huhn in eine Schachtel mit Zucker, Reis,
„Bananen u. A., und werfen diese ins Meer. Wer den
„schwimmenden Vogel ißt, wird dann besessen. Sie suchen
„die Heiden in den Ketten des Aberglaubens zu halten und
„ziehen dann Nutzen davon. Muhammedaner, besonders
„solche, die wegen großen Verbrechen oder wegen Schulden

„von Mombas fortgejagt sind, treiben sich als Zauberer im
„Wanikalande herum und lassen sich ihre trügerischen Künste
„theuer bezahlen.

„Als ich, nach Mombas zurückgekehrt, mit meinen Die-
„nern Abendandacht hielt, und wir 1 Mos. 9. lasen, sagte
„mir Einer, Ham bezeichne einen Schwarzen und Sclaven.
„Wenn sich zum Beispiel ein Sclave in Gegenwart seines
„Herrn zu viel herausnehme, so sage dieser: „pack dich fort,
„du Sohn Hami, du bist ein Sclave und kein Unguana
„(Freier)." Alle Weißen, die Wasungo (Europäer), Araber,
„Indier, heißen Unguana, alle Schwarzen oder Sclaven
„Watoto wa Hami."

Neben all diesen Erforschungs- und Versuchsreisen
konnte Krapff noch bis dahin in die Sawahili- und Wa-
nikasprache das erste Buch Mosis, die Apostelgeschichte, den
Römer-, Galater- und Epheser-Brief, die Briefe Petri und
Johannis, die Evangelien Lucä und Johannis übersetzen,
und in beiden Sprachen nebst der Wakamba ein Wörter-
buch von 10,000 Wörtern sammeln. Er drang damit in
das Gebiet einer ganz neuen Sprachfamilie ein.

Lange genug hatte er allein auf dem schwierigsten Felde
ausgehalten. Es war beschlossen, ihm einen Gehülfen zu
senden; aber noch lagen Länder und Meere zwischen diesem
und ihm, und er fühlte sich oft tief einsam und sehr gedrückt,
schrieb aber auch in der Aussicht auf diese Hülfe mit ge-
stärktem Muth: „Nun ist Alles gut, und ich habe Gott und
„Menschen nur zu danken. Möge die allmächtige Kraft und
„Gnade Gottes, die mich in zahllosen und drohenden Ge-
„fahren an Leib und Seele geleitet und bewahrt hat, den
„geliebten Bruder rasch hieher bringen." — So lautete es
im September 1845. Aber schon kurz hernach lag er an
gefährlichem Fieber darnieder, weil er seinen Knechten mit
Anstrengung am Bau eines Gemachs für den Erwarteten
geholfen hatte. Im October schrieb er: „Sie können sich
„denken, in welcher Lage ich war. Aber Gott war mein
„starker Freund, da ich mich auf gar nichts in dieser Welt
„stützen konnte. Es war eine große Gnade, daß ich das

„Bewußtseyn nie verlor, sonst hätten mich meine Knechte „rathlos liegen lassen und wären davongelaufen. Aber der „treue Hüter Israels half mir.“ Seine Wiedergenesung ging langsam, weil es ihm an stärkender Nahrung gebrach. Damals schrieb er: „Ach! hätte ich nur die Ueberbleibsel „von Kranken in der Heimath, um mich zu stärken!“ Und nach Basel in die heimathliche Missionsanstalt schrieb er: „Wie froh wäre ich an dem, was vom Tische der Zöglinge „abgetragen wird!“ Etwas Wein, den ihm Capitän Hamerton schickte, war ein Hauptmittel für seine Stärkung. Allein das Fieber kehrte wieder, und nur das Weggehen nach Sansibar konnte voraussichtlich helfen. Indeß die Regenzeit hielt ihn noch länger als einen Monat fest. Erst im December gelangte er mit Mühe dorthin; auch da erneuerte sich das Fieber, und er mußte bis in den Februar bleiben. Voll freudigen Dankes für seine Wiedergenesung, aber auch voll Schmerz über die lange Unterbrechung seiner Arbeit, kam er nach Mombas zurück. Der Imam hatte ihm die ausgesuchteste Freundlichkeit erwiesen, ihn besucht, ihm selbst ein Schiff zur Rückfahrt gemiethet, und als er hörte, daß Krapff einen Esel hatte kaufen wollen, der ihm aber zu theuer war, ihn selbst gekauft und ihm geschenkt. Der englische Consul Hamerton hatte ihn die ganze Zeit über in seinem Hause beherbergt. — Da er nun so ein eigenes Schiff hatte, so benützte er die Gelegenheit und landete (19. Februar 1846) an der Mündung des Pangany-Flusses, um etliche Dörfer zu besuchen. Von einem derselben erzählt er: „Eine Schaar von Muhammedanern und Heiden „kam herbei, und ich ergriff, wie gewohnt, die Gelegenheit, „ein Wort des Heils an ihre Herzen zu sprechen. Ich „sprach vom Fall Adams, von der herrlichen Erlösung durch „Jesum Christum, den Sohn Gottes. Als ich dies sagte, „brachen die Muhammedaner in höhnisches Lachen aus, wie „sie überall in der Welt thun, sobald dieser Name als Got„tessohnes genannt wird; die Heiden aber hörten aufmerk„sam auf die Predigt, die den hochmüthigen Muhammeda„nern eine Thorheit ist. Wie wahr hat Paulus (1 Cor.

„1, 17—31) diesen Widerspruchsgeist zu unserm Troste „geschildert!“ Am 21sten landete er auf dem kleinen Eiland Tanga. Auch dort, wo er, unter einer Kokospalme im Dorfe Emdschambani sitzend, vielen Heiden das Evangelium verkündete, erstickten die Moslemen durch ihr Geschrei seine Worte. Er langte am 23sten in Mombas an, wo er das Dach der kleinen Behausung, die er auf so große Kosten seiner Gesundheit für seinen Mitarbeiter hergerichtet hatte, von einem Sturme fortgerissen fand. Schon vor seiner Krankheit war er kurze Zeit in Takaongo gewesen, in der Hoffnung, von dort zu den Galla zu kommen, was er aber hatte aufgeben müssen. Er sagt darüber: „Wohl „zu merken, meine Unternehmungen hinsichtlich der Galla „sind nichts als bloße Versuche und Forschungszüge, wäh„rend ich sonst in der Sawahili- und Wanika-Sprache alle „Gelegenheit habe, den süßen Geruch der Erkenntniß Christi „zu verbreiten. Ihn predige ich daheim und draußen, im „Boote und am Lande, auf der einsamen Pflanzung und „im menschenwimmelnden Wanika-Dorfe, wo nur eine „Thüre sich öffnet.“

Hören wir noch etwas von seinem Reiseberichte nach Takaongo. Es war eine gefährliche Fahrt am 23. Juni 1845 bis Kuructu, wo er ein Nachtlager und ein Feuer für viel Geld, aber keine Nahrung fand. Am folgenden Tage ging es nach kurzem Gespräch aus dem Evangelium mit dem Hauseigenthümer zu Lande durch offene Grasebenen und die Kleider zerreißende, dornigte Dickichte nach Takaongo.

Er überlieferte dem Statthalter Briefe des Imam und des Statthalters von Mombas. Dieser alte Häuptling setzte ihn durch seine Kenntniß des Alten Testamentes in Erstaunen. Er wußte die Geschichten von Adam, Noah, Abraham, Joseph, frei von den moslemischen Fabeleien, zu erzählen, und sagte, er habe sie in einem Buche in der Bibliothek seines Vaters so gelesen. Er und sein Bruder, die hier herrschen, waren freisinnig genug, um ihn ganz ungehindert Jesum Christum, den Weltheiland, predigen zu lassen.

Sie selbst hörten ihn gern aus dem Neuen Testament vorlesen. Von den Einwohnern Takaongos und ihrer Zugänglichkeit für Fremde gibt folgender Auszug Nachricht:

„Ich wurde von mehrern vornehmen Frauen, die meine „entschlafene Gattin bei unserm hiesigen Aufenthalt besucht „hatte, in ihre Häuser eingeladen. Da sie wußten, daß ich „„ein Sohn des Buches" sey, so baten sie mich gewöhnlich, „ihnen etwas Unterhaltendes zu erzählen. Ich that es, in„dem ich meinen Stoff aus dem Alten und Neuen Testament „nahm, und etwas Anwendendes über das Heil in Christo „beifügte. Die Frau des frühern Statthalters von Mom„bas hatte alle ihre Kinder und Sclavinnen um sich ver„sammelt, und Alle hörten aufmerksam dem weißen Manne „zu. Die alte Frau unterbrach mich öfters mit sehr ver„ständigen Fragen und bat mich, als ich ging, sie doch täg„lich zu besuchen, so lange ich in Takaongo bleibe." Krapff entwirft dann ein Gemälde der traurigen geistigen Lage des weiblichen Geschlechtes dort, und bemerkt, daß ihre Lebensart nicht nur sie geistig ganz herabbringe, sondern sie auch leiblich krank mache. Oft wurde er um Hülfe angegangen, aber er empfahl gewöhnlich Verlassen ihres Kerkers, körperliche und geistige Thätigkeit, wenn sie nicht bald sterben wollten. „Ich wollte," fügt er bei, „unsere christlichen Frauen „könnten den armseligen Zustand ihrer unterdrückten Schwe„stern selbst sehen. Wie viel höher würden sie den Segen „des Evangeliums schätzen, der über uns waltet! Ich konnte „nicht umhin, bei jeder Gelegenheit meinen muhammedani„schen Zuhörerinnen die Stellung der christlichen Frauen zu „zeichnen, die gewöhnlich mit einem tiefen Seufzer sagten: „„Wir sind nichts als Mücken! wir sind die unglücklichsten „Creaturen! wir sind übler dran als unsre Sclavinnen! „die Welt ist uns ein Jammerthal; aber was können wir „machen?" — Einige jedoch sah ich hübsche Matten flech„ten; sonst habe ich nie eine Arbeit bei ihnen gesehen. Vom „Nähen und Sticken ist keine Rede. Wie viel Verstand und „Kunstfertigkeit findet sich in der weiblichen Welt Europas „zusammen! der hundertste Theil davon würde in Ostafrica

„unsäglich viel Gutes stiften. Sofern es aufs Verlangen „nach Unterricht ankommt, wüßte ich keinen Platz, wo eine „christliche Frau, die der Sprache mächtig wäre, willkom„mener geheißen würde, als in den Hütten von Takaongo."

Krapff sammelte auf dieser Reise viele Notizen über die Galla. Der reichste Stamm sind die Barrarata unter dem Häuptling Malaumaro. Auch von dem Volke Dahalo, das von der Bucht von Killefi bis an die Mündungen der Flüsse Pamamba und Pokomoni wohnt, den Galla Tribut zahlt und der Vermittler des Verkehrs zwischen ihnen und den Sawahili ist, gibt er Kunde: „Sie „leben, wie die Galla, nicht von Ackerbau, sondern von der „Jagdbeute, nicht in Dörfern, sondern nur in etlichen ärm„lichen Hütten beisammen, die sie nicht verlassen, bis der „Hunger sie in den Wald treibt, durch den sie den Weg „finden, indem sie die Bäume zeichnen. Wo die Nacht sie „überfällt, da lagern sie sich mit der Familie, schlafen und „setzen am andern Tage ihr Geschäft fort. Frauen und „Kinder sind eben so gute Treiber, als die starken Männer „Jäger, die sich auf die Handhabung des vergifteten Pfeils „und Speers verstehen. Es gibt aber einige Dörfer, wo „sich die Dahalo eine Zeitlang aufhalten. Sie sprechen un„ter sich eine eigene Sprache, verstehen aber alle Galla, „manche auch Sawahili. Sie waren einst furchtbare Feinde „der Küstenbewohner, sind aber jetzt durch Geschenke von „Takaongo gezähmt." Auch bei den Galla gelang den Sawahili der Versuch mit Geschenken. Sie mordeten nicht mehr, und die Sawahili konnten ihre Pflanzungen ausdehnen. Jetzt können die Sawahili Kopal graben im Galla-Lande, was sonst nur die Wanika von Kiriama und Kauma durften; ja sie können sich im Nothfall ins Galla-gebiet flüchten. Die wichtigste Kunde ist wohl die vom Flusse Maro (Pokomoni). Er soll sich nach Krapffs Erkundigungen bei Emtotoma in die Formosa-Bucht ergießen, und nahe an 2 Stunden breit seyn. In der Regenzeit tritt er stark aus und setzt das weite Land unter Wasser, worauf dann der Reis gesäet wird und eine reichliche Ernte

liefert. An seinem nördlichen Ufer wohnen die friedlichen Pokomo, die mit den Galla gut stehen, die man an dem Flusse häufig als Handelsleute antrifft. Die Pokomo haben viele Städte bis auf 12 Tagereisen landeinwärts. Die Producte ihres Ackerbaues verkaufen sie an die Galla. Sie und die Galla trinken gern Honigbranntwein. Die Pokomosprache ist fast dieselbe mit dem Wanika und Sawahili. Sie sind nicht schwarz, aber sonst, auch in den Sitten, den Wanika sehr ähnlich. Die Sage, daß die Letztern von den Pokomo abstammen, ist nicht unwahrscheinlich. Sclavenhandel sollen sie nicht treiben. Vor Jahrhunderten sollen sie von den Galla fast aufgerieben worden seyn, die aber dann fanden, daß ihr Aussterben ihnen selbst Schaden brächte, und seitdem gute Nachbarschaft mit ihnen hielten. Dieser Pokomonifluß mit seiner Schiffbarkeit ins tiefe Innere, seinen Waldufern, seiner Freiheit vom Sclavenhandel, erschien Krapff beim Blick auf eine Gallamission mit Recht als sehr wichtig. Es war ihm immer bange gewesen vor den wandernden Galla; jetzt aber, da er unter ihnen ein ruhiges, ackerbauendes, fleißiges und friedliches Volk kennen lernte, das zum Anhalte dienen konnte, dessen Sprache er überdies schon fast verstand, sah Alles besser aus. Nun setzt er hinzu: „Ich weiß nur zu gut, wie vorsichtig man mit Pla„nen in Africa seyn muß, wie leicht sie fehlschlagen. Gott „hat diesem Strome seinen Lauf gewiesen; Er weiß auch „dessen Bestimmung, und sie wird erreicht werden, sobald „es Ihm gefällt."

Nach Takaongo zurückgekehrt, suchte er den Sonntag so still als möglich zu verleben, aber der Zudrang von Besuchenden ließ ihm keine Ruhe; daher er offen und frei vom Heile in Christo, dem Sohne Gottes, predigte, weil er wohl wußte, daß er diesen nur nennen dürfe, um Alle, die bloß Plauderns wegen gekommen, fortzuscheuchen. Der Kadi, der sehr freisinnig schien, freute sich sehr über Christi Beweisführung in Joh. 8, 39. — Mit von den Dornen zerfetzten Kleidern und ganz durchnäßt kam Krapff wieder nach Mombas.

Noch fällt in den Spätsommer 1845 ein Besuch, den Dr. Krapff mit dem öfter genannten Abdallah einer Handels-Karawane (Kafila) von Wakamba und Galla machen wollte, die sich in dem Wanikadorfe Emberria, 24 Stunden nordwestlich von Mombas, befand. Es ging über Rabbai zu Abba Korura, einem längst befreundeten Wanika-Häuptling, wo man übernachtete. Krapff mußte jetzt erst in Mikomanni die Erlaubniß der Häuptlinge zur Reise nach Emberria einholen. Dann durchzog er auch noch etliche Dörfer der Wakamba, um von Kaufleuten Näheres über den Weg ins Gallaland zu vernehmen. Er fand sie da ganz nackt. Er erzählt unter Anderem: „In „einem der Dörfer wurde ich als Arzt zu einem Manne ge„rufen, der die Augenentzündung hatte; auch predigte ich „da vor einem schnell wachsenden Haufen von Wanika von „Sündenfall und Erlösung. Als ich fertig war, wieder„holte der Kranke überraschend richtig die Hauptgedanken „meiner Ansprache: eine sehr gute Gewohnheit. Wer sich „einbildet, diese Africaner seyen zu stumpf, um die tiefen „Wahrheiten des Evangeliums zu vernehmen, der irrt sich „sehr. Nur muß man sie in bilderreicher Sprache vortra„gen, wie ja der HErr selbst hierin den Missionaren als „Muster sich gegeben hat."

Von Mikomanni ging es durch Manda, das letzte Wanikadorf, in einen öden Landstrich, der Kiriama von der Landschaft Emberria trennt. Die Dörfer hier liegen meist in dichtem Urwald von hohen Bäumen. Hier wohnen die reichsten Wanika. Sie haben den besten Boden, viel Kopal und guten Handel mit den Galla und Wakamba. Krapff sagte den Häuptlingen, er möchte das Lager der Galla zu Likoni besuchen. Ein Palawer fand statt und es wurde erlaubt. Am Abend langte er in Likoni an, und am folgenden Morgen besuchten ihn viele Galla vom Stamme Worramle, die sehr vergnügt waren, den Weißen zu sehen. Wie erstaunt waren sie, von ihm zu hören, daß er in Abessinien, von dessen Dasein sie nicht einmal wußten, Gallakinder unterrichtet hatte. — Das Lager war ein klei-

ner Haufe armseliger Hütten aus Baumzweigen. Das war die große Karawane. Doch waren viele Galla schon vorher weggereist.

Auf dem Rückwege brachte Krapff eine Nacht unter dem gastlichen Dache eines Wanika zu, wo sich um ihn viele Männer, Weiber und Kinder sammelten, um den weißen Mann zu sehen. Er plauderte mit ihm über die Sitten der Europäer. Einer fragte, ob man in Europa Fleisch esse, das Jemand von einer andern Nation geschlachtet habe, und die Antwort: „Alle Creatur Gottes ist gut, „wenn sie mit Danksagung empfangen wird," gefiel ihm wohl, und noch besser die Erklärung, daß ja alle Menschen von Einem Vater und Einer Mutter herkommen, also Brüder seyen, und daß es deshalb unbrüderlich sey, das von einem Andern geschlachtete Fleisch zu verschmähen. Die Muhammedaner redeten darein; allein das gab ihm gerade die sehr erwünschte Gelegenheit, den großen Unterschied zwischen dem Christenthum und dem Islam geltend zu machen, weil die Wanika nur zu geneigt sind, Jedermann, der an Gott glaubt, als Muhammedaner zu betrachten.

Noch bis ganz nahe an seine Krankheitszeit hin wiederholte er seine Ausflüge in die Dörfer des Festlands, in deren einem die Wanika ihn baten, bei ihnen zu bleiben, und sie Englisch und Kristos zu lehren.

Nach diesen Reisen folgte dann erst die schon geschilderte Krankheitszeit, die wir überspringen und in den März 1846 fortrücken, in welchem Dr. Krapff abermals Mombas verließ, um eine Küstenreise bis nach Melinde zu unternehmen. Er zog es vor in einem kleinen Boote, trotz aller Unbequemlichkeit, zu gehen, um nicht an der felsigen Küste hin durch ein größeres Fahrzeug theils am Landen gehindert, theils größeren Gefahren ausgesetzt zu seyn. Nach allerlei Noth gelangte er am 7. März nach Takaongo, wo er mit Mühe einen Mann vom Pokomoni-Fluß, der Muhammedaner geworden war und für einen Vertrag zwischen den Galla und Takaongo gute Dienste geleistet hatte, als Führer gewann. Zwischen Takaongo und dem bis 12 Stun-

den ins Land hineinreichenden Meereinschnitt von Killefi ging es dem niedrigen, sandigen Gestade entlang. Der Meereinschnitt reicht bis zu einer Bergreihe, in welcher das Wanika-Dorf Kauma und das Dahalo-Lager Koromio liegen. An den bewaldeten Ufern finden sich Ruinen alter Städte. Am 9. März wurde die 12 Stunden lange Bucht von Uumbo passirt, wo viel Kopal in den anstoßenden Wäldern gegraben wird. Von da ging es nordöstlich an der zerrissenen Küste von Kiburidschini, Kilamon und Kidschuitanga hin, am 10ten nach der Bay von Melinde in den großen Hafen dieser verödeten Stadt, an der Mündung des Sabaki vorbei, der nur 120 Fuß breit in der trockenen Zeit zum Meere geht, im Innern aber breit und tief seyn soll. Untergegangene Städte sind hier vom Urwald seit Jahrhunderten überwuchert. Man konnte aber zu Krapffs Leidwesen nicht landen, um sie zu suchen. Auch Melindes Trümmer sind so im „Waldesgrabe“ verborgen, daß man wissen mußte, wo sie liegen, um sie zu erkennen. Erst konnte man in dem dicht verwachsenen Wald nirgends einen Eingang finden; endlich als ein von den Affen und anderen Thieren gemachter sich fand, mußte man auf allen Vieren hineinkriechen, um sich nicht gleich durch die mächtigen Dorngewächse die Kleider in Stücken zu reißen. „Still,“ sagt Krapff, „wie Leute, die auf dem „Gebiete des ärgsten Feindes wandeln, gingen wir einander „nach; aber mir verschwand jeder Gedanke an einen Feind, „vor dem Wunsch, dieses Melinde zu sehen, das mir im „Gemüthe schwebte, seit ich Ritters herrliches Werk zu „einer Zeit gelesen hatte, da ich noch nicht ahnen konnte, „daß ich es einst sehen werde. Zuerst ging es über ebene, „dicht mit Dorngesträuch, Buschwerk und Bäumen überwach- „senen Boden, dann etwa zwanzig Fuß aufwärts, und nun „standen wir vor einer Masse zerstörter Häuser. Nie hat „ein zerstörter Ort mir einen so traurigen Eindruck gemacht, „als dieses Melinde. Ganze Steinwände standen noch, „andre waren halb, noch andre ganz zerfallen. Von einigen „Häusern sind die Wände noch so, daß man nur ein Dach

„darüber bauen dürfte, um sie bewohnen zu können. Auch „den Thürpfosten und Schwellen im arabischen Styl man„gelten oft nur die hölzernen Thüren; ja selbst die Bretter „der Thüre lagen oft wohlerhalten noch da. Viele Fenster „ließen in die öden Gemächer, die Behausung wilder Thiere, „sehen. Mitten aus den Gemächern wuchsen Bäume, so „stattlich, daß man aus Einem ein gutes Boot zimmern „könnte. Es ist ein schnellwachsender Baum, der abessinische „Daco; aber doch braucht er wohl 130 Jahre, um so hoch „zu werden. Die Zerstörung scheint aber auf mehrere Male „geschehen zu seyn. Manche Häuser sind durch Gewebe „von Dornen und Sträuchern ganz verbaut; die Elephanten „scheinen sich aber nichts darum zu kümmern, denn man „sieht ihre Spuren jenseits dieser dichten Gehege. Daß „Melinde eine große, wichtige Stadt war, würden ihre „Trümmer sagen, wenn auch die Geschichte schwiege. Die „Eingebornen, die Araber, die Portugiesen, nochmals die „Araber, und endlich die rohen Wilden sind über diesen „Boden gegangen. Wo sind sie nun? ihre Leiber schlum„mern in den Gräbern, die der Schutt ihrer Wohnungen „deckt; ihre Seelen sind vor dem Richter der Lebendigen und „der Todten. Es ist ein schauerlicher Anblick, um dieses „Leben der Natur zwischen den Trümmern der Menschen, „und erinnert an die ernsten Worte der Propheten, wenn „sie von Städteuntergang reden. Diese Städte sind wohl „oft der Fluch eines ganzen Erdtheils gewesen; aber jetzt „gilt es, Segen und Leben in die Einöde zu bringen."

Kaum von diesem Ausfluge nach Mombas zurückgekehrt, finden wir den unermüdlichen Mann schon wieder auf der Reise nach Rabbai-Mpia, wo er unter der Führung seines Abdallah am 16. April glücklich anlangte. Fast alle Männer waren abwesend; er sammelte daher um sich die alten Leute, etliche Weiber und Kinder, und sprach mit ihnen von ihrem ewigen Heil. Nachher erschienen bei ihm 15 junge Männer von einnehmendem Aussehen, mit gelbem Messingdraht an Hals, Armen und Beinen geschmückt, zu denen er über 1 Joh. 2, 16. redete; dann die

Aeltesten, die ihm die Hand schüttelten und recht herzlich nach seinem Befinden fragten. Die Jünglinge zogen sich nun aus Ehrerbietung vor dem Alter zurück. Nach den üblichen Begrüßungen bat der Häuptling um die Erlaubniß für die jungen Männer, ihren Kriegstanz vor ihm aufzuführen, worauf er aber antwortete, daß sein Beruf ihm diese weltlichen Freuden ferne stelle, und er vielmehr die unvergängliche Freude in Gott anzubieten komme. Allein die Jünglinge hatten sich inzwischen im Kreise aufgestellt und rückten nun mit Händeklatschen und den wunderlichsten Sprüngen auf das Haus heran, wobei sie sangen: „wir sind noch jung, wir werden alt." Einige alte Frauen bewegten sich mit ihnen im Takt, aber sie berührten sich nicht; die Jünglinge bleiben stets in ihrer Kreisstellung. Alle sangen nun ein eben entstehendes Loblied auf den Europäer. Auf Krapffs Bitte hörte der Tanz auf, und er sprach nun zu ihnen über die herrliche Wahrheit des Evangeliums, und erzählte ihnen daraus. Während dessen gingen die Alten weg, kamen aber dann wieder, um mit ihm zu sprechen. — Er ging nach Alt-Rabbai und dann nach kurzem Aufenthalt zu Abdallahs Hause, wo ihn Emboga besuchte, dem eben sein Sohn gestorben war. Er nahm die Wahrheit willig auf. Auf dem Wege nach der Bay hinab fand er im Hofe eines Hauses Männer und Weiber, die tanzten und trommelten, und in deren Mitte eine sehr kranke junge Frau von einer ältern gestützt stand. Man rief Krapff zu, fortzugehen, weil der Teufel seine Nähe nicht leiden könne, und ihre Austreibung nicht zu stören. Er aber erhob seine Stimme und rief, daß sie durch ihr Thun den Teufel eher herbeirufen als austreiben. Jesus Christus, der Sohn Gottes, sey der einzige Helfer, vom Himmel gekommen, um die Werke des Teufels zu zerstören. Er wies sie mit herzlichen Worten zu ihrem Heilande. Einer legte nun seine Trommel weg, sagte, er habe gehört, daß alles gut sey, was der Weiße sage, und bat ihn näher zu kommen und weiter zu reden. Er that es, versicherte, daß er den Teufel nicht fürchte, weil Jesus Christus, der Sohn

Gottes, der mächtiger sey, als der Teufel und sein Reich, sein Freund sey. Auf ihre Frage nach Christo erzählte er ihnen die Hauptzüge seines Lebens. Als er fertig war, wollte Einer seine Trommel wieder nehmen; aber auf die Bemerkung, daß sie Gott beleidigen, wenn sie diese albernen Gebräuche fortsetzen, daß wer den Willen Gottes wisse und nicht thue, doppelt gestraft werde, legte er sie wieder hin, und es blieb nun auch nach seinem Weggehen still.

Nachher kam noch ein Wanika und verlangte von Krapff, ihm etwas auf einen Papierstreifen als Amulet zu schreiben. Er setzte ihm die Nutzlosigkeit dieser muhammedanischen Betrügerei auseinander, und der Mann ging mit der Ueberzeugung weg, daß der Weiße es gut mit ihm meine. Ueberhaupt war den Leuten jetzt der Unterschied zwischen ihm und den Moslemen schon klar. Ihr Vertrauen war sichtlich gewachsen.

In Mombas, wo ihn noch einmal das Fieber befiel, konnte Krapff jetzt zwei junge Wanika bekommen, die er unterrichtete. So war der Weg zu einer Mission unter diesem Volke gebahnt, als sein längstersehnter Mitarbeiter in Mombas eintraf.

Fünfter Abschnitt.

Rebmanns Ankunft. — Besuch in Rabbai-Mpia. — Stationswahl. — Palawer. — Fieberzeit. — Mühseliger Einzug auf der Station. — Baunöthen. — Bibelarbeit. — Glaubensmuth der Missionare. — Gesegneter Anfang und Ausblick. — Mühseliges Bauen. — Die Stumpfheit der Wanika. — Der Missionar und das Kreuz. — Charakterschilderung des Volkes. — Das Muansa-Schreien. — Der heilige Palmbaum. — Friedlicher Sinn der Heiden. — Diebstahl. — Predigt und ihre Eindrücke. — Die Schule. — Die Spracharbeiten. — Ruf nach Verstärkung.

Am 20. Mai 1846 war Missionar Rebmann, aus Würtemberg gebürtig, zu Basel und London für den Missionsdienst *gebildet*, auf Sansibar angelangt, und sowohl

von dem englischen Residenten als von dem Imam sehr freundlich aufgenommen worden. Dieser Fürst zahlte sogar seine Reise nach Mombas, wo er am 10. Juni eintraf. „Welch herrlicher Augenblick unser erstes Zusammentreffen „war," schreibt Dr. Krapff, „können Sie sich denken, da ich „demselben so lange und sehnlich entgegengeharrt habe. Jetzt, „da Gott in seiner unendlichen Barmherzigkeit mir diese un„schätzbare Hülfe gesandt hat, bin ich zehnmal muthiger für „das angefangene Werk. Ich will nicht auf die Schwäche „meines Leibes sehen, die mich von Zeit zu Zeit plagen „wird. Rebmann hat meine Handschriften auf der Reise „wohl benützt; meine eingebornen Freunde waren erstaunt „über die Kenntniß der Sprache, die er schon mitbrachte."

Gleich nach seiner Ankunft machten sich die beiden Freunde auf, um nach Rabbai-Mpia zu gehen und die Erlaubniß der Aeltesten zur Niederlassung dort zu gewinnen. Mit Freuden gaben diese die verlangte Einwilligung und jegliche Zusage von Schutz und Freiheit der Bewegung. In der offensten, redlichsten Weise boten sie die Hand, so daß es Krapffs beste Erwartung übertraf, und er es besonderer Herzensleitung Gottes zuschrieb. Nun war die Zeit der Streifzüge und Versuche zu Ende, und die der regelmäßigen Arbeit begann. Rebmann war sehr erfreut, die zutrauensvolle Freundlichkeit der mit Dr. Krapff bereits bekannten Wanika wahrzunehmen. Krapff wollte, um sicher zu gehen, alle die von ihm besuchten Plätze erst seinem neuen Genossen zeigen, damit auch dessen Urtheil in der Wahl der Station mit entscheide. Allein dieser glaubte, auf des ältern Missionars Einsicht und Erfahrung mehr als auf eine schnellgefaßte Ansicht trauen zu sollen, und bestand darauf, daß Rabbai-Mpia, das Krapff vorschlug, gewählt werde. Er fand diesen Platz wunderschön. Im Westen die hohe Bergkette, vor ihr und im Süden das weite Flachland der Wakamba, im Norden das hügelige Waideland der friedlichen Wanika und im Osten das Meer. Die Wahl zwischen Tembani und Rabbai war leicht, da letzteres

höher, näher an den Wakamba und am Meere und auf der großen Straße ins Innere liegt.

„Als wir ankamen," schreibt Rebmann, „wurden zwölf „Häuptlinge zum Palawer berufen; sie setzten sich auf den „Boden, wir mit Abdallah gleichfalls, worauf Krapff mich „als seinen gleichgesinnten Freund und Mitarbeiter vorstellte, „und um dieselbe freundliche Aufnahme für mich bat, die „sie ihm hätten zu Theil werden lassen. Dies sagten sie „mit Freuden zu. Dann erst legte er ihnen unsre Absicht „vor, indem er bemerkte, er habe nun das ganze Wanika„land besucht, und sey überzeugt, daß man ihn in jedem „Dorfe aufnehmen würde; was sie bekräftigten. Rabbai„Mpia scheine ihm aber für unsern Zweck der passendste „Ort, und hier habe er auch am meisten Freundschaft ge„nossen; er frage sie daher, ob sie nichts gegen unsre An„siedlung bei ihnen hätten? Sogleich und ohne alle Be„dingungen, sogar ohne auch nur nach afrikanischer Weise „ein Geschenk zu verlangen, sagten sie: Ja! und zwar „mit Einem Herzen und Einem Munde. Sie versicherten „uns aufs stärkste ihrer Freundschaft; das ganze Land solle „uns offen seyn, wir mögen reisen, wohin wir wollen; sie „wollen uns „bei den Händen und Füßen halten" und sie „aufs Aeußerste vertheidigen: wir sollen „die Könige des „Landes seyn." Dann wurden in Reden der einzelnen „Häuptlinge noch einzelne Puncte abgemacht; und als wir „nun von Häusern sprachen, antworteten sie: „Ist auch „ein Vogel ohne Nest?" Krapff nannte ihnen zwei Hütten, „die gerade unbewohnt waren, und bat sie, dieselben aus„zubessern, bis wir uns zur Uebersiedlung gerüstet hätten, „was sie gerne zusagten. Es war herrlich, so zu sehen, „wie Krapffs Arbeit nicht vergeblich war; denn diese Wil„ligkeit, so sehr sie ein Wunder Gottes in der Wildniß ist, „muß doch auch als ihre Frucht betrachtet werden."

Noch aber sollte die Geduld der Missionare geprüft werden. Kaum nach Mombas zurückgekehrt, wurden sie Beide vom Fieber ergriffen, das bei Rebmann einen ganzen Monat dauerte. Da in langer Zeit keine Nachricht von

Rabbai kam, so eilte Krapff dorthin, um wenigstens bei einigen Häuptlingen nach den Häusern zu fragen. Aber zu seinem freudigen Erstaunen kamen mit Einbruch der Nacht alle zwölf von ihren Plantagen herbei, über eine Stunde weit durch den dichten Wald. Ihre Feldgeschäfte hatten sie bisher abgehalten; sie wollten aber gleich jetzt an die Sache gehen.

In seinem nächsten, in einer dunkeln Hütte auf den Knieen geschriebenen Briefe gab Krapff Nachricht, daß sein und seines Mitarbeiters Befinden ihnen den Muth gegeben habe, am 22. August nach Rabbai abzugehen. Aber kaum gelandet wurde er selbst in der Hütte eines Eingebornen von so starkem Fieber ergriffen, daß es zweifelhaft war, ob er die anderthalb Stunden nach Neu-Rabbai würde gehen können. Die Häuptlinge kamen zum Besuch und setzten den 25sten als den Tag des Einzugs fest. An diesem erhob sich Krapff Morgens von seinem Lager; ein kalter Schüttelfrost ergriff ihn; aber er sagte sich: „Die Mission muß anfan„gen, und sey Tod oder Leben die Folge; ich kann jetzt „nicht auf Krankheit achten.“ Mit diesem Entschluß und innerlichem Seufzen zum HErrn wandelte er neben Rebmann, der gleichfalls so schwach war, daß er kaum den Weg zu Fuße machen konnte. Sie beschlossen daher, im Reiten ihres einzigen Esels abzuwechseln. Aber nach einiger Zeit war Krapff rein außer Stande, zu gehen, und mußte sich des Thieres allein bedienen. Unter heftigen Schmerzen kam er den steilen Berg hinan, und Rebmann schleppte sich mühselig mit. „Kaum wird je eine Mission „so schwächlich angefangen haben,“ schreibt Krapff; „aber „so sollte es seyn, damit wir uns nicht unsrer selbst rühm„ten, und damit unsre Nachfolger die Umstände des Anfan„ges wohl im Auge behalten. Der HErr wollte uns prü„fen, ob wir eignes Wohlseyn und Leben, oder Seine Sache „und Ehre höher stellten. Kein natürliches Auge erkennt „diesen Gottesplan. Jedermann würde uns für wahnsinnig „gehalten haben; aber wir wußten, daß kein wahres Got„teswerk je vollbracht wurde oder vollbracht werden wird,

„es seyen denn erst seine menschlichen Werkzeuge durch große „Leiden gegangen."

Nach der Ankunft wurden sie von den Häuptlingen bewillkommt, die dann Krapff einige Stunden schlafen ließen und dann erst wieder zusammen kamen, um den Tag zum Hausbau anzuberaumen. Sie wollten nämlich selbst bauen, und die Missionare boten ihnen dafür bestimmte Bezahlung. Einige Tage nachher fing auch wirklich das Herschaffen von Baustoffen an, aber so langsam, daß es lange dauern mußte, bis das Haus fertig war. Endlich am 16. Sept. war das Haus unter Dach, und damit die Arbeit der Wanika gethan. Das Haus war 24 Fuß lang, 18 Fuß breit, und mußte nun noch mit Lehm bestrichen und sonst noch bequem gemacht werden. Es lag auf einem Aussichtspunkt, wo man das Castell und die Schiffe im Hafen von Mombas sehen kann, 1000 — 1200 Fuß über dem Meere, was sich in der Wirkung der guten Luft auf die angegriffene Gesundheit der Missionare alsbald zu fühlen gab. Dazu half freilich auch, wie Krapff sagte, das Brechen und Hauen der Steine, das Fällen und Zuschneiden des Holzes, was sie thun mußten, weil die Wanika bei allem guten Willen doch Alles krumm und armselig gemacht haben würden. Er sagt in heiterem Witz: „Hätten Sie uns „in unsern schmutzigen und zerrissenen Kleidern, mit unsern „Wunden von Dornen und Steinen, in unserm ganzen Auf„zuge gesehen, wir wären Ihnen gewiß nicht wie geistliche „Herren vorgekommen. Aber man muß sich Alles gefallen „lassen, um des HErrn Werk zu treiben. Unsre Herzen „waren fröhlich in dem HErrn, und sogar mehr als in „ruhigen Zeiten." Aber nicht blos im Steinbruch der Wanikaberge mühte sich der Missionar; auch in denen der Sprachen brach er Quader für Quader aus, um den Bau der Bibelübersetzung aufzuführen. Dazu half ihm ein Mann von der Pohomo-Nation, der alle nöthigen Kenntnisse dazu besaß. Viele Bücher des Neuen Testamentes hatte er in das Sawahili übersetzt, so daß fast das ganze fertig war. Seine Wörtersammlung in verschiedenen Sprachen war

fortgeschritten. Der Sinn der Missionare war aber auch der, welcher unfehlbar Gottes Segen herbeizieht. Krapff drückt ihn mit den Worten aus: „Denken Sie nicht an die „Opfer, die in diesem glorreichen Kampfe fallen oder leiden „mögen; gehen Sie nur voran, bis Ost- und West-Africa „in den Banden der Liebe Christi eins sind. Wenn wir „auch nicht so lange leben, so werden wir uns doch im „Himmel freuen, wenn wir vernehmen, daß die Nachfolger „der jetzigen Committee und ihrer Missionare den Satan „aus Africa getrieben haben durch das Blut des Lammes „und das Wort ihres Zeugnisses."

Diesem muthvollen Glauben kam seine Erhörung von Gott schon darin, daß beide Missionare im ganzen ersten Jahre ihrer Arbeit von schwereren Krankheitsanfällen nicht zu leiden hatten. Bei Krapff allerdings zeigten sich Nachwirkungen seiner starken Fieberanfälle vom vorigen Jahre, die befürchten ließen, daß er ohne ärztliche Hülfe nicht in die Länge werde bleiben können. Im Ganzen aber freuten sich beide des Segens Gottes in der glücklichen Lage ihrer Arbeitsstätte, und Rebmann konnte mit der ganzen Frische ungeschwächter Kraft arbeiten. Das Klima wenigstens, versicherten sie, sey in dieser Höhe der Wanikaberge kein Hinderniß im Wege ostafricanischer Missionsarbeit, indem jeder Europäer da gut leben könne. Tiefer im Innern, das wußten sie nun, steigt das Land noch bedeutend höher hinan, und muß daher noch gesunder seyn. Den größern Theil des Jahres trugen sie in Rabbai ihre wärmsten Kleider, weil es ordentlich kalt war. In Hinsicht der Möglichkeit, von dem gewonnenen Puncte aus weiter zu dringen, hieß es in einem der Briefe (vom December 1846): „Jeder „wahre Freund des Reiches Christi muß sich dieser Mission „freuen, weil sie der erste Schritt zum Vorrücken ins Herz „Africas ist. Wir haben einen festen Punct gewonnen, von „wo die unerforschten Gebiete des innern Africa besucht, „und — was die Hauptsache ist — von wo das tausend„jährige Bollwerk des Satans dort durch die Boten Christi „angegriffen werden kann."

Wie mühevoll es aber war, diesen Punct nur einigermaßen zu einem festen zu machen, zeigte schon die kraftverzehrende Arbeit, welche besonders der hierin gewandte Rebmann nur auf den Bau der Wohnhütte verwenden mußte. Er sagt in seinem Tagebuche:

„9.—13. October 1846. Seit lange hatte ich zu thun, „um zwei Seitenpfosten und eine Schwelle für eine Thüre „zu machen, die wir aus Mombas kommen ließen. Ich „mußte 2½ Fuß tief graben, um die Pfosten fest zu ma„chen. Ungeduld und Muthlosigkeit wollten sich meiner be„mächtigen, wenn ich auf Steine stieß, die ich fast nicht „wegschaffen konnte, während die Sonnenhitze mich fast dar„niederdrückte. Das harte Holz, woraus ich Pfosten und „Schwelle machte, gab mir auch viel zu schaffen. Wie oft „dachte ich an 5 Mos. 8, 2.

„16. October. Heute durften wir durch Gottes Gnade „die Missionshütte zu Rabbai-Mpia beziehen, und so die „Frucht unserer harten, mühseligen Arbeit genießen. Ein „ganzes Heer von Schwierigkeiten hatten wir bei unserem „Bauen zu überwinden, und zwar mit den armseligsten Mit„teln, so daß wir in Geduld und Ausdauer auf schwere „Proben gesetzt wurden. Wenn wir arme und schwache „Arbeitsleute mit so mangelhaften Werkzeugen eine Hütte „für die Sache des HErrn zu Stande brachten, so dürfen „wir nun in demüthiger Zuversicht hoffen, daß Er, der all„weise Baumeister, sich ein geistliches Haus unter diesem „Volke zurichten wird, und zwar durch uns elende Werk„zeuge Seiner Hand. Möge dieser Rabbai-Berg ein Zion „für Ost- und Mittel-Africa werden, von dem das Gesetz „des HErrn und das Evangelium unsers Heilandes Jesu „Christi ausgehe zur Rettung Vieler, die noch in Finsterniß „und Schatten des Todes sitzen."

Diese Nachrichten ließen in England darauf denken, den Missionaren bald ein gezimmertes Haus nach Africa zu senden. Im December bauten sie noch eine kleinere Hütte als Küche, Stall und Vorrathshaus. Weil die Wanika so träge und verzüglich waren, mußten die Missionare Alles

durch einen Sawahili besorgen lassen. „Denn," sagt Rebmann, „jetzt ist die Jahreszeit, die sie von der Arbeit auf „den Pflanzungen frei spricht und ihnen sehr viel Tembo „gibt. Fast täglich kommen sie in einem der Dörfer zusam„men, berauschen sich und brauchen dann Zeit, um sich aus„zuschlafen. Wenn wir sie um Holz ansprachen, so ant„worteten sie: „morgen"; aber es kam nicht. Das kostbare „Heute kennen sie nicht. Mögen sie doch das Heute für „ihr Heil nicht versäumen, sondern des HErrn Stimme „hören."

Im Herbst 1847 kam das Bauen wieder. Krapf meldet darüber: „Wir haben eine Hütte zum Gottesdienst „gebaut, die 60—80 Personen faßt; aber außer unsern „Schülern kommen nur Wenige. Am ersten Sonntag, nach„dem sie fertig war, setzte ich etwa 12—15 Leuten aus„einander, wozu wir dieses Haus gebaut haben; da fragte „mich ein Mann aus dem Nachbardorfe Dschembeni, was „wir den Wanika zu essen geben wollen, wenn sie jeden „„großen Tag" (Sonntag) hieher kommen sollen. Das „war für den Einweihungstag unserer Hütte eine nieder„schlagende Frage; aber wir trösteten uns mit dem HErrn, „der oft seinen Zuhörern vorhalten mußte, daß sie Ihn mehr „um irdischer Speise, als um des ewigen Lebens willen „suchen. Das zerstreute Leben der Leute steht uns sehr im „Wege. Selbst die, welche ihre Häuser hier im Dorfe ha„ben, sind den Tag über auf ihren entlegenen Feldern. Erst „müssen wir sie durch Besuche bei allen Familien von Haus „zu Hause vorbereitet haben, ehe sie zu unsern Gottesdien„sten kommen werden."

Auch einen Backofen mußte Rebmann bauen, um gesundere Nahrung zu verschaffen. Er sagt unter Anderm: „Heute brachte ich das Gestell zu einem Schleifsteine zu „Stande und schliff die letzte Axt, die wir noch von Eng„land mitbekamen. Bald sammelte sich ein Haufen Leute „um mich und staunte an, was ich that. Sie reiben ihre „Beile an Steinen, um sie zu schleifen, und nun rieb sich „der Stein an der Axt. Da die Hiebe des Steinhauers

„am Schleifstein noch sichtbar sind, so meinte Dschindwa, „das sey eine Geheimschrift, bis ihm Dr. Krapff sagte, „was es sey."

Eine andere Noth machten die muhammedanischen Knechte, ohne die sie nicht seyn konnten, und die doch so unzuverlässig waren. Krapff sagt darüber: „Wäre jedes „Kreuz und jede Schwierigkeit weggeräumt, so möchte ich „nicht hier bleiben. Denn wenn Alles glatt und nach un„sern Wünschen geht, so geschieht nichts. Nein, der Mis„sionar und das Kreuz gehören zusammen. Ohne Kreuz „wird der Missionar ein vornehmer Herr, verliert seine Sal„bung von Oben und sucht äußere Bequemlichkeit. Möge „der HErr uns und alle Missionare vor diesem elenden „Loose behüten, das der sicherste Weg zu Namenchristenthum „und geistlichem Abfall ist. Lieber einen Regen von Krank„heit, Hunger, Kerker und allen andern Leiden, als mein „geistliches Leben in der Mission verlieren."

In dieser täglichen Nähe bei den Wanika sah nun freilich Dr. Krapff, was ihm nicht unerwartet, aber schmerzlich war. Seine frühern Zusammenkünfte mit den Wanika waren für diese eine Art festlicher Zeiten gewesen; sie hatten sich im möglich-schönsten Lichte gezeigt, und dem Fremden so freundlich als möglich zu begegnen gesucht. Jetzt erblickte er sie mehr zusammenhängend im Alltagsleben, und mußte sagen: „Sie suchen das Ihre, und nicht was Jesu Christi „ist", was aber natürlich nur eben hieß: sie sind Heiden. „Der Bauch ist ihr Gott", sprach er jetzt mit noch mehr Nachdruck, als früher, aus. Hören wir die nähere Schilderung, die er im November 1846 gibt: „Im Ganzen sind „die Wanika ein lügenhaftes, geschwätziges, trunksüchtiges, „abergläubisches, selbstisches und ganz irdisch gesinntes Völk„lein. Sie mögen die Predigt von Christo nicht anhören, „wenn sie ein wenig länger dauert; aber zu unnützem Ge„plauder können sie einen ganzen Tag zusammensitzen. Nur „wenn man von himmlischen Dingen eine Viertelstunde, oder „gar eine halbe Stunde lang redet, so laufen sie fort oder „fangen an, von Anderem zu reden. Es gibt Ausnahmen,

„aber im Durchschnitte sind sie steinhart. Gestern sagte ein „Emnika (in der Mehrzahl: Wanika): „Ihr Europäer „brauchet Christum, wir brauchen Ihn nicht.“ Es war der „Vater eines Knaben, der mir gesagt hatte, er fürchte sich „beim Einkauf der Kokosnüsse für mich zu betrügen, weil er „Christum beleidigen würde, wenn er eine Lüge sagte. Es „wird viel Geduld, Ausdauer, erbarmende Liebe und unab- „lässiges Gebet brauchen, ehe wir irgend eine wahre Frucht „sehen, obwohl der Name Christi schon in Vieler Munde „ist. Der Eine denkt so, der Andere anders von Christo. „Manche erkennen in Ihm einen göttlichen Gesandten, wie „Muhammed; Andere fassen etwas davon, daß er vom „Himmel kam, um die Menschen zu versöhnen; noch Andere „mischen die neuen christlichen Ideen mit abergläubischen „oder weltlichen Anschauungen. Ein Knabe fragte: „ist es „nicht Christus, der euch Geld und Kühe gibt?“ — An- „fangs erwarteten die Wanika viel von uns. Sie hielten „uns für reiche Leute, die um nichts ihre Sachen hergeben. „Aber statt dessen predigen wir eine Lehre, die den Weltsinn „verdammt und Buße zu Gott und den Glauben an den „HErrn Jesum Christum fordert, um dem ewigen Feuer zu „entrinnen. Das ist nun ganz gegen ihren Sinn und Plan. „Wir haben uns zum Gesetz gemacht, keine unnöthigen Ge- „schenke zu geben. Damit war es mit der Bettelei aus. „Wir sagen ihnen, sie haben ihre Felder, wovon sie leben „können; wir haben keine, müssen also unsre Nahrungs- „mittel kaufen. Wir können daher unser Geld nicht weg- „werfen. Das macht sie gewöhnlich stille.“

Rebmann schreibt vom October 1846: „Dschindwa „kam von einer Begräbniß nach Hause, was Dr. Krapff „veranlaßte, von Dem zu sprechen, der den Tod für uns „überwunden habe. Der Häuptling fragte, ob Christus „auch für den Leib sorgen werde. Sie denken an gar nichts „Anderes, als an die Befriedigung leiblicher, fleischlicher, „irdischer Begehrungen. — Nachher kamen neun Aelteste zu „uns und baten um ein Geschenk nur für sich, da sie ja „vom andern Volke verschieden seyen. Da wir ihnen wirk-

„lich für unsern Häuserbau mehr verpflichtet sind, als An„dern, so gaben wir ihnen das Geld, um eine Ziege zu „kaufen, die sie auch gleich mit einander verzehrten; denn „nichts geht ihnen über einen Schmaus."

Einen andern Zug des dortigen Heidenthums schildert Krapff (Juni 1847): „Die ganze Macht Satans ist in dem „sogenannten Schreien der Muansa vereinigt." Diesen Gebrauch malt Rebmann so: „Früh Morgens hörten wir in „einiger Entfernung im Walde in Absätzen ein summendes „Getöne. Am Mittag sahen wir das Instrument, welches „sie hervorbringt. Die Kinder macht man glauben, es sey „ein wildes Thier. Die Häuptlinge zogen in Reihen da„her und lärmten an unserm Hause vorbei. Man ließ das „Instrument auf den Boden nieder, um es tönen zu lassen. „Es scheint aus einem Theil eines Kokospalmstammes zu „bestehen, der ausgehölt und an beiden Enden wieder ge„schlossen ist. An einem Ende geht ein Strick heraus, an „dem man ein wenig zieht und ihn dann wieder fahren „läßt, um den summenden Ton hervorzubringen. Das In„strument ist etwa 5 Fuß lang und hat einen Fuß im „Durchmesser. Der Lärm ist furchtbar, und ganz dem „wahnwitzigen Gebahren der Wanika dabei angemessen. Nur „alte Leute und Häuptlinge dürfen an diesem schauerlichen „Feste Theil nehmen, das in Tanzen, Schreien und Herum„ziehen besteht. Das Ganze schließt mit einem Schmause „und geheimen Gräueln, die wir noch nicht ausfindig mach„ten, weil jeder Theilhaber durch einen Eid zum Schweigen „verbunden ist. Bei diesem Anlaß werden die Landesan„gelegenheiten, z. B. Einfälle ins Ukuafi- oder Galla-Land „und anderes Politische berathen. Die Zauberer sprechen „ihren Fluch oder Segen und bestimmen das Schicksal des „Jahres, die Fruchtbarkeit desselben. Sobald die Muansa „erschallt, muß sich Jedermann verbergen. Kein junger „Mann, kein Weib würde wagen, außerhalb ihres Hauses „zu bleiben, weil sie unfehlbare Strafe träfe. Wir haben „uns zuerst geweigert, uns diesem zu unterziehen, und ge„gen dieses Werk der Finsterniß gezeugt. Wir ließen ab-

„sichtlich die Thüre offen und setzten unsre Arbeit fort, auch „wenn sie außer dem Hause war. Da kamen die Häupt-„linge und klagten, daß wir die Sitten ihrer Väter über-„träten; sie verlangten eine Geldstrafe von uns, um die „Wanika zu befriedigen. Ich stand auf und erklärte, wir „seyen gekommen, ihnen an Gottes Statt zu sagen, daß sie „sich von ihren Götzen zum lebendigen Gotte wenden, für „ihre bösen Worte und Werke Buße thun, und sich durch „Jesum Christum mit Gott versöhnen lassen. Wenn ihr „gegenwärtiges Thun an sich gut wäre, so würden wir „gerne gehorchen; aber lieber wollten wir sterben, als ihnen „in etwas zu Willen seyn, das Gott hasse, und wofür Er „sie in der Ewigkeit strafen werde. Wir werden ihnen also „für die vermeintliche Uebertretung nichts geben. Wollten „sie uns strafen, so müßten sie uns unser Eigenthum mit „Gewalt wegnehmen. — Sie gestanden zu, daß ihre Sitte „nicht gut sey, aber sie komme von den Vätern her, und „sie können sie nicht brechen. Die Muhammedaner verber-„gen sich doch auch, wenn sie die Muansa hören; warum „wir nicht das Gleiche thun wollen? Ich antwortete, wir „seyen keine Muhammedaner; diese seyen so schlecht als die „Wanika. Damit war Alles zu Ende, und wir blieben „fortan unbeschwert."

Noch ein Aberglaube der Wanika kam zu Tage, als die Missionare einen Kokosbaum umhauen wollten, der ihnen die Aussicht verdeckte und im Garten sonst hinderlich war. Als sie den Eigenthümer des Bodens um Erlaubniß dazu baten, erklärte dieser, es sey eine Sünde, einen Kokosbaum umzuhauen. „Wir zeigten ihm," heißt es in einem Briefe, „wie thöricht diese Meinung, und daß es vielmehr „eine Sünde sey, sich im Palmwein zu betrinken. Wir bo-„ten den doppelten Werth des Baumes an; aber umsonst. „Jetzt beschlossen wir, einen Schlag auf diesen Aberglauben „zu führen, hieben ohne Umstände den Baum um, erklärten „dann dem Häuptling, wir haben es gethan, weil sie fälsch-„lich meinen, der Mulungu (Gott, Himmel) würde sicher „den strafen, der es thäte, und boten Bezahlung an, die

„auch angenommen wurde, ohne daß Jemand nur ein Wort „weiter sagte.“ Aehnliche feste Schritte der Missionare führten dahin, daß die Weiber der Wanika anständiger erscheinen mußten, und daß mehrere arme Personen, die man besessen glaubte, nicht gequält werden durften.

Dieser Schattenseite treten aber doch auch einige Lichtpuncte gegenüber. Ein Emnika war durch zwei Wakamba, die längst in Feindschaft mit ihm lebten, verwundet worden. Die jungen Leute von Rabbai waren wüthend und wollten auf der Stelle einen Einfall in ein Wakambadorf machen. Der mit den Missionaren näher befreundete Häuptling aber hielt sie mit viel Charakterkraft und Klugheit davon ab. Er hielt ihnen vor, es sey jetzt Erntezeit; Rabbai-Mpia sey nicht in gutem Vertheidigungsstand; der Verwundete könnte sich erholen, und dann sey es nicht recht, das Blut der Wakamba zu vergießen; überhaupt sey es besser, Blutgeld zu empfangen, als die Sachen noch schlimmer zu machen. Als die Missionare ihm ihre Freude über seine Handlungsweise zu erkennen gaben, versprach er Alles für den Frieden zu thun. Es ist überhaupt die Art dieser Stämme, ehe sie es zum Kriege kommen lassen, das Mögliche für friedliche Ausgleichung zu versuchen. Der Schuldige sollte 15 bis 20 Kühe an den Verwundeten zahlen, und wenn er arbeitsunfähig würde, auch noch eine Sclavin geben. Die Missionare leisteten dem Verwundeten alle Hülfe, wofür sie den Vortheil hatten, viele Leute zu sprechen, da die Wanika oft weit her kommen, um ihre kranken Freunde zu besuchen.

Doch sollte ihre Freude über die guten Seiten des Volkes, unter dem sie arbeiteten, nicht lange ungetrübt bleiben. Sie waren durch Freunde in England und in Bombai mit einem ziemlichen Vorrath verschiedener Nahrungsmittel versehen worden, als in einer Nacht ein Dieb in ihre Hütte brach und ihnen Reis, eine Anzahl Flaschen Bier und Essig, nebst einigen Geräthschaften stahl. Die Missionare selbst fanden darin, wie sie sich ausdrückten, eine demüthigende Lehre, weil sie sich zu sehr über den neuen Vorrath gefreut hatten, und Gott ihnen nun zeigte, daß Er ihn wegnehmen

lassen könne, auch wenn sie ihn schon sicher geborgen glauben. Sie mußten nun an der lange erprobten Ehrlichkeit der Wanika, die bisher ihnen nicht das Geringste entwendet, ja Verlorenes mit aller Gewissenhaftigkeit ihnen zugestellt hatten, zweifelhaft werden — als es sich zu ihrem großen Troste herausstellte, daß die Diebe muhammedanische Sawahili waren, von denen sie auch nachher einen Theil des Gestohlenen wieder bekamen.

Wir haben noch nicht auf die Predigt des Evangeliums näher hingeschaut, wie sie nun von Krapff hauptsächlich, während Rebmann den Bauarbeiten oblag und eine kleine Schule pflegte, getrieben wurde. Vom 27. September 1846 schreibt Rebmann: „Heute, am Sonntag, predigte „Krapff frühmorgens das Evangelium einigen unserer Nach„barn, die sich vor unserer Hütte versammelt hatten, um zu „plaudern, wozu sie sehr viele Neigung haben. Es ist da„her schwer, einen ernsten Eindruck auf sie zu machen, weil „sie die geistlichen Dinge eben so gern in nichtiges Geschwätz „verwandeln, wie die weltlichen Sachen."

Später sagt Krapff: „Unsre Missionsarbeit besteht „hauptsächlich in der Predigt vor den Wanika und Wa„kamba, die uns besuchen. Sie kommen jetzt freilich seltener, „weil sie während der zweiten Regenzeit (November) sehr „viel auf dem Felde zu thun haben; sonst aber kommen „viele an ihrem sogenannten Ruhetag, der alle vier Tage „eintritt, an dem sie das Feldgeschäft unterlassen und Ande„res treiben, besonders aber essen und trinken, und die Zeit „unnütz verplaudern."

Im December meldet Rebmann: „Ein Heide, der das „Evangelium von Krapff gehört hatte, fragte, ob es Christo „lieb seyn würde, wenn er Ihm eine Kuh opferte? Auf „die Antwort, wir brauchen Christum nicht erst zu versöh„nen, der im Gegentheil uns mit Gott versöhnt habe, und „Er bedürfe keiner Opfer, als der Hingabe unserer Herzen, „gab er sich zufrieden. Ein Anderer meinte, Christus werde „wohl ein böser Geist seyn, dem man Hühner opfern müsse, „um Krankheit und andere Uebel abzuwehren." Es war

wenigstens einmal zum Fragen nach Christo gekommen, und es konnte daraus noch etwas Besseres werden. In voller Glaubenskraft redet Krapff später (März 1847) so: „Jetzt „noch sind unsre Wirkungen schwach und unbedeutend; aber „ich blicke mit froher Glaubenszuversicht auf schönere Tage „hinaus, die uns und unsern Freunden blühen werden. Erst „wenn einmal der HErr seinen Geist über das Werk un„serer Schwachheit gießt, werden die wahren Früchte unserer „jetzigen Kämpfe zu Tage kommen. Gerade die vielen Lei„den von Außen und Innen, die uns treffen, sind mir ein „Zeugniß, daß unsere Arbeit nicht vergeblich seyn wird. „Wir selbst müssen erst in den Staub gebeugt seyn und jede „Noth getragen haben, ehe der HErr dieser armen Heiden „sich erbarmen und unser Wort an ihren Herzen segnen „kann. Nie wollen wir verzweifeln oder müde werden, son„dern in Schwachheit und in Kraft unser Werk nach dem „Willen unsers herrlichen Meisters fortsetzen. Bis jetzt ha„ben die Wanika gar nichts Feindliches gegen uns gezeigt; „im Gegentheil, es würde ihnen, wie der Scheikh heute er„klärte, leid thun, wenn wir weggingen. Als sie neulich „ihre Jahresfeste feierten, erklärten sich Manche willig, diesel„ben aufzugeben, weil ich sie für ein Werk der Finsterniß „erklärt habe, das ins ewige Feuer gehöre. Mein stetes „Anliegen ist es, diese armen Heiden mit der unendlichen „Liebe Christi bekannt zu machen, der für unsre Sünden „litt und starb, weshalb wir nicht mehr den Fürsten der „Finsterniß lieben sollten. Das mitleidsvolle Vorhalten des „Todes Christi macht immer Eindruck; nur dauert er bei „dem leichtsinnigen Wanika nicht lange. Ich predige oder „erzähle ein Gespräch, wo ich kann, den Leuten allen, die „in meine Hütte kommen. Außerdem arbeite ich an meinem „Wörterbuch der Wanika-Sprache, und an Schulbüchern „und Bibelübersetzung. Sünde und Gnade sind stets die „Angelpuncte meiner Gespräche, indem ich sie auf ihr Sün„denverderben und ihre Knechtschaft der Finsterniß hinführe, „sie aber auch zum Lamme Gottes weise. Bekehrungen „habe ich davon noch keine erlebt; aber die Leute wachsen

„an Kenntniß, die der Geist Gottes zu rechter Stunde in „den Herzen lebendig machen kann."

Die Schule war sehr klein; nur aus drei Knaben bestand sie, deren einer der Sohn des Häuptlings war, der ihn selbst mit der Bitte um Unterricht brachte. — Es war schwierig, sie voran zu bringen, weil sie wegblieben und kamen, wenn es ihnen beliebte, und wenn sie gerade etwas auf den Pflanzungen zu thun hatten oder nicht. Auf die Schularbeit werden die Missionare von den Eingebornen selbst gewiesen. Als Krapff einmal bei zufälligem Begegnen mit dem Häuptling von den sündhaften Gebräuchen der Wanika redete, gab dieser zur Antwort: „Die Erwachsenen werden dich nicht hören; aber du mußt die Jungen „unterrichten, wie meinen Sohn und Andere." Gern hätten sie noch mehrere Knaben aufgenommen, allein sie hatten keinen Raum dazu, und dachten dann, lieber die Wenigen rascher zu fördern — wie denn auch der begabte Häuptlingssohn schnell lesen und schreiben lernte — um bald Gehülfen an ihnen zu gewinnen, die ihren Volksgenossen wenigstens den einfachsten Unterricht geben könnten. Erst wollten sie ein lesendes Volk haben; dann die Bibel, um der Predigt festen Halt zu geben. Dennoch hob sich die kleine Schule bald auf fünf regelmäßigere Schüler, zu denen noch einige unsichere kamen. Die Knaben hatten zu Hause gar keine Ermunterung. Die Eltern wollen sie bei der Feldarbeit nicht entbehren; man konnte ihnen daher hie und da ein kleines Geschenk, ein Messer, eine leere Flasche, nicht abschlagen, wenn sie darum baten, um ihnen Muth zu machen. Aber es war doch jetzt ganz anders, als im Anfang, da sich Kinder den Missionaren gar nicht nähern wollten, weil sie glaubten, diese wollen sie verkaufen oder krank machen, oder gar tödten.

Für seine schriftlichen Arbeiten fand Krapff nach langer Zeit einen Wanika, der sich dazu hergab, sein in Mombas gefertigtes Wörterbuch der Wanika-Sprache (Kinika) ihm verbessern zu helfen. Die armen Leute glaubten nämlich, sich der größesten Gefahr auszusetzen, wenn sie sich mit

Büchern und Schriften in Berührung bringen ließen. Dies ist auch leicht begreiflich, wenn man an die betrügerische Gewinnsucht der Muhammedaner denkt, die hier, wie in West-Africa, ihre etwas höhere Gesittung dazu benützen, den Aberglauben der Eingebornen dadurch auszubeuten, daß sie mittelst Büchern gewisse Zauberformeln sprechen oder Amulette schreiben, wodurch den armen Leuten Buch und Schrift nur als gefährliches Zauberwesen bekannt werden. Als nun die Wanika sahen, daß der Eine, der es gewagt hatte, für gute Belohnung diesen Wahn zu durchbrechen, ganz unbeschädigt blieb, so faßten noch Mehrere den Muth dazu, und die Arbeit am Wörterbuch schritt rüstig voran. Auch ein kleines Lesebuch nach dem Heidelberger Katechismus wurde gefertigt. Es lag Dr. Krapff sehr viel daran, bald etwas zu haben, das die Knaben zu Hause vorlesen könnten. Er gedachte daher, dieses erste Lesebuch in lateinischen Buchstaben in Bombai drucken zu lassen. Auch Lieder übersetzte er in die Kinika, und Rebmann lehrte die Knaben dieselben singen, indem er sie mit der Clarinette begleitete. Das Evangelium Lucä in dieser Sprache war gleichfalls fertig. Die Arbeit an der Sawahili-Sprache legte Krapff inzwischen zurück, weil, um sie durchzuführen, mehr freie Zeit zu gründlicher Vergleichung mit dem Arabischen und den ost-africanischen Sprachen erfordert wurde.

Die Mittheilungen um jene Zeit (1847) von diesem Missionsfelde schlossen mit der dringenden Bitte um weitere Verstärkung, weil Krapff's wankende Gesundheit die Nothwendigkeit immer näher zeigte, um ihrer Stärkung willen nach Europa zu gehen, was aber auch der Druck der schon genannten Schriften zu fordern schien. Auch abgesehen davon war es wünschenswerth, daß unter den Wakamba eine Station bald möglichst errichtet werde; und noch weiter ins Innere Africas gingen jetzt, wie von Anfang an, Krapff's Wünsche und Hoffnungen.

Sechster Abschnitt.

Glaubensblick über die Mission. — Heimreise und Schwierigkeiten. — Die armen Weiber. — Die Kinder zu Bunni. — Der Koma. — Gebetsfunke. — Weihnachtslied. — Das weite Feld. — Reiseentschluß. — Hindernisse von Menschen. — Die Reise nach Tacta. — Die Fahrt am Galla-Lande. — Zukunftsblicke. — Englands Name als Vernichter der Sclaverei. — Der Missionar und die Politik. — Wo fehlt es in der Heimath? — Die Versunkenheit der Wanika. — Neuer Gesichtspunct der Station. — Hoffnung des Glaubens für die Wanika. — Der Krüppel Mringa. — Usambara. — Der Löwenkönig. — Heidenpredigt. — Reise nach Dschagga. — Umkehr und zweiter Versuch. — Nöthige Hülfe. — Ehrhardt und Wagner. — Todesernte und Todesfrüchte. — Die göttlichen Vorbereitungen in Ostafrica. — Spracharbeiten. — Plane. — Krapff in Europa und Rückkehr.

Eine Uebersicht des ganzen Standes der Mission, und eine Schilderung ihrer Aussichten gibt ein Brief Dr. Krapff's vom Anfang des Jahres 1848:

„Wir danken demüthig Gott in Jesu Christo, daß Er „die Herzen der Committee geneigt machte, unter dem schwie„rigen Anfang dieser Mission uns zu tragen und uns zur „Fortsetzung unsers Werks in Geduld und Glauben zu er„muthigen. Wir können mit Samuel freudig sagen: „Bis „hieher hat der HErr geholfen.“ Aber zugleich wollen wir „uns nicht verbergen, daß noch größerer Kampf uns be„vorsteht. Wahr ist es, wir haben im Bau unserer Hütte „und im Suchen des Zugangs zu diesen tief gesunkenen „und befleckten Heiden viel durchgemacht; aber was ist das „Alles gegen den Geisteskampf und den Schlag, den wir „gegen ihren Fleischessinn noch zu erwarten und zu führen „haben; gegen die Macht des Satans, der sie gefangen „hält? Die große Hauptsache, Bekehrung der Seelen von „der Finsterniß zum Licht, von der Gewalt des Satans zu „Gott, ist noch zu thun. Aber wenn wir glauben, so wer„den wir auch da die Herrlichkeit Gottes sehen. Wir wer„den noch einige Zeit wie Blinde seyn, die ganz vom Führer

„abhängen; aber indeß wir nichts sehen, und vielleicht seuf-
„zen und weinen, weil wir unsre Kraft vergeblich aufwen-
„den, wird der gute Same im Boden arbeiten. Es kann
„sogar kommen, daß die Leute uns hassen, weil das Licht,
„das wir in ihre Finsterniß scheinen lassen, ihr tiefes Ver-
„derben und ihre Fleischeslüste kund macht. Aber wie auch
„der HErr unsern Glauben und unsere Geduld prüfen mag,
„wir wollen nie auf den äußern Anschein sehen, sondern
„Ihn versuchen, indem wir die Offenbarung Seiner Herr-
„lichkeit erwarten und Ihm keine Ruhe lassen, bis durch
„Glaubensarbeit und Gebet eine kleine Seelenschaar zu den
„Füßen des Lammes liegt, das für sie und uns geschlachtet
„ist. Es ist ja das große Privilegium der Kinder Gottes,
„daß, wenn sie Ihn um etwas nach Seinem Willen bitten,
„Er sie erhört. Der lebendige Glaube muß siegen, und
„zuletzt über Gott und Menschen triumphiren. Aber dieser
„Glaube erwächst im Menschenherzen nur unter großen
„Nöthen, in vieler Selbstverläugnung und täglicher Trübsal.
„Da nur kann der Geist Gottes in uns den Entschluß we-
„cken, entweder in unsrer Arbeit zu sterben, oder Seinen
„mächtigen Arm geoffenbaret, Seinen Geist über die Todten-
„gebeine ausgegossen, und Satans Reich angegriffen und
„gestürzt zu sehen. Wir müssen die Geburtswehen einer
„neuen Nation ertragen, bis Christus in ihr gestaltet ist.
„Unser ganzer innerer Mensch, ja Leib und Seele müssen
„nur auf Eines losarbeiten, sonst bringen wir nimmermehr
„ein ganzes wildes Volk aus seiner Schmach und Befleckung
„heraus.

„Mein lieber Bruder Rebmann, dieser mein treuer Jo-
„nathan, hat jetzt an drei Orten Schulen, wo Knaben und
„Mädchen sich um ihn sammeln; oft setzen sich die Alten
„unter sie, um auch das Alphabet zu lernen. Die meisten
„Kinder sind noch sehr unordentlich im Kommen; sie fra-
„gen mehr nach weltlichen Dingen, als nach Unterricht.
„Aber wir freuen uns doch über ihre Willigkeit und über
„ihre guten Gaben.“

„Im Verkehr mit den Eingebornen über das Eine, was „noth ist, finden wir, daß die Frauen mehr geneigt sind, „als die Männer, Gottes Botschaft zu hören. Um die Zeit „der nordöstlichen Monsun sind die Männer, weil sie auf „ihren Feldern nichts zu thun haben, nur mit Trinken, „Schmausen und Schwatzen beschäftigt. Wir möchten wohl „fragen: „Können diese Todtenbeine leben?“ Ich verstehe „nun besser, als früher, warum diese Stämme nicht den „Muhammedanern zur Beute wurden. Jeder Gedanke an „ewige Dinge ist Unsinn für sie, bis das zweischneidige „Schwert (Hebr. 4, 12.) über sie kommt. Der HErr hat „seine Wege, wie Er sein Wort an des Menschen Herz „legt. Eben indem ich dies schreibe, kommt ein Weib mit „ihren zwei Kindern mit schwerem Herzen, weil der Mann „sie wegen Krankheit verstoßen hat. Als er sie heirathete, „gab er ihrem Vater zwei Thaler, und die verlangt er nun „nach der Weise der Wanika, bei Verstoßung ihrer Weiber, „zurück. Sie ist sehr niedergeschlagen und hört mit Be„gierde, was ich ihr von Jesu Christo und von der christ„lichen Ehe sage. So wirkt der HErr durch seine Schick„ungen und sein Wort auf die Herzen, und so kann Er „die Todtenbeine lebendig machen.

„Es ist gewiß wichtig, alle africanischen Sprachen, die „wir erreichen können, zu sammeln und in Schriftsprachen „zu verwandeln. Dies ist Vorarbeit für die Zeit, da der „HErr den Weg ins verborgene Innere Africas bahnen „wird. Wie lange hat man für China vorgearbeitet! Ich „glaube, die Zeit der Kinder Hams ist nahe; sie werden ein „Edelstein der Krone Christi werden. — Africas Sprachen „sind nicht so verschieden und zahlreich, als man leicht zu „denken versucht ist. Mit Sawahili, Wakamba, Wakuafi „und Galla kann man über fast ganz Africa reisen.“

Einige Auszüge aus Rebmanns Tagebuch zeichnen noch genauer den Charakter der dortigen Missionsarbeit:

„13. December 1847. Ich ging nach dem kleinen „Dorfe Bunni, etwa eine halbe Stunde südlich von hier.

„Ich begegnete einer armen Frau, die, wie so viele Weiber „hier, an veralteten Geschwüren litt, die ihr den rechten „Arm ganz unbrauchbar gemacht haben. Ich sprach ihr „von der Auferstehung der Todten und dem neuen herrlichen „Leibe der Gläubigen. Sie horchte gespannt und schien „mich besser zu verstehen, als andere. Ich fing eine kleine „Schule hier an, indem ich mich zuerst mit den Kindern auf „den Boden setzte und ihnen Bilder zeigte, um ihre Auf- „merksamkeit zu gewinnen; dann aber sie die Vocale nach- „sprechen ließ."

Im Anfang Aprils 1848 sagt er von dieser Schule:

„Später nahm ich die Buchstaben, die ich auf kleine „Stücke Pappe geschrieben hatte, in einem Beutel mit, und „verschaffte mir ein Brett, das ich etwas über dem Boden „aufhängte, um daran die Buchstaben aufzustellen. Die „Zahl meiner Schüler wechselte täglich von zwei bis acht. „Sie hatten bereits einen Begriff vom Lesen gefaßt, und „brauchten nur noch Uebung, als ich unwohl wurde und „zu Hause bleiben mußte. Ich hoffe aber bald wieder an- „zufangen, und wenn auch das unregelmäßige Erscheinen „der Kinder ein gewaltiges Hinderniß ihrer Fortschritte ist, „so wacht doch in den Alten allmählig der Sinn für etwas „Anderes, als ihr alltägliches Treiben, auf.

„19. December 1847. Ich ging Morgens nach dem Dörf- „chen Dschembeni, ganz nahe im Südsüdosten. Dort „fand ich etliche Weiber und Kinder — die Männer sieht „man selten daheim — und suchte ihnen die Geschichte der „Geburt Christi zu erzählen. Ich fand sie sehr unaufmerk- „sam, was ich aber meiner Unfähigkeit zuschrieb, mich flie- „ßend und lebhaft in der Sprache auszudrücken. Nachher „ging ich zu einer Versammlung von Wanika, die um ein „Grab her saßen, worin der Vater von einem von ihnen „begraben war. Sie wollten ein Sadaka (Opfer) in Bezug „auf den Verstorbenen an dem feierlichen Orte darbringen, „das aber auch zugleich seinem Sohne und dessen Weibe „und Kindern galt, die sämmtlich an Krankheit litten. Es „bestand in der Schlachtung eines Huhnes, dessen nicht es-

„bare Theile (Kopf, Füße, Eingeweide) sie mit einem Theil „ihrer Speise (Korn) aufs Grab legten. Auch von dem „beliebten Tembo erhielt der Koma (Verstorbene) seinen „Theil. Offenbar dachten sie sich den Koma um das Grab „schwebend, wo er an dem Mahl sich erquicken und dadurch „abgehalten werden sollte, den Ueberlebenden Böses zu thun. „Denn wenn er erzürnt ist, kann er nach ihrer Meinung „viel schaden; sogar der Regen hängt von ihm ab. Im „vorliegenden Falle glaubte sichtlich der Sohn, die Krankheit „in seiner Familie rühre von dem Koma her, den er daher „günstiger zu stimmen suchte. Nach einigen Fragen über „das Sadaka wies ich die armen Leute auf das allein gül„tige Opfer Christi hin, und zeigte ihnen die Sünde und „den Irrthum des ihrigen. Sie meinten eben, das sey Al„les gut, aber sie wollten doch bei ihren alten Bräuchen „bleiben.

„20. Dec. 1847. Heute lehrte ich die Kinder zu Bunni „in Kinika einen Vers über die Geburt Christi singen, der „ihnen viel Freude machte.

„27. Dec. Schehe, der Sohn unsers Häuptlings, „wurde seit einiger Zeit besonders von Dr. Krapff unter„richtet, der ihm die Schriftstellen erklärte, welche er las. „Am Weihnachtsfeste fragte er ihn, ob er je versucht habe, „zu Gott zu beten; worauf er antwortete: „Ja, zweimal." „Heute schrieb er in ein Buch, das er sich zusammenstach: „„Heute ist der große Tag Gottes und Christi" (Sonn„tag). Am Christtag durfte ich mit einem Manne, der zu „uns kam, von dem HErrn Jesu Christo reden, und am „Nachmittag erschollen zum erstenmal Weihnachtstöne aus „Lucä 2, 10. in den ostafricanischen Wanikabergen aus dem „Munde schwarzer Kinder."

Ehe wir das erste Jahr dieser neuen Mission mit den beiden Sendboten schließen, haben wir noch des Umblicks zu gedenken, den sie nach Norden und Westen von ihrem neubesetzten Arbeitsposten nahmen. Es war im October 1847, daß Rebmann von einer Reise schrieb, die etwa 40 Stunden weit nach Westen hin ging:

„Es wird Sie freuen, zu vernehmen, daß das Heil in
„Christo in einer Gegend verkündet worden ist, wo bisher
„Sein Name niemals auch nur genannt worden war, und
„wo der große Feind Gottes nie in seiner Herrschaft über
„ein gefallenes Geschlecht durch das Zeugniß von dem, der
„erschienen ist, um die Werke des Teufels zu zerstören, scheint
„gestört worden zu seyn. Aus den Berichten Krapffs wer-
„den Sie unsern Wunsch begreiflich finden, Landschaften mit
„eigenen Augen zu erblicken, die bisher noch den Karten und
„geographischen Büchern fern geblieben sind. Es begreift
„sich aber leicht, daß geographisches Interesse allein den Mis-
„sionar nicht veranlassen konnte, eine so gewagte Reise zu
„unternehmen und seinen Fuß in die öde, dornichte Wild-
„niß zu setzen, wo bisher nur der Wilde im Hinterhalt
„lauerte, um den ins Innere Africas vordringenden Wan-
„derer zu tödten. Vielmehr, wenn er Tausende von Meilen
„weit sich nur von sich selbst überlassenen Heiden umringt
„weiß, kann ihm ja sein Arbeitsfeld nicht abgemessen wer-
„den, sondern er muß sich, wie der große Heidenapostel, als
„Schuldner Aller fühlen, und kommt nicht in Gefahr, in
„eines Andern Theil einzugreifen. Ist der Arbeitskreis so
„ungeheuer groß, so dringt sich ihm das Bedürfniß auf,
„sich umzusehen und eine klare Uebersicht davon zu gewin-
„nen, damit er seinen Einfluß so weit als möglich aus-
„dehne und für wirksamere Ausbreitung des Evangeliums
„durch eine größere Zahl von Arbeitern die Wege bahne.
„Je besser der Missionar übrigens die Zahl der Seelen um
„ihn her, ihre Weltstellung und ganze äußere und innere
„Lage kennt, desto nützlicher wird er in seinem nächsten Ar-
„beitskreise werden können. An einem Sonnabend beschlos-
„sen wir daher eine Reise nach Taita, dessen Berge sich
„so hoch aus der weiten Landfläche erheben, daß man sie
„auf nahen Anhöhen bei unserm Dorfe auf 40 Stunden
„weit sehen kann. Auch wissen wir, daß die Sawahili und
„Wanika in Handelsgeschäften dorthin gehen, und sicher
„wieder heimkehren; daß neuerdings die Sicherheit durch

„einen Sieg des gastlicheren Stammes Masai über die „Ukuafi und Galla befestigt worden ist.“

Es war übrigens gar nicht so leicht, diesen Entschluß auszuführen, als ihn zu fassen. Führer waren bald gemiethet, andere Vorbereitungen leicht gemacht. Aber nun kamen die Eingebornen, die theils bedeutende Geschenke für die Erlaubniß der Durchreise durch ihr Gebiet erpressen wollten, theils die Furcht hegten, wenn einmal Europäer ins Innere gekommen seyen, so werde es mit ihrem Alleinhandel aus seyn. Die Missionare blieben aber fest auf ihrem Vorsatz, und erklärten dies bestimmt. Da drohten einige Häuptlinge sogar, ihre Häuser zu zerstören, wenn sie gingen. Jetzt wandten sie sich an den Statthalter von Mombas, und dieser gab ihnen die Erlaubniß, daß die Andern schweigen mußten. Krapff mußte wegen seiner Gesundheit, und wohl auch zum Schutze des Eigenthums, zurückbleiben, indeß Rebmann mit einer kleinen Karawane von acht Personen abreiste. Am Ende des zweiten Tages kam er zu Endangu, d. h. an der Gränze einer großen Wüste, die sich von dort bis an die Taitaberge erstreckte, etwa 13 Stunden von Rabbai-Mpia an. Rebmann schreibt darüber: „Wir sind „hier etwa 100 Fuß über der Wüste und überblicken sie „weithin; hinter ihr ragen die herrlichen Taitaberge 4—5000 „Fuß hoch gegen den Himmel auf. Aber es liegen noch „28 Stunden Weges durch die Einöde vor uns. Die Wüste „muß von Nord nach Süd noch weiter sich erstrecken, als „von Ost nach West. Wenigstens reicht sie sicher im Norden bis ans Gallaland. Die Galla haben sie wenigstens „gefährlich gemacht; sie taugt auch recht für diese auf Raub „und Mord ausgehenden Barbaren, indem sie keinen un„durchdringlichen Urwald zum Schutze, wohl aber Gebüsch „genug trägt, um auch einen starken Feind zu decken.“

Allein die Wüste wurde unter unsäglichen Mühseligkeiten glücklich durchschritten, und am 19. October erreichte Rebmann die Berge, und in ein paar Stunden das auf dem Drittheil ihrer Höhe gelegene Dorf Makwasini.

Drei hohe Berge schließen im Dreieck das von 170,000 Seelen bewohnte Taitaland ein. Man versteht den Kinika-Dialekt dort ziemlich. „Ich sah," sagt er, „vom Dorfe nichts, „bis ich ganz nahe war, weil es ganz zwischen mächtigen „hier 20 Fuß und mehr aus dem Berge vorspringenden „Felsmassen liegt. Auf einem dieser Felsen begrüßte ich die „erste Versammlung der Dorfbewohner, darunter einen der „Aeltesten, der mir gleich eine stets für die Fremden in Be-„reitschaft gehaltene Hütte anbot. Sie hatten schon Kunde „von der nahen Ankunft des Europäers, und mehrere von „ihnen hatten uns zu Rabbai-Mpia in unserer Hütte gese-„hen, so daß sie nicht sehr erstaunt und neugierig waren. „Sie schienen mir schwerfällig und rauhen Wesens, aber „ruhig und nicht so plauderhaft wie die Wanika zu seyn.

„Ich hatte reiche Gelegenheit, den kostbaren Samen „des Evangeliums in ihre Herzen zu streuen, indem ich „ihnen sagte, daß auch um ihretwillen der Sohn Gottes „vom Himmel herabgekommen sey, um sie von der Gewalt „des Satans zu erlösen und ewig selig zu machen. Ein „ander Mal sagte ich: wie ich den Weg durch die Wüste „zu ihrem Lande nicht selbst gewußt habe, so wissen sie den „Weg zum Himmel und der ewigen Seligkeit nicht, sondern „bedürfen eines Führers dahin. Dieser Führer sey Chri-„stus, der auch den Weg gebahnt habe, daß Alle ihn fin-„den könnten, die sein Wort hören und von Herzen daran „glauben. Von meiner Bibel sagte ich ihnen: wie die „Menschen Nahrung bedürfen, um am Leben zu bleiben, so „müsse der Geist auch seine Nahrung haben: die Erkenntniß „Gottes in Jesu Christo. Ich zeigte ihnen besonders, wie „sündhaft alles Zauberwesen, alles Achten auf Zeichen und „alles Beschauen der Thiereingeweide sey, um zu wissen, „ob ein ankommender Fremder Gutes oder Böses bringe. „Sie sollen auf mich selbst sehen und aus meinen Worten „und Handlungen wahrnehmen, ob ich ein guter oder böser „Mensch sey; die Thiereingeweide können ihnen davon nichts „sagen. Sie gaben Alles als richtig zu, was ich sagte, „aber sie stöberten doch in den Eingeweiden einer Ziege

„herum, die für meine Leute geschlachtet wurde. Sie ver-
„sicherten mich, gute Anzeigen gefunden zu haben; aber ich
„antwortete: ich wisse eine höhere Quelle, um Böses oder
„Gutes kennen zu lernen, als diese sündhafte Deuterei. Die
„Finsterniß des Volkes hier ist sehr groß."

Nach zweitägigem Aufenthalt kehrte Rebmann nach Rabbai zurück, und bemerkt dann über die Anlegung einer Mission in Taita, daß er keine unübersteiglichen Hindernisse, wohl aber viele Ermuthigungen dazu wahrnehmen könne. Einmal sey dort muhammedanischer Einfluß nicht so sehr eine Schranke gegen die Einführung des Christenthums wie bei den Wanika; denn gleich, wenn man dem Emnika von Christo sage, stelle er sich vor, dieser sey der Prophet der Christen wie Muhammed der Prophet der Sawahili; dann wohne das Taita-Volk mehr in Dörfern eng zusammen, statt wie die Wanika auf den Pflanzungen zerstreut zu seyn; man könne also viel leichter eine größere Anzahl Leute zu Zuhörern bekommen; ferner haben die Taita-Leute nichts Wildes in ihrem Charakter, das es für ein paar Europäer unräthlich machen würde, sich bei ihnen anzusiedeln; vielmehr habe ihr Charakter den gewohnten ruhigern Ernst der Bergbewohner; endlich sey das Klima herrlich und habe in Wasser und Luft etwas dem Alpenlande gemäßes.

Die andere Missionsreise machten Dr. Krapff und Rebmann zusammen in einem kleinen dazu gemietheten arabischen Fahrzeuge. Sie ging an der Küste hin, um womöglich den Dschob-Fluß (Jub) zu erreichen und den Zugang zu erforschen, den er etwa ins Innere gewähren möchte. Am 23. November 1847 segelten sie ab und passirten den Osi-Fluß und die Insel Palta; aber am fünften Tage erhob sich der Monsun, und sie waren unverrichteter Dinge genöthigt, nach Süden umzukehren. Ihre Gemüthsbewegungen beim Anblick des Galla-Landes schildert Krapff:

„Am Nordufer des Killefi beginnt das Dahalo-
„Land, und im Westen das Gebiet des Galla-Stammes
„Berrarata. Als wir den Killefi vorüber waren, er-

„blickten wir im Nordwesten den Gipfel eines hohen schwar-
„zen Berges, der hinter einer niedrigeren, dem Wanika-
„Lande angehörigen Bergreihe, der Fortsetzung des Berglands
„von Rabbai, Ribe, Kambe, Dschibana, Dschogni
„und Kauma emporragt. Dort oben auf dem Gipfel
„soll die Stadt Sabaki liegen. Dort sammeln sich die
„Galla zu allen wichtigen Stammberathungen; und man-
„cher verwüstende Kriegszug ist dort verabredet worden,
„nachdem der furchtbare Moru (Oberpriester), wie die alten
„Druiden, das Eingeweide der Opferthiere beschaut hatte.
„Wer kann sagen, wie viel Jammer und Elend von dieser
„Universität des Teufels ausgegangen ist? Denn solche
„Plätze sind die Hochschulen der Heiden, und dort herrscht
„Lüge und Mord. Aber wir wollen nicht verzagen; denn
„wir wissen, daß unser HErr Jesus Christus, der sein
„Leben auch für die Galla hingegeben hat, zu rechter Zeit
„den Leuchter des Evangeliums zu Sabaki aufstellen kann
„und will. Unser Geist seufzte in uns nach dem Kommen
„dieser Zeit, und wir nahmen im Namen unsers HErrn
„bereits Besitz von dem Orte, obwohl wir noch nicht einmal
„daran denken dürfen, den Fuß auf dieses Gallagebiet zu
„setzen, so wild und barbarisch sind seine Bewohner. Aber
„wir waren unsrer Sache so gewiß, wie einst Abraham,
„als ihm Kanaan verheißen wurde. „Heische von mir, so
„will ich dir die Heiden zum Erbe geben, und der Welt
„Ende zum Eigenthum"; das thaten wir und flehten, daß
„das Gallaland bald des Sohnes Gottes Eigenthum werde.
„Wir flehten für ein Land der Mörder, der Menschentödter,
„die ihre Lebensaufgabe im Mord sehen, wie die Wanika
„sie im Anbau des Bodens erkennen. Es war uns gar
„nicht wohl, als wir an der Gallaküste hinsegelten; nicht
„wegen unserer persönlichen Gefahr, sondern wegen der
„schauerlichen Geschichten, die unser wohlerfahrener Lootse
„uns erzählte, und deren Wahrheit nicht zu bezweifeln war.

„Aber ähnlich waren gewiß die Gefühle, die in den
„Herzen der ersten Missionare in Deutschland aufstiegen,
„als sie dessen Gränzen überschritten; und Gott erhörte ihr

„Gebet, das, so zu sagen, der Geburtsort der christlichen Ent-
„wicklung ist, mit der ein Land Jahrhunderte später geseg-
„net werden mag. Was die Welt auch sagen oder denken
„mag, es ist doch gewiß, daß die unsichtbare Wurzel der
„Wiedergeburt einer Nation aus dem Heidenthum, ihrer
„Auferstehung vom Tode, in den tiefen Seufzern und Er-
„barmungsgefühlen des Missionars liegt. Nach seinem
„Gefühl erhebt sich da der HErr von Seinem obern Hei-
„ligthum, um ein Volk neu zu gebären, dessen Kirchenge-
„schichte damit beginnt."

Wie die englischen Bemühungen für Unterdrückung der Sclaverei wirken, zeigt Folgendes:

„Der Lootse sagte uns mit tiefer Bewegung: wenn
„die Engländer nicht in diesen Gebieten dem Sclavenwesen
„Einhalt gethan hätten, so würden die Spanier und Fran-
„zosen den Eingebornen nicht ruhig mit seinem Weibe und
„seinen Kindern sich niedersetzen lassen; denn diese Europäer
„haben es in ihrer Sclavensucht so weit getrieben, daß sie
„den Fischer im Meere wegfingen. Dies stimmt ganz mit
„Capitän Owens Berichten über Ostafrica zusammen, nach
„welcher zu Sansibar Weiber ihre Männer und umgekehrt
„verkauften. Wenn sie den Geiger mit dem europäischen
„Sclavenhändler kommen hörten, wenn sie vollends das
„Geld auf der Hand glitzern sahen, so war im Augenblick
„ein Familienband zerrissen. Gott sey Dank! das ist nun
„anders durch Großbritannien. Ehre und guter Name ist
„ihm in Africa zu Theil geworden, und viele Länderge-
„biete sind bereit sich unter seinen Schutz zu stellen, während
„man von Spanien, Portugal und Frankreich nur Uebles
„hört, und Schmach von Geschlecht zu Geschlecht an diesen
„Namen haftet. Möchten doch englische Menschenfreunde
„und Staatsmänner dieses Zeugniß aus dem Herzen eines
„Sawahili-Schiffers, der selbst ein Sclave gewesen ist, zu
„Herzen nehmen. Möge England fortfahren, den Völkern
„den Einfluß wahrhaft christlicher Grundsätze zu zeigen.
„Sein Lohn wird seyn, daß die Nationen freiwillig seinen
„Schutz suchen. Denke Niemand, die rohen Stämme Afri-

„cas kümmern sich nichts um Englands Thun. Jeden
„Schritt, den es thut, bewachen sie mit scharfem Blick,
„und reine, stille Liebe in ihren Herzen ist der Lohn.“

So sehr der Missionar dem Staate Gutes wünschte und weissagte, der seine Seeherrschaft zur Ausrottung furchtbarer die Menschheit entehrender Uebelstände mit anwendet, so wenig ließ er sich doch seinem geistlichen Berufe durch irgend eine Lockung entfremden. Eben auf dieser Reise fand er, daß an der Küste politische Unterhandlungen im Gange waren, die auf die Unabhängigkeit gewisser Städte und Landstriche Bezug hatten. Man drang in ihn, als Dolmetscher dabei Dienste zu leisten, aber er lehnte alles derartige aufs Bestimmteste ab.

Krapff schließt seinen Reisebericht mit den Worten:
„Wie viel Geld und Menschenkraft gibt es in der prote-
„stantischen Christenheit! und wie nöthig wäre beides für
„Africa! Aber die Leute haben keinen lebendigen Glauben,
„sie kennen ihren HErrn nicht aus Erfahrung, sie lieben
„Ihn nicht, sie suchen nur ihr irdisches Wohl, sie leben nur
„sich selbst, darum kommen sie seinen armen gefallenen afri-
„canischen Geschöpfen nicht zu Hülfe. O, daß sie ihren ei-
„genen unglücklichen, verdammungswerthen Zustand kenne-
„ten! Dann würden sie das Bedürfniß eines Heilandes
„fühlen und auch ihrer Verpflichtung gegen das arme
„Africa inne werden. Nur wer weiß, was es heißt, ver-
„loren seyn, keine Gerechtigkeit vor Gott haben, verstoßen
„seyn von seinem Angesicht, nur der will, kann und muß
„die Rettung Africas zu Herzen nehmen und freudig Geld
„und Gesundheit, Leib und Seele daran setzen, um ihm
„wohlzuthun. Habe er Millionen oder ein Wittwenscherf-
„lein, er wird sie auf Gottes Altar legen, und in Demuth
„für die Erbarmung danken, die ihn befähigt hat, etwas
„für seines HErrn Reich zu thun. O, daß es mehr Gei-
„stesarmuth und Herzenszerknirschung in der protestantischen
„Christenheit gäbe! Wir würden bald mehr Geldmittel
„und Missionare für Africa, und die Missionare, die schon

„dort sind, würden mehr brennenden Eifer für die Bekeh-
„rung der Seelen haben."

Wir haben nun von der Geschichte dieser Mission bis ins Jahr 1848 hinein Proben genug gegeben, um nicht weiter zu gehen, weil wir uns dabei nur im Wesentlichen wiederholen, oder solches, das nicht unmittelbar zum Zwecke dieser Zeitschrift gehört, allzureichlich hereinziehen müßten. * Die Stumpfheit der Wanika verschloß sie gegen alle Angriffe der Wahrheit; ihre Trunksucht, schwachsinnige Zerstreutheit und leere Plauderhaftigkeit ließ keinen tiefern Eindruck aufkommen. Die Erziehung und Bildung ihrer Kinder selbst, für die man doch sonst in den Heidenländern, auch da, wo die Erwachsenen gleich steinigtem Boden sind, noch Interesse findet, ist ihnen völlig gleichgültig. In Folge davon mußten auch die kleinen Schulanfänge, die Rebmann mit so vieler Mühe und Sorgfalt gepflegt hatte, wieder aufgegeben werden. So wurde es den Missionaren allmählig klar, daß ihre Station zu Rabbai-Mpia nicht sowohl für die unmittelbare Umgebung als vielmehr für die weitere Ferne von Bedeutung sey; daß sie der Ausgangspunct werden könne und solle für ein fruchtreicheres Wirken unter den Stämmen und Völkern des innern Africa. Daher sie denn auf wiederholten größern Reisen nach allen Richtungen hin, immer aber vorherrschend nach dem Westen, sich hiezu die Wege zu bahnen suchten. Einige Ereignisse wollen wir nachholend doch aus dem letzten Jahre dieser Mission noch melden. Die Missionare machten die Entdeckung, daß es nicht allein der unselige Tembo (Palmwein) sey, der die Herzen der Wanika so sehr verhärte, sondern daß daran fast noch größern Antheil die Versclavung ihrer Seelen durch das Zauberwesen und der grausame Gebrauch des Kindermords habe, der zwar nur die mißgestalteten Kinder gleich nach ihrer Geburt trifft, aber dennoch seine starke Rückwirkung auf das Gemüthsleben der Erwachsenen

* Die geographischen Forschungen und Entdeckungen der Mission behalten wir der Mittheilung an einem andern Orte vor.

Der Herausgeber.

hat. „Es ist ein Abgrund von Vorurtheilen und Hinder-
„nissen gegen unser Werk in diesem Volke," ruft Krapff
aus; „wir dürfen uns über die fast unmerklichen Fortschritte
„nicht wundern, die wir gemacht haben. Wir haben bis-
„her zu viel von ihnen erwartet und zu gut von ihnen ge-
„dacht." — Ein andermal sagt er: „Welch furchtbare
„Gebräuche herrschen doch in einem Lande, wo das Evan-
„gelium nichts gilt! Welche Verantwortung haben wir,
„wenn wir nicht mit Posaunenstimmen gegen die Grausam-
„keit zeugen, die auch die Mutter ihres Kindleins vergessen
„macht, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres
„Leibes! O Land der Mörder, höre die Stimme deines
„zürnenden Gottes, der dich zur Buße ruft, daß Er dich
„nicht in deiner Sünde und Bosheit untergehen lasse! O
„HErr! rechne uns die Sünden dieses Volkes nicht zu!
„Und ihr Christen in der Heimath, betet unablässig, daß
„doch die Sonne der Gerechtigkeit bald über alle Nationen
„aufgehe, und daß der HErr Anstalten treffe, um Satan,
„den Völkerverführer, in die bodenlose Grube zu werfen,
„und einzusperren und zuzusiegeln, daß er die Nationen
„nicht mehr verführe!"

Doch erhob sich auch wieder des Missionars Herz zu
froherer Hoffnung, und Krapff konnte auch schreiben: „Ich
„denke oft, es könnte durch Gottes Segen noch eine Ver-
„änderung bei diesem Volke geben; aber die bisherige Er-
„fahrung macht mich sehr schüchtern, solch eine Hoffnung
„auszusprechen. Sey dem, wie ihm wolle, meine Pflicht
„ist, den Samen des Wortes Gottes in den dürren Boden
„zu säen, zu arbeiten, zu beten, zu glauben, zu hoffen in
„Geduld, bis der HErr seine Absichten ausführt. Ich will
„keine Frucht meiner Arbeit sehen, bis Seine Stunde kommt,
„sie mir oder Andern zu zeigen. Was hat Er der Maria
„geantwortet, als sie Ihm sagte: „Sie haben nicht Wein?"
„„Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? meine Stunde
„ist noch nicht gekommen." Inzwischen will ich die steiner-
„nen Krüge mit Wasser füllen, das heißt, die Erkenntniß
„Christi an die Steinherzen der Wanika bringen, bis Er

„seine Herrlichkeit offenbart und die, welche Er erwählet „hat, an Ihn glauben. Ei, wenn ich an Ihn glauben kann „und weiß und gewiß bin, daß dieser mein Herzensglaube „nicht mein eigen Werk, sondern allein von seiner überschwenglichen Kraft gewirkt ist: warum soll es unmöglich „seyn, daß Er auch in den Herzen eines Wanika Glauben „wirkt? Sollte mein Meister nicht im Stande seyn, an „Andern zu thun, was Er an mir gethan hat? Und welch „ein seliger Rückblick wird es seyn, nach vielen Jahren des „Ringens, der Entmuthigung, der Schwierigkeiten, Entbehrungen, Gebete, der Predigt, der Noth von Bettlern und „stumpfen oder aufrührerischen Herzen, wenn der Missionar „einige Seelen mit Paulus (Ephes. 2, 1.) anreden kann: „ „Und euch hat Er lebendig gemacht, die ihr todt waret in „Uebertretungen und Sünden.“ “

Der erste und einzige Fall, in welchem die Missionare das ferne Dämmern eines Gnadenwerks an der Seele eines Eingebornen mit Freuden wahrnahmen, war der eines armen Krüppels, Namens Mringa in Muihani, von welchem Dr. Krapff schrieb: „Ich besuchte ihn und erzählte „ihm die Geschichte des reichen Mannes und des armen „Lazarus. Er sagte, ihm habe in der letzten Nacht geträumt, „er solle die Glasperlen, die er als Putz und Amulet um „den Hals trug, wegwerfen. Ich antwortete, es bedürfe „keines Traumes, um alles Sündhafte wegzuwerfen, was „gegen das Wort Gottes sey, woran das Heidenthum und „Menschensatzungen haften, welche die Seelen nicht stillen „können. Wenn er überzeugt sey, daß diese Dinge in Gottes Augen verwerflich seyen, so solle er dieser Ueberzeugung „folgen und sie nicht an sich dulden, um nicht bei dem hel„leren Licht, das jetzt in seine so lange vom Satan gekettete „Seele strahle, noch größerer Sünde schuldig zu werden. „Auf dies schnitt er die blaue Perlenschnur ab, die er um „den Hals trug. Ich schwieg; aber mein Herz war hoch „erfreut über den geringen Anfang einer Wendung zum „Besten in diesem Lande. Wir saßen unter einem Schattenbaum, als es geschah. Wie unscheinbar sind oft die An-

„fänge des Reiches Gottes in einem Lande; wie ein junger „Baum, der aus verborgener Wurzel wächst. Ein ver„krüppelter Emnika mit verstümmelten Beinen, kein Weiser, „kein Gewaltiger, kein Edler dieser Welt — und doch thut „er etwas, das des Anschauens der Engel werth ist. Denn „durch diese Handlung erklärte der Arme, dem lebendigen „Gott, und nicht mehr den Götzen des Aberglaubens dienen „zu wollen. Ich sah ihn mit Zittern an, gab mir aber nicht „den Anschein, irgend einen Werth auf sein Thun zu legen, „weil ich das arglistige Menschenherz kenne. Ich weiß, daß „manche Heiden schon dasselbe vor dem Missionar aus sehr „selbstsüchtigen Absichten gethan haben; und ich war um so „vorsichtiger, weil er sich auf einen Traum berufen hatte. „Ich sagte ihm daher, es sey wohl möglich, daß die Ver„suchung wieder komme, den Götzen wieder an seinen Hals „zu hängen, wenn er ihn nicht aus göttlichem Antrieb und „mit aufrichtigem Herzen von sich geworfen habe. Er solle „nur an die Vorwürfe der Seinigen und seiner Landsleute „denken. Er werde sie und andere Leiden nicht zu tragen „vermögen, wenn er die Schnur nicht in Gottes Kraft, „Licht und Frieden weggeworfen habe. Ich hielt ihm 1 Petri „1, 1. 2. vor, betete mit ihm, und überließ ihn dann den „Bewegungen seines Herzens. Auf dem Heimwege dachte „ich: es ist doch der Mühe werth, die verlornen Seelen zu „suchen, für sie zu arbeiten und auf sie zu harren, bis Got„tes Stunde kommt, sie mit seinem wunderbaren Lichte zu „erleuchten." — Auch seitdem sind die Nachrichten von dem armen Manne günstig.

Im Juli bis September 1848 machte Dr. Krapff eine Reise nach Südwesten von Rabbai, um das Land des Königs Kmeri von Usambara zu besuchen und zu sehen, was dort mit Mission zu machen wäre. Es war eine lange, mühselige und gefahrvolle Reise, deren Beschreibung wir aber hier auslassen und uns blos auf die Mittheilung seiner ersten Zusammenkunft mit dem Könige Kmeri beschränken:

„8. August. Am Abend wurde mir gemeldet, ich sollte „morgen nach Salla zu dem Könige kommen. Ich war

„sehr erfreut, denn seit mehreren Tagen erwartete ich in „ängstlicher Spannung des Königs Antwort. Wie ganz „war ich dem äußern Anschein nach in die Hände sterblicher „Menschen gegeben. Aber ich hatte einen allmächtigen „Schützer, in dessen Dienst ich bereit war, auch mein Leben „hinzugeben, wenn es sein heiliger Wille gewesen wäre. „Ich dachte oft, der König könnte mich für einen europäi„schen Spion oder Zauberer halten, und das würde dem „Teufel Freude gemacht haben, wenn ich das Schicksal des „unglücklichen Herrn Maison gehabt hätte, der nur einige „Tagereisen im Südosten von Fuga getödtet wurde.

„Die Christen in der Heimath können sich kaum die „Gefühle vorstellen, die in solchen kritischen Augenblicken in „der Seele des Missionars aufsteigen; und könnten sie in „die unsichtbare Welt blicken und sehen, wie viel der HErr „thut, um Satans Pläne zu vereiteln, sie würden mit mehr „Ernst für den armen Missionar in der fernen Fremde be„ten. Unsre christlichen Freunde dürfen wohl glauben, daß „in solchen Augenblicken manche ihrer längst emporgestiege„nen und gleichsam bis auf den rechten Moment vor dem „HErrn aufgesparten Gebete im vollen Maaße erfüllt wer„den. So können sie durch ihr Flehen den fernen Missionar „nähren, schützen, erhalten und dazu helfen, daß das Evan„gelium in die entlegensten Winkel eines finstern Erdtheils „gelange. Wie oft würden wir unsern Feinden unterliegen, „wenn nirgends ein Moses stünde, der seine betenden Hände „wider Amalek erhebt! Mit euerm Gebet unterjochet ihr „mächtige Königreiche, haltet dem Löwen den Rachen zu, „löschet des Feuers Gewalt und treibet die Heere der Frem„den weg. Denn alle diese Gefahren bedrohen den Mis„sionar.

„9. August. Diesen Morgen wurden wir ins Em„pfangsgemach, das am Eingang eines für Aufnahme von „Fremden bestimmten Hauses liegt, geführt. Wir waren „bald von den königlichen Sclaven und Hofleuten umringt, „die aber sämmtlich sehr kalt und zurückhaltend waren und „bald wieder davongingen. Eine Stunde lang hatte ich in

„banger Sorge über des Königs Stimmung gewartet, wäh-
„rend welcher Bana Kheri (der Führer) Zeichen von
„Furcht blicken ließ, wie ich sie nicht erwartet hatte, als
„plötzlich der „Löwe selbst", oder der „Löwe der Selbstsitzen-
„den", d. h. Gottes, wie Kmeri genannt wird, angekündigt
„wurde. Nach einigen Augenblicken trat er in Mitte eines
„großen Gefolges herein und sah mich gleich mit einem
„Machtblick an. Ich grüßte ihn so schnell als möglich mit
„den Worten: „Sabaheri Simba wa Muene, sabaheri
„Zumba", d. h. „guten Morgen du, der du der Löwe selbst
„bist"; im Gegensatz gegen die Statthalter, die auch Lö-
„wen sind: „Guten Morgen, König!" — Er gab keine
„Antwort, weder mir noch andern Begrüßenden, sondern
„schritt auf eine Kitanda (Bettstelle) zu, die schnell mit einer
„Matte gedeckt wurde. Sein ganzes Geleite verharrte in
„tiefem Schweigen. Er trug ein buntes Gewand, eine Sa-
„wahili-Mütze auf dem Kopfe, und hatte einen langen Stab
„mit silbernem Griff in der Hand. Da saß er, ein stattli-
„cher Mann mit einnehmenden Zügen, wirklich löwenartig,
„königlich, ein Mann von 56 bis 60 Jahren. Der Staats-
„herold saß in der Mitte und rief singend aus: „eh Simba!
„eh Simba!" (o Löwe! o Löwe!) worauf sein Schwieger-
„sohn anfing zu erzählen, wie ich hieher komme, und was
„ich zu Nuguiri gethan und gesagt habe. Er meldete un-
„ter Anderem ausführlich, daß ich etliche Worte in Wa-
„schinsi-Sprache niedergeschrieben habe. Als er seine Rede
„geendet hatte, sagte der Vicekönig, er habe mich genau
„ausgefragt; ich sey kein Emganga, sondern ein Buchmann,
„der den Wasambara sage, sie sollen nicht betrügen, nicht
„lügen, sich nicht betrinken und keine Gewaltthat begehen.
„Kmeri sah mich während dieser Berichte immer wieder
„an. Als sie fertig waren, sprach er einige Worte zu sei-
„nen Räthen, etwa in dem Sinne, daß es sich ja von selbst
„verstehe, daß man dergleichen nicht thun dürfe. „Aber,"
„fügte er bei, „wie kann ich denn meine Feinde, die Wa-
„segua, lieben?" Endlich sagte er: „Der Europäer ist

„mein Fremder, und Niemand soll ihm etwas zu Leide „thun." Da erhoben sie Alle ein Geschrei, und der Herold „wiederholte sein: „eh Simba! eh Simba! eh Murna!" „Nach dieser Unterredung, in welcher ich dem König eine „Vorstellung vom Inhalt meines Buchs zu geben suchte, „wollte er die mitgebrachten Geschenke sehen.

„11. August. Da ich gestern den Wunsch ausgedrückt „hatte, baldmöglichst nach Rabbai zurückzukehren, so wurde „ich zum Könige gerufen, um die Erlaubniß zur Abreise zu „erhalten. Er fragte mich wieder nach dem Zweck meines „Kommens nach Usambara. Jetzt war der Augenblick, da „ich ihm von der Wahrheit, die in Christo Jesu ist, Zeug„niß geben konnte. Die Muhammedaner wollten Anderes „vorbringen; aber der König sagte: „Laßt ihn reden!" So „sagte ich denn: „Der allmächtige, allweise und allbarm„herzige Gott hat Himmel und Erde und Alles, was „darinnen ist, erschaffen. Er hat nach seinem Willen am „Anfang Einen Mann und Ein Weib in reinem, gutem „und seligem Zustande erschaffen. Aber der Mensch über„trat durch Satans schlaue Verführung Gottes Gesetz, wurde „sein Feind und Satans Sclave, folgte dessen Anschlägen, „machte sich aber dadurch auf Zeit und Ewigkeit höchst un„selig, indem er großes Elend über sich brachte; denn Gott „war nach seiner Gerechtigkeit genöthigt, den aufrührerischen „Sünder zu strafen. Aber weil Er ein barmherziger Gott „ist und den Menschen nicht ewig im Elend lassen wollte, „so sandte er vor 1800 Jahren seinen eigenen Sohn Jesum „Christum in die Welt, um durch die Vergießung seines „Blutes den sündigen Menschen zu versühnen, seine Schuld „zu tragen und ihm die Vergebung seiner Sünden bei Gott „und einen neuen Lebensgeist zu erwerben. Christus war „33 Jahre in der Welt. Er litt und starb, ward begraben „und stand am dritten Tage wieder auf von den Todten; „Er fuhr gen Himmel, wo Er in Herrlichkeit lebt, die Welt „regiert, die Gebete derer erhört, die Ihn anrufen, und von „wo Er wieder kommen wird, die Lebendigen und die Todten

„zu richten, weshalb Er verlangt, daß Jedermann seine „Sünden bereue, an Ihn allein glaube und ein neues Herz „von Ihm empfange.

„Als ich in dieser Weise fortfuhr, unterbrachen mich „die Muhammedaner wieder, und der König, der sehr auf„merksam zugehört hatte, sagte: „Ich sehe, was seine Worte „sind; es sind die Worte des Buchs." Der Ton, in dem „er sprach, ließ deutlich merken, daß er einen Eindruck von „der hohen Wichtigkeit des Gesprochenen hatte.

„Er fragte mich dann wieder, ob ich Elfenbein, Scla„ven und Vieh annehmen wolle, da er mir sonst nichts zu „geben wisse. Ich antwortete wie gestern, ich würde gerne „einige freie Kinder mitnehmen, um sie auf unserer Station „zu unterrichten. Er sagte, er sey ganz bereit, mir freie „Knaben zu geben, aber die Leute werden die Sache noch „nicht verstehen, und die Eltern meinen, sie werden zu Scla„ven gemacht; aber wenn ich wieder komme, wolle er mir „junge Leute genug geben, um sie in seinem Lande zu un„terrichten. Außerdem möchte er gerne Leute haben, die Mi„fungu (Künste) verstehen, besonders einen Arzt. Er fragte „mich wiederholt und angelegentlich, ob ich in drei bis vier „Monaten wieder kommen könnte? Ich antwortete, ich könne „darüber nichts versprechen, wolle aber mit meinem Freunde „in Rabbai darüber zu Rathe gehen und auch an meine „Freunde in Europa schreiben; immerhin aber glaube ich, „es werde mehr als ein Jahr brauchen, ehe ich wieder kom„men könne. Er wollte, daß ich über Pangani zurück„reise, und befahl einem Muhammedaner, mich dort zum „Könige zu führen. Ich sagte noch, wenn ich nicht kommen „könnte, so würde mein Freund oder sonst Einer von mei„ner Gesellschaft anstatt meiner kommen, worauf er aber „erwiederte: „Ich kenne dich jetzt und möchte, daß du selber „wieder kämest." Zuletzt bemerkte er, weil ich weder Elfen„bein noch Sclaven wolle, so werde er mir fünf Ziegen zur „Nahrung auf der Reise geben. Ich nahm sie mit Dank an."

Leider konnte dieses Versprechen der Wiederkehr oder der Sendung eines Andern bisher nicht gelöst werden.

Als Krapff und Rebmann eine Zeitlang wieder auf der Station zusammen gearbeitet hatten, begab sich (November 1848) der Letztere auf seine dritte Reise nach dem Westen. Sie galt dem fernen westlichen Alpenlande Dschagga, und zwar wünschte er Uniamesi zu erreichen, ein Land im Innern, von wo West- und Ostafrica durch Kaufleute besucht werden. Er nahm auch den Muhammedaner Bana Kheri zum Führer, der sich aber als des Vertrauens unwürdig erwies, indem er sich den africanischen Königen als den Führer einer Handelskarawane darstellte, die den Europäer nur aus Gefälligkeit mitreisen lasse. Zu Madschame, dem Mittelpunct des Hauptstammes von Dschagga, erhielt Rebmann eine Audienz bei dem Könige Mamkinga. Er erzählt unter Anderem: „Ich zeigte ihm eine Bibel mit „den Worten: wir beschäftigen uns blos mit diesem Buche, „dessen Inhalt das Wort Gottes ist, welches wir alle Na„tionen zu lehren wünschen. Ich sey nicht hier, um Elfen„bein und Sclaven zu bitten, sondern Freundschaft mit ihm „zu schließen und ihn zu fragen, ob er auch Leute, wie wir, „in seinem Lande haben wolle. In diesem Falle würde ich „an diejenigen schreiben, die uns gesendet haben, um noch „Andere zu bekommen. Der König war sehr erfreut und „sagte: „Wie kann ich diesen Mann zurückweisen?"

Durch diese Aufnahme und das Versprechen des Königs, ihm, wenn er wieder komme, einen Führer und Soldaten zum Schutze mitzugeben, ermuthigt, kehrte Rebmann nach der Station zurück, um neue Waaren zum Austausch gegen Lebensmittel und zu Geschenken für die Häuptlinge zu holen, und machte sich sodann von neuem nach Dschagga auf. Doch konnte er erst im Frühling 1849 wieder wegkommen. Diesmal ließ er den unsichern Bana Kheri zu Hause. Allein die Reise ging schwerer von statten, als irgend eine der früheren. Es war noch nicht das Schlimmste, daß er einmal in einen tiefen Bergstrom fiel und nur durch das plötzliche Ergreifen eines Baumzweiges im Sinken sich vom sichern Tode rettete, sondern als er in Madschame angelangt war, drang ihm der König durch quälende, unge-

stüme Bettelei alle seine Waaren ab, daß er um die Mittel der Weiterreise verlegen wurde. Der König versprach ihm übrigens für das nächste Mal die Erlaubniß zur Reise nach dem Westen und schenkte ihm einen Elephantenzahn von wenigstens hundert Thalern Werth. Noch andere Hindernisse hatten den Missionar bedroht, die von ihm abgewendet wurden. Bana Kheri kochte Rache, weil er ihn nicht mitgenommen hatte. Er brach nach Dschagga mit der Absicht auf, ihm alle möglichen Hindernisse in den Weg zu werfen. Aber er erreichte das Ziel seiner bösen Absicht nicht, sondern wurde in der Wüste ermordet. — Diesmal kehrte Rebmann sehr entmuthigt und auch leiblich sehr angegriffen nach der Küste zurück.

Wie sehr unter diesen Umständen die einsamen Missionare sich nach Verstärkung aus Europa sehnen mußten, wird jeder Leser begreifen. Fast noch ein dringenderes Bedürfniß aber, als die Zusendung eines Missionsarbeiters, war seit lange schon die eines zuverlässigen, christlichen Mannes gewesen, der in der Stellung eines Dieners die abgemüdeten Sendboten unterstütze. Von den rohen und stumpfen Wanika war keiner bis jetzt zu irgend einem Geschäfte dieser Art zu gebrauchen. Sie mußten sich daher, wollten sie nicht alle Zeit und Kraft, die der Arbeit unter den Heiden und der Bahnung der Wege zu ihnen angehörte, rein auf die Fristung des eigenen Daseyns und die nothdürftige Erhaltung der Gesundheit verwenden, in die Hände ihrer geschwornen Feinde, der Muhammedaner, geben. Sie mußten, um nicht mit der Hacke und Axt in der Hand ihr Leben unnütz zuzubringen, um nicht am Kochfeuer die kostbare Zeit und Kraft zu verschwenden, Sawahili-Leute als Diener annehmen, und diesen schlauen, gewinnsüchtigen und arglistigen Leuten täglich Leben und Habe anvertrauen. Der Dienst dieser Menschen war für theures Geld schlecht und armselig genug, und zur Bewachung sie zu gebrauchen, hieß den Dieb ins Vorrathshaus zu dessen Schutze stellen. Es mußte deshalb immer einer der Missionare auf dem Platze bleiben, wenn der andere reiste. An erneuerte Krankheits-

fälle durften sie ohnedem gar nicht denken. Ueberdies machten die elenden Menschen, die sie so um sich haben mußten, ihre Arbeit an den Heiden um ein Gutes schwieriger und scheuchten das Vertrauen weg. Endlich blieb jeder derselben nur so lange, bis er ein Stück Geldes verdient hatte, und lief dann wieder davon. Wie natürlich, daß sie bei näherer Berechnung fanden, die Mission würde mit einem tüchtigen, kräftigen jungen Manne, der in einem oder einigen Handwerken Uebung hätte, das einfache Kochen verstände und gesunden Verstand und redlichen Christensinn mitbrächte, nicht nur viel besser berathen sondern am Ende auch noch wohlfeiler bedient seyn. Ein solcher junger Mann hatte sich gefunden, und wurde mit dem neuen Missionar Ehrhardt (aus Basel, aber, wie der Gehülfe, ein Würtemberger) nach Ostafrica abgeschickt. Am 10. Juni 1849 erreichten sie nach gefährlicher, stürmischer Seefahrt Mombas. Ehrhardt litt am Fieber, und wurde daher schnell nach dem hoch gelegenen Rabbai geholt. Dort lag er in großer Fieberhitze besinnungslos mehrere Wochen dem Tode nahe. Endlich aber brach die Krankheit, und er wurde der Mission erhalten. Aber was Niemand gedacht hätte, geschah. Das Fieber ließ den Einen nur los, um den Andern desto gewaltiger zu ergreifen. Wagner, so hieß der junge Handwerker, starb schon am 1. August. Krapff schrieb darüber:

„Den Segen, den unser hingeschiedener Freund Wag„ner diesem Lande hätte bringen können, hat er gewisserma„ßen nach seinem Tode noch kund gegeben. Diese heidnischen „Wanika hatten den Tod und das Begräbniß eines Chri„sten gesehen, und dieser Anblick war eine Predigt der furcht„losen Hoffnung auf Den, der die Auferstehung und das „Leben ist. Nachdem ich die Grabgebete in Kinika gespro„chen, redete ich zu den Anwesenden, die das Grab gemacht „hatten, über 1 Thessal. 4, 15. Zum Schlusse sangen wir einige „Liederverse, was Alles den Wanika den großen Unterschied zwi„schen dem Christenthum und dem furchtbaren Klaggeheul nebst „andern schauerlichen Bräuchen zeigte, wie sie bei ihren Begräb„nissen üblich sind. Unser Entschlafene ist daher nicht umsonst

„nach Africa gekommen. Bisher haben wir die gräulichen „Leichenfeiern hier nur mit Gründen bestritten; jetzt aber „haben sie an einem uns schmerzlichen Falle das praktische „Beispiel gesehen, wie der Christ seine Todten begräbt, und „daß er nicht weint, als der keine Hoffnung hat. Es kann „unsern Freunden in der Heimath nicht oft genug gesagt „werden, daß hier Alles sichtbar und handgreiflich nahe „gelegt werden muß, weil die armen Kinder Hams so ganz „nur der sichtbaren Welt zugekehrt sind. Daher ist es nicht „zu verwundern, wenn Gott die africanischen Missionare „durch Krankheit und Tod heimsucht. Das sind gewaltige „Predigten für die Eingebornen, wenn die noch lebenden „Missionare die Gelegenheit benützen. Man darf daher zu „Hause auch bei den traurigsten Todesposten und Krank„heitskunden nicht verzagen oder gar deshalb eine Mission „in Africa aufgeben. Man muß sich vielmehr dieser Leiden „freuen, weil die damit kämpfenden Missionare „in ihrem „Fleische für das arme Africa erstatten, was an den Leiden „Christi noch mangelt." Die Leiden der Missionare müssen „den Africanern die große Liebe zeigen, die sie zu ihnen „führte, und dieser Gedanke muß und wird sie geneigt ma„chen, mit Aufmerksamkeit der Predigt einer Religion zuzu„hören, die Tod und Grab, was sie so sehr fürchten, weil „in ihren Augen nur diese sichtbare Welt Werth hat, über„windet. Da die Ostafricaner noch so gleichgültig gegen „die Frage sind: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?" „so fürchte ich, sie haben noch nicht genug Gräber von „Missionaren gesehen, noch nicht genug von den tiefen Lei„den, wovon die Westafricaner oft Zeugen sind. Möge „das Grab unsers lieben, brüderlichen Gehülfen die Wa„nika zum Suchen des Heils in Christo wecken, und uns „täglich an unsre Pilgrimschaft in diesem Lande der Fin„sterniß mahnen, daß wir das Wort des HErrn erfüllen, „das in Ostafrica seit Jahrtausenden unbekannt geblie„ben ist."

Es blieb nun hinsichtlich der Erforschung des Landes durch Reisen nur noch Eine Richtung einzuschlagen: die

nordwestliche durch die Wakamba-Stämme hindurch und an der Gränze des Gallalandes hin, wo eine Straße nach dem Innern sich öffnen sollte. Im September 1849 schrieb Krapff: „Wenn Sie diesen Brief lesen, hoffe ich an den „Ufern des Dana zu seyn, dort meine Kniee vor dem „HErrn zu beugen und in seinem Namen und dem der „ganzen christlichen Kirche jene Länder in Besitz zu nehmen, „wie Abraham, wenn er Altäre erbaute, wohin er seinen „Fuß gesetzt. Es ergreift mich immer ein heiliges Gefühl, „wenn ich neue Gebiete betrete, das mich besonders bei den „Widerwärtigkeiten stärkt, wie sie die africanische Bettelhaf-„tigkeit dem Reisenden bereitet. Sollte dies mein letzter „Brief aus Africa seyn, so leben Sie wohl auf Wieder-„sehen an den Ufern des Lebenswasserstromes, wo auch die „Galla zu ihrer Zeit mit uns aus den krystallnen Wellen „trinken werden."

Nach diesen Berichten möchte es am Orte seyn, die Umstände zu überblicken, die eine Wegebahnung im östlichen Africa und nach dem Innern zu als ein besonderes Werk göttlicher Vorsehung erscheinen lassen.

1. Die Unterwerfung der arabischen Dynastie von Mombas durch den Imam von Mascat. Unter den früheren Herrschern wäre es nach Allem, was die Missionare über sie in Erfahrung bringen konnten, ihnen gewiß nicht gestattet worden, bei den Wanika sich niederzulassen oder im Innern zu reisen.
2. Die Zurückwerfung der Wukuafi aus der Stellung, die sie lange Zeit zwischen Mombas und dem Innern nach Westen und Südwesten behaupteten. Dieses wilde Nomadenvolk hatte seinen Sitz im innern Africa verlassen und die Wanika und andere Stämme in große Noth gebracht, ja sie gezwungen, in umschanzten Dörfern zu wohnen. Die Straße nach Dschagga, wie die nach Usambara, war durch sie sehr gefährlich; neuerlich waren sie von den Masai, einem Hirtenvolke im Innern, weggetrieben worden, das die Straßen frei machte, indem es die Wukuafi vernichtete und die Galla zurück-

warf, die jetzt keine Streifzüge mehr dort machen. So konnte Rebmann mehrmals weite Landstrecken durchwandern, die früher so gefährlich waren, daß die Sawahili-Kaufleute sich anders nicht, als unter dem Schutze von fünfhundert Flinten hineinwagten; und er hatte nichts als einen Regenschirm. Die weite Ebene, welche einst die Wukuafi bewohnten, haben jetzt die wilden Thiere inne.

3. Die Thatsache, daß in dieser Richtung das Muhammedanerthum die Proselyten machende Kraft verloren zu haben scheint, die es nördlich vom Aequator so sehr auszeichnet. Rebmann erzählt davon ein merkwürdiges Beispiel. Vor etwa 150 Jahren wurde in Dschagga durch einen Muhammedaner vom Pangani-Fluß, Namens Muigni Mkoma, ein neues Herrscherhaus gegründet. Aber statt daß der Islam zu seinen Nachfolgern fortging und unter den Dschagga sich ausbreitete, verlor sich von ihm jegliche Spur, und seine Nachkommen unterscheiden sich von den Dschagga nur durch ihre Züge und schönere Gesichtsfarbe. Wenn man bedenkt, welche Schranken der Islam überall, wo er sich angesiedelt hat, gegen die Wahrheit aufbaut, so muß dieser Umstand merkwürdig erscheinen. Die Straße von der Küste ins Innere, durch diese Völkerstämme hindurch, wird nicht durch dieses Bollwerk verschlossen. Das Heidenthum ist eine Wüste, eine Einöde, die man anbauen muß; aber man kann die Mittel dazu in Bewegung setzen. Der Islam ist eine jähe Felsmauer, durch die nur die Gewalt der Erdbeben einen Weg brechen kann.

4. Die Verwandtschaft der Sprachen im Innern, so weit die Missionare vordrangen, mit der Küstensprache. Rebmann versichert, die Dschagga verstehen die Sprache der Wanika hinlänglich, um ohne Dolmetscher Handel mit ihnen zu treiben. Dazu kommt noch der Handelsverkehr zwischen der Küste und dem Innern durch die Wakamba, die hauptsächlichsten Zwischenhändler. Sie reisen in Karawanen von 200 bis 500 Menschen, und brauchen oft

4 bis 6 Mann, um einen der größeren Elephantenzähne zu tragen. Sie bringen Reis, Vieh, Elfenbein, Sclaven aus dem Innern, wo der Hauptstamm 160 bis 240 Stunden von der Küste wohnt.

5. Das Verlangen der Häuptlinge nach Anknüpfung europäischen Verkehrs, um ihr Elfenbein, von dem Manche große Massen aufgehäuft haben, gegen europäische Waaren abzugeben; und im Zusammenhange damit die freundliche Aufnahme, die der Missionar überall fand, und der dringende Wunsch, daß sie sich bei ihnen niederlassen möchten.
6. Die monarchische Herrschaft, wie sie im Innern durchgängig herrscht, und die Dr. Krapff der Mission günstiger findet, als die republikanische Verfassung der Küstenbewohner.
7. Endlich die Nähe der Berggegenden an dem Theil der Küste, den Krapff als den geeignetsten für eine Missionsunternehmung, und zwar ohne eine Ahnung von diesem wichtigen Umstand, wählte. Die Hochlandsnatur des Innern, hier so nahe am Meere, wie wohl nirgends, hebt den Missionar auf einmal über die ungesunden Einflüsse des Niederlandes empor und gibt ihm einen seiner leiblichen Kraft ganz entsprechenden Weg nach dem fernen Innern.

Für die Sprachen ist so viel geschehen, daß Krapff sein Wörterbuch der Kisuahili und Kinika auf 600 Quartseiten vollendet, und ein Kikamba- (Wakamba-) Wörterbuch in Arbeit genommen hatte, in welche er auch das Evangelium Marci übersetzte, das auch seitdem in Deutschland (Tübingen) gedruckt wurde. Eine ganze Reihe von Dialekten lernte er seither kennen, und überzeugte sich durch sie alle und durch sprachvergleichende Studien, daß südlich von der Gallagränze (4 Grad südl. Breite) in zahlreichen Dialekten nur der Eine Sawahilistamm bis nach Südafrica, wohl bis zu den bekannten Bentschuanas und Kaffern reicht.

Die späteren Entdeckungen noch viel höherer Alpenländer und weithin gebietender Fürsten im Innern; die erneute

Verbindung mit den schon entdeckten Landschaften; wovon an einem andern Orte die Rede seyn wird, haben die kühne Idee als mehr denn einen Wunsch erscheinen lassen, durch Vorschiebung einer Station nach Taita, Dschagga, Usambara, und seiner Zeit, wenn diese Wurzel gefaßt haben, durch neue, auf sie gestützte Posten sicherer in das Herz des bisher verschlossenen Erdtheils zu dringen, als es bis jetzt auch den kühnsten Reisenden möglich war.

Dr. Krapff ist seitdem (1850) zur Stärkung seiner sehr geschwächten Gesundheit, und um einige seiner sprachlichen Werke durch die Presse zu führen, nach Europa gekommen, und eben jetzt (März 1851) mit zwei weitern Missionaren und mehrern tüchtigen Handwerkern und Ackerbauern auf dem Rückwege nach seinem so höchst wichtigen Arbeitsfelde begriffen. Möge ihm und seinen Mitarbeitern noch hienieden die Freude geschenkt werden, die Fahne des Kreuzes Christi im Herzen des Erdtheils aufzupflanzen; noch mehr aber die Kräfte des Kreuzes Christi in den Herzen seiner schwarzen Bewohner wirken zu sehen. Möge einst, wenn alle Kämpfe vorüber sind, in der unzählbaren Schaar der durch das Lamm Erkauften aus allen Nationen eine große Zahl Solcher das neue Lied mitsingen, die hienieden in den hundert Dialekten der Sawahilisprache das Wort verkündigen hörten.

Missions-Zeitung.

Die den Gesellschaften beigesetzten Jahreszahlen zeigen das Jahr ihrer Entstehung oder des Anfangs ihrer Missionsthätigkeit an.

Die Zahlen zur Seite der Namen der Missionare oder Stationen u. s. w. in der Missions-Zeitung deuten auf die Gesellschaft zurück, welcher dieselben angehören. Die mit * bezeichneten Missionare sind Zöglinge der Basler-Anstalt.

Abkürzungen: M. (Missionar), K. (Katechet), m. F. (mit Familie), m. G. (mit Gattin), † (gestorben).

Evangelische Missionsgesellschaften im Jahr 1850.

Deutschland & Schweiz.

1. **Brüdergemeinde.** 1732.
2. **Missions-Anstalt zu Halle.** 1705.
3. **Evangelische Missionsgesellschaft zu Basel.** 1816.
4. **Rheinische Missionsgesellschaft zu Barmen.** 1828.
5. **Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden, in Berlin.** 1824.

Frauen-Verein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande, in Berlin.

6. **Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden, in Berlin.** 1822.
7. **Evangelischer Missionsverein zur Ausbreitung des Christenthums unter den Eingebornen der Heidenländer (sonst Pred. Goßner's) in Berlin.** 1836.
8. **Lutherische Missionsgesellschaft in Leipzig.** 1836.
9. **Norddeutsche Missionsgesellschaft in Hamburg.** 1836.
10. **Missionsgesellschaft zu Lausanne.** 1826.

Niederlande.

11. **Niederländische Missionsgesellschaft zu Rotterdam.** 1797.

England.

12. **Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß.** 1647.
13. **Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums.** 1701.
14. **Baptisten-Missionsgesellschaft.** 1792.
15. **Allgemeine Baptisten-Missionen.** (General Baptists.) 1816.
16. **Wesley-Methodisten-Missionsgesellschaft.** 1786.
17. **Londoner Missionsgesellschaft.** 1795.

18. Kirchliche Missionsgesellschaft. 1799.
19. Londoner Juden-Missionsgesellschaft. 1808.
20. Brittische Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums unter den Juden. 1843.
21. Schottische Missionsgesellschaft. 1796.
22. Mission der vereinigten presbyterianischen Kirche Schottlands. 1847.
23. Mission der schottischen Staats-Kirche. 1830.
24. Mission der freien schottischen Kirche. 1843.
25. Missionen der reformirten presbyterianischen Kirche Schottlands. 1845.
26. Welsche und ausländische Missionsgesellschaft. 1840.
27. Mission der irländischen presbyterianischen Kirche. 1840.
28. Frauengesellschaft für weibliche Erziehung im Auslande. 1834.

Frankreich.

29. Missionsgesellschaft zu Paris. 1824.

Dänemark.

30. Dänische Missionsgesellschaft. 1821.

Schweden.

31. Schwedische Missionsgesellschaft in Stockholm. 1835.
32. Missionsgesellschaft in Lund. 1846.

Norwegen.

33. Norwegische Missionsgesellschaft in Stavanger. 1842.

Nordamerica.

34. Baptisten-Missionsgesellschaft. 1814.
35. Americanische Missionsgesellschaft. 1810. (Board of Foreign Miss.)
36. Bischöfliche Methodisten-Missionsgesellschaft. 1819.
37. Mission der bischöflichen Kirche in Nordamerica. 1830.
38. Mission der presbyterianischen Kirche. 1802.

Nachrichten aus den Missionsgebieten.

China. Berichte von China vom 30. December 1850 melden: zwei schwedische Missionare von Futschau, Fast und Elgquist (24), seyen einige Wochen vorher, als sie mit etwas Geld versehen von einem Schiff zurückkehrten, von Seeräubern überfallen worden. Fast wurde ermordet, und Elgquist habe sich durch einen Sprung ins Meer und dadurch, daß er unter dem Wasser aus Land schwamm, noch retten können.

Ober- und Niederindien.

Calcutta. Miss. Mackay (24) schreibt unterm 7. Dec. 1850: „Am 4ten dieß wurden vier unsrer eingebornen Brüder: Guru Das Moitra, Bunko Behari Bhose, Umatschurn Ghose, Bockontonath Day und Diwonath Adheia — vom Presbyterium nach gehöriger Prüfung als Probe-Katechisten aufgenommen, und für dieses Amt öffentlich bestimmt."

Ranschi oder Bethesda. (7) Die Missionare melden unterm 1. August 1850: „Sie werden gewiß mit uns dem HErrn danken, daß vier Urans (Kohls), Familienväter, getauft wurden und zugleich

7 unsrer Waisenkinder. Einer von ihnen, Neumann, Eigenthümer seines Dorfes, hat großen Einfluß auf seine Leute; jeden Abend ist das Dorfsvolk, Alt und Jung, bei ihm versammelt; er lehrt sie Lesen; sie besprechen sich über das Wort und beten mit einander früh und Abends. Nächstens will er eine Capelle in seinem Dorfe bauen. Des Sonntags Morgens ist er mit seinen Leuten schon um 7 Uhr hier zum Gottesdienst. So von noch 8 bis 10 andern Dörfern, die 2–3 und 5–10 Stunden weit entfernt sind, und sonntäglich kommen. Gegen 50 Familien haben in den letzten 6 Wochen dem Heidenthum entsagt, ihre Kasten gebrochen und ihre Namen aufschreiben lassen, um Christen zu werden. Alle Sonntage kommen immer mehr und brechen ihre Kaste im Umgang mit unsern Leuten. Des Sonntags kommen gegen 100–120 in den Frühgottesdienst, und Abends gegen 50–60. Nun werden wir auch Kinder für unsre Schule bekommen. Drei Väter haben uns ihre Kinder zur Erziehung übergeben, und viele wollen die ihrigen bringen. Sie lernen ganz anders und gehorchen besser als die Heidenkinder, die man Jahr aus Jahr ein unterrichten kann, ohne daß eine Frucht folgt. — Vor einem Monat hatten wir einen Besuch vom König von Jaspor mit einer Schaar seiner Beamten und Bedienten; sie kamen um Bücher. Vor 8 Tagen kamen wieder Leute von seiner Stadt, 50 Stunden weit, um Bücher. Sie sagten: „Der Radscha hat uns ermahnt, sie zu lesen, darum wollen wir sie auch lesen.““ — Die Namen der drei andern Getauften sind: Kesu und sein Schwiegersohn Bandhu, und Gurha. — Miss. Schatz schreibt unterm 1. October: „Die Erweckung unter den Heiden geht fort — von Dorf zu Dorf. Nur in unsrer nächsten Nähe bleibt Alles regungslos und todt. — Kesu, der unter den Heiden einen guten Ruf hat, wird von seinem Zemindar schrecklich verfolgt. Was Kesu besät hat, das pflügt er um; was er pflanzt, läßt er ausreißen; was er baut, umreißen.“

Vorderindien und Ceylon.

Madras. Der Hinduprediger Wankataramia (24) schreibt unterm 14. Januar 1851: „Am Dienstag, den 7. dieß, hatte die 14te Prüfung unsrer Madras-Anstalt statt. Die ganze Zahl der dabei anwesenden Schüler, sowohl von der Mutteranstalt als dem Triplikehnzweig, war 633, worunter 137 Muhammedaner. Der Statthalter, Sir Henry Pottinger, war zum ersten Mal auch zugegen. Die vor ihm zur Prüfung gebrachte Classe bestand aus den 3 eingebornen Predigern, den Theologie Studirenden und den Monitoren der Madras- und Triplikehn-Schulen. Ihre Prüfung, namentlich über den Brief an die Römer, war die belebteste und tüchtigste. Einige der großen Wahrheiten des Evangeliums, vom menschlichen Verderben, von der Rechtfertigung durch das Blut und die Gerechtigkeit Christi, von der Stellvertretung Christi für die Sünder, wurden mit einer Fülle und Klarheit, mit einer Kraft und

Tiefe gehandhabt, daß S. Excellenz der Statthalter und alle Anwesenden gewiß erstaunen mußten. Die in unsrer Anstalt geübte Unterrichtsweise hat die Wirkung, die sittliche und geistige Natur des Menschen zu wecken und in thätige Uebung zu versetzen."

Ceylon. Miss. Mills (35) erzählt in seinem Brief vom 7. Oct. 1850 von einem herrlichen Gnadenwerk Gottes in dem Seminar zu Battikotta. Ein Geist der Buße und des Gebets war über die Zöglinge ausgegossen, und der Ernst um das Heil der Seelen hat sich bald auch in größerm Kreise außer dem Seminar kund gethan.

Nestorianer. Im Sommer 1850 machten die Miss. Wright und Cochran (35) von Urumia aus, in Begleitung von 3 gläubigen Nationalgehülfen, eine Besuchsreise von $4\frac{1}{2}$ Wochen unter die Nestorianer im wilden kurdischen Gebirge. Die gute Aufnahme, die sie überall fanden, und die große Sicherheit, seitdem der Sultan von Constantinopel die Herrschaft über die räuberischen Kurden erlangt hat und durch starke Besatzung in allen Gebirgsfesten zu behaupten weiß, veranlassen die Missionare bei ihrer Gesellschaft auf eine Mission unter den Bergnestorianern anzutragen, zumal die Papisten sich bereits mit großer Anstrengung Eingang bei ihnen zu verschaffen suchen.

Mesopotamien. Mosul. Miss. Marsch (35) kehrte am 26. September von einer Reise nach Urumia nach Mosul zurück, von wo er unterm 14. October schreibt: „Ich fand unsre Brüder hier zerstreut und entmuthigt; doch sammelten sie sich wieder um mich. Unsre Mädchenschule hat sich während des ganzen Sturmes (M. Z. 1850. H. 2. S. 291.) mit etwa 20 Schülerinen erhalten; und Jeremiah hat einige Knaben und Männer um sich gesammelt, jetzt 14 an der Zahl, welche kommen um Arabisch, Hebräisch und Englisch zu lesen, wie auch um Rechnen und Schreiben zu lernen. So sind also unsre Schulen, obgleich noch schwach, blühender als je. Etwa 100 Personen kommen mit der Wahrheit in Berührung."

Armenier. Smyrna. Miss. Benjamin (35) meldet unt. 6. Sept. den Tod ihres armenischen Uebersetzers Baron Maggerditsch. Schon vor einem Jahr war er so leidend und schwach, daß man seinem baldigen Ende mit Gewißheit entgegen sah. Er war selbst darauf vorbereitet und er verschied im gläubigen Vertrauen auf das Verdienst Jesu Christi.

Westafrica. Der „Missions-Advocat" (36) vom Februar 1851 erzählt folgende erfreuliche Begebenheit: Miss. G. Thomson, vor etwa 2 Jahren nach Westafrica gesandt, ließ sich an einer Stelle, Ka Mendi genannt, nieder, am kleinen Buhmflusse, etwa 100 (engl.) Meilen südlich von Sierra-Leone und 50 von der Küste gelegen. Die um ihn her wohnenden Negerstämme rieben sich schon seit mehreren Jahren durch gegenseitige Kriege auf, was den Missionsbestrebungen der Missionare sehr hinderlich war. In-

deß gelang es Herrn Thomson das Vertrauen der Häuptlinge und ihrer Leute beiderseits zu gewinnen. Endlich versammelte er eine große Zahl der Häuptlinge und Anführer in das Missionshaus und verbrachte mehrere Tage mit Anhörung ihrer Klagen und Aussöhnungsversuchen. Sie waren alle des Krieges herzlich müde, aber kein Theil war groß zu Nachgiebigkeit geneigt. Jedoch brachte er es durch Ueberzeugung und Geschenke dahin, daß sie Friedensbedingungen eingingen. Das war ein ungemein freudiges Ereigniß für das Volk, das schon seit bald 9 Jahren alle Schrecken eines Barbarenkrieges erlitten hatte. — Da indeß entferntere Stämme auch noch bei diesem Kriege betheiligt waren, so fand Hr. Thomson, daß, um den gewonnenen Vortheil zu sichern und einen allgemeinen bleibenden Frieden zu Stande zu bringen, es nöthig sey, diese Stämme zu besuchen. Am 13. März 1850 machte er sich in dieser wohlwollenden Absicht in Begleitung von einem Dolmetscher und fünf Andern auf den Weg. Sie fuhren in einem Kahn den kleinen Buhmfluß hinauf und gelangten nach einer Weile in einen mächtigen breiten Strom hinein, welcher der große Buhm heißt. So fuhren sie bis zu der großen ummauerten Stadt Tissana hinauf. Hier traf er Brah, den ersten Häuptling dieser Kriegspartei. Dieser hatte durch den Dolmetscher von der christlichen Religion gehört, und hatte einige Jahre zuvor die Mission in Ka-Mende besucht; es war schon lange sein Wunsch, es möchte ein Lehrer in ihre Gegend kommen, und als er nun hörte, Hr. Thomson sey da, war er von Freude ganz außer sich. — Thomson erzählt das Zusammentreffen mit diesem Mann wie folgt: „Als er an das weite Sandufer zu mir kam, hörte ich ihn ausrufen: ach, Gott sey Dank! Gott sey Dank! Dank! Dank! Er wiederholte es noch manches Mal, als er bei mir war, und umarmte mich mit aller Innigkeit als einen lang abwesenden Vater. Die ganze Stadt freute sich meiner Ankunft, und aus der ganzen Umgegend, wohin die Nachricht mit Windeseile sich verbreitete, strömten die Leute nach Tissana um den Weißen zu sehen. Tagelang konnte ich fast nichts thun als mich angaffen lassen, von Morgen bis Nacht Händedrücken und ihre Wunder- und Dankäußerungen hören, daß ich zu ihnen gekommen sey um sie zu lehren.“ — Nach einigen Tagen, während welcher Thomson auf Brahs ernstliche Bitte einen Vertrag zu Gründung einer Mission einging, machte er sich mit dem freundlichen Häuptling auf, die Stämme auf der andern Seite zu besuchen. Er hatte große Gefahren und Beschwerden auszustehen, die seine Gesundheit angriffen; allein nach etwa zweimonatlichem Aufenthalt unter ihnen, sah er seine Arbeiten mit dem besten Erfolg gekrönt: Der Friede war gesichert. Groß war die Freude bei Häuptlingen und Volk. — Unter dem 8. April schreibt er: „Täglich begegnen mir die ergreifendsten Schauspiele: Krieger, die einander um den Hals fallen — Häuptlinge, die seit Jahren sich feind waren, reich-

ten sich nun die Hände und umarmten sich wie alte Freunde, die sich lange nicht gesehen! Schwestern, Frauen, Töchter, die lange gefangen gewesen, liefen einander mit großer Rührung in die Arme, sanken zu Boden und weinten lang und laut, ehe sie zur Ruhe gelangten. — Unter solchen Umständen benützte Thomson jede Gelegenheit, die großen Heilswahrheiten zu verkündigen, und er fand überall aufmerksame Ohren: man nahm ihn als einen Gesandten des Himmels auf, und als er sie verließ, baten sie ihn dringend um Sendung von Lehrern.

Gabun. Miss. Wilson (35) schreibt unterm 24. August 1850: „Die katholische Mission mehrt sich, und sie haben seit Kurzem mehr Lust gezeigt, uns zu belästigen, als früher. Es scheint mir, als hätten sie im Sinn, uns auf verschiedenen Puncten auf einmal anzugreifen." Am 19. September schreibt derselbe wieder: „Die Katholischen sind uns weit überlegen; sie haben einen Bischof, 5 oder 6 Priester und wenigstens 7 oder 8 barmherzige Schwestern. Sie haben unlängst einige Neigung gezeigt, sich in unsere Sachen zu mischen. Indeß bezeigen die Civilbehörden sich uns immer noch freundlich, ihnen hingegen sehr ungünstig. Ich weiß mir dieß kaum anders zu erklären, als durch die fast allgemeine Feindschaft der Franzosen gegen die Jesuiten.

Süd-Africa. Miss. Gysin (1) schreibt unterm 27. Mai 1850 von Gosen (Gosen genannt nach dem letzten Wunsch der dortigen Missionare, nicht Sichem. — S. M. Z. 1850. H. 1. S. 185.): „Am 23. Dec. vorigen Jahres kamen wir von Gnadenthal an unserm neuen Bestimmungsort an. Ich ließ meine Frau und unsre kleine Anna zuerst noch in Silo zurück, während ich mit Bruder Neuhaus den Bau unsers Wohnhauses vollendete. Wir wohnten in dieser Zeit in einer Kaffernhütte. Als wir mit dem Bau fertig waren, holte ich meine Familie nach, und die lieben Geschwister von Silo begleiteten uns hieher. Es war für uns sodann ein festlicher Tag, als wir am 6. März dies neue Haus und uns selbst aufs Neue dem HErrn mit Gebet und Lobgesang weiheten, mit dem Flehen, daß auch hier, unter den heidnischen Kaffern Ihm große Mengen zu seiner Beute gewonnen werden möchten. — Schon haben einige 20 Kaffern-Familien, die sich hier niederlassen wollen, ihre Häuser um uns her aufgebaut. Unsre Predigten und Versammlungen werden von diesen und den umherwohnenden Kaffern fleißig besucht. Manche von ihnen mögen wohl auch der guten Viehweiden wegen Lust haben, sich hier niederzulassen, denn die Kaffern haben immer viel Vieh und halten viel darauf. Die Lage unsers Platzes in einem weiten Thal, das sich nach Norden öffnet und von hohen Bergen umschlossen ist, ist sehr schön und freundlich, und wir hoffen Wasser genug zu haben. Es scheint, daß seit dem letzten Kriege, durch den die Kaffern gedemüthigt worden sind, mehr Sinn für Bildung und

christlichen Unterricht unter diesem Volke erwacht ist. Die Regierung thut das ihre, die Missionare zu unterstützen. So erhielten alle Missionsstationen in Brittisch Kaffernland kürzlich durch den General-Commissär ein Schreiben zugesandt mit vielen werthvollen Gegenständen, die den Missionaren zu unentgeltlicher Vertheilung an die Kaffern übergeben wurden, als Kleider, Wäsche aller Art, eiserne Töpfe, Grabscheite u. dergl. Diese Geschenke sollen eine Belohnung und Ermunterung für diejenigen seyn, die sich den Missionaren folgsam beweisen, sowie für fleißige Kinder, die in der Schule Fortschritte machen."

Miss. Bonatz (1) schreibt unterm 19. Juni von Silo: „Am 9. dieses Monats hatten wir wieder einen rechten Segenstag. Vormittags wurden vor der Predigt zwei Tambuckis und Nachmittags zwei Hottentotten durch die Taufe der christlichen Gemeine einverleibt. — Die Einwohnerzahl von Silo wächst fortwährend. — Hier eröffneten wir vor einiger Zeit des Sonntags Nachmittags eine Schule für die Hottentotten. Als die Tambuckis dies sahen, warteten sie nicht lange, sondern kamen mit der Bitte zu uns, wir möchten auch ihnen eine Sonntagsschule halten, was wir gerne versprachen. Wir halten daher nun am Sonntag, nachdem des Vormittags zwei Predigten und andere Versammlungen stattgefunden haben, des Nachmittags für die Hottentotten in der Kirche und für die Tambuckis im Schulhaus Sonntagsschule. Die Tambuckis zeigen einen großen Eifer und geben sich viele Mühe lesen zu lernen. Die Erwachsenen lassen sich auch zu Hause von ihren Kindern unterrichten und ihre Lection einüben, um dann am Sonntag wohl zu bestehen."

Miss. Suhl (1) in Gnadenthal schreibt unterm 25. Juni: „Als ich kürzlich in unsrer Liste die Namen der in diesem letzten Halbjahr entschlafenen 13 Personen aus unserer Gemeine mir durchging, konnte ich mich dessen freuen, daß wir kaum bei einem einzigen derselben eine gegründete Ursache zu Zweifeln haben, daß er zur Seligkeit als ein bekehrter Sünder eingegangen ist." Unter den Verstorbenen war eine Wittwe, die wenigstens 110 Jahre alt gewesen seyn muß. Der Missionar erzählt von ihr: „Ihr Vater hatte ihr, da sie noch Kind war, vor seinem Tode gesagt, es sey einst ein weißer Lehrer nach Baviansklоof zu den Hottentotten gekommen, der bei seinem Weggehen versprochen habe, er werde wieder kommen, oder ein Anderer an seiner Stelle; diesen Lehrer solle sie aufsuchen, sobald sie etwas von dessen Ankunft höre. Als sie dann später Kunde von der Erneuerung der Mission erhielt, kam sie mit ihren Kindern alsbald hieher, und wurde 1796 getauft und confirmirt. Ihr Wandel war stets musterhaft und zeugte, so wie ihre Worte, von gründlicher Umänderung ihres Herzens. So alt sie war, so war doch ihr Ohr noch nicht taub und ihr Auge noch nicht dunkel geworden; sie nähte und flickte noch bis zum letzten

Vierteljahr sehr nett. Wollte es den zitternden Händen einmal nicht gelingen, mit dem Faden das Nadelöhr zu treffen, so seufzte sie, wie sie mir sagte, auch darum zum HErrn, und Er half ihr. Auch ihre Geistesgegenwart behielt sie fast ungeschwächt bis ans Ende. — Unsere Gemeine nimmt fortwährend auch von außen her zu. So wurden seit Kurzem vier erwachsene Heiden und 21 Kinder von 1 bis 4 Jahren getauft."

Miss. Kühn schreibt von Gnadenthal unterm 9. Juli: „Wir haben täglich wenigstens 200 Kinder in unserer Schule, und es macht mir große Freude, in die jugendlichen Herzen den guten Samen auszustreuen."

Von Clarkson schreibt Miss. Adam Küster (1) unterm 14. Mai 1850: „Im freudigen Glauben starb neulich ein Fingu-Bruder Namens Thomas Perzana. — Am Ostertag hatten wir die Freude drei Fingu-Männer zu taufen. Bei einem bald darauf folgenden Sprechen kam auch ein alter Mann, der als Zauberer in Sünden aller Art grau geworden, nun aber noch über sich selbst unruhig geworden und hieher gezogen ist. Als ich ihm sagte, der Heiland rufe auch ihn noch herbei, um ihn vom Verderben zu erretten, weil Er die Sünder gerne selig mache, so verklärten sich seine Gesichtszüge und er rief aus: ist es auch gewiß? will Er wirklich, daß ein so großer Sünder, wie ich bin, zu ihm kommen soll? will Er mich noch annehmen? — Dieser Alte ist ein sehr aufmerksamer Zuhörer in den Versammlungen."

Neu-Barmen. (4) Wir entnehmen einer englischen Zeitung folgende schreckliche Mordgeschichte, welche Miss. Hugo Hahn in einem Brief vom 6. Sept. beschreibt: „Das ganze Land ist in einer bisher unerhörten Aufwallung. Unsere Mission unter den Owaherero ist ihrem Untergange ganz nahe. Am 23. vorigen Monats überfiel Jonker Afrikaner die Kahitschene, die auf Br. Kolbes Station, Schmelens Erwartung, wohnten. Viele wurden ermordet, und Grausamkeiten wurden kaltblütig begangen, wie sie unter den wildesten Völkern kaum erhört sind. Wehrlosen Frauen wurden die Füße und hülflosen Kindern die Hände abgehauen; andern Kindern schlug man die Augen aus, und Säuglingen schnitten sie den Leib auf. Mehrere Stunden lang schwebten Geschw. Kolbe in schrecklicher Erwartung, indem sie nicht wußten, welchen Augenblick auch sie diesen Ungeheuern in die Hände fallen würden. Die Namakwas schossen ohne Unterschied auf reiche und arme Owaherero. Jan, Jonkers Sohn, schleppte einen armen Kranken aus Kolbes Stationsgut und schlug auf ihn zu. Alle Häuser der Armen wurden zerstört, und das Wenige, das sie hatten, wurde entweder weggenommen oder zu Grunde gerichtet. Endlich zog die Rotte ab und ließ sich in der Nähe nieder. So blieb Geschw. Kolbe keine andere Wahl, als zu entfliehen, was ihnen auch mit unserm Beistand gelang. Kahitschene selbst entfloh. Als hier-

auf Jonker nach Concordiaville zurückkehrte, ermordete er fast den ganzen Stamm Katschinengas und nahm Alles hinweg. Von da zog er an seinen Wohnplatz im Gebirge und ermordete alle Owaherero, ihre Frauen und Kinder, die bei ihm wohnten. Nur Wenige entkamen und flüchteten auf die Stationen. — Der Grund zu dieser Mordwuth Jonkers gegen die Owaherero ist kein anderer, als daß diese im Allgemeinen wohlhabend sind, und weil Kahitschene es einmal gewagt hat, sich Jonker zu widersetzen."

Bethesda. (28) M. Schrumpf erzählt in seinem Brief vom 1. August 1850 folgendes schauderhafte Gericht Gottes über den abtrünnigen Häuptling Zegoa. (M. Z. 1850, H. 1. S. 186.) „Der Unglückliche hatte den Namen Gottes auf eine entsetzliche Weise gelästert. Bei einem seiner Saufgelage hatte er gesagt: „Der Gott, von dem man uns predigt, ist nur ein Narr; wäre Er der wahre Gott, Er würde mich, der ich Ihn verhöhne, nicht ungestraft lassen." — Ist es nicht merkwürdig, daß der Verstand dieses Mannes von diesem Augenblick an ganz verwirrt ist, wie beim König Nebucadnezar? Sein Leib ist abgezehrt, seine Kraft hat ihn verlassen. Seit fünf Monaten liegt er auf der Erde, ohne etwas thun zu können, und ist von Gewissensbissen gemartert. Zuweilen erhebt er sich, heißt es, Morgens sehr früh wie ein Wüthender, er brüllt und schlägt in den Armen derer, die ihn halten, um sich, fällt dann in seine gewöhnliche Schwäche zurück, ohne sich von der Stelle rühren zu können. Und noch zeigt sich bis auf diesen Augenblick keine Spur von Reue und Zerknirschung bei diesem Menschen." — Eine ähnliche Begebenheit erzählt er von einer Frau: „Es ist hier eine Frau, welche die Wahrheit gekannt haben muß, von der sie sich aber vorsätzlich abgewandt hat. Seitdem ist sie wie vom Teufel besessen. Ich habe sie schon vor unserm Hause einen ganzen Tag tanzen, singen und heulen gesehen; sie sagte unter hellem Gelächter Stücke aus geistlichen Liedern her. Gestern sagte mir ein Fremder, der diese Gegend besuchen kam: „Herr, ich habe bei euch ein Wunder gesehen: eine Frau, die in den Dörfern große Feuer anzündet, dann mitten hinein geht, glühende Kohlen ergreift, sie dann in den Mund steckt und verschluckt; dann schnell davon läuft, indem sie schreit: „ich kenne den Teufel! ich kenne den Teufel! ich habe einen Bund mit dem Teufel gemacht, er wird mir nichts thun; sein Feuer wird mich nicht brennen!" Darauf sagten die Weltleute: da seht ihr, daß diese Frau stärker ist, als die Kinder Gottes; die fürchten das Feuer, diese fürchtet es nicht." Ueberhaupt herrschte in der letzten Zeit viel Feindschaft unter den Heiden gegen das Christenthum. Dennoch fügt der Missionar bei: „Ich habe die Freude, sagen zu können, daß mehrere Glieder unsrer Gemeinschaft in diesen schlimmen Zeiten sichtbare Fortschritte in der Gottseligkeit gemacht haben: sie sind lebendiger, mehr von der Welt abgesondert, als früher."

Madagascar. Ein Schreiben aus Mauritius vom 5ten October 1850 meldet von einer abermaligen Verfolgung der Christen auf jener Insel, von welchen 8000 zum Tode verurtheilt waren. Ihrer 18 seyen schon hingerichtet gewesen, als der Sohn der Wütherich-Königin Ranawolo, der den Christen günstig ist, für sie ins Mittel trat und durch seine Entschlossenheit weiterm Blutvergießen vorbeugte.

Grönland. Lichtenau. (1) Die Missionare schreiben: „Im December (1849) fanden sich die Auswärtigen zahlreich ein, um das Weihnachtsfest zu feiern. Von Nord, Süd und West kam eine Bootsgesellschaft nach der anderen an, und erfreulich war es, in dem menschenleeren Lande mehr als 600 Menschen in Lichtenau versammelt zu sehen. Verlangend drängten sie sich zur Kirche, und fast gebrach es in derselben an dem nöthigen Raum. — Auch die Schule wurde wohl besucht, und manche auswärtige Kinder hatten nicht nur nichts vergessen, sondern inzwischen gute Fortschritte gemacht, besonders die von Kikertarsoak, wo Amasa Gehülfe ist. Es war eine große Lust zum Lernen unter den Kindern. — Am 16. April entschlief der ehrwürdige Nationalhelfer Jakob, das älteste Mitglied unserer Gemeine, in dem für die Grönländer seltenen Alter von 69 Jahren. Er war als Knabe mit seinen Eltern nach Lichtenau gekommen und getauft worden, und seit der Zeit hatte er sich stets eines frommen Wandels beflissen, wobei er sich freilich zuerst auf seine eigene Gerechtigkeit verließ. Nachdem er später zu gründlicherer Erkenntniß seiner selbst und des Heils in Christo gekommen war, wurde er Nationalhelfer und diente als solcher 30 Jahre lang bis an sein Ende. Seine Vorträge wurden besonders gern gehört und waren von Segen begleitet. Er war in seiner letzten Krankheit voll freudigen Verlangens abzuscheiden und beim HErrn zu seyn."

Im Juli 1850 bestand die Gemeine aus 703 Personen, darunter 268 Communicanten. Die Gemeine in Friedrichsthal bestand aus 500 Personen.

Mittelamerica. Miss. Lundberg (1) schreibt am 7. October 1850 aus Bluefields: „Die Zahl der Schüler ist auf 25 gestiegen, und sie beweisen durchgängig, besonders in der biblischen Geschichte, Aufmerksamkeit. Auch der König wohnt öfters der Schule bei. Die jüngste Prinzessin ist sehr bekümmert, daß ihre Mutter nichts in den Versammlungen versteht, und sorgt, ob sie auch werde selig werden. Sie sucht der Mutter von dem, was sie lernt, mitzutheilen." — Br. Candler schreibt von ebendaher: „Unser Gemeinlein nimmt mit der Hülfe des HErrn immer mehr zu. Es zählt nun schon 18 Personen. Für den Kirchenbau haben die Leute bereits einiges Holz als Geschenk herbeigebracht."

Guiana. Surinam. Bruder Cranz (1) berichtet in einem Brief vom 12. August 1850 von der Einrichtung einer Sonntagsschule in Paramaribo: „Gegen 500 Per-

sonen fanden sich zur Sonntagsschule ein, die, in 35 Classen eingetheilt, den Raum der Kirche füllten. Inbrünstig flehten wir unsern lieben HErrn zuerst um seinen Segen an. Es gelang uns bald, mit der Anordnung zu Stande zu kommen, und allen Schülern war die Freude, mit der sie Theil nahmen, an den Gesichtern anzusehen. Fast sämmtliche Brüder und Schwestern halfen unterrichten. Unter unsern Schwarzen konnten wir 19 als Lehrer gebrauchen, welche dazu nicht nur befähigt sind, sondern auch mit großer Freude sich einstellten."

Westindien.

Haiti. Missionar Webley (14) meldet in seinem Brief vom 20ten November 1850 von mehrern wahrheitsuchenden und durch die Wahrheit bekehrten Personen: „Es kam vor einigen Monaten eine Frau ins Missionshaus, um sich das Evangelium erklären zu lassen. Sie sagte, einige ihrer katholischen Verwandten hätten ihr gesagt, es nütze nichts, zu den Heiligen und der Maria zu beten; sie solle zu uns gehen, um sich den Weg des Heils auslegen zu lassen. Meine Frau las und erklärte ihr das dritte Capitel des Evangeliums Johannis und einige andere Stellen des Neuen Testamentes, und wies ihr den Weg des Lebens durch den Gekreuzigten. Sie versprach, wieder zu kommen, und hat es gethan. So hatten wir also noch mehr Gelegenheit, mit ihr zu sprechen und ihr ein Neues Testament zu geben. Zwei andere Bekehrungen sind durch das bloße Lesen der Heiligen Schrift zu Stande gekommen. Es sind dies zwei Frauenspersonen, die in unsrer Nähe wohnen und sich gemeinschaftlich ein Neues Testament verschafft hatten, das sie aber des kleinen Druckes wegen kaum lesen konnten. Dennoch lasen sie es und lasen es wieder, bis das Wort sich an ihnen erfüllte: „Die Offenbarung Deines Wortes erleuchtet." Vor Kurzem erhielt ich von der Bibelgesellschaft 100 Bibeln und 200 Neue Testamente von großem Druck; und sogleich sandte ich ihnen eine dieser Bibeln. Ihre Freude darüber fand kein Ende. Seitdem habe ich sie öfters besucht, und jedesmal fand ich die Bibel neben ihnen oder in ihren Händen. Sie haben daher auch schon lange ihre Rosenkränze, Crucifixe und andere katholische Abzeichen fortgeschafft, während eine tiefe Sündenerkenntniß und ein einfältiger, demüthiger Glaube an Jesum mit entsprechenden Früchten ihre Bekehrung beweisen." — Miss. Webley erzählt auch von 6 wegen Politik Gefangenen, welche im Laufe des Jahres zu Christo bekehrt wurden. Einige dieser waren zum Tod verurtheilt, Andere zu lebenslänglicher Gefangenschaft.

Miss. B. Bird (16) schreibt unterm 14. Januar 1851: „Seit meinem letzten war es mir gegönnt, die Stadt Cayes zu besuchen, einen Theil des haitischen Reiches, der wegen seines wilden, ungestümen Wesens schon lange berüchtigt ist und unlängst der Schauplatz gräulichen Haders war. Der Sonntag, den ich in Cayes zubrachte, machte meinem Herzen wahrhaft

Freude. Als ich vor einigen Jahren hier war, wußten wir weder von Schafen noch von Hirten etwas; jetzt aber fand ich etwa 16 Seelen zu christlicher Gemeinschaft verbunden und in der Furcht und Liebe Gottes lebend — eine kleine Heerde, welche durch die Bemühungen unsers würdigen Bruders Bauduy in verhältnißmäßig kurzer Zeit zusammen gebracht wurde."

St. Kitts. Miss. Hauser (1) zu Basseterre auf St. Kitts schreibt unterm 31. October 1850: „Am 30. Juli hatten wir ein öffentliches Examen unsrer Tagschüler. Die Kirche konnte kaum die Menge der Gäste fassen. Die Kinder wurden im Lesen, Rechnen, Geographie, Weltgeschichte und Singen geprüft, und zeigten zu allgemeiner Zufriedenheit entschiedene Fortschritte. Es war ein Tag der Ermunterung für Eltern und Kinder. Die Zahl der Schüler auf der Liste beträgt 360, die der täglichen Besucher 250. Schwer aber ist es, von den Eltern das doch sehr geringe zur Erhaltung der Schule nöthige Schulgeld einzutreiben. — Unsre Kirche ist des Sonntags zweimal von Zuhörern angefüllt, die sich wohl auf 1400 an Zahl belaufen. Der schwarze Lehrer spielt die Orgel gut, und die Gemeine singt besser, als ich es noch von einer Negergemeine gehört habe. Auch zu den Abendversammlungen in der Woche finden sich viele Zuhörer." — Ein gefährlicher Irrlehrer, ein Schwarzer aus America, zog in der letzten Zeit Viele, auch der Gläubigen, zu sich, und schadete viel. Aber die Warnungen der Brüder hatten gesegneten Erfolg, so daß dem Uebel gesteuert wurde.

Australien.

Neu-Holland. Die Brüder Täger und Speiseke (1) erhielten von Hrn. Jos. La Trobe, Vice-Statthalter, den Rath, sich fürs Erste nach einer seit Anfang des Jahres aufgegebenen Station der Gesellschaft zum Schutz der Eingebornen am Murray-Flusse, Mount-Franklin genannt, zu begeben, wo Herr Parker, der daselbst noch seine Wohnung hat, ihnen ein da befindliches kleines Häuschen einräumen werde. Am 11. April verließen sie in Gesellschaft des genannten Herrn Parker und seiner Familie in zwei Wagen die Hafenstadt Melbourne, und erreichten am 15ten Abends die Station Mount-Franklin, 74 englische Meilen von Melbourne. — Von diesem Ort sagen die Missionare: „Die bei dieser Station sich aufhaltenden Papus (Eingebornen) finden wir in einem weit bessern Zustande als andere, die wir einzeln als Bettler herumlaufen sehen. Die Zahl der hier wohnenden Schwarzen ist etwa 50, von denen Einige sich elende Hütten gebaut haben, Andere unter etlichen in die Erde gesteckten und mit Baumrinde bedeckten Pfählen leben; die Meisten aber auch selbst diesen Schutz gegen Wind und Wetter nicht haben, sondern des Nachts unter freiem Himmel liegen, mit einem Stück wollener Decke oder einer Art Pelz, den sie selbst verfertigen, zugedeckt. Die ganze Nacht hindurch erhalten sie

das Feuer, um das sie liegen, brennend, und ihre Hunde, auf die sie sehr viel halten, sind um sie her." — Vom 22. April bis 9. Mai waren die Brüder auf einem Ausflug tiefer ins Land hinein und trafen hie und da mit Papus zusammen. Von einer solchen kleinen Gesellschaft erzählen die Missionare: „Wir sagten ihnen den Grund unsers Kommens in dies Land, daß wir sie mit dem HErrn Jesu, unserm Heiland, bekannt zu machen wünschten, und luden sie ein, zu uns an den Fluß Murray zu kommen und sich daselbst bei ihren Landsleuten niederzulassen, wo wir sie unterrichten könnten. Sie verstanden so ziemlich unser Englisch, und erwiederten in gebrochenen Worten, sie seyen besser als ihre Landsleute am Murray-Fluß. Einer zeigte uns einen Kamm, Spiegel und Messer und sagte: wir waschen, kämmen und scheeren uns, jene sind aber noch sehr wild; wir fürchten uns vor ihnen, denn wir lieben das Kriegen und Morden nicht mehr, wir sind wie die weißen Leute." — Noch denselben Abend hielten jedoch diese vermeintlich Verfeinerten einen sehr gräulichen, wilden Tanz.

Neuseeland. Kerikeri. Miss. Kemp (18) sagt in seinem Bericht von der letzten Hälfte des Jahres 1849: „In den letzten 6 Monaten besuchte ich die Dörfer Taku, Waiaua und Ti monatlich einmal, um den Eingebornen Religionsunterricht zu geben. Es ist nöthig, daß man die eingebornen Christen oft besucht; Manche sind von ihren heidnischen Priestern, die seit dem letzten Kriege wieder großen Einfluß erlangt haben, durch schlaue Ueberredung von ihrem Christenbekenntniß abgeführt worden. Es war eine wahre Sichtungszeit für die junge Kirche Neuseelands."

Paihia. Der Archidiaconus Henry Williams (18) schreibt vom letzten Halbjahr 1849: „In Kanakana sind die Leute am regelmäßigsten in ihren religiösen Verrichtungen. Waikare, das seit dem letzten Kriege in einem sehr todten Zustand war, scheint sich wieder etwas zu erheben. Es war hier eine starke Partei, die es mit den Papisten hielt. Als ich das letzte Mal dort war, am Sonntag den 23sten December, wohnten diese Alle unserm Gottesdienste bei. In Wangai kehrt auch der bessere Zustand wieder einigermaßen zurück, und dasselbe kann von einigen dem Pomare untergebenen Leuten gesagt werden. Obschon dieser Häuptling noch ein Heide ist, hat er dieser Bewegung doch seine Genehmigung ertheilt. Alle diese Stämme hatten sich beim letzten Kriege betheiligt, und ich hoffe, ihr Bekenntniß sey aufrichtig."

Waimate. Miss. R. Burrows (18) meldet über denselben Zeitraum: „Vergleichen wir den jetzigen Zustand der eingebornen Christen mit unserm letzten Jahresbericht, so sind wir überzeugt, daß unser Werk fortgeschritten ist. Unsere Versammlungen haben zugenommen, und ihr Wandel hat sich sichtlich gebessert." — Unterm 16. Januar 1850 schreibt derselbe Missionar: „Die Committee darf nichts

Großes erwarten; oder thut sie es, so sey es nur von kleinen Anfängen. Indeß freut es uns melden zu können, daß wir eine Anstalt zur Bildung eingeborner Schullehrer angefangen haben. Sechs Zöglinge sind nun in regelmäßigem Unterricht, der die Heil. Schrift, Schreiben, Rechnen, Geographie und Englisch in sich faßt."

Kaikohi. Miss. Davis (18) schreibt unterm 10. August 1849: „Es gibt sich jetzt bei fast allen Leuten, mit welchen ich Umgang habe, eine friedlichere Stimmung kund als noch vor einem Jahre. Der Häuptling Heke ist ruhig, und seine Macht ist durch eine Entzweiung unter seinem Volk gebrochen. Die Eingebornen haben sich meist bei ihren Pflanzungen niedergelassen und haben, mit wenig Ausnahmen, aufgehört, auf ihren Wanderungen Waffen zu tragen. Der religiöse Zustand meines Districts hat sich, wie ich hoffe, in Kaikohi und Mangakahia gebessert; aber in Otaua, wo wir früher 40 Communicanten hatten, ist jetzt kaum noch eine Spur von Religion. Ebenso ist es in Hikurangi."

Inseln der Südsee.

Samoa oder Schifferinseln. (17) Am 5. April wüthete auf der Insel Polu ein schrecklicher Orkan, der die Häuser der Missionare sowie die gut gebaute Capelle in Trümmer legte, ebenso auch die meisten Wohnungen der Eingebornen. — Die von der Bibelgesellschaft in England in 15,000 Exemplaren gedruckte Uebersetzung des Neuen Testamentes in die Samoa-Sprache ist in Samoa angekommen und wird nun von den Missionaren auf den verschiedenen Inseln dieser Gruppe unter die Eingebornen vertheilt.

Fidschi-Inseln. (16) In unserm letzten Hefte S. 171 ist die Bekehrung des Königs Lakemba gemeldet worden. Unterm 31. Januar 1850 erzählt Miss. Lyth weiter: „Nachdem er das Christenthum angenommen hatte, war einer seiner ersten Schritte, die Regierung des Landes auf einen bessern Fuß zu stellen und Mißbräuche abzuschaffen. In dieser Absicht berief er eine Volksversammlung, deren Ergebniß ein entschiedener Fortschritt im Zustand des Volkes ist. — Am Tage nach dieser Versammlung hatte ein bedeutendes Ereigniß statt. Ein mit Lakemba eng verbundener Bau-Häuptling, der einen Schrecken gefaßt hatte, kam plötzlich mit einer Schaar von 300 Bewaffneten auf 6 Booten an, in der Absicht, Rache zu nehmen. Der feindliche Häuptling wurde mit ein paar Andern ungehindert ans Land und in die Stadt Lewuka gelassen; als aber seine Truppe ihm folgen wollte, trat ihnen ein Tongesen-Häuptling entgegen und hieß sie bei Gefahr ihres Lebens in ihre Boote zurückkehren. Diese Drohung genügte; ein Schrecken Gottes überfiel sie und sie wagten keine zweite Landung. Der von ihnen abgeschnittene Häuptling war sehr ergrimmt, mußte sich aber darein ergeben und endlich um Schonung seines Lebens bitten, und seine heidnischen Begleiter waren froh, im Frieden

abziehen zu dürfen. Seitdem sind drei Monate verflossen, und die friedliche Gesinnung von Bau gegen diesen Ort, wo Alles nur Unruhe und Krieg erwartete, hat den König und seine Freunde im Bekenntniß des Glaubens an den wahren Gott sehr bestärkt.“ — Im März schreibt Miss. Malvern: „Unsere Schule, die zuvor nur gegen 20 Kinder zählte, ist nun auf 100 angewachsen.“ — Die Papisten versuchen alle Künste, den König an sich oder ins Heidenthum zurückzuziehen; aber alle ihre Bemühungen, ihre Religion zu verbreiten, haben die entgegengesetzte Wirkung. — Am 29. Mai 1850 schreibt Miss. Th. Williams in Telewa in Bezug auf den Bau einer neuen Kirche: „An den Bau dieser Capelle knüpfen sich verschiedene erfreuliche Thatsachen. Wäre sie vor anderthalb Jahren gebaut worden, so hätte der damalige heidnische Häuptling es für eine Beleidigung gehalten, die nur durch unsere Trauer über ihrer Asche versöhnt werden konnte; wo hingegen der jetzige heidnische Häuptling uns sagen ließ, wir seyen unserer Wenige in einem großen Werk begriffen; wenn es uns lieb sey, so wolle er uns helfen. Wir nahmen sein Anerbieten an, und so wurde die Mauer und das Dach von einer Seite der Capelle von den Heiden erbaut, und zwar recht gut. Und bei Eröffnung der Capelle halfen die Heiden für die uns Besuchenden die Speise bereiten. Der Mann, der die vorige Capelle niederbrannte, war beim Aufbau der neuen einer der Thätigsten. Er ist jetzt ein sehr nützlicher Ortsprediger. — Das Missionshaus ist ein großes und sehr solides Gebäude nach europäischer Bauart, zu dessen Errichtung die eingebornen Christen viel beigetragen haben. Sie haben auch für den eingebornen Lehrer ein gutes Haus gebaut und zwölf bessere Häuser für sich selbst. Dieses Alles geschah im Lauf von zwei Jahren. Am 24. April eröffnete Herr D. Hazlewood die Capelle. Der Bau-Bezirk ist vor beinahe 3 Jahren eingerichtet worden, und seitdem sind sechs neue Predigtplätze bestellt und drei Capellen errichtet worden. Gegen 200 Heiden haben das Christenthum angenommen und 300 Personen sind durch die Taufe Glieder der sichtbaren Kirche Christi geworden.“

Judenmissionen.

Constantinopel. Miss. König (24) schreibt unterm 18. December 1850: „Die italienische Mädchenschule unter Jungfrau Whittet hat sehr zugenommen. Zur Zeit der letzten Prüfung im August zählte sie 19, jetzt 32. Noch wichtiger aber als der Zuwachs an Zahl ist der Umstand, daß spanische Juden angefangen haben sich mit uns einzulassen und uns ihre Kinder zu schicken. Wir haben zwei Töchter eines sehr reichen spanischen Juden, Schwager des einflußreichsten aber zugleich bigottesten Juden in Constantinopel, und bald darauf zwei andere aus dem Hause dieses letztern selbst. Ein ebenso merkwürdiger Fall ist, daß ein spanischer Rabbi in Galata,

der dort selbst eine Schule hält, uns um Aufnahme seines einzigen siebenjährigen Töchterchens bat, welchem Ansuchen an demselben Tage gleich noch eines folgte. Der erste der obengenannten Juden wohnt ganz in unserer Nähe, und Jungf. Whittet erhielt bei einem Besuch in seinem Hause das Versprechen, daß er seine älteste, sechszehnjährige Tochter auch senden wolle." — „Die neue italienische Knabenschule wurde in einem großen Zimmer in meinem Hause eröffnet. Sie zählt dermalen 18 Knaben, meist von italienischen Juden. Wir haben mehrere sehr erfreuliche Beweise des Zutrauens erhalten, das die Eltern in unsere Schulmethode setzen, und noch nicht Einen Beweis vom Gegentheil. — Die deutsch-jüdische Schule unter Herrn und Frau Biesenbruck besteht fort wie sonst." (M. Z. 1850, H. 1. S. 191. H. 3. S. 172.)

Polen. Miss. Kleinhenn (19) in Warschau schreibt unterm 10. December 1850: „Es herrscht gegenwärtig bei den russischen Juden ein großes Verlangen nach der heiligen Schrift. Vor etwa 14 Tagen kam ein Jude von Wilna und kaufte 200 Exemplare des Alten Testaments nebst 159 Exempl. Theile derselben, und zugleich bat er mich um mehrere Neue Testamente zur Vertheilung unter seinen Bekannten. Wilna war früher der Sitz einer Universität und ist noch jetzt berühmt wegen des Wetteifers eines großen Theils seiner jüdischen Einwohner in Förderung der hebräischen und rabbinischen Litteratur. Gestern kam wieder Einer aus der großen Stadt Kowno und kaufte 53 Bibeln und 50 Theile derselben und bat ebenfalls um mehrere N. Testamente für seine Freunde. Ein andrer Jude aus Minsk, der ihn begleitete, bat mich, 50 oder mehr Alte Testamente und eine große Anzahl von Theilen desselben, hebräisch und deutsch, für ihn aufzuheben, er wolle sie dann nächste Woche abholen. Abends kam ein Dritter und kaufte 6 Bibeln und 4 Theile, um sie nach Bresza-Litewski zu senden, und zwar sollten diese nur die Vorläufer einer nächstfolgenden großen Bestellung seyn."

Pesth. Miss. Wingate (24) schreibt unterm 9. Januar 1851: „Es hat dem HErrn gefallen, wieder eine Familie vom Hause Israel den Bekennern seiner Wahrheit beizufügen: Isidor Z. und seine Frau, beide etwa 30 Jahr alt. Er war Lehrer in einem jüdischen Seminar in einer beträchtlichen Stadt im Innern von Ungarn, wo er vor etwa 4 Jahren von einem unserer Hausirer ein Neues Testament erhielt. Dieses las er mehrere Monate im Geheimen mit großer Aufmerksamkeit, und gewann auf diese Weise ganz neue Ansichten. Er konnte nicht umhin, diese beim täglichen Religionsunterricht in der Schule auch laut werden zu lassen. Die Kinder erzählten ihren Eltern, was sie vom Lehrer gehört hatten, und bald verabredeten sich einige Juden, es auf seine Entfernung anzutragen. Er wurde vom Rabbi verhört und endlich seiner Stelle entlassen. Im Jahre 1848 kam er

nach Pesth und wurde bei einem angesehenen Juden, der in demselben Haus mit meiner Familie wohnt, als Hauslehrer angenommen. Einer unserer Bibelhausirer war ein alter Bekannter von ihm, und der gab sich nun alle Mühe, diese Familie für Christum zu gewinnen. Zuerst kam die Frau zur Erkenntniß ihrer Sündigkeit und der Nothwendigkeit ihrer Erlösung durch das Blut Christi. Nach anhaltendem Gebet fand sie Frieden und Seligkeit im Glauben an ihren Heiland. Sie fuhr fort auch für ihren Gatten zu beten, und vor etwa 2 Monaten wurde auch er ernstlich um sein Heil besorgt und das Licht des Glaubens ging auch ihm zuletzt auf. Feindschaft von Seiten der Juden war die unmittelbare Folge; und nachdem er zwei und ein halbes Jahr als Hauslehrer das Vertrauen seiner Herrschaft genossen hatte, wurde er auf einmal entlassen. — Nach gehöriger Prüfung wurden Beide getauft und haben seither immer am Tische des HErrn Theil genommen. Letzten Sonntag hatten wir 21 Communicanten, meist getaufte Juden-Christen. — Unsere Hausirer sind alle von ihren verschiedenen Reisen zurück. Der Verkauf heil. Schriften im Laufe des Jahres wird über 4000 betragen, und zwar meist an Solche, die gerne dafür bezahlten und oft sehr interessante Gespräche mit den Verkäufern hielten. Unter allen Classen der Gesellschaft fanden sich Käufer: Officiere, Advocaten, Doctoren, Soldaten, Policeidiener, Bauern und Juden. Tractate und Bücher sind auch in großer Menge abgegangen. Der Verkehr mit Juden war ungewöhnlich groß."

Namen-Register.

1. Personen-Register.

(Die römischen Zahlen bedeuten das Heft, die arabischen die Seitenzahl.)

2. Orts- und Sach-Register.

Beilage.

Lebenslauf des Missionars J. Ferdinand Bormeister,

geb. 1785, gest. 1826.

(Bearbeitet nach den im Basler Missionsarchiv vorhandenen Papieren.)



Erster Abschnitt.

Bis zur Aufnahme ins Missionshaus.

Die Wege des HErrn sind wunderbar; aber Er führet Alles herrlich hinaus.

1. Kindheits- und Jugendgeschichte.

Ich bin den 11ten Mai 1785 zu M. in C. geboren, wo mein Vater, F. A. Botmeister, Bürger und Handschuhmacher war.

Im Jahre 1791 oder 92 gefiel es dem allweisen, allliebenden Gott, meine Mutter, die eine fromme Frau gewesen seyn soll, heimzurufen und nach ihrem Tode meinen Vater in Armuth gerathen zu lassen; aber unzweideutig spürten wir auch damals die Fürsorge Gottes.

Wir waren mehrere Geschwister, wovon 4 nach dem Tode meiner Mutter noch am Leben blieben, 2 Knaben und 2 Töchter, wovon ich das dritte dem Alter nach war. So viel ich weiß, bin ich der Liebling meiner Mutter gewesen, und, wie es dann oft geht, auch das verzärteltste Kind geworden. Die Armuth, in die mein Vater theils durch eine verkehrte Haushaltung, theils durch fremden Betrug und Diebstahl gerieth, gestattete uns Kindern nicht mehr, unter der väterlichen Aufsicht erzogen zu werden; nur einen Zutritt zur Freischule konnte er uns noch beim Magistrat auswirken. So wurden wir denn nach Gottes Willen unter fremde Leute vertheilt. Meine 3 Geschwister hatten

zwar das Glück, bessere Tage zu genießen; ich aber ein noch größeres, nämlich unter eine strenge Zucht und den Druck eines Mannes zu gerathen, der zu dem ersten Grund meiner menschlichen Bildung viel beigetragen hat, wiewohl ich es damals nicht für das größte Glück hielt. Er war ein Bürger und Handschuhmacher, und zugleich ein angesehener Mann beim Magistrat; daher fürchtete ich mich, irgend Jemand meine Noth zu klagen, weil es mir dann noch härter hätte gehen können, wenn er es erfahren hätte. Doch hielt er im Aeußerlichen viel auf Ordnung und Reinlichkeit, und schickte mich in die mir freigegebene Elementarschule, wo ich zur Nothdurft etwas lesen, schreiben und rechnen lernte. Aber bald mußte ich die Schule verlassen und wurde dann zur Profession angehalten. Später, in meinem 15ten Jahre, ließ mich mein Lehrherr mit seinen zwei Töchtern einen Privatunterricht zur Confirmation in seinem Hause genießen. Bei der Einsegnung des Herrn Diakonus K. ergoß sich ein Strom von Thränen aus meinen Augen, und es wurde mir so wohl und leicht ums Herz, daß ich es mit keiner Freude vergleichen konnte. Aber acht Tage darauf, beim ersten Genuß des heil. Abendmahls, war dieses Gefühl nicht mehr da: ich genoß es in einem fühllosen Zustand, denn ich kannte den Bund nicht, den ich mit meinem Gott machen sollte. Von nun an ging es mir während meiner Lehrjahre immer härter. Die Furcht vor meinem Meister und meine ungeschickten Handgriffe waren die Ursache, daß ich meinem Lehrherrn nichts recht machen konnte. Dies zog mir viele Schläge zu, welche er oft mit Unbarmherzigkeit ausübte, besonders durch das Schlagen an den Kopf, oder durch Fußtritte, oder durch das Nachhetzen seines Schooßhündchens, welches sehr böse war. Dieß Alles bewirkte, daß ich schon vor seinem Anblick zitterte; und doch hatte ich keine andere Aussicht, als unter seinen Schlägen auszuharren. Während dieser Zeit wurde das Schicksal meines Vaters auch immer härter. Er hatte Jahre lang kranke Augen, und konnte also nicht einmal mit seiner Hände Arbeit sich selbst ernähren; und ich hatte noch

zu wenig Fertigkeit in der Profession, um etwas verdienen zu können. So war ich denn gebunden, zu bleiben, wo ich war, und wurde auch am Ende ganz fühllos gegen die Schläge meines Meisters. Nur das fühlte ich mehr als die Schläge, wenn er seinen Haß gegen mich dadurch äußerte, daß er mir die Fehler und Gebrechen meines Vaters vorwarf und meine Mutter im Grabe nicht ruhen ließ: das that mir weh. Ich beklagte mich bei meinem Vater darüber; aber er schwieg zu meiner größten Verwunderung, weil er durch mancherlei Leiden schon mürbe gemacht worden war. — Gegen mein letztes Lehrjahr lag es mir sehr an, meine Profession recht zu erlernen; aber gerade da widerfuhr mir das Gegentheil. Mein Lehrherr kaufte ein Haus nebst einer Tabaksmühle, die mit Pferden getrieben wurde. Nun war ich nicht mehr Handschuhmacher, sondern Stallknecht. — Ich sah deutlich meine elende Zukunft voraus, und der Gedanke daran preßte mir manche Thränen aus. Aber wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten. Da mich einmal mein Lehrmeister mit seiner Jagdpeitsche unbarmherzig geschlagen hatte, so entschloß ich mich, davonzulaufen und zu meinem Vater zurückzukehren, es gehe wie es wolle; und es ging Alles nach Wunsch. Ich kam zu einem andern Handschuhmacher, der gerade das Gegentheil von dem vorigen war. Liebe, Freundlichkeit und Friede hatten in diesem Hause ihre Wohnung aufgeschlagen, und wenn ich vom Himmel reden hörte so glaubte ich, es kann dort nicht besser seyn. In einem Vierteljahr lernte ich hier mehr, als ich dort nach beinahe vier Jahren gelernt hatte, und ich hatte die besten Aussichten. Aber die guten Tage machten mich keineswegs dankbar gegen Gott. Ich war ein hübscher und artiger Mensch, mit dem die Leute sehr wohl zufrieden waren; ja ich galt sogar bei Vielen als rechtschaffen. Fünf Jahre verlebte ich bei diesem Meister, die mir wie ein Jahr verstrichen.

2. Vormeister's Wanderjahre und Irrgänge.

Sofort ging's auf die Wanderschaft in die Fremde, wo ich viel Böses sah, hörte, liebte und übte, und ohne Gott und Heiland dahinlebte. Inzwischen war mein Bruder Bürger in R. geworden und hatte sich in einer Materialien-Handlung etabliren können. Er rief mich aus der Fremde und stellte mir vor, daß er gesonnen sey, unsern Vater zu sich zu nehmen, um seiner zu pflegen, und da wäre es ihm lieb, wenn ich ihm bei seinem Geschäfte Hülfe leiste. Der Plan gefiel mir und ich reiste nach R. zurück. Durch meines Bruders Vermittlung fand ich hier Eingang in mehrere Kaufmannsfamilien, wo ich feine Sitten, aber auch subtile Laster und heimliche Abgötterei lernte, und namentlich die verderblichen Romane kennen lernte. Dabei war ich immer noch darauf bedacht, die Tugend nicht aus dem Auge zu verlieren, und meinte sogar, bald am Ziele der Vollkommenheit zu seyn, und wäre immer tiefer in die Verblendung hinein gerathen, wenn Gott mir nicht durch einen tiefen Fall die Augen geöffnet hätte. Ich unterlag nämlich einer Versuchung zum Stehlen, und ließ mich bereden, fremdes Gut an mich zu ziehen und gemeinschaftlich mit Andern zu theilen. Gott! wenn ich nicht auf die Gerechtigkeit meines Heilandes mich verlassen dürfte und gewiß wäre, daß um seinetwillen Gott mir vergebe: diese Rückerinnerung allein machte mich ewig unglücklich.

Das gestohlene Gut, das bald wieder verschwand, wurde in mir wie ein nagender Wurm; ich konnte meine angenommene Rolle der Munterkeit nicht mehr fortspielen; ich dachte immer auf Ersatz des Schadens, den ich in jener Familie angerichtet; aber es war nicht möglich, außer durch neues Stehlen. Ich gab von meinem Taschengeld Almosen, ging fleißiger in die Kirche, wollte beten, und wußte nicht wie. Die Unruhe blieb. In den Predigten hörte ich das Wort: Verflucht, wer nicht hält alle Worte des Gesetzes, daß er darnach thue. 5 Mos. 27, 26. Mein Zustand

verschlimmerte sich immer mehr; ich glaubte, die Menschen müßten mir's ansehen, was aus mir geworden. Nun nahte sich die Charwoche, die mir diesmal wichtiger wurde, als je. Ich fand damals unter der Makulatur meines Bruders ein zerrissenes Gesangbuch. Das Lied: „Ich habe nun den Grund gefunden", erregte in mir das Verlangen nach dem heil. Abendmahl. Aber du bist schon seit vielen Jahren nicht mehr dabei gewesen; was willst du dem Geistlichen sagen, wenn er dich fragt? Doch ich faßte den Entschluß, dem General-Superintendent Alles zu beichten, und trat mit Zittern in seine Wohnung nebst den übrigen Communicanten. Er betrachtete mich mit einem durchdringenden Blick und fragte nach meinem Taufschein. Ich hatte keinen; aber er merkte aus meinen Thränen und meinem Zittern, daß ich Gnade bedürftig sey, und hieß mich am Mittwoch zur Vorbereitung und allgemeinen Beichte hinzutreten. Während der Absolution, die mit Handauflegung geschieht, spürte ich etwas, das in mir vorging, wie ehemals bei meiner Confirmation, und der Spruch: „das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von allen unsern Sünden", drückte sich lebendiger als je in meine Seele ein. Von nun an traute ich mir nicht mehr; ich erkannte, daß ein längerer Aufenthalt in R. mir meine Bekehrung nur erschwere, und beschloß daher, es zu verlassen und lieber im Schweiß meines Angesichtes mein Brod zu essen, als wieder durch Müssiggang und gute Tage zu Sünden verleitet zu werden. Es war im Jahr 1811, wo es in R. sehr kriegerisch aussah, und der Gedanke: du mußt Soldat werden, beschleunigte die Ausführung meines Vorsatzes.

Mit Hülfe eines Passes für das Innere kam ich an die Gränze, und gelangte im Vertrauen auf Gott, nach dem Rath eines würdigen Greises, glücklich an der schlafenden Kosaken-Wache vorbei, war Morgens 3 Uhr im preußischen Gebiet und wanderte Königsberg zu.

Die Worte eines Freundes in R., der mir meinen Zustand angesehen und einmal zu mir gesagt hatte: „Wenn du

ein frommer Mensch (Pietist) werden willst, mußt du ganz anders werden," beschäftigten mich nun oft, und ich wurde abermals ein Tugendheld in meinen Augen. Aber an den neuen Versuchungen in Königsberg wurde meine Selbstbeherrschung wieder zu Schanden, und ich dachte, du mußt fort von hier, und zwar nach Warschau. Gesagt, gethan! Mit wunden Füßen, aber gesund, langte ich dort an. Hier sah es ganz kriegerisch aus. Die Polen waren meine Leute nicht: sie hatten einen beständigen Rausch. Doch blieb ich bei einem Meister, der ein Landsmann war, ein Vierteljahr, und nahm sofort meine Reise nach Lemberg in Ost-Galizien, welche mir durch die Juden und Polen sehr beschwerlich wurde. Aber ich mußte mir sagen: du hast es ja nicht anders haben wollen, und du solltest viel mehr deine Sündenschuld büßen. Da beugten sich denn oft meine Kniee, und mein Elend lehrte mich zu Gott schreien, der mir immer fühlbarer zur Seite war und mich vor Gefahren des Leibes und der Seele schützte, bei aller meiner Unbeständigkeit und Zweifelsucht. In Lemberg, wo ich noch immer keine Ruhe fand, und die Welt mir doch noch nicht zum Ekel geworden war, sah ich es recht klar ein, daß wenn es mir nicht recht schwer gehe, ich nicht auf dem rechten Wege bleibe. Daher bat ich den lieben Gott eigentlich darum, und es geschah auch. — Am 30sten August verließ ich Lemberg und ging bei Sturm und Regen, Frost und Schneegestöber 250 Stunden in einer Tour fort, ehe ich wieder einen Meister fand, der mir Arbeit zusagte. Meist ohne Geld, schämte ich mich doch zu betteln und wurde oft wunderbar gespeist. Müd und lebenssatt erreichte ich endlich die baiersche Grenze; da man mich aber für einen Fechtbruder hielt, schickte man mich wieder nach Oestreich zurück. Das war ein harter Schlag für mich; wohin jetzt? Beten konnte ich nicht mehr: mein Glaube und Harren auf Gottes Hülfe war am Ende. Ich ging nach Steiermark. An einer Waldecke sah ich Abends ein Licht schimmern und ging darauf zu; es war ein Bauernhaus, wo ich im Stall schlechtes Obdach fand, indem der kalte Wind mir durch ein

Loch den Unflatsgeruch in die Nase blies, und die Ratten unter mir in meinem Stroh rasselten. Doch nahm ich mit Dank Abschied, und der 12. December in W. ward endlich mein Erlösungstag.

3. Die selige Führung zum Glauben und durch Kampf zum Sieg.

Ich fand als Russe Arbeit bei einem katholischen Meister in der Stadt, dem ich bald auf seine Frage nach meiner Confession erklärte, daß ich ein Lutheraner sey, worauf er mir sagte, daß hier auch ein evangelischer Tempel sey. Diese Nachricht war für mich eben so unvermuthet als erfreulich, und ich konnte den Sonntag fast nicht erwarten, wo ich wieder eine evangelische Predigt hören durfte. Th. W., Pfarrer der evangelischen Gemeinde, ist hier fast wie ein Missionar auf einen verlorenen Posten vom HErrn hingestellt. Er sollte nun auch das Werkzeug seyn, mich zum Leben aus Gott zu bringen und zu Jesu, dem Sünderfreunde, zu führen. Ihn sah ich auf der Kanzel für einen Heiligen an; denn, dachte ich, wer so redet und die tiefsten und verborgensten Fehler des menschlichen Herzens aufzudecken weiß, ist wahrhaftig ein von Gott dazu mit dem Heiligen Geiste geweihter Mann. Er deckte aber nicht blos alle Sünden auf, sondern zeigte auch woher sie entstanden und wohin sie führen, und erwies daraus die Nothwendigkeit eines Erlösers, der die Sünder freundlich einladen läßt, wie sie sind zu Ihm, wie Er jetzt dasteht, zu eilen, und sich Vergebung schenken zu lassen. Das war mir etwas Neues; ich, ein so verfluchter Mensch, sollte noch Gnade finden können, Gott meinen lieben Vater nennen dürfen? Vielleicht, dachte ich, sagt's der heilige Mann noch einmal künftigen Sonntag. Es war so; es hieß wieder: „Er weist keinen Sünder ab, Er wird auch dich wieder begnadigen; aber du hast keine Kraft, dich selbst zu bessern, das vermag nur Er." Da stand ich armer Sünder von Scham und Reue gebeugt, und doch schon Thränen der Freude in den Augen.

So ging es fort; immer deutlicher wurden mir meine Fehler aufgedeckt, immer dringender waren auch die Einladungen zum Sünderheiland; ich konnte unmöglich eine Predigt versäumen und kam auch am Donnerstag. Satanas aber sah, daß ich für ihn verloren gehe, und fing nun an, auf alle Weise durch andere Menschen und mein schwaches Fleisch mich in Schlingen und Netze zu führen. Es war an dem Ort eine schöne Wirthstochter, die mich, ohne daß ich es Anfangs merkte, durch allerlei Geschenke und Beweise ihrer Zuneigung an sich zu locken suchte. Dies Benehmen war mir auffallend; ich nahm mir vor, sie genauer zu beobachten, war alle Sonntag Abend in Begleitung meiner Nebengesellen in dem Wirthshaus, und spielte sogar zuweilen auf Zureden der Jungfer Kellnerin Karten; doch da es immer mit Streit abging, legte ich endlich die Karten nieder und spielte nicht mehr. Nun kamen wiederholte Aufforderungen zum Tanzen, und obwohl ich die bösen Folgen schon in Königsberg kennen gelernt und erkannt, daß es gar nicht mit der gehörten Predigt übereinstimmte, ließ ich mich doch hie und da von der artig und sanft scheinenden Wirthstochter bewegen, mit ihr ein Tänzchen zu machen. Aber gerade da entdeckte ich bald ihre unlautern Absichten, und die Bangigkeit meines Herzens erfüllte mich endlich mit Widerwillen gegen sie. Du mußt das Haus fliehen, hieß es bei mir, sonst kommst du nimmer zu Gott, wie der heilige Mann dich gelehrt hat. Nun kannte ich aber aus Romanen die Weiber als rachsüchtig, und fürchtete mich davor, mich so plötzlich aus der Schlinge zu ziehen. Da fiel mir die Predigt ein über das Wort: Niemand kann zween Herren dienen! Du mußt es darauf ankommen lassen und dem heiligen Mann gehorchen. Ich hielt mich also fester an Gott, mit dem ich schon vertrauter geworden war, und der schenkte mir Weisheit und Kraft, den Kampf weise und geschickt zu vollenden, wie ein General, der durch einen geschickten Rückzug dennoch das Spiel gewinnt.

Inzwischen hatte ich aber nicht nur unter den Bauern in der Kirche Aufmerksamkeit erregt, sondern auch im Pfarrhaus, wo sie gerne hätten wissen mögen, wer ich sey, es aber nicht erfahren konnten, auch wenn sie mir nachsahen, weil ich jedesmal nach der Kirche aufs freie Feld ging, um zu beten; bis endlich eine Frau auf der Gasse mich anredete und einlud, mit ihr in ihr Haus zu kommen, wohin dann auch verabredeter Maßen sogleich der Herr Pfarrer selbst kam und mich aufs Freundlichste einlud, ihn in seinem Hause zu besuchen.

Dort erhielt ich dann gleich zum ersten Gruß eine Basler Bibel, mußte meine Lebensgeschichte erzählen, wobei alle weinten. Im Kreise dieser lieben Familie, die ich wie Engel Gottes ansah, war mir's fortan unbeschreiblich wohl, und ich fürchtete nun nicht mehr den Zorn jener Jungfer; auch mein Meister, der mit ihrem Hause sehr befreundet war und jenes Verhältniß begünstigt hatte, schätzte und liebte mich immer mehr, und trug standhaft mit mir die Feindschaft der Verwandten deshalb.

Doch nun kam mir ein neuer Feind im Schooße der protestantischen Gemeinde, nur um so gefährlicher, je subtiler er war. Auch hier war es ein junges, schön gewachsenes Mädchen, das ich nur beim Gottesdienste sah, welches allmählig meine Blicke auf sich zog, wenn ich sie so voll Andacht in ihrem Stuhle sah. Aber dies raubte mir meine Andacht; der Pfarrer stand mir nicht mehr so heilig da: eine andere Person hatte ihn verdrängt, und ungesättigt ging meine Seele jedesmal aus der Kirche. Ich hatte viele innerliche Kämpfe, und so oft ich mir's auch vorhielt: „Blicke auf deinen gekreuzigten Heiland, der dich selig machen will," so flog doch mancher Blick von Christus ab und auf sie hin. Doch das Schwerste kam noch: ich sollte in ihrem elterlichen Hause erscheinen und sie noch näher kennen lernen. Gott im Himmel steh mir bei! Mit Furcht und Zittern betrat ich das Haus, fand wirklich an ihr ein Mädchen ohne Gleichen, und ging voll Unruhe nach Hause. Nun brauchte ich einen Heiland, der mich auch von dieser

Krankheit heilte und mächtig stärkte. Er that's auch und half mir gnädig durch. Es kam zwar einmal so weit, daß ich dachte, du mußt W. verlassen, es geht nicht anders; aber ist das auch Gottes Wille? Ich suchte des Willens Gottes im Gebet gewiß zu werden; der hieß: Wer da kämpfet, der kämpfe recht. Es ging gut; ich ward wieder ruhig, und endlich machte der HErr dem Kampfe selbst ein Ende, indem ein würdiger Mann von Linz um ihre Hand warb und sie erhielt.

4. Der Missions-Entschluß und Beruf.

Nun ging's in meinem geistlichen Leben schneller vorwärts. Ich hatte einen Heiland kennen gelernt, der für alle Dinge Rath und Hülfe hat und schenkt, wenn man Ihn ernstlich darum bittet. Ihm aus Dankbarkeit mein ganzes Leben zu weihen, war nun mein eifrigster, süßester Wunsch. Ich besuchte häufig die mir bekannten Bauern, und sie hörten mir gerne zu, wenn ich vom lieben Heiland mit ihnen redete. Dieß erregte in mir das Verlangen, ein Dorfschullehrer zu werden und die lieben Kinder von Jesu zu unterrichten und zu Ihm hinzuweisen. Der gute Pfarrer machte mir Hoffnung, weil er selbst schon lange den Wunsch hatte, mich bei seiner Schule anzustellen. Aber der HErr hatte es anders beschlossen. Alle Monat hielt der treue Diener Gottes in seiner Familie Abends von 6—7 ein stilles Fest mit Gebet und Gesang; es waren die Missionsstunden, die ich mir nicht von meinem Lehrherrn abkaufen ließ. Sie waren für mich von großem Segen, und ich wurde voll Mitleiden gegen die armen Grönländer, Hottentotten u. A. Doch konnte ich mir nicht schmeicheln, eine solche Stelle zu bekommen, denn ich dachte, da kann der HErr nur starke heilige Männer gebrauchen, wie die Apostel waren; ich würde schon der glücklichste Mensch seyn, wenn der HErr mich zum Schullehrer machen wollte. An einem Missionsmontage las einst der liebe Pfarrer von einer großen Conferenz von Predigern in England, wobei

unter Anderm ein junger Prediger auftrat und sagte: „Wer jetzt noch kein Interesse für die Missionssache bekommt, der ist noch kein Christ!". Das war mir aus dem Herzen geredet; und da es uns alle sehr freute, so hielt der Hr. Pfarrer ein wenig an, und ich machte meinem Herzen Luft und sagte: „Nicht nur ein Interesse fühle ich, sondern ich möchte mich auch mit Leib und Seele dazu hergeben." Der Pfarrer sah mich an und fuhr gelassen weiter. Nach einigen Wochen gingen wir mit einander spazieren; da fragte er mich, ob ich noch Lust hätte, ein Schullehrer zu werden? Ich beantwortete diese Frage mit größter Freudigkeit und sagte ihm, daß ich mich sehr glücklich schätzen würde, wenn mich Gott zu diesem Berufe würdigte; aber ich sähe wohl ein, daß ich dazu nicht tüchtig wäre. Ja, sagte er, wenn es der Heiland will, so kann Er dich auch tüchtig machen. Nun wendete er das Gespräch auf die Mission und fragte: „Hättest du auch Lust, ein Missionar zu werden?" „Ja — aber wie kann ich daran denken — freilich wenn es Gottes Wille wäre, so kann Er auch noch aus einem Handschuhmachers-Gesellen ein Werkzeug der Barmherzigkeit machen zu seiner Ehre." — „Weißt du aber auch, was dazu gehört? weißt du auch, wie sich der Mensch da ganz verläugnen muß? wie viel er entbehren muß, und mit was er alles zu kämpfen hat?" Nun fing er an, mich mit Allem dem bekannt zu machen, was er schon gelesen hatte. Ich hörte Alles mit größtem Vergnügen an und hätte mögen den wackern Männern allen um den Hals fallen, so sehr freute mich's. Nun, wenn's nichts mehr ist, als um Jesu willen, aus Liebe zu den armen Heiden, zu leiden, das ist gerade mein Wunsch; ich möchte ungern mein Leben so zubringen, wie bisher. Der Tag war mir unvergeßlich. Es war klar und helle in meinem Herzen, wie der blaue Himmel, unter dem wir wandelten. „Nun gut," sagte der Hr. Pfarrer, „ich will nach Basel schreiben an den lieben A., der wird sich schon erkundigen, ob sie noch Zöglinge nach Berlin schicken." So hatte ich's doch nicht gemeint; aber ich konnte mich nicht dawider strän-

den und ließ es gelten. Er trug mir nun ernstlich auf, mich recht ins Gebet zu begeben und den Willen des Heilandes zu erbitten, und mich sorgfältig zu prüfen, ob mich kein Eigenwille regiere. Die Antwort von Basel erschien durch Herrn Pfarrer von Brunn (1. März 1816); der schrieb, daß sie es mit großem Vergnügen vernommen und kein Bedenken tragen, mich anzunehmen; doch möchte Herr Pfarrer mich noch wohl prüfen, ob eine gänzliche Hingabe an den Heiland der Grund davon sey, oder ob irgend eine Nebenabsicht im Spiel sey, ob ich gleich den Aposteln aller Arten Gefährlichkeit willig sey zu tragen ꝛc. Diesen Brief beantwortete ich selbst (25. März 1816) mit Ja, Amen; ich will mit Seiner Hülfe und in Seiner Kraft mich Ihm hingeben zu diesem so wichtigen Geschäft, mein Tagewerk mag leicht oder schwer seyn; Ihm will ich leben, Ihm sterben; Sein bin ich im Tode und Leben. Amen.

Auf dieses Schreiben erschien lange keine Antwort; ich wartete vergebens und besprach mich oft und viel mit meinem Herrn Pfarrer. Meine Freudigkeit aber wuchs mit jedem Tage, und endlich erklärte ich, daß ich gesonnen sey, im Namen Jesu selbst nach Basel zu gehen und den ersten Wink schon für den Ruf zu nehmen, im Vertrauen, daß der HErr meine Aufnahme ja wohl verhindern könne, wenn es nicht sein Wille wäre. Man wußte damals noch nicht, daß in Basel ein eigenes Missionsinstitut errichtet werde. So segnete mich denn mein lieber Freund und nahm mir das Versprechen ab, wenn ich in Berlin nicht angenommen würde, wieder nach Oestreich zurückzukehren. Allein ich hatte das Vergnügen, in Basel zum zweiten Examen zugelassen zu werden, und wurde in Jesu Namen auch wirklich aufgenommen.

Als Beweis des innigen Verhältnisses, in welchem Bruder Bormeister zu seinem Pastor Wehrenpfennig stand, mögen einige Zeilen dienen aus dessen an Hrn. Antony gerichtetem Begleitungsschreiben vom 23. Juni 1816.

Es heißt darin gleich vorn herein vom l. Ferdinand:

„Nimm ihn auf, lieber Bruder, mit der zärtlichen Liebe, mit welcher ich ihn entlasse und segne. Er verdient wahrlich deine und aller Brüder Liebe, das werdet ihr bald an ihm wahrnehmen und euch darüber freuen. Es kommt mir fast schwer an, ihn zu entbehren, und ich sehe ihn, den l. Bruder, in diesem Leben nicht wieder; aber weil er entschlossen ist, und weil ich fest überzeugt bin, daß ihn der HErr zu seinem Dienst berufen hat, so ergab ich mich auch willig darein. Denn Jesus Christus, unser HErr und König, verdient doch wohl weit mehr Liebe und Treue, als die besten Brüder. Ich halte es für unnöthig, ihm an jeden der ehrwürdigen l. Brüder besondere Empfehlungsschreiben mitzugeben, da ich weiß, er wird sich selbst überall am besten empfehlen, und der liebe Heiland wird überall mit ihm seyn und sich zu ihm bekennen, wie Ferdinand zu Jesus."

Zweiter Abschnitt.

Zeit der Vorbereitung.

Der Aufenthalt in den Missionshäusern in Basel und Berkel in Holland.

Vom Juli 1816 bis Juli 1820.

Das Warten des Gerechten wird Freude werden.

1. Der Aufenthalt in Basel.

So war denn Vormeister einmal ins Missionshaus aufgenommen, das damals freilich noch sehr unscheinbar neben dem St. Alban-Schwibbogen im Panther sich befand. Hier brachte er anderthalb Jahre zu, aus welcher Zeit wir nur Einiges aus seinem Tagebuch mittheilen wollen, das er über seine erste Vakanzreise ins Würtembergische

im August 1817, der damaligen Missionsregel gemäß, geführt hat.

Es ist dies theils nicht unwichtig für die Charakteristik seines innern Lebens, theils merkwürdig in Betreff mancher Blicke, die es uns in die damaligen Verhältnisse der Kirche Würtembergs und mancher interessanten Gläubigen dieser Zeit thun läßt. Schon die Aufschrift zeugt von dem kindlich frommen Sinn dieses damals 32jährigen Missionsbruders aus der alten Zeit. Es ist der Vers: „Kommt, Brüder, laßt uns wandern, Wir gehen Hand in Hand; Eins freuet sich am Andern In diesem Pilgerland. Kommt, laßt uns kindlich seyn, Uns auf dem Weg nicht streiten; Die Engel uns begleiten Als unsre Brüderlein.“ Als er einige Stunden von Basel entfernt von einem Weinberg des Badischen Landes herab zurückschaute auf die Stadt, in die er ein Jahr zuvor zum erstenmal gekommen, verlor er sich in die Gedanken, wie viel ihm sein Heiland hier Väter und Mütter, Brüder und Schwestern zugeführt habe, und ruft aus: „Bist du auch der Einen werth? Ja, HErr Jesu, wohl nicht Einen. Aber theilst Du hier so aus: O was wartet auf die Deinen Bei dem Mahl im Hochzeitshaus.“

Was werden die Lieben in Basel bei unserer Abwesenheit denken? Ach, sie segnen uns, ich fühl's. Unter solchen Gedanken traten diese Brüder (es waren noch Br. Winkler und Jetter bei ihm), ihre Vakanzreise an. Sie pilgerten nun über den Badischen Schwarzwald nach Schiltach, besuchten den alten Zimmermann Jäkle, dessen Frau voll Freude über diesen Besuch ihrem Mann zurief: „Sieh, Joseph, das sind alles Brüder, die sich dem HErrn Jesu geweiht haben! Ach, wenn doch mein Sohn auch dabei wäre!“ Sofort ging's nach Heiterbach zu dem damals noch lebenden so berühmten Pfarrer Pregitzer (Vormeister schreibt Bregenzer), der sie herzlich und brüderlich empfing. Vormeister wurde nicht an ihm irre, sondern verstand ihn gut und dachte: O möchte es doch viele Pregitzer geben. Er gab mir auch viele Regeln mit für meinen Beruf und

ermahnte uns, daß wir nichts Zeitliches suchen sollen, oder im Fall wir es dennoch heimlich hegen, so sollten wir um Gotteswillen lieber zu unserm vorigen Beruf zurückkehren und dem HErrn der Herrlichkeit hierin dienen. „Habt ihr aber," fuhr er fort, „einen rechtschaffenen Sinn, so flehet unaufhörlich um Demuth, Weisheit und seinen heil. Geist, der euch in alle Wahrheit leiten wird. Auch sollt ihr nicht vor der Zeit fliegen wollen, ehe euch die Flügel gewachsen sind. Ihr, liebe Brüder, werdet wohl schon so manches Gute und viel Böses von mir gehört haben. Aber ich mache es wie ein Maler, der eine schöne graue Farbe von Bleiweiß und Kienruß verfertigt: das Erstere nenne ich Lob, das Andere Tadel, und bekomme so eine graue Farbe. Aber dessen ungeachtet rufe ich aus voller Kehle: Thut Buße; lasset euch versöhnen mit Gott durch unsern HErrn Jesum."

Von Heiterbach begab sich Bormeister mit Br. Jetter nach Calw zu Hrn. Federhaf, wo er Gelegenheit hatte, einer Conferenz anzuwohnen, bei der auch Michael Hahn von Sindlingen, Herr Hoffmann von Leonberg und Br. Antone anwesend waren. Nachher hatte Bormeister eine Unterredung mit Hahn, der sehr freundlich war, dem es aber bedenklich vorkam, warum in Basel auch von den Lehrern der Missionsanstalt so wenig vom tausendjährigen Reich geredet werde, da dieses doch so nahe sey. Bormeister antwortete, er wisse nicht warum, versicherte ihn aber, daß sie mit ihren Lehrern und Vorstehern sehr zufrieden seyen, und von Anfang an sich entschlossen hätten, alle Tage, die Gott ihnen schenke, ihrem Heiland Jesu Christo sich mit Leib und Seele zu übergeben, um endlich einmal rechte Jünger ihres großen Meisters zu werden. So seyen sie denn auch versichert worden durch seinen heiligen Geist, daß Er bei ihnen seyn wolle alle Tage, bis an der Welt Ende, und glauben daher nicht irre zu gehen, wenn sie ihre ihnen von Gott gegebenen Lehrer und Vorsteher der Anstalt als ihre Väter, Brüder und Freunde ehren und ihnen folgen, da sie ja das Ganze in Jesu Namen angefangen haben und unter seinem Beistand und Leitung fortführen möchten. „Ebenso glauben wir auch

zuversichtlich," fuhr Vormeister fort, „daß sie um Jesu willen im Gebet und Wachen unser und aller Menschen Wohl zu befördern suchen, ohne dabei die Worte unsers HErrn zu vergessen: Wenn ihr das Alles sehet angehen, so hebet eure Häupter auf. Was ich außerdem Gutes höre und sehe, da ziehe ich denn das Beste heraus und behalte es für mich." Hiemit war Hr. Hahn zufrieden.

Hier hörte Vormeister auch von dem Plan zur Gründung einer freien Gemeinde in Würtemberg, und der Drohung der Auswanderung von 12,000 Gläubigen nach Rußland, falls man auf denselben höhererseits nicht eingehen würde. „Ich war sehr betroffen," schreibt er „und wußte nicht, was ich sagen sollte, und betete in meiner Verwirrung: „Gott, erbarme dich über dein ausgeartetes Israel und wehre dem Satan; demüthige die Stolzen; schütze und berathe die Unwissenden; erhalte deine kleine Kirche."

In Vaihingen lernte Vormeister die Brüder Schäffer, Auberlen und Weller kennen, welch letzterer die Versammlungsstunde auf warme, herzerhebende Weise hielt.

In Stuttgart wurde er wie ein Kind von der Mutter Winkler empfangen, und bekam dort den damals gedruckten Brief zu seiner Stärkung in die Hand, den Frau Anna Schlatter an ihren Sohn, jetzigen Pfarrer in Niederegge-nen, damals Stud. Theol. in Tübingen, schrieb. Sehr wichtig war für ihn auch die Bekanntschaft des ehrwürdigen Greisen Jeremias Flatt, über dessen Versammlungsstunde über Ps. 118, 14. er ausdrücklich bezeugt: „Durch diese sehr wichtige Erbauungsstunde machte der liebe Heiland einen Gnadenbesuch in meinem Herzen, klopfte bei mir aufs Neue an, und ließ mich als den Grund aller meiner Fehler und Sünden den Undank erkennen." Auch bei dem erst kurz verstorbenen Hrn. Hißrich, Stadtaccis., machten die Brüder Besuche, und bekamen einen solchen von Schulmeister Hägele in Berg, der gerade einen Streit mit dem Consistorium wegen der Existenz des Teufels hatte.

Am 24. August ging Vormeister in Stuttgart zum h. Abendmahl, und hatte einen gesegneten Tag beim alten Flatt

und im Häring'schen Hause, wo er auch Hrn. Enslin und Hrn. Gundert traf.

Von Stuttgart ging die Vakanzreise unsers Bruders nach Oeschingen zu Dann (über Tübingen), von dem er liebreich aufgenommen wurde und eine Predigt über Ps. 83 hören konnte, in deren Mitte aber Dann von einem plötzlichen Schwindel überfallen wurde, so daß er aufhören mußte. In Engstlatt bei Balingen gingen sie zu Hrn. Pfr. Flattich, der sie aufnahm, als hätte er seinen alten Freund, Hrn. Insp. Blumhardt, bei sich. Den Schluß der so gesegneten Vakanzreise bildete das Chorfest der led. Brüder am 29. August in Königsfeld, von wo unser geliebter Freund die lieblichsten Eindrücke mitnahm.

„Den 30sten," schreibt er, „trabten wir vier Brüder, mit neuem Muthe beseelt, unserm geliebten Basel zu, um uns aufs Neue zu beeifern in unserm Berufsgeschäft."

Ein halbes Jahr darauf trat Vormeister mit Br. Müller nach Beschluß der Missions-Committee in das Missionshaus in Holland ein, weil damals Basel noch kein eigenes Missionsfeld hatte. Die Loosung, die sie an ihrem Abschiedstage von Basel mit auf den Weg nahmen, und der Vormeister noch nach anderthalb Jahren erwähnt, hieß: „Ich will ihnen meine Furcht ins Herz geben, daß sie nicht von mir weichen sollen." Ihr Weg führte sie, meist zu Fuß, in 8 Tagen über Schaffhausen, Königsfeld, Herrenberg, Böblingen, Leonberg nach Stuttgart, wo sie überall aufs Freundlichste aufgenommen wurden; von Stuttgart, meist durch besondere Fahrgelegenheiten, in 3 Tagen nach Frankfurt, wo sie im Schooß der Brüdersocietät einen gesegneten Sonntagabend verlebten, und von wo sie sofort zu Schiff über Neuwied nach Rotterdam fuhren.

2. Der Aufenthalt in Berkel bei Rotterdam.

In seinem ersten Briefe von Berkel bei Rotterdam schreibt Vormeister: „Ich fühle es, daß ich nicht werth bin aller Barmherzigkeit und Treue, die der HErr an mir be-

wiesen hat; aber loben will ich seinen heiligen Namen gegen Alle, wie Er uns arme Würmlein nur aus lauter Gnade liebt, erfreut, segnet und erquickt; wie Er die undankbaren, lieblosen und trotzigen Menschen dahin bringen kann mit seiner allmächtigen Liebe, daß sie zuletzt nichts mehr anders wissen, als immer nur auf seine ausgestreckten Segenshände zu blicken. Ich kann nicht anders, als mit David singen: Lobe den HErrn, meine Seele. (Ps. 103.) Ich komme jetzt erst recht zur Besinnung auch über meine zahlreichen Schwachheits- und Unterlassungssünden; denn in Basel wurde ich durch das Lernen nur betäubt, so daß ich nie recht nachdenken konnte; deswegen war mir das Verdienst Jesu Christi noch nicht so groß und wichtig, und das Wort Gnade, das zwischen Verdammniß und Seligkeit wie ein Herold steht, noch nie so tief ins Herz gedrungen. Aber wenn man erfährt, daß man ein Wurm ist und von dem allmächtigen Gott so ganz umsonst und aus freier Gnade geliebt wird, so ist das Herz zerschmolzen und Gnade ist ein großes Wort. Unter solchen Gedanken langte ich auch in Rotterdam an. Was ich hier zu dulden, zu üben und zu erfahren habe, weiß ich nicht; ich weiß aber, daß der liebe Heiland meine Gedanken von ferne versteht, und daß ich mich nach seinem Willen, mittelbar nach meinen Vorgesetzten, ohne zu fragen: warum denn so oder so? richten möchte, weil ich es aus Erfahrung weiß, daß mein Wille mich allemal unrecht geleitet hat.

„Wir kamen den 30sten auf einem Schiff in Rotterdam an, und wurden binnen einer Stunde auf einem gemietheten Wagen nach Berkel geschickt. Domine Kam empfing uns freundlich, konnte aber mit uns nichts sprechen, weil er nicht hochdeutsch spricht und auf eine Reise mußte. Wir fanden 7 Zöglinge, von welchen 5 am 4. Mai vom Haager-Consistorium examinirt und dann nach Batavia abgeschickt werden sollen. Wir können also nicht hoffen, daß wir beide die lieben Brüder für diesesmal nach Batavia begleiten dürfen; doch das soll mir einerlei seyn, ob ich in diesem Jahr oder erst in späteren Jahren dahin gelangen werde; es ist die

Sache des HErrn, Er weiß es, wenn es Zeit ist, und sendet uns, wenn Er uns brauchen will."

Diesen Missionsgehorsam und diese Missionsgeduld und Ergebenheit hatte nun auch wirklich Bormeister reichlich Gelegenheit, schon im Missionshause in Berkel zu üben. Denn einmal mußte er hier noch mehr als zwei Jahre sich aufhalten, die für die Erlernung des Holländischen und der malajischen Sprache bestimmt waren. Sodann gab es sonst noch allerlei Prüfungen durch Krankheiten,* die besonders im Klima, in Verbindung mit mangelhaften Einrichtungen,** und in der ungesunden Lage des Missionshauses*** ihre Ursache hatten; oder es gab jezuweilen Mißhelligkeiten und Eifersüchteleien zwischen den Baslern und Holländischen Brüdern, indem die letzteren mehr Herren als Brüder waren und doch auf gleiche herzliche Liebe Anspruch machten, während die Basler Brüder umgekehrt die erwärmende und förderende geistliche Pflege,**** die sie in Basel besonders unter ihrem geliebten väterlichen Inspektor Blumhardt genossen, in hohem Grade vermißten. Um so erquickender war es daher für unsern zartfühlenden Bruder, als er im Mai

* Alle Brüder bekamen das sogenannte kalte Fieber bald in höherem, bald in geringerem Grade.

** In ihrem Arbeitszimmer mußte im Winter die Thüre Tag und Nacht offen stehen wegen des Steinkohlendampfes.

*** „Wir sind hier bei der Ebbe 10 Schuh und bei der Fluth 16 bis 18 Schuh tiefer als das Wasser des Meeres. Das stehende Wasser verursachte bei der Hitze dieses Sommers (1819) einen abscheulichen Gestank. Das Regenwasser im Keller wurde gleichfalls unrein und stinkend, und man war genöthigt, von dem noch schlechteren hinter unserm Hause Gebrauch zu machen."

**** Br. Bär schreibt übrigens aus der Krankheitszeit der Brüder: „Das Erfreulichste für uns Kranke war, daß wir von unsrer Mutter Kam eine beinahe mehr als mütterliche Verpflegung genossen. Auch Domine (Hr. Kam) schickte sich geduldig darein, und ein Jedes im Hause nimmt warmen Antheil an unserm Leiden. Auch der Doctor hat alle Mühe angewandt, um uns so schnell als möglich herzustellen. Er ist 5 Wochen lang jeden Tag zweimal im Haus gewesen, und hat sich durch seinen Fleiß Liebe und Achtung erworben."

1819 mit einigen andern Basler Brüdern eine kleine Vakanzreise in Holland machen durfte, und dabei in Amsterdam und Zeist mehrere l. Brüder aus der reformirten Kirche und der Brüdergemeine kennen lernte.

Auch die äußere Schöpfung ließ das kindlich fromme Gemüth Vormeisters nicht ohne lebendige Anregung. So schreibt er einmal gerade in seinem Bericht über diese Vakanzreise von dem Aufenthalt in Zeist: „Der Heiland bereitete uns viele Freuden daselbst, die ich nicht alle zu beschreiben vermag. Wir sahen und fühlten Ihn in jedem „Gräslein; selbst in dem flimmernden Strahl, welchen die „Sonne auf dem sandigen Boden hervorbringt, erblickten „wir Gottes Majestät und seine Liebe zu uns Menschen. „Dies alles erweckte uns aufs Neue zur Gegenliebe und „Dankbarkeit."

Wie die Briefe von Basel in Berkel aufgenommen wurden, geht aus folgender Stelle eines im August 1819 geschriebenen Briefes von Vormeister hervor, worin er unter Anderm sagt: „Was Kinder fühlen bei offenen und zärtlich liebenden Herzen der Eltern, das fühlen auch wir, ja noch mehr; und vielfach sind wir zum Dank gegen unsern Heiland aufgeregt, der Ihre Herzen, geliebte Väter, Mütter und Brüder, für Menschen geöffnet hat, die Ihrer Hülfe und Liebe so sehr bedürftig sind. — Mit jedem Brief, mit jedem Quartalheft aus Basel an uns gesendet, kommt neues Leben, ein Leben aus Gott in unsere Herzen. Möchten doch wir der großen Absicht Gottes und unsers Heilandes mit uns entsprechen, daß die Mühe, welche Gott und Menschen an uns gewendet, nicht verschwendet wäre. Gegenwärtig können wir noch keine Freuden erwecken; aber will's Gott, Immanuel wird's noch mit uns schwachen Gefäßen so weit bringen, daß Seine und Ihre Mühe an uns nicht vergebens ist."

Als von Basel aus die erste Schaar Brüder, für England bestimmt, in Berkel angemeldet wurde, schreibt Vormeister, voll Dank über Alles, was man an ihnen gethan: „Geliebte Väter und Schwestern! fahret fort in dieser thä-

tigen Liebe; unser Friedensfürst hat ein Wohlgefallen daran, daß Ihr die Hand an den Pflug gelegt habt und wahrhafte Christusliebe übet; denn es gilt hier Menschenseelen, die gerettet werden sollen von der Macht der Finsterniß, des Irrthums, der Unwissenheit, des Aberglaubens und der Abgötterei. Nun ist die Reihe an uns Zöglingen, Treue zu beweisen."

Diese Gehorsamstreue wurde indeß bei Vormeister nicht sowohl durch die äußerlichen Entbehrungen während des dürren Sommers 1819 auf die Probe gesetzt, indem er in dieselben mit selbstverläugnender Liebe und im Vertrauen auf den HErrn sich schickte; vielmehr war es für ihn eine Gehorsamsprobe, als es sich um Verfertigung einer Missionskarte handelte, woran die Brüder ihre Zeit und Kräfte wenden sollten, während sie meinten, daß letztere ihnen fehlen, und erstere zu gut dazu sey, und sie dadurch von ihrem Missionsziel Jahre lang abgeführt würden. Er schreibt darüber: „Ein Jeder von uns geht ungern an diese Arbeit. Haben Sie, geliebte Väter, einen Rath für uns? wir sind desselben sehr bedürftig."

Im Januar 1820 schreibt er in Bezug auf die noch immer fortdauernde Krankheit, die endlich auch ihn ergriffen hatte: „Unser Aller Trauer- und Klageton ist: HErr, erlöse uns! doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe. Wir glauben und wissen aber auch, daß die Stunde unserer Erlösung kommt; wie und wann? ist dem Allwissenden bekannt. Unsere Hülfe ist bei dem, der die Blinden sehend, die Lahmen gehend, die Aussätzigen rein, die Tauben hörend, die Todten lebendig macht.

„Es ist unter uns Brüdern Freude die Fülle, wenn ein günstiger Bericht aus der Heiden-Ernte zu uns herüber kommt. Neue Hoffnung, neues Leben fließt in unsere Seele bei dem Gedanken: auch mich will mein HErr und Gott zum großen Bau seiner Kirche gebrauchen. Daß wir dann zuweilen fliegen möchten ohne Fittige, ist eine bekannte Sache. Wir sind in Beziehung auf die baldige Aussendung in die

Lage der Kinder versetzt, die auf ein Christgeschenk freudig hoffen, weil sie auf die Güte der Eltern vertrauen."

Endlich nahte sich für Bormeister diese längst erwartete Stunde, etwas über 4 Jahre nach seinem Eintritt in Basel. (Zwei und ein viertel Jahr hatte er in Berkel zugebracht.) Nach dem Beschluß der holländischen Committee sollte er mit Br. Daniel Müller nach Batavia auf der Insel Java gehen, um als Missionar auf den Molukken zu arbeiten. Im Mai empfingen sie im Haag ihre Ordination, und Ende Juli sollten sie abreisen.

Bormeister schreibt darüber noch in seinem letzten Briefe aus Berkel vom 21. Juli 1820 Folgendes:

„Bruder Müller und ich preisen uns sehr glücklich, da uns das Loos aufs Lieblichste gefallen ist. Denn es ist eine große Gnade von Gott, daß uns beiden das Glück zu Theil wird. Demungeachtet ist mein Herz beklommen, wenn ich meine Brüder betrachte, die ich zurücklassen muß. Sie haben nicht weniger um Erlösung und einen thätigen Wirkungskreis geseufzt. Es ist der Schmerz des Kindes, das nicht ganz glücklich seyn kann, wenn es seine Geschwister nicht auch so glücklich sieht, als es sich selbst fühlt."

Am 20sten Juli wurden die beiden Brüder öffentlich in Amsterdam eingesegnet, wobei Hr. van Noorden über 1 Cor. 15, 38 eine mit Salz gewürzte Predigt hielt, nach welcher Hr. de Vries ihnen im Namen der Committee die Bibel überreichte und den Segen des HErrn verhieß, wenn sie bei ihren Predigten an dieses Buch sich hielten, nichts dazu und nichts davon thuend.

Hiemit sehen wir den lieben Bruder aus dem Missions-Institut scheiden und begleiten ihn nun zunächst auf seiner großen Seereise, die er mit Bruder Müller gemeinschaftlich antrat.

Dritter Abschnitt.

Siehe ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

1. Die gemeinschaftliche Seereise bis Batavia; Aufenthalt dort und Weiterreise bis Amboina.

Am 26. Juli begaben sich die Brüder Müller und Bormeister an Bord eines Kauffahrers, und am 1sten August stachen sie in die See. Der erste von Bormeister geschriebene Bericht über diese Seereise ging verloren, weil das Schiff, dem er ihn anvertraut hatte, verunglückte. Sobald er davon Nachricht hatte, schrieb er nebst Müller einen zweiten, aus dem wir in der Hauptsache Folgendes entnehmen. Im Allgemeinen hatten sie eine recht glückliche Fahrt. Sie legten den weiten Weg um Africa nach Batavia in 118 Tagen zurück. Am 18. August fuhren sie am Cap Finis terræ vorbei, am 23sten an der Insel Madeira, sahen aber weder diese noch jenes.

Den 10. September, an einem Sonntag Morgens 9 Uhr passirten sie die Linie; deshalb mußte um des Matrosenfestes willen aller Gottesdienst eingestellt werden. Sie fuhren nun etwas westlich und dann erst wieder südöstlich, am Cap der guten Hoffnung vorbei und nach der unbewohnten Insel Amsterdam, gerade 1500 Stunden südlich von der Südspitze Indiens. Dort fanden sie mehrere halb ausgehungerte americanische Seehundsfänger, die schon 19 Monate sich hier aufgehalten und immer vergebens auf ein Schiff gewartet hatten. Der Capitän versah sie deshalb mit allem Nöthigen. Während dem ergingen sich die Brüder ein wenig auf der grünen Insel; die Matrosen aber fingen mehr als 800 Pfund Fische für die weitere Reise, die sie vollends in 26 Tagen machten, indem sie drei Nächte in der Sunderstraße wegen Windstille vor Anker liegen mußten. Endlich

am 26. November erreichten sie die Rhede von Batavia. Mit Freude und Dank gegen den HErrn, der sie glücklich und gesund ans Ziel ihrer Reise gebracht hatte, stiegen sie ans Land. So nahe Vormeister nun aber dem Ziel seiner Wünsche zu seyn schien, so viele Noth er bereits durchgemacht hatte, die Hauptprobe seines bisher schon vielfach geprüften Glaubens war ihm noch aufgespart. Die holländische Committee hatte den zwei Brüdern nicht mehr als 150 Gulden Reisegeld mitgegeben, wovon sie die Hälfte noch in Holland brauchten, und sie mit der Weisung entlassen, bei ihrer Ankunft in Batavia sich an die dortige Hülfsgesellschaft zu wenden. Als sie aber dort ankamen, fanden sie weder Hülfsgesellschaft noch Directoren. Herr van der B. war schon 18 Monate weg, ohne Jemand in dieser Sache zu bevollmächtigen oder nach Holland zu schreiben. In einem Gasthause kostete es den Mann jeden Tag 11 Gulden. Da war guter Rath theuer. Einstweilen nahm sie indessen Herr R. v. E., ein Holländer, aus Mitleid in sein Haus auf und miethete für sie, wie es scheint in Hoffnung auf Entschädigung, eine armselige Wohnung in der Stadt.

Am 6. December wurden sie dem General-Gouverneur vorgestellt; allein da dieser noch keine Briefe über sie erhalten hatte (man hatte dieselben absichtlich, wie sie nachher erfuhren, einige Wochen zurückbehalten) wollte er es nicht einmal glauben, daß sie auf Kosten der Regierung gereist seyen. Da standen sie, die ersten Sendboten von Basel, rath- und hülflos in der Hauptstadt der reichgesegneten Insel Java, die uns so viele Luxusartikel um verhältnißmäßig wenig Geld liefert, ohne Geld, ohne für das dortige Klima passende Kleidung, ohne einen Freund, der ihnen auch nur einen Gulden geborgt hätte, auf ein Zimmer angewiesen, wo ihre Kleider halb verfaulten (denn es war die Regenzeit), kein Schloß an der Thüre, überdieß von lauter feindseligen Muhammedanern umgeben, die ihnen ins Gesicht sagten, die englischen Missionare seyen Spione, die andern Schwärmer; M. Kicherer habe seine Schwarzen, die er nach Europa brachte, vier bis fünf Mal getauft u. dgl. m.

Dies Alles brachte unsere Brüder in eine bisher noch unbekannte Noth. Muthlos und niedergeschlagen verbrachten sie halbe und ganze Nächte ohne Schlaf; denn auf die Frage: Was soll noch aus uns werden? wer wird das Kostgeld bei Herrn N. bezahlen? — hatten sie noch keine Antwort. Dazu kam noch die größere Versuchung, daß man sie in der Zwischenzeit auf alle Weise von ihrem Vorhaben abzubringen suchte, ihnen einträgliche öffentliche Schulstellen mit 250 Gulden monatlichem Gehalt antrug. Allein standhaft wiesen sie Alles von der Hand und stellten ihr Vertrauen auf den HErrn, in dessen Namen sie hieher gekommen waren.

Endlich den 28. December kam ein Schiff mit ihren Papieren aus Europa, worauf sie vom Gouverneur 3000 Gulden bekamen, vorläufig auf ihre eigene Rechnung, weil er noch keine bestimmte Anweisung hatte. Sie mußten indessen noch mehr als einen Monat auf Schiffsgelegenheit nach Amboina warten und nicht weniger als 1766 Gulden Schulden bezahlen: nämlich 1266 Gulden für 77 Tage Kostgeld und 500 für Bedienung, Wäsche und Porto. Mit Gefühlen innigsten Dankes gegen den HErrn, der sie dennoch immer gesund erhalten, aber auch ihrer schweren Verschuldung durch Undank, Kleinglauben und Murren gegen seine Wege, jedoch immer noch unter mancherlei beunruhigenden Gedanken in Betreff ihrer Zukunft, verließen sie am 19. Februar 1821 die Rhede von Batavia und steuerten an Bord des Schiffes Flora dem Missionsplatz Amboina zu.

Diese zweite Seereise, obwohl viel kürzer als die erste, war dennoch ungleich gefahrvoller und beschwerlicher. Man hielt unterwegs mehrere Male an, um Salz, Holz, Kohlen und dergleichen zu fassen. Einmal näherte sich ihnen in der Dunkelheit ein Seeräuberschiff, dem sie aber durch zwei Schüsse den Mast wegschossen, worauf es die Segel strich und sich davon machte. Zweimal strandeten sie, aber glücklicher Weise auf weichen Grund, und einmal wurden sie durch einen Meeresstrom in Fischerpfähle hineingetrieben, aus denen sie mit Mühe sich los machten. Das Schiff war mit Passagieren überfüllt, worunter für Vormeister besonders

sieben ungezogene Kinder eines Obersten sehr zur Uebung wurden. Zuletzt mangelte es an Nahrungsmitteln; doch fingen die Matrosen einige Haifische, deren Fleisch auch unsere Brüder mit großem Appetit verzehrten.

So kamen sie am 3. April in die Nähe von Amboina, als plötzlich ein furchtbares Gewitter sie überfiel, das sich in der Nacht auf den 4. nach langer banger Schwüle entlud. Blaurothe Blitze, wie sie sie nie zuvor gesehen hatten, durchzuckten beständig die Luft und schossen rings um sie her, so daß sie die Augen nicht offen halten konnten, indeß die schweren Donnerschläge das Schiff erschütterten, das bei der sonstigen Windstille unbeweglich auf dem Wasser lag. Alle Segel waren eingezogen; der Capitän und alle seine Leute waren an ihren Posten auf dem Verdeck. Niemand sprach ein Wort, denn Alle waren in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Vormeister schreibt: „Als wir vor Surabaja auf den Grund stießen, sah ich noch keine Gefahr; hier aber in dieser fürchterlichen Nacht, so nahe schon am Ziele, würde ich haben beben müssen, wie das Schiff, wenn ich nicht auf meinen Gott vertraut hätte, der alle unsere Schritte gezählt hat, und ohne dessen Willen nichts geschehen kann. Ja, Er erbarmet sich der Menschenkinder, das erfuhren wir auch hier. Die Wolken zertheilten sich, ein starker Westwind erhob sich, man spannte die Segel auf und wir flogen in nördlicher Richtung dahin. Am Morgen sahen wir östlich vor uns Amboina, konnten aber erst am Morgen des 5. ans Land steigen."

2. Der Aufenthalt in Amboina, und Vormeisters weitere Bestimmung.

Am Ufer wurden sie von Herrn Prediger Kam, dem Bruder ihres Lehrers in Berkel, aufs Freundlichste empfangen, da er bereits Kunde von ihrer Ankunft hatte. Er lud sie in sein Haus; da aber inzwischen auch ihr lieber Bruder Finn erschien, der sich von Banda aus damals gerade bei seiner Schwieger in Amboina aufhielt, so nahmen sie ihr

Quartier bei diesem und verweilten drei Wochen unentgeltlich bei ihm, bis er wieder nach Bauda abreiste. Am 1. Mai zogen sie für ein geringes Kostgeld in das Haus des Hrn. Predigers Kam, dessen Frau und Schwiegermutter insbesondere sie mit mütterlicher Sorgfalt behandelten, so daß sie hier ganz auflebten und alles bisherige Ungemach wieder vergaßen. Vormeister schreibt: „Hier wohnet Gott in den Herzen der Menschen; es ist wieder Friede und stille Ruhe in Gott unserm Heiland, dem wir nicht genug für unser Glück und unsere Erhaltung danken können."

Hier mußten die Brüder nun vor Allem die hochmalajische Sprache lernen, welche zwar nicht vom Volke gesprochen wird, aber doch die Kanzel- und Schriftsprache ist, wie bei uns das Hochdeutsche. Zugleich hatten sie auch später Gelegenheit, da und dort kleinere Missionsversuche zu machen und Herrn Prediger Kam in seinen Functionen zu unterstützen. Es machte einen gar lieblichen Eindruck auf sie, als sie bereits eine Versammlung von 5—700 braunen gleich gekleideten Eingebornen sahen, jeder sein Gesangbuch und sein Neues Testament, die einzigen Bücher, die sie kennen, in ein Tuch eingewickelt, bei sich tragend.

Wunderlich erschien den Brüdern der erste Hochzeitszug nach dortiger Sitte, den sie mit ansahen. Der Bräutigam erscheint nämlich barfuß, in einem schwarzleinenen Rock und schwarzseidenen Beinkleidern, einen großen dreieckigen Hut auf dem Kopf und oft noch einen Degen an der Seite. Die Braut, fest in Kleider gepackt, die sie nicht gewohnt ist, geht wie ein Götze einher und bewegt nur die Füße. Ein Sclave trägt ihr ein Paar Pantoffeln bis vor die Kirche nach, weil sie nicht auf der Straße damit gehen kann, und kaum gelingt's ihr, von der Thüre bis an den Altar darin vorwärts zu schlendern.

Die Missionare lernten die Bewohner von Amboina als ein von Natur gutmüthiges, sanftes, nur sehr träges Volk kennen, dem aber leider die holländischen Europäer meist nur zum Verderben gereichen. Die Insulaner betrachten solche großentheils nur als geldsüchtige Tyrannen und

Wüstlinge. Die Muhammedaner und Chinesen bilden die arbeitende und gewerbtreibende Bevölkerung.

Die Erlernung der hochmalajischen Sprache neben der Sorge für die Seele, wie Vormeister sich ausdrückt, nahm ein volles Jahr in Anspruch. Bei den geringen Hülfsmitteln, die ihnen zu Gebote standen, war es keine leichte Arbeit, diese Sprache zu lernen; doch wurde ihnen alle Mühe und Anstrengung durch den Gedanken versüßt, daß die Sprache das Mittel sey, um an die Herzen der Heiden zu kommen und für das Wort vom Kreuz Eingang zu gewinnen. Im Ganzen war diese abermalige Vorbereitungszeit eine glücklichere Zeit für die Brüder. Einmal hatten sie bereits mannigfache Gelegenheit, unter Heiden und Christen zu missioniren; sodann war auch für ihre Geldbedürfnisse hier besser gesorgt. Es wurde ihnen eine monatliche Summe von 150 Rupien bewilligt; freilich eine sehr große Besoldung, wenn man sie nach unserm Maaßstab mißt; für die dortigen Verhältnisse kaum zureichend, wenn man bedenkt, daß damals das Pfund Butter 4 fl., ein Ei 12 Kreuzer, eine Flasche Wein 4—6 fl. kostete, und der Europäer diese Nahrungsmittel haben muß, wenn er nicht im ersten Jahre ins Grab sinken will. Außerdem hatte der Missionar mit dieser Summe auch noch mancherlei andere Bedürfnisse für Schulen zu bestreiten.

Am 31. December des Jahres 1821 wurden in feierlicher Versammlung unter Gebet, mit Zustimmung der Brüder, die Missionsfelder der beiden Missionare durchs Loos bestimmt. Vormeister bekam die Insel Buru, westlich von Amboina, mit den nördlichen Inseln als Arbeitsfeld, und sollte unter die heidnischen Alfuren das Evangelium hinaustragen. Er schreibt darüber: „Der HErr der Heidenerndte, dem wir diese Wahl zu verdanken haben, sey gelobt und gepriesen für seine Güte. Er rüste uns aus mit seines Geistes Gaben, mit beharrlichem Eifer, mit Weisheit, Menschenliebe, mit der Alles tragenden Geduld eines von Ihm Gesandten, mit unerschütterlichem Vertrauen auf seine Allmacht, Weisheit und Güte. Ich bin versichert, daß Er,

der uns gesendet hat, noch viele aufrufen wird, uns zu folgen, das zu verbessern, fortzusetzen und auszuführen, was wir nicht gut bearbeitet und unvollendet gelassen haben. Viele Versuchungen gab's bei uns zu bekämpfen, von denen doch die meisten aus Liebe zu unserm HErrn und Heiland überwunden sind. Denn in den dunkelsten Stunden erinnert dennoch der Geist des HErrn an die Loosung: Es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen."

Im gleichen Briefe wünscht der l. Bruder, weil er seit dem segensreichen Briefe von Hrn. Inspektor Blumhardt vom 1. Mai 1818 nichts mehr von Basel vernommen hatte, nur auch einige Zeilen wieder von dort zu erhalten. „Ihre Briefe," sagt er, „waren jederzeit für mich wie ein erquickender Regen auf einem dürren Acker. Wenn ich die Missionshefte oder die Briefe lese, dann lebt mein Geist wieder mitten unter Ihnen. Gott segne die Theuern alle überschwenglich! Auch den wackern Brüdern im Institut wünsche ich die Alles überwindende Kraft der Gnade Gottes und ein überaus großes Maaß des Vertrauens auf ihren HErrn und Heiland, und eine Liebe, die Alles trägt, überwindet, versüßt und leicht macht. Es sey so!"

Nachdem nun Bormeister endlich seinen Wirkungskreis gefunden hatte, glaubte er auch, dem längst ihm gegebenen Rathe, sich zu verheirathen, nicht länger entgegen seyn zu dürfen, zumal da er schon im 37sten Lebensjahr stand, und sein noch älterer Mitbruder Müller ihm darin vorangegangen war. Und zwar meinte er wo möglich mit einer Eingebornen sich verbinden zu sollen, um die Sprache desto besser zu lernen und desto eher Eingang bei den Leuten zu finden. Herr Prediger Kam, an dessen trefflicher Gattin, gleichfalls einer Amboinesin, Bormeister auch in sprachlicher Hinsicht so viele Hülfe hatte, war es hauptsächlich, der ihm den Rath gab, nicht unverheirathet sein Amt in Buru anzutreten, indem er ihm sagte: „Sie werden zwar auch in diesem Stande sehr viel Unangenehmes haben; doch muß ich Ihnen versichern, daß Sie im ledigen Stande noch viel

mehr Gefahr und Mühseligkeiten sich werden unterwerfen müssen, als verheirathet; doch bleibt es Ihnen überlassen, was Sie zu thun wünschen."

„Nun war guter Rath theuer," schreibt Vormeister, „ich wußte nicht, was ich thun sollte. Meine Gebete um Weisheit in dieser Sache wurden verdoppelt und mein Vertrauen geprüft. Ich zog daher eine alte, erfahrene Christin zu Rath, die sowohl das Amt eines Missionars, als auch die Töchter von Amboina aus dem Bürgerstande wohl kannte. Diese empfahl mir unter allen nur Eine; nicht gerade, weil sie die frömmste und erfahrenste Christin unter allen wäre, sondern weil sie sehr frühe ihre Eltern verloren und als eine arme Waise sich mit ihren drei unmündigen Schwestern und einem Bruder mit ihrer Hände Arbeit bisher redlich zu ernähren gewußt, und also auch die für die Führung einer Haushaltung nöthigen Eigenschaften sich erworben hatte. Offenbar war für Vormeisters schüchternes und etwas unschlüssiges Wesen eine solche Person von entschlossenem Charakter ganz geeignet, und nach redlicher Prüfung vor dem HErrn und sorgfältiger näherer Erkundigung über die Verhältnisse, war sein Entschluß gefaßt: Diese oder keine. Er machte ihn Hrn. Kam bekannt. Dieser meinte zwar, es hätte sich vielleicht auch unter den reichen Leuten eine Frau für ihn finden lassen, allein er konnte ihm doch nicht abrathen und begab sich am 4. Januar selbst zu dem Mädchen, um anzufragen, und am 5ten ging Vormeister mit ihm dorthin. Er erhielt das Jawort mit Freuden; man wechselte die Ringe, und Vormeister war glücklich über die geschlossene Verbindung mit dieser Person, die aus den sogenannten Lipplappen war, Abkömmlingen von Europäern. Am 13. Februar 1822 wurde er mit ihr feierlich zur Ehe verbunden. Der dortigen schlimmen Sitte, schon bei den 3 Aufgeboten, sowie vollends am Hochzeitstage selbst Gastereien und Tänze zu veranstalten, fügte sich Vormeister nur soweit, daß er zwar auf den Hochzeittag ein Mahl machen und die Gäste tanzen ließ, ihnen aber erklärte, daß weder er noch seine Braut an dem Tanze Theil nehmen werde, und wenn

die Leute auch sie dazu auffordern würden, er augenblicklich die Musikanten wegschicken würde. Ebenso verlangte er gegen die Sitte, daß seine Braut mit ihm bei den Aufgeboten anwesend in der Kirche seyn solle, weil sie schuldig seyen, öffentlich ihren demüthigen Dank gegen Gott zu beweisen, unbekümmert um das Gerede der Leute.

Vormeister hatte geglaubt, seine Verbindung wegen seiner Abreise beschleunigen zu müssen. Seine Eile wäre indessen nicht nöthig gewesen, denn er mußte noch mehr als 4 Monate warten, bis er Gelegenheit bekam, nach Buru zu reisen; und da sein Gehalt sich nicht vergrößerte, er aber nun zugleich auch für die arme Familie seiner Frau manche Ausgabe hatte, so wurde sein Glaube gleich am Anfang seines Ehestandes auf neue Proben gesetzt. Doch konnte er sich dabei beruhigen, daß ja nicht Er die Abreise verzögerte. Er betrachtete daher diese Verhältnisse als eine Schule der Demuth und als eine Prüfung, die durch Sparsamkeit und Geduld überwunden werden müsse. Auch hegte er die Hoffnung, Gott werde auch noch diese seine Verlegenheiten zum Besten lenken und zum Heil seiner Seele dienen lassen. Darin täuschte er sich nicht.

3. Vormeisters Missionsthätigkeit in Buru und Heimgang.

Am 21. Juli 1822, 6 Jahre nach seinem Eintritt in Basel, verließ endlich Vormeister mit seiner Gattin Amboina, um an Bord eines Kriegsschiffes nach der Insel Buru zu segeln, wo er am 8. August in der Hauptstadt gleichen Namens ankam und von dem Statthalter freundlich in seine Wohnung aufgenommen wurde, bis sein eigenes Haus gebaut war, wozu die Muhammedaner das Material liefern mußten, während die Christen es bauen halfen. Indessen war er noch nicht am Ziel seiner Wünsche; denn während er von der Regierung, dem Wunsch seines Herzens gemäß, zum Missionar unter die Alfuren bestimmt worden war, sprach die geistliche und weltliche Regierung von Amboina

nun den Wunsch aus, er solle vorerst die Christen mit ihren Kirchen und Schulen auf Buru und den Nachbar-Inseln beaufsichtigen, da er ja doch jedenfalls in der Hauptstadt warten müsse, bis der HErr ihm eine Thüre unter den Alfuren öffne. Vor ihm war nämlich eigentlich noch nichts für dieses Volk geschehen. Die Insel Buru stand damals unter holländischer Herrschaft, war in 10 Distrikte getheilt, die von einem Könige und 9 muhammedanischen Herzögen regiert wurden, welche nur aus Furcht gehorchten. Das eigentliche Volk sind die heidnischen Alfuren, d. h. Bergbewohner, ein malajischer Menschenschlag von etwas bräunlicherer Farbe, als bei uns die Landleute im Sommer; sie gehen fast ganz nackt und wohnen in einzelnen Hütten durch die ganze Insel zerstreut. Das Christenthum hatte man von Seiten der Obrigkeit bei ihnen einzuführen versucht; da aber dasselbe durch die ungläubigen, herrschsüchtigen holländischen Christen in Mißkredit gekommen war, und die Muhammedaner ausdrücklich sich's ausgebeten hatten, man möchte sie damit verschonen, so durfte Vormeister keine große Hoffnung auf Eingang bei diesen Leuten hegen, die ja noch nie einen eigentlichen Missionar nach dem Sinne Christi gesehen hatten, und die von der Regierung ihnen aufgedrungenen Geistlichen nur mit dem Schimpfworte „Himmelsdragoner“ bezeichneten. Auch den Muhammedanern gegenüber hielten diese Alfuren fortwährend an ihren heidnischen Gebräuchen und ihrer Religion fest, was diese sich um so eher gefallen lassen mußten, weil man auch sie von Seiten der Regierung mit dem christlichen Joch zu verschonen versprochen hatte.

Wie schwierig unter solchen Umständen Vormeister's Stellung und wie dunkel seine Zukunft war, ist begreiflich. Er mußte es recht erfahren, wie ihn der HErr bei jenem Wort nahm, das er einst während seiner Wanderschaft im Oesterreichischen, etwa 10 Jahre zuvor, ausgesprochen hatte, als er den HErrn bat: Er möchte es ihm recht schwer gehen lassen. Indeß machte er sich einstweilen frisch ans Werk und suchte vorerst unter den Namenchristen zu stär-

ken, was sterben wollte, und gegen die eingerissenen oder stehen gebliebenen Mißbräuche mit dem Worte Gottes anzukämpfen. Bald durfte er auch erfahren, daß es nicht vergebens war. Zudem stand er ja nicht mehr allein, sondern hatte eine treue Gattin zur Seite, die Freud und Leid mit ihm theilte. Er fand hier eine sogenannte Christengemeinde von 140 Seelen, die alle getauft waren und unter einem alten Diakon standen, aber sammt ihm in einem sehr armseligen Zustande sich befanden. Sie hatten noch keine Kirche; eine Scheune vertrat einstweilen die Stelle derselben. Eben so schlecht war es auch mit dem Schulbesuch bestellt. So leicht er indessen die Mängel erkannte, so schwer war es, ihnen abzuhelfen oder die zweckmäßigen Aenderungen zu treffen. Vor Allem wäre nöthig gewesen, an die Stelle des leblosen Vortrags des alten Nationalgehülfen eine lebendige, kräftige Predigt treten zu lassen; allein er selbst war der Sprache nicht so mächtig, und an der gottesdienstlichen Einrichtung sollte nichts geändert werden. Bisher hatte es, um die heilige Taufe zu erhalten, genügt, wenn Einer einige religiöse Fragen hochmalajisch aus dem Gedächtnisse beantworten; konnte und weil das Christenthum gewisse politische Vortheile brachte und nur ein nothdürftiger äußerlicher Anschluß an die Kirche gefordert war, fehlte es nicht an Taufcandidaten. Von genauerer Seelenpflege, gehöriger Vorbereitung zum heiligen Abendmahl, war dagegen keine Rede; denn der dazu bestimmte Prediger wohnte Hunderte von Stunden entfernt und hatte keine Zeit zu häufigen Inspektionsreisen; und wenn er je einmal kam, so blieb für spezielle Seelsorge kein Raum. Auch ward dazu mehr erfordert, als eine bloße verstandesmäßige Rechtgläubigkeit, z. B. vor Allem auch genaue Kenntniß der Volkssprache; denn das Hochmalajische, die Kanzelsprache, war Manchen allmählig fast so unverständlich geworden, als den Katholiken bei uns das Lateinische.

So wußte denn Vormeister vorerst nichts Besseres zu thun, als in seinem Hause ein kleines Seminar für Nationalgehülfen zu errichten, und nahm dazu 7 Knaben auf,

denen er wöchentlich 18 Stunden Unterricht theils in der Grammatik des Malajischen und Holländischen, theils in der christlichen Glaubenslehre und Bibelerklärung gab. Im Uebrigen that er, was er konnte, durch Gebet, Wort und Wandel in selbstverläugnender Treue. So fand er allmählig Eingang in die Herzen, und bald zeigten sich unverkennbare Spuren der Wirksamkeit des Wortes Gottes an den Gewissen Vieler, die die Gottesdienste besuchten; besonders zeichnete sich eine 75jährige Frau aus, die auch durch Sturm und Regen sich nicht abhalten ließ, die Predigt und Kinderlehre zu besuchen.

Während nun so allmählig für unsern Bruder in der Hauptstadt selbst ein Wirkungskreis sich eröffnete, schien ihn der HErr noch auf besondere Weise an die Hauptstadt Buru fesseln zu wollen. Im December 1822 hatte ihm seine Frau ein todtes Kind geboren. Im folgenden Jahre kam ein Soldat aus Java zu ihm mit der Bitte, er möchte sein 10jähriges Töchterlein, dessen Mutter gestorben war, nicht blos erziehen, sondern an Kindesstatt annehmen, da es bei ihnen besser versorgt sey und erzogen werde. Bormeister berieth sich mit seiner Frau. Sie nahmen das Kind erst auf Probe; dann, als es sich gut an sie gewöhnte, ließen sie gerichtlich die Adoption aussprechen, und Bormeister bereitete es zur Taufe vor. Gleichwohl machte er noch im October 1823 in Begleitung des Gouverneurs eine Untersuchungsreise zu den heidnischen Alfuren, die er nun auch mit der Absicht seines Besuchs bekannt machte, unter ihnen einmal, ohne Vortheil für seine Person, das Evangelium von der Gnade Gottes in Jesu Christo zu ihrer Seligkeit zu verkünden. Allein er fand vorerst kein geneigtes Gehör unter ihnen, indem sie ihm überall erklärten, sie wollten keine Veränderung in ihrem Glauben machen, ihre Voreltern hätten es auch nicht gethan. So kehrte denn unser lieber Missionar von dieser ersten Missionsreise betrübt wieder in die Hauptstadt zurück. Um so ermunternder gestaltete sich der innere und äußere Stand seines Arbeitsfeldes in der Stadt. In ersterer Beziehung konnte er von demselben

melden: „Es scheint, als ob die Christen anfingen, nüchtern zu werden, und als ob der Sauerteig des Evangelii anfinge zu gähren.“ In letzterer Hinsicht sah er seine Gemeinde beständig sich mehren. Im ersten Jahr seiner Wirksamkeit schlossen sich 16 Personen derselben an, im zweiten 11.

Eben deswegen wurde es ihm auch immer deutlicher, daß er gerade hier zu bleiben habe, so lange die Thüre zu den Alfuren ihm verschlossen sey. Indessen verlor er auch diese keinen Augenblick aus dem Auge. Im November 1824 machte er eine zweite Predigtreise zu denselben, um zu sehen, ob nicht doch da oder dort das Wort vom Kreuze Eingang fände. Aber auch diesmal fand er die Thüren verschlossen. Er schreibt darüber: „Diese Festung des Satans scheint unüberwindlich zu seyn, es sey denn durch Fasten und Beten.“

Im Februar des folgenden Jahres machte er mit 6 Aeltesten seiner Gemeinde eine längst beabsichtigte Inspectionsreise zu den Christengemeinden einiger benachbarten Inseln, die ein sehr großes Bedürfniß war. Sein Geschäft war da theils die Schulen zu besuchen, theils zu taufen, theils Getaufte unter die Zahl der Abendmahlsgenossen aufzunehmen, was keine so leichte Sache war, wenn man die Unwürdigen davon ausschließen wollte. Außerdem hielt er viele Predigten an den verschiedenen Orten und bei den verschiedensten Gelegenheiten. Auf diesen einsamen Posten galt es recht, die verlornen Schafe aus dem Hause Israel aufzusuchen und sie zur Heerde zurückzubringen, und Bormeister erkannte, wie nothwendig für jede dieser Inseln ein besonderer Missionar wäre, der dann noch manche benachbarte Insel zu besuchen reichliche Gelegenheit fände.

Mit Sehnsucht blickte er auf die Zeit hinaus, wo der Arbeiter in der großen Ernte des HErrn mehr werden würden.

Dies ist im Grunde das Letzte, was wir über Bormeisters Wirksamkeit von ihm selbst erfahren.

Im Jahr 1825 schreibt er noch in der alten kindlichen Anhänglichkeit und Dankbarkeit als Antwort auf einen Brief aus Basel vom Jahr 1822: „Ach, was soll ich sagen! meiner erinnern sich noch so viele theure Freunde, und ich finde keine Zeit, um zu schreiben, wiewohl ich Tag und Nacht arbeite. Was bin ich für ein großer Schuldner! Ein Jeder verpflichtet mich durch Liebesbeweise, und ich kann nicht abbezahlen! Wird die Ewigkeit mir mehr Zeit lassen, das zu thun? Ich glaube ja!" Diese Worte sind datirt vom 17. April 1825, und später findet sich kein Brief mehr von ihm; nur Br. Bär schreibt, daß er in lebhaftem Briefwechsel mit ihm stehe, daß aber Correspondiren nicht Vormeisters Sache sey.

So war denn also Buru das Ziel seiner Missionslaufbahn, und wie wenn es schon in seinem Namen angedeutet wäre, sollte dieser treue, demüthige Knecht Gottes als Vorus Meister sein irdisches Tagewerk beschließen, und ehe er zu den Alfuren kam, die letzte große Reise antreten, auf der er einging zu seines HErrn Freude. Diese hat er freilich nicht mehr beschrieben; eben so wenig haben wir nähere Berichte über seinen Heimgang und die weiteren Schicksale seiner Frau und etwaigen Kinder erhalten.

Dieß ist Vormeisters Leben, so weit es uns vorliegt und hier an diesem Ort geschildert werden konnte.

Ein schweres Tagewerk und, wie Mancher urtheilen wird, von geringem Erfolg. Aber so ist das Leben der Missionare und oft gerade derer, die als Bahnbrecher voran gehen und die schwersten Lasten tragen. Die Freudenernte, die auf die Arbeit und Thränensaat hier folgt, wird nichts desto weniger herrlicher seyn, als wir hier begreifen und beschreiben können. Der Stand eines rechten Missionars ist ja nicht darum ein seliger, weil es ihm auch hier gut geht und die Erfolge seiner Arbeit können gemessen und gepriesen werden, sondern weil er sich wirklich, wie unser vollendeter Bruder es gethan hat, mit Leib und Leben seinem HErrn hingibt als ein Werkzeug der Rettung unsterblicher Menschenseelen aus den Banden der Sünde und des

Todes, gehorsam dem uralten Reichsbefehl Matth. 28, 18: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur; und vertrauend auf die eben so alte wahrhaftige Zusage unsers hochgelobten HErrn und Heilandes V. 20: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende! Amen.

Inhalt

des vierten Heftes 1850.

Seite.

Nro. VII. Juli 1850.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Die Stadtmission und die Bibel.

Der Secretär der Gesellschaft für die Stadtmission in London bat um 500 Exemplare Bibeln und Neue Testamente, um sie unter den Armen der Riesenstadt lehnungsweise vertheilen zu können. Er bemerkte dabei, daß, wenn man 1000 Exemplare zu diesem Zwecke hätte, dennoch jedem Agenten der Stadtmission nur vier Exemplare zu Gebote ständen. Die Bibel-Committee genehmigte sogleich hiefür 250 ganze Bibeln und 750 Neue Testamente. So groß war noch im Juni 1850, trotz aller erfolgreichsten Thätigkeit der verschiedenen christlichen Vereine, das Bibelbedürfniß in der Weltstadt.

Aus dem 21sten Bericht der Hülfsbibelgesellschaft für die Handelsschiffe.

April 1850.

Vierzehntes Schiff. Jedermann an Bord hatte eine Bibel. Einer sagte beim Betrachten der Bücher: „sie sind sehr wohlfeil; mich wundert, wie die Gesellschaft sie so geben kann ohne viel zu verlieren. Aber ich muß eine Bibel und ein Testament haben.“ Er bezahlte sie und legte 6 Pfennige (18 Kreuzer) als Geschenk an die Gesellschaft dazu.

Fünfzehntes Schiff. Der Capitän dieses sicilianischen Fahrzeuges war ein entschiedener Feind der

Bibelvertheilung; aber die Leute hörten kaum, daß solche Bücher an Bord seien, als sie laut darnach verlangten. Einer, der ein wenig englisch sprach, deutete auf die Bemühungen der sicilianischen Regierung hin, um jeden Preis das Eindringen der Bibel zu verhüten. Aber jetzt, sagte er, hat sie umgekippt; sie kann's nicht mehr hindern; und wenn der Capitän fragt, ob einer von seinen Leuten eine Bibel gekauft habe, so sagen Sie ihm nur, ich habe eine.

Siebenzehntes Schiff. Der Capitän begrüßte mich am Bord und sagte, er bedürfe sehr einer Bibel, die er bisher äußerst gering geachtet habe. Er bat mich in seine Kajüte zu kommen, und dann sagte er mir: „es ist hohe Zeit, daß ich anfange an mein Seelenheil zu denken. Bisher habe ich die Religion traurig hintangesetzt, ich fürchte fast, es möchte jetzt zu spät sein". Er weinte viel, während ich ihn auf die Verheißungen der Bibel für umkehrende und bußfertige Sünder hinwies und ihm das Lamm Gottes zeigte, das die Sünden der Welt getragen habe. Er kaufte eine Bibel und noch eine nebst einem Testament für seine Mannschaft.

Achtzehntes Schiff. Hier war nur ein einziger Mann ohne Bibel, der aber auch die größeste Gleichgültigkeit gegen Alles an den Tag legte, was man ihm über die Nothwendigkeit sagte, daß er sich eine verschaffe. „Ich habe noch nie eine Bibel gehabt und kaufe auch keine." Einige seiner Kameraden sprachen ihm zu, aber alles umsonst. Desto mehr war ich erstaunt, daß dieser arme, leichtsinnige Mensch mir, als ich das Schiff verließ, in's Boot folgte und noch eine Bibel kaufte.

Neunzehntes Schiff. Die Mannschaft bestand ganz aus Farbigen; selbst der Lootsmann war ein solcher. Er kaufte eine Bibel. Er schien ein gescheidter und ordentlicher Mann zu sein. Einige von der Mannschaft lernten lesen und mehrere hatten die heilige Schrift.

Zwanzigstes Schiff. „Ehe ich auf meine letzte Reise ging,“ sagte einer der Leute, „kaufte ich eine Bi- „bel, aber jetzt habe ich sie nicht mehr. Denn gleich „nachdem wir den Hafen verlassen, ging unser Schiff zu „Grunde; ich verlor alles und konnte mir seitdem nicht „wieder eine Bibel verschaffen. Ich danke Ihnen sehr, „daß Sie auf unser Schiff kommen.“ Er fragte die an- dern Matrosen, ob sie Bibeln haben? Drei hatten keine, aber auch kein Geld, um sie zu kaufen. „Thut nichts,“ sagte er, „ich habe ein paar Schillinge, ich will sie euch „leihen.“ Sie nahme es an.

Ein und zwanzigstes Schiff. Ein betagter Ma- trose kaufte ein Testament und sagte: „ich habe wenig „oder nichts gelernt, und selten finde ich einen, der mir „vorliest. Da ich aber jetzt das Buch habe, so werde ich „doch auch ein paar Worte finden, die für einen Sün- „der, wie ich, passen.“ Der Agent las ihm einige Stel- len und zeichnete andere leicht zu lesende an, gab ihm auch einen kurzen Ueberblick über Gottes Weg in der Sünderrettung. Der Mann wischte sich die Thränen aus den Augen, dankte und ging mit seinem Buche hinunter.

Zwei und zwanzigstes Schiff. Ich zeigte einige unserer Bibelausgaben der Mannschaft. Sie drängten sich um mich, und alle bestellten ein Buch, wenn sie Geld ausbezahlt erhielten. Drei brachten schon jetzt das Geld zusammen, um sich jeder ein Testament zu kaufen. Einer, der inzwischen auf dem Verdeck sich aufgehalten hatte, kam herbei, betrachtete eine Bibel in Goldschnitt und rief aus:

Heil'ge Bibel, Buch des Herrn,
Edler Schatz, dich hab' ich gern.

Damit ergriff er die Bibel, lief fort und brachte einen Augenblick nachher das Geld dafür.

Des ehemaligen französischen Ministers Guizot Rede beim Bibelfest zu Paris im April 1850.

Wäre Ihre Gesellschaft für politische oder sonst weltliche Zwecke gegründet und Ihre Anstrengungen auf Fragen der Gesellschaftsordnung und des materiellen Nutzens gerichtet, Sie würden nur Ihre Sorgen und Aengsten hieher bringen. In dem Berichte, der Ihnen vorgetragen werden soll, würden Sie nur von Stillstand oder dem Mißlingen Ihrer Arbeit, von Leiden der Gegenwart und Gefahr der Zukunft hören.

So ist es aber nicht. Ihre Arbeiten haben weder Stillstand noch Fruchtlosigkeit erlebt. Der Sturm, der rings um Sie so manche Höhe abgetragen, so manche Kraft gelähmt hat, er ist hingebraust und hat Sie kaum berührt. Ihre Thätigkeit und Ihr Wohlstand — ich darf das Wort ja wohl brauchen, um damit die Wohlthaten zu bezeichnen, wie sie von hier aus gespendet werden, sie sind sich gleich geblieben. Sie haben Ihr gewohntes Werk fortgesetzt, als wäre der Himmel hell und das Land in Ruhe.

Woher kam Ihnen dieser Vorzug? ist Ihr Werk so klein und versteckt, daß die heftigsten und weitverbreitetsten Stürme es nicht erreichen? oder sind Sie so klug, daß Sie das Unwetter vorhersahen und die Stöße abwandten, die so manche klugen Leute unversehens trafen? Nein, die Sicherheit und der dauernde Erfolg Ihres Wirkens mitten im Umsturze der Gesellschaft stammt aus höhern und reinern Quellen. Ihr Werk ist in vollkommener Harmonie mit den höchsten Interessen, mit den dringendsten Anliegen unsrer Gesellschaft und unsrer Zeit. Und welches sind denn diese Interessen und Anliegen? Horchen Sie nur, was man überall sagt. Ueberall wiederhallen die Worte: Glaube, Liebe, Hoffnung. Glaube, Liebe, Hoffnung, das ist was die Gesellschaft nicht hat, was ihr mangelt; das ist's, was man

überall wünscht und sucht. Für diese Mängel trachtet man überall nach Stillung. Um ein wenig Glauben, Liebe und Hoffnung zu finden, wenden sich die Leute nach den entgegengesetztesten Seiten; aber umsonst; sie finden sie nicht. Das Ringen nach Glauben ist oft nichts als die leidenschaftliche Angst des Zweifels, worein das Herz immer wieder zurücksinkt. Die Liebe wird geübt, in weitem Kreise, thätig und mit Erfolg. Nie wurde mehr geholfen, mehr Privatleiden gelindert. Aber die Helfenden und die Gegenstände der Hülfe kommen nur wenig in die Gemeinschaft, die zwischen ihnen bestehen sollte. Die thätige Liebe erreicht ihren leiblichen Zweck, aber nicht den geistigen. Weder die eine noch die andere Volksklasse ist vertrauensvoll und ruhig. Nie sind mehr Hoffnungen, heiße Hoffnungen den Herzen entströmt. Aber sie sind nur die Irrbilder fieberischer Einbildungskraft, oder die heftigen Leidenschaften fleischlicher Begierden. Die Gesellschaft sucht allenthalben einen gediegenen Glauben, eine kräftige Liebe, eine wohlthuende und stärkende Hoffnung; aber sie findet sie nicht. Und warum nicht? weil sie sie sucht, wo sie nicht zu finden sind. An sich selbst wendet man sich um Glauben und Tugend. Sich selbst will man sie verdanken; nur dem eignen Wollen. Das geht nicht. Der Mensch kann nicht bei den großen Fragen seiner Bestimmung selbst Erfinfinder und Schöpfer des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung sein. Keine blos menschliche Quelle bringt sie an's Licht. Aus übermenschlichen Quellen gilt es zu schöpfen. Und Sie öffnen diese Quellen dem Volke, indem Sie die heilige Schrift vertheilen. Da lassen sich diese Kräfte holen.

Glaube! Denn Gott zeigt sich da als beständig gegenwärtig, als handelnd in Welt und Menschen. Hier ist Gottes Thun, hier der nothwendige Ausgangspunkt des Glaubens. Archimedes verlangte einen Stützpunkt,

um den Erdball zu heben, und fand ihn nicht. Nie wird der Mensch eine Unterlage finden, worauf er ruht. Er muß sie von Gott empfangen.

Liebe! Die Liebe Gottes zu den Menschen ist im Evangelium geoffenbart. Da ist die einzige zureichende Quelle der Liebe des Menschen zum Menschen. Liebe, die aus irgend anderer Quelle fließt, ist schwach und bald erschöpft.

Hoffnung! Keine Hoffnung kann des Menschen Herz stillen oder in Ruhe setzen, als die, welche jenseits dieser Welt ihren Ausgang und ihr Heil hat. Nur ewige Hoffnung vereinigt und veredelt die Erdenhoffnungen. Bleiben sie rein irdisch, so werden unsere Hoffnungen bald zur Gier und Selbstsucht verzerrt.

Also nur das Christenthum kann dieses allgemeine Sehnen stillen, das die Menschheit und die Gesellschaft so tief aufregt.

Zweifelt jemand daran, so überlege er was geschieht, so höre er was selbst die Gegner des Christenthums sagen. Während sie es mit Wuth angreifen, stellen sie sich als seine Erben und Nachfolger hin und geben vor auf dem Wege zu wandeln, den es gezeigt hat. Lüge und Entweihung! Nichts ist widerchristlicher als der Geist der Empörung und der Geist der Zuchtlosigkeit. Als das Christenthum in der Welt erschien, da gab es schöne Gelegenheit den Aufruhrgeist zu verbreiten. Wann herrschte ein härterer Despotismus, tiefere Entsittlichung in den höheren Classen, mehr Verselavung des Menschen durch den Menschen? Und doch nicht eine Spur von Aufruhrgelüsten in der Geschichte seiner Einführung, nichts von dem Empörungsgeist in seinen Worten. Diese ungeheure Revolution wurde rein geistig durch sittliche, innerliche Umgestaltung des Menschen vollzogen. Der Grund ist, daß des Christen Thun den Gehorsam, den gegen Gott und gegen die bestehende Ordnung, zu einem

Grundzug seines Wesens hat. Es hat auch seinen Freiheitssinn, seinen Widerstand um des Gewissens willen; aber von Rebellion will es nichts wissen. Ebenso gehört sittlich strenger Ernst zu seinem Wesen; die freche Zügellosigkeit steht ihm so fern, wie der Aufruhr.

Thorheit ist es Freiheit und Volksherrschaft durch Erschlaffung im Glauben und sittlichem Wandel erweitern zu wollen. Strenger Glaube und ernste Sitte sind unerläßliche Begleiter volksthümlicher Freiheit. Schlaffheit des Geistes und der Sitten führt in der demokratischen Gesellschaft unfehlbar erst zur Anarchie, dann zum Despotismus.

Sehet, wie die Vereinigten Staaten gegründet wurden; meint ihr durch Sittenschlaffheit? nein, die Gründer der amerikanischen Republik waren streng gegen sich selbst und Andere. Dieser Geist der Strenge war ihre Kraft und beschützte sie vor den gewöhnlichen Irrthümern und Mißgriffen der Demokratie. Glaubet sicher, daß der Aufruhrgeist nichts zu gründen im Stande ist; das Christenthum besitzt das Geheimniß von Glaube, Liebe und Hoffnung, und darum auch das Geheimniß der Ordnung und gesellschaftlichen Wiedergeburt in demokratischen Staaten noch mehr als in andern. Der Aufruhrgeist und die Zuchtlosigkeit mögen sich nicht einbilden, daß sie die Maske des Christenthums tragen können. Die beide sind mit ihm rein unverträglich.

Darum haben Sie guten Muth zu Ihrem Werke. Es ist in sich gut; es entspricht den dringendsten und größesten Forderungen und Strebungen unsrer Zeit. Verfolgen sie es mit Nachdruck. Machen Sie Christen! denn das braucht unsre Gesellschaft.

Ich sage Christen, das ist unser Name, den müssen wir verbreiten. Die Bibelgesellschaft hat sich ängstlich auf ihr Werk beschränkt. Sie hat die Schrift nur an Protestanten ausgetheilt. Aber ihre Gefühle, Wünsche

und Hoffnungen beschränken sich nicht auf diesen engen Kreis. Sie verlangt sehnlich, daß überall Christen geboren werden, und sie nennt alle so, welche die Bibel zur Grundlage ihres Glaubens, Liebens und Hoffens machen. Seien sie in der römischen Kirche oder in den verschiedenen Zweigen der protestantischen, sie betrachtet sie als Christen und als Brüder. Man predigt, und mit Recht, Einigkeit der Parthei der politischen Ordnung; sie ist wirklich das einzige Rettungsmittel; aber sie ist es eben so sehr für die sittliche Ordnung. Jetzt ist die Frage zwischen Christenthum und Gottlosigkeit, die sich Humanität nennt. Alle christlichen Kräfte müssen gegen den gemeinsamen Feind zusammenstehen. Sie können es.

Ein neuer Zug in unsern Sitten ist die Gewissensfreiheit in der christlichen Kirche. Mögen alle Christen sie annehmen und achten. Sie wird ihre Vereinigung und den Triumph des gemeinsamen Glaubens sichern. Aber hüten wir uns vor gemachter, erzwungener Einheit. Seien wir Christen im vollen Sinne des Wortes. Lieben wir einander, das ist die Liebe; tragen wir einander, das ist die Toleranz; achten wir einander, das ist das Recht der Freiheit; helfen wir einander, das ist unser Vortheil. Nur unter diesen Bedingungen kann man die Gesellschaft retten. Wir sind auf dem Wege dazu. Christen, vereinigt euch alle unter dem Zeichen des Kreuzes — in hoc signo vinces! (in diesem Zeichen wirst du siegen!).

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. VIII. August 1850.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Die Bibel in Finnland.

In einem Briefe aus St. Petersburg (vom 31. Mai 1850) schreibt der Prediger Herr Ellesby an den Sekretär der Bibelgesellschaft, worin er dieselbe dringend ersucht, den Druck von 20,000 Exemplaren des N. Testaments in finnischer Sprache zu veranstalten, obgleich eine noch größere Auflage noch nicht einmal fertig geworden war. Von dieser nämlich versicherte er 5000 in St. Petersburg und der Umgegend nöthig zu haben, während die finnische Bibelgesellschaft zu Abo die andern 20,000 Exemplare in Anspruch nehme. Es sei nämlich gerade durch die bisherige Bibelverbreitung in Finnland eine so starke und weitverbreitete Sehnsucht nach der Bibel dort erwacht, daß alles Bisherige weit nicht genüge. Brief auf Brief käme aus Finnland mit der Bitte um baldige und reichliche Befriedigung des erwachten Durstes. Noch immer seien ganze Distrikte ohne ein einziges Bibelbuch. Und zwar handelt es sich hier nicht um Wegschenken, sondern um Verkaufen aller Exemplare zu 25 Kopeken Silber.

Wiederhall des Bibelworts aus Borneo.

„Mit Vergnügen" — schreiben die Missionare der rheinischen Missionsgesellschaft zu Pulo-Petak auf der

Südküste von Borneo unter dem 23. März 1850 — „geben „wir die von unserer Committee uns aufgetragene Aus„kunft über die in der Dajakkensprache von Pulo-Petak „gedruckten Neuen Testamente. Die Kisten mit den Bü„chern kamen im April 1848 wohlbehalten hier an, und „wir fanden die Bücher, trotz des langen Liegenbleibens „in Singapur und der langen Seereise, ganz unbeschä„digt. Gleich nach Oeffnung der Kisten hatten wir die „Freude 200 Exemplare an unsre Schuljugend und an „ehemalige Schüler zu vertheilen. Im Ganzen haben „wir jetzt 450 Stücke ausgetheilt.

„Die Dajakken, oder, wie sie sich selbst nennen, Olo „Ngadju, haben keine eigene Litteratur, keine Schulen: „es kann daher Niemand ein Buch benutzen, der es nicht „in unsern Schulen gelernt hat; daher geben wir für „jetzt nur unsern ehemaligen und jetzigen Schülern die „heilige Schrift in die Hand, an der sie auch ihr Lesen „gelernt haben, indem ihnen Abschnitte daraus vorgelegt „wurden. Zugleich wurden sie dann auch in der evan„gelischen Wahrheit unterrichtet und zum nützlichen Le„sen der Bibel angeleitet. Unsre Schulen werden größer „und zahlreicher; und in wenigen Jahren wird daher „der Vorrath der N. Testamente erschöpft sein. Jetzt „haben wir 400 Schüler, die wir selbst unterrichten. „Nur 50, die entfernt wohnen, werden von eingeborenen „Lehrern angeleitet.

„Die dajakische Uebersetzung ist sehr genau und sorg„fältig gearbeitet. Die Leute verstehen sie, weil die daran „arbeitenden Brüder ihre Sprache nicht aus Büchern, „sondern aus dem Munde des Volks gelernt haben. „Einer der Uebersetzer, Bruder Becker, ist zu unserm „großen Leid im September vorigen Jahrs gestorben.

„Der Dialekt von Pulo-Petak wird von 50,000 Men„schen gesprochen, wovon aber nur 10,000 in der Land„schaft dieses Namens wohnen; die Stämme Patai,

„Dusson, Kapuas, Kahajan, Lampit u. a., deren jeder „noch seine eigene Sprache hat, verstehen den Dialekt „und sprechen ihn. Es ist dies die Folge des lebhaften „Handelsverkehrs mit Pulo-Petak. Wir preisen Gott „für die gnädige Führung, daß er die frühern Brüder „gerade hieher geleitet hat, von wo man mittelst der „Sprache die ganze Südseite der Insel beherrscht.

„Bekehrte haben wir noch nicht viele; aber wir ar„beiten in Hoffnung besserer Tage und glauben, daß das „Geschenk der brittischen und ausländischen Bibelgesell„schaft in diesem N. Testament selbst diese ersehnte Zeit „herbeiführen helfen wird."

Aus Westindien.

Der Hülfsverein von Port of Spain auf der Insel Trinidad, gegenüber von der Küste Südamerika's, schreibt am 20. Mai 1850:

„Wir schicken hiebei 40 Pfund (480 Gulden), für „die wir Bibeln kaufen möchten. Wir haben unsere „Bibelniederlage täglich sechs Stunden geöffnet und der „Verwalter derselben geht einige Stunden täglich mit „Bibeln von Haus zu Haus. Im letzten Jahre ver„kauften wir mehr als 1000 Exemplare. Auch die Ku„li's (ostindische Arbeiter, die man in Westindien als „freie Tagelöhner einführte) machen von den durch die „Freunde in Madras gesendeten Bibeln Gebrauch und „kaufen sie.

Von Dr. Pinkerton.

Frankfurt am Main, 29. Juni 1850.

Colporteur **Lehmann** in Dessau meldet unter Anderm Folgendes:

„Beim Eintritt in ein Dorf begegnete ich einer „Anzahl von Arbeitern, die von ihrem Tagewerke zurück„kamen, und mit denen ich mich in ein Gespräch ein-

„ließ. Es kam zu Tage, daß einer von ihnen vorigen
„Herbst eine Bibel von mir gekauft und den Winter
„hindurch fleißig darin gelesen hatte. Es sei ihm aber
„seitdem nicht mehr recht wohl. Auf jedem Blatte habe
„er gefunden, daß er ein anderer Mensch werden müsse,
„um irgend eine Hoffnung des ewigen Lebens zu haben.
„Wo der Herr Hülfe und Beistand verspreche, da sei
„immer ein Zustand des Menschen gefordert, den man
„nicht herbeiführen könne. Er einmal könne das nicht,
„und er sei daher entschlossen sich die Bibel aus dem
„Sinne zu schlagen. Ich bin fleißig, fuhr er fort, ich
„fluche und schwöre nicht, ich glaube auch an Gott, das
„ist ganz genug. Mehr braucht es nicht für uns, daß
„wir es thun. — Ich suchte ihm nahezulegen, daß doch
„noch etwas mehr erforderlich sei, indem ich seine Auf-
„merksamkeit auf die geheimen Quellen der Sünde hin-
„lenkte, die im zehnten Gebote geoffenbart werden. Daran
„hatte er nie gedacht; von der Sünde hatte er bisher
„nur in ihren groben Ausbrüchen gewußt. Er hörte mir
„aufmerksam zu; und ehe wir uns verabscheideten, ver-
„sprach er jetzt von neuem seine Bibel lesen und sich
„die Gnadenmittel gewissenhafter zu Nutze machen zu
„wollen. Der Mann war sichtlich aufrichtig und schien
„einer von denen zu sein, über welche der Herr Gedanken
„des Friedens hat." —

Colporteur Masser in Bayern schreibt: „In die-
„sen römisch-katholischen Gegenden ist eine Aufregung.
„Das Volk fragt ängstlich nach dem Weg der Seligkeit.
„Eine Menge Bibeln habe ich da verkauft. Ich besuchte
„sie oft und sprach von Gottes Wort. Das Verlangen
„darnach ist groß unter ihnen. Stunden weit kommen
„die Leute an Sonntagen zu mir her, um sich gewisse
„Schriftstellen erklären zu lassen. — In andern Gegen-
„den fand ich die Leute voll Argwohn und ganz unbe-
„kannt mit dem Worte Gottes; sie fürchteten ich bringe

„ihnen von dem Gift, das von den neuen Heiden (den „Deutsch-Katholiken) ausgehe. In einem Landgericht, „wo im letzten Jahre die Demokraten äußerst heftige „Feinde der Geistlichkeit und der Beamten waren, fand „ich solchen Hunger nach Bibeln, daß mein kleiner Vor„rath bei weitem nicht ausreichte.

Colporteur Wick in Thüringen findet immer gute Aufnahme und trifft oft auf großes Begehren nach der heiligen Schrift, besonders bei ärmern Leuten. Er sagt unter Anderm: „Ich hatte Gelegenheit mit zwei Kranken „von der Liebe Jesu zu sprechen und sie auf die Ewig„keit hinzuweisen, ihnen aber auch den Weg zum Sün„derfreunde zu zeigen. Einer von ihnen, ein Mann, „hörte mir aufmerksam zu und dankte sehr, nachdem „er ein Neues Testament gekauft hatte. Die andere „Person war eine alte Frau, die auch mit Freuden „den Trost der Versöhnung aufnahm. Sie versprach, „sich die Bibel fleißig vorlesen zu lassen. In einem „Hause, wo das Weib zur römisch-katholischen Kirche „gehörte, war noch nie eine Bibel gewesen, daher die „Frau das Buch sorgfältig untersuchte. Kaufen konnte „sie sie nicht, weil sie kein Geld hatte; der Mann aber „versprach, das erste Geld, das in's Haus komme, darauf „zu verwenden. Nach einigen Stunden suchte mich die „Frau auf und ich ging sogleich mit ihr wieder in ihr „Haus. Dort kaufte sie mir sogleich eine Bibel ab und „meinte nun, sie müsse sie gleich von vorn an durchlesen. „Ich gab ihr daher einige Winke, wie man im Worte „Gottes forschen müßte, die sie mit bewegtem Herzen „und lebhaftem Danke aufnahm. In einem andern Dorfe „hatte eine arme Frau 10 Silbergroschen (35 Kreuzer) „die sie für einen wichtigen zu kaufenden Artikel auf„gehoben hatte; sie gab sie aber willig hin, weil die „Bibel noch wichtiger sei.“

Aus der Türkei.

(Von Hrn. Barker, dem Agenten in Smyrna, Juni 1850.)

Unter den Griechen in Constantinopel ist, wie ich höre, eine günstige Regung. Unser dortiger Unter-Agent, der nur mühsam durch seinen Gehülfen sich englisch ausdrückt, meldet davon: „Unser Verkauf geht so gut, daß ich glaube, dies wird das beste Jahr werden, das wir noch gehabt haben. Es ist eine Regung unter den Griechen und Juden.“ Er hatte eine hebräische Bibel in 12, wovon in kurzem alle Exemplare verschlossen waren. Er hätte zweitausend Exemplare mit Leichtigkeit absetzen können. Er bittet daher um rasche Nachsendung. — Mit dem Missionar Homes vertraute er einem armenischen Kaufmann, der nach Tiflis ging, einige Kisten mit heiligen Schriften, aber unter dessen Verantwortung für den Werth, an. Er hofft auf diese Weise eine Thür für die Verbreitung der Schrift im Ararat-Armenischen aufzuthun. — Von den Nestorianern sind gute Nachrichten eingelaufen. Die Bibelbücher, die ich an die Missionare in Urumia sandte, wurden sehr gut aufgenommen. Auch in Diarbekr hat sich eine protestantisch-armenische Gemeinde gebildet. Ein amerikanischer Missionar (zu Urumia) ist auf ihr Verlangen zum Besuche dorthin gereist. Eine Kiste mit heil. Schriften im Karschun und Syrischen wird auf Verlangen des Missionars Smith zu Aintab über Alexandrette und den genannten Platz nach Diarbekr abgehen. Auch nach Mossul ließ ich drei Kisten mit syrischen, chaldäischen, persischen und andern Bibeln gehen, die der dortige Missionar Bowen verlangte. Er ist nach Ostern von Constantinopel nach Diarbekr und Mossul abgereist und hat versprochen, sein Mögliches zu thun um im Berglande Tor (Taurus) der Bibel Eingang zu schaffen, indem dort eine große Christenbevölkerung syrisch spricht.

Aus Furcht vor dem Einschleichen römischer Sendlinge lassen sie gar keinen Europäer in ihr Land. Vor 25 Jahren gab ich einem Pilger und nachher noch andern dortigen Eingebornen ein paar syrische Testamente. Ich wäre begierig zu hören, was aus der kleinen Aussaat geworden ist. Verloren ist sie gewiß nicht. Der Pilger verstand außer ganz wenigem Türkischen nur Syrisch, und unsre Uebersetzung war ihm ganz verständlich. Nach Salonichi habe ich eine neue Büchersendung gemacht, und schon wieder verlangte ein amerikanischer Missionar daselbst 100 bulgarische Testamente, die ich ihm schickte. Auch nach Adrianopel sind 200 gegangen.

Aus der Südsee.

(Missionar Will. Gill zu Rarotonga, 1. Nov. 1849.)

Der „John Williams" brachte uns aus der Heimat das reiche Geschenk an Papier und Ihre freundlichen Briefe, worin Sie uns Ihre herzliche Theilnahme an der schmerzlichen Heimsuchung Gottes aussprechen, die alle unsre Stationen in Einer Nacht in Trümmer legte und unserer sehnlichsten Hoffnung für baldige Vollendung der ersten Bibelausgabe auf unserm Missionsposten ein so schnelles Ziel setzte. Aber Gottes Wege sind nicht unsre Wege, Seine Gedanken sind nicht unsre Gedanken! wie allmächtig ist Sein Thun! wie heilig, gerecht und wahrhaftig. Unsre armen Leute dankten am Morgen nach dem furchtbaren Ereigniß dem allmächtigen Gott, daß wir nicht unter der drückenden Herrschaft Frankreichs stehen, die damals so schwer auf Tahiti lastete. Viele sagten: Gott ist unser Vater; seine Zucht ist gut, und vielleicht ist dieser schreckliche Sturm die Ursache, daß diese Feinde sagen: „wir wollen mit dem Lande nichts zu thun haben." Unsre Herzen wurden sehr erquickt durch die lebhafte und warme Theilnahme, die wir von den Gemeinden und mehreren religiösen Gesellschaften Englands erfahren durften. Sie werden mit Vergnügen hören, daß es anfängt, bei uns allmählich wieder auszusehen, wie zuvor. Unsre Dörfer zählen bereits wieder viele kleine steinerne Häuschen, und auch der Anblick unsrer Kirchlein

und Schulhäuser erfreut unsre Herzen wieder. Oft wünschte ich an Sonntagen unsre Versammlungen von Eingebornen daheim den Freunden zeigen zu können. Die heimischen Christen, die für die Ausbreitung des Evangeliums thätig und hingebend sorgen, würden dadurch einen reichen und geheiligten Lohn empfangen; die Läßigen würden zu Leben und Thatkraft geweckt werden. Statt der Dornen sehen wir Fichten, statt des Gestrüpps den Myrthenbaum, und in den Siegen des Wortes Gottes erblicken wir, wie sehr es aller Noth und allem Elend der Heidenwelt abzuhelfen im Stande ist. Viele dieser Bekehrten sprachen bei ihrem Eintritt in die Christengemeinde: „Brüder, ihr kennet mich. Ich war ein Wilder und freute mich an allem, was schlecht ist. Oft habe ich hie das Testament hoch in der Hand empor haltend rufen gehört: „Dieses mächtige lebendige Wort hat die Veränderung geschaffen, die ihr sehet. Ja wahrlich, das ist das Wort Gottes zur Seligkeit.“

Herr A. Buzacott ist durch seine sehr leidende Gesundheit bald nach dem Orkan genöthigt worden, zur Erholung nach England zu gehen, und wir konnten nicht umhin, bei dieser Gelegenheit unsre Sache Ihrer Committee nahe zu legen. Ich freue mich zu vernehmen, daß er sich gestärkt fühlt und daß es ihm gelungen ist, die Uebersetzung zu vollenden und unter Leitung der Bibelgesellschaft durch die Presse zu fördern. Unsre Leute sehen schon lange mit einigem Neid auf die tahitische Bibelausgabe und warten nun mit Freuden ihrer eigenen entgegen. Es will ihnen nur fast zu lang werden, bis der Schatz ankommt. Vor einigen Tagen sagte ein frommer Eingeborner: „Ach! zwei Jahre sind hinter uns geflo„gen, seit Barokoti (Buzacott) uns verlassen hat, und Viele „sind gestorben. Jetzt sind noch zwei Jahre übrig. Ich „mag nicht daran denken. Das Geschlecht, das dazu auser„sehen ist, ihn mit dem Worte Gottes zurückkommen zu „sehen, ist wahrlich ein gesegnetes Geschlecht. Mein Ge„danke ist, wir sollen nicht viel davon reden. Laßt uns fort„gehen, Tag für Tag unsre Pflicht thun und auf Gott „schauen; wenn es Sein Wille ist, werden wir das große „Buch sehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. IX. Sept. 1850.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Aus der Südsee.

(Missionar Will. Gill zu Narotonga, 1. Nov. 1849.)
(Fortsetzung.)

Von Mara haben wir einige Hoffnung. Unsre letzten Nachrichten sprechen von einem Eindruck zu Gunsten der Lehrer. Der oberste Häuptling, bei dem sie wohnen, und von dessen despotischem Willen Leben und Tod seiner Unterthanen unbedingt abhängen, hat auf verschiedene Weise ihre Sicherheit bedroht. Eines Tages sandte er nach einem Priester, um gewisse Zauberformeln gegen ihr Haus anzubringen. Der alte Priester kam und ließ eine ganze Nacht hindurch die Luft von einem gräßlichen, gellenden Geschrei und seinen heidnischen Beschwörungen wiederhallen. Zum Erstaunen Aller blieben die Lehrer unbeschädigt und wohlgemuth. Die armen, nackten, rohen Bewohner dieser Insel scheinen von Fiebern und Seuchen sehr zu leiden, woran nicht wenige sterben. Das letzte Jahr war wieder ein großes Sterbejahr, und die abergläubischen Eingebornen sahen die Lehrer als die Ursache davon an. Die Söhne des Häuptlings dagegen lieben die Lehrer sehr, lernen Lesen und andre Kenntnisse. Ihr Vater läßt es sich ungern gefallen, aber er hat erklärt, wenn einer seiner Söhne krank werde und sterbe, so lange er freundlich mit dem Lehrer stehe, so koste es diesen das Leben. Das möge Gott in Seiner Gnade verhüten.

So lange uns die Bibel im Rarotonga noch fehlt, waren die Exemplare der tahitischen, welche Sie uns durch den John Williams gütigst zukommen ließen, ein willkommenes Geschenk für die Zöglinge unseres Seminars. Die reiche Sendung englischer und französischer Bibeln, womit Sie uns erfreuten, kam gut an und wird für eine Zeitlang unserm Bedarf genügen. Oft finden wir wandernde Matrosen von amerikanischen Schiffen, die hieher kommen, ganz gestimmt, um auf die Bibelwahrheit zu achten, die sie zu Hause nicht hatten an sich kommen lassen wollen. Voriges Jahr konnte ich viele Exemplare an den Mann bringen. Ein junger Mann fragte mit Anliegen nach einer Bibel, die, wie er sagte, er in seinem Leichtsinn von seiner Mutter beim Abschied nicht habe annehmen wollen. Ein andrer, der in einer unsrer Sonntagsschulen in London unterrichtet worden war und dessen Mutter jetzt noch Mitglied einer unserer (Independenten-)Gemeinden in London ist, war in so üblem Gemüthszustande, daß er von dem John Williams weg gehen wollte. Ich fand ihn einmal in sehr traurigem Zustande, suchte ihm den Irrweg zu zeigen, auf dem er sich befand, und mahnte ihn zur Buße. Er war bewegt und sagte mir, er habe eine Bibel, die ihm seine Mutter noch mitgegeben, von der er sich nicht trennen würde, wenn er auch noch so weit herunter käme. Lange nachher ankerte ein Wallfischfänger vor der Insel; und einige Tage, nachdem das Schiff weg war, kam der junge Mann wieder zu mir und bat mich um eine Bibel. Er war sehr traurig. Ich fragte nach seiner alten Bibel. Er gestand mir unter viel Bewegung, daß er in der Noth sie an einen amerikanischen Matrosen verkauft, aber seitdem keine Ruhe mehr gehabt habe. Natürlich erfüllte ich seinen Wunsch.

Wir haben jetzt einen farbigen Mann hier auf der Insel, der in einer Sonntagsschule zu Kingston auf

Jamaica lesen gelernt hat. Er ist von dem erhaltenen Unterricht weit abgeirrt; aber noch merkt man ihm denselben an; das Licht des lebendigen Wortes ist in ihm; und ob er gleich sich geweigert hat in diesem Lichte zu wandeln, so kann er doch auch nicht ganz der Finsterniß sich ergeben. Nach vielen Gesprächen mit ihm war ich erfreut, ihn bei einem Besuche, den er mir machte, um eine Bibel bitten zu hören. — Vor einigen Tagen kam Abends ein Eingeborner, der nach der Wahrheit fragte, und bat um Aufnahme in meine Bibelclasse. Da ich seinen vorherigen Ruf kannte, so fragte ich, was denn in seinem Sinnen und Wollen eine solche Aenderung hervorgebracht habe? Er antwortete: „ich war, „wie gewöhnlich, vor einigen Wochen am Sonntag zu „Hause und brachte ihn in Sünde und Müßiggang zu. „Am Nachmittag griff ich nach den Büchern Mose, „welche dalagen, und schlug das zwanzigste Capitel im „zweiten Buche auf. Furcht und Zittern kam über mich; „und von da an fühlte ich die Last meiner Sünden."

Als ich neulich mit einem jungen, stolzen Häuptling mich unterhielt, dessen Wandel seinem Unterrichte in der Schrift gar nicht gemäß ist, führte ich einige Schriftstellen an. Er bekannte die Wahrheit, und sein geschlagenes Gewissen trieb ihm den heftigen Schweiß aus. Er sagte: „ich bin schlecht! ich bin schlecht!" So zeigt sich das Wort der Schrift als ein Machtwort.

Von den Wälschen (Einwohnern von Wales, im westlichen England).

Herr Phillips schreibt (2. Sept. 1850) aus Liverpool unter Anderem:

In dem Wirken der wälschen Bibelgesellschaft hier ist etwas, an das man sonst selten denkt, noch weniger aber es ausführt. Ich meine in Bezug auf persönliche Theilnahme. An den meisten Orten geben nur die El-

tern Beiträge, die denn für die ganze Familie gelten. So wissen die Kinder nichts von der Bibelsache und kümmern sich nicht um sie. Hier aber lehrt man die Kinder für sich selbst geben. Gerade nehme ich eine Handvoll Papierchen, die sich in den Tellern befanden, welche man gestern vor den Kirchthüren aufgestellt hatte. Ich sende Ihnen als Beweis des Gesagten ein halb Dutzend Zettelchen, worin die Beiträge der lieben Familie eingewickelt waren, bei der ich wohne. Vater, Mutter und vier Söhne gaben zusammen 3 Pfund, 12 Schilling, 6 Pfennige (43 fl. 30 kr.) Andre Familien gaben bis 5 Pf. (60 fl.) Ein Freund gab gestern 5 Pf. und versprach 10 Pf. (120 fl.) in ein paar Tagen.

Von Herrn von Pressensé (dem Agenten für Frankreich.)

Paris, 16. August 1850.

Im Monat Juli, dem für die Büchervertheilung ungünstigsten Sommermonat habe ich 8030 Bibeln, Neue Testamente und Psalmbücher ausgegeben.

Der hohe Gerichtshof zu Caën hat entschieden, daß Buchhändler kein Buchhändler-Patent brauchen, um ihren Handel zu treiben. Das ist für uns ein großer Gewinn.

Einige Mittheilungen aus den Tagebüchern unserer Colporteure:

Einer unserer Freunde wanderte während der heißesten Tageszeit durch eine der weiten ganz mit Kornfeldern bedeckten, völlig schattenlosen Ebenen des Departements der Oise. Er schleppte sich schmachtend vor Hitze fort und schaut rechts und links aus, ob er nicht Schnitter entdecken könne, die um diese übliche Stunde ausruhten und ihr Mahl hielten. Endlich sah er in einiger Entfernung eine Menschengruppe unter einer niedern Hecke liegen. Er ging auf sie zu und war in Sorgen, wie sie ihn aufnehmen würden. Als er näher kam, sah er einen alten aber starken Mann, der das Haupt der Gruppe zu

sein schien. Um ihn vier junge Männer und drei blühende Mädchen von 16 bis 30 Jahren. Sie wachten aber auf, als der Fremdling erschien. „Sieh" rief der Alte, „es „ist ein Colporteur, und von der rechten Sorte" fügte er freudig hinzu. „Ein Bibelcolporteur?" fragte einer der jungen Männer. „Ja gewiß," sagte der Alte, „und dieß„mal soll er mir nicht entschlüpfen, wie einer vor zwei „Jahren." „Ganz recht, ganz recht," riefen jetzt alle sieben zusammen. Was soll das? was wollen sie mir thun? dachte unser armer Freund. Läßt das Gutes oder Böses ahnen? Er blieb nicht lange im Zweifel; denn der Alte, der der Vater der jungen Leute war, sagte ihm gleich, vor zwei Jahren habe er aus Geiz sich geweigert, das Wort Gottes von einem Hausirer zu kaufen, und das habe er seitdem immer bereut; denn einer seiner Nachbarn, der eine Bibel gekauft habe, habe sie ihm zuweilen gelehnt, und was er gelesen, das habe ihn überzeugt, so könne nur Gott sprechen, wie dieses Buch, in welchem er so Vieles gefunden, was sein und seines Weibes Herzen getröstet und erquickt habe. „Davon bin „ich so überzeugt, daß ich es oft meinen sieben Kindern „hier gesagt habe, so daß jedes von ihnen, wie mein „Weib und ich, überzeugt ist, der Segen Gottes wird „nur dann in unser Haus kommen, wenn wir eine Bi„bel haben und leben können, wie sie sagt, daß man „leben soll." — „Ganz wahr, ganz wahr!" riefen die jungen Leute.

Da war des Colporteurs Geschäft nicht schwer. Aber als er den Preis des Buches nannte, da sagte der Vater: „ach! ach! das ist zu theuer für uns; denn wir „haben nichts in der Welt; wir sind ganz arm und kön„nen uns nur gerade durchschlagen, indem wir für un„sere Nachbarn schneiden." „Thut nichts, Vater," schrie ein kräftiger und gewandter junger Bursche, der der älteste Sohn zu sein schien, „thut nichts, wir arbeiten

„zwei oder drei Tage doppelt, dann reicht es." „Und die „Jüngern," sagte ein hübsches kleines Mädchen von sechszehn „die nicht mehr arbeiten können, essen dann weni„ger in den zwei oder drei Tagen; dann bleiben sie auch „nicht dahinten." „Ganz recht," sagte einer der jungen Männer, „ich bin zu Allem entschlossen, um die schöne „Bibel in's Haus zu kriegen." — „Ja, ja, Vater!" jauchz„ten sie wieder zusammen: „die Bibel in's Haus! die „Bibel in's Haus! sonst kommt ja auch der Segen „Gottes nicht." — Die Bibel wurde gekauft; und so gekauft, muß sie den Segen in's Haus bringen, der so sehr ersehnt wird.

In welcher Weise manche Priester die Agenten wegzuschaffen suchen, mag folgendes Beispiel lehren. Einer derselben begegnet Morgens einem Colporteur, der aber keine Bücher trägt. „Ihr macht den vornehmen Herrn," sagte er; „wahrscheinlich geht euer Handel nicht. Es ist „doch recht schade!" — „Nein, Herr," antwortete der Colporteur, „aber mein Schein ist gestern abgelaufen; „ich habe um einen Andern gebeten, der in einigen „Stunden fertig sein wird." — „So? und wenn Ihr „ohne euern Schein verkauftet, was würde man Euch „thun?" „Ich würde festgenommen und gestraft." Der Priester besann sich ein paar Minuten und sagte dann: „Wir sind hier gutmüthige Leute; und wenn Ihr mir „zwölf Testamente vertheilet, die ich Euch zahlen will, „so wird Euch Niemand ein Haar krümmen."

Die Freude, auch einmal einen Priester gefunden zu haben, der zur Vertheilung der Bibel die Hand bot, riß daß Herz unsers Freundes hin; er eilte die Testamente zu holen und in die bezeichneten Häuser zu tragen, nachdem er das Geld dafür empfangen hatte; und während er eben mit dem Austragen beschäftigt war, kam ein Polizeidiener und fragte nach seinen Papieren. Der Colporteur zeigte sie und erklärte, daß er sogleich

seinen neuen Schein bekommen werde; er solle nur mit ihm zum Steuereinnehmer gehen, dort werde er ihn gleich haben. „Das geht mich nichts an," sagte der Polizeidiener, „Ihr seid in Strafe, ich nehme Euch fest." Aber der Priester selbst hat mich mit der Vertheilung der Bücher beauftragt." — „Das weiß ich wohl," sagte lachend der Polizeimann; „das geht mich aber auch nichts an, „Ihr müßt mit mir auf die Polizei." Unser Freund weigerte sich nicht, weil er schon sah, daß er sich in die Falle hatte locken lassen. Der Polizeibeamte, vor den er geführt wurde, behandelte ihn so schlecht als möglich. „Ah! Ihr seid's, der die Frechheit hat, schlechte Flug„schriften in der Stadt auszutragen; wir wollen dazu „sehen, und Ihr werdet übel genug fahren." — „Flug„schriften?" fragte der Colporteur, „ich habe nicht eine „einzige. Schicken Sie in mein Quartier, hier ist der „Schlüssel zu meiner Kiste, und Sie werden bald sehen, „daß ich die Wahrheit sage." — „Wie? was? ein Ehren„mann hat mir's gesagt; er hat die Schriften gesehen „und zugesehen, wie Ihr sie verkauftet." — „Das ist un„möglich, Herr! stellen Sie den Mann mir gegenüber, „und er wird nicht wagen, so eine Lüge mir in's Ge„sicht zu sagen." — „So sagen Alle, die etwas angestellt „haben." — „Aber es ist ganz sicher. Ich vertheilte die „Evangelien für einen Priester." — „Einen Priester, sagt „Ihr?" — „Ja!" „Beschreibt ihn." Der Colporteur that es. Jetzt schlug der Beamte heftig auf den Tisch. „Das ist zu schlecht!" rief er aus, und fragte dann in mildem, ruhigem Tone den Colporteur, was er verkaufe. Noch mehr, er ging mit ihm in sein Wirthshaus, und da er sah, daß er nichts hatte als Bibeln und Testamente, sagte er: „mit oder ohne Schein! ich nehme Euch „unter meinen Schutz; geht und verkauft eure Bücher; „und wenn Euch Jemand stören will, da ist ein Wort „von mir mit meiner Unterschrift; zeigt es, und man „wird Euch in Ruhe lassen."

In einem kleinen Städtchen des Départements de la Manche (in Nordfrankreich) ging einer unserer Bibelträger in einen geringen Schusterladen, um ein Paar wohlfeile Schuhe zu kaufen. Während er seinen Handel machte, versäumte er nicht von dem Einen, was noth ist, zu sprechen; und dieß that er mit solcher Wärme, daß der Schuster den Handel vergaß und Fragen machte als Einer, dem es um die Wahrheit zu thun ist. Endlich kaufte er noch zuerst, und zwar ein Neues Testament. Er war ganz erstaunt über die Erzählungen des Colporteurs von seiner Arbeit und rief einmal über das andre aus: „es ist Gottes Werk; wie „glücklich müßt Ihr sein, das zu treiben!" Zuletzt, als sie von einander Abschied nehmen wollten, ohne daß die Schuhe gekauft waren, sagte der Mann unserm Freunde: „so arm ich bin, ich gebe sie Euch um 10 Sous (14 Kreu„zer) wohlfeiler. Es ist mein einziger Gewinn; aber „Ihr habt eure Schuhe über dem Verkaufen des Evan„geliums zerrissen, und ich bin von ganzem Herzen, so „gut ich kann, bei Allem, was Ihr für Gottes Werk „unternehmet!"

Derselbe Colporteur erzählte, er habe eben einen See-Offizier gesprochen, der ihn sehr erbaut habe. Dieser Knecht Christi hat natürlich einigen Einfluß und verwendet ihn blos, um Gutes in seiner Umgebung zu thun. Er verbreitet die Bibel und spricht so feurig zu den Leuten, daß Viele durch ihn gerettet werden.

In einer kleinen Stadt im Ardennen-Gebirge (im nordöstlichen Frankreich) ist durch gekaufte Bibeln eine Erweckung in einer Anzahl römisch-katholischer Familien entstanden. Der Bibelträger besucht sie zuweilen und staunt über ihre schnellen Fortschritte in der Bibelkenntniß. Einem Katholiken war ein Psalter verkauft worden; er las ihn und sagte dem Bibelträger: „Das Büch„lein hat mich gelehrt, was Beten heißt, und den Wunsch „in mir erregt, das ganze Buch (die Bibel) kennen zu „lernen, zu dem es gehört. Verkaufet nur das kleine „Buch, es wird Euch Käufer für das große schaffen. „Denn Jedermann wird wünschen die Geschichte des „Mannes zu kennen (Davids), der so schöne Sachen ge„schrieben hat."

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.


Stanford University Libraries
3 6105 012 817 651

